This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

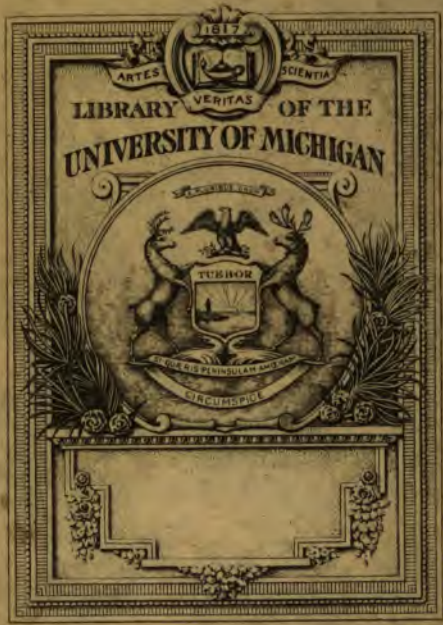
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

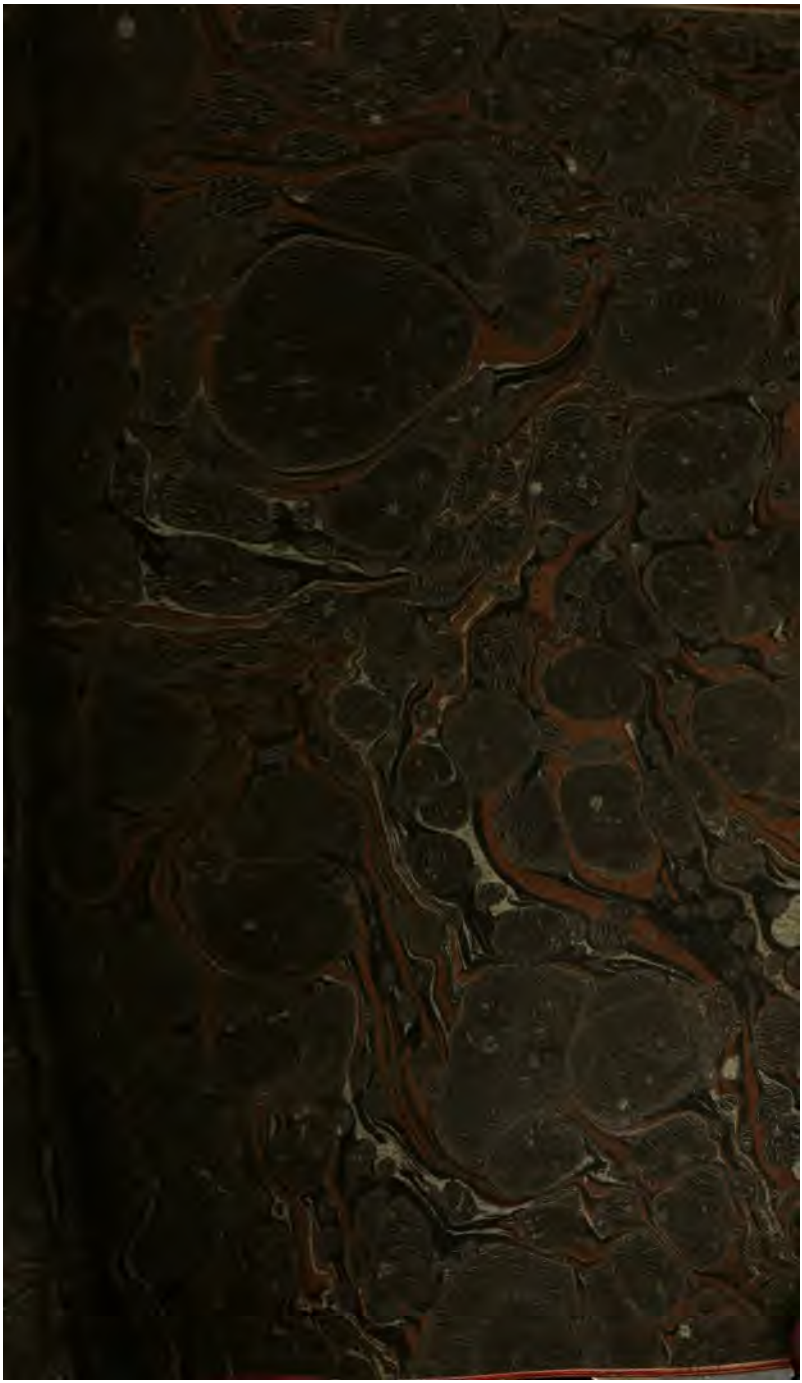
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I.
2.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBOR
SIQUIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Z
1007
.A392

UNIV. OF MICH.

Gottlieb Jakob Plank

Doktor der Gottesgelehrtheit, Königl. Großbrit. Kur-Braunschw. Konsistorialrath. Erster Professor der Gottesgelehrtheit auf der Universität zu Göttingen.

geb. zu Nürtingen im Kurfürstenthum Würtemberg im J. 1751 d. 15ten November

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des LXXXIV. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Hrn. Konsistorialraths Dr. Plank zu Göttingen.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Distichon ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Fac. Rec. Phy. Campbell
De Bruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des vier und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Liederverse zur christl. Religions- u. Tugendlehre. Für Kinder zum Auswendiglernen. S. 3

Sonntagsbuch. Zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause, v. C. F. Sintenis. 1r u. 2r Th. 5

Jesus u. die Samarittinn am Jakobsbrunnen. Eine lehrreiche Scene aus d. Lebensgeschichte unsers Herrn. 9

Materialien, in ausführl. Entwürfen, zu Sokratischen Unterredungen mit d. Jugend, üb. d. Gleichnißreden Christi, u. einige Geschichten aus sein. Leben; nach Henke sorgfältig ausgearbeitet v. F. A. Schröder. 10

Ueber d. Bildung d. Volkslehrer u. d. nothwend. Vervollkommnung d. Predigerstandes. In polit. u. mo-

ral. Hinsicht, allen Regenten — zur Beherzigung vorgelegt. 15

In welchem Sinne hat Jesus d. Göttlichkeit sein. Religions- u. Sittenlehre behauptet? Eine histor. exeget. Untersuchung, v. F. G. Süskind. 16

Kritik u. Erklärung der im hebräisch. Staate sich ereigneten Wunderbegebenheiten, von Josua bis auf Jesus, mit exeget. u. histor. Anmerkungen. 32

Sammlung einig. Berg- u. Cirkular-Predigten, in Rücksicht auf ihren, dem Zeitbedürfnisse angemessenen Inhalt. Herausgeg. v. J. G. G. Kießling. 36

Gedanken ein. evangel. Christen üb. zwey Schriften d. Bischofs Augustinus, u. die Beylagen u. Anmerk. d. Herrn Graf. Friedr. Leopold zu Stolberg. 38

D. Mart Luther, od. alt. u. neuer Protestantismus in Briefen an d. Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. 41

Christl. Gesangbuch f. evangelisch. reform. Religionsverwandte. 44

Predigt bey Einführung d. neuen reformirt. Gesangbuchs Gehalt. am 3. April 1792 v. F. H. Scheiffler. ebd.

Neues Magazin f. Prediger, herausgeg. v. D. W. A. Teller. 10r Bd. 1s u. 2s St. 45

Ueber d. Kleinigkeitsgeist in d. Sittenlehre, v. F. V. *Reinhard*. 46

Predigten bey besond. Veranlassungen gehalten v. L. F. Schmidt. 50

Die Geschichte d. Israeliten vor Jesu, nach ihr. heilig. Büchern, f. d. Bedürfnisse unsrer Zeit bearbeit. v. J. L. W. Scherer. 1r Th. 51

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetzung d. Landschullehrers v. Moser u. Wirich. Herausgeg. v. P. J. Völter. 1n Bds. 1s u. 2s St. 58

II. Katholische Gottesgelahrheit.

An Hegelins Freunde. Ein Denkmahl d. Verblichenen. Herausgeg. v. J. M. Sailer. 65

Pre-

Predigten zum Todtlachen. Allen Hypochondristen u. Grillenfängern zur Erheiterung empfohlen von einem lustigen Bruder. 69

III. Rechtsgelahrheit.

Justizverbesserungen bey d. Ausübung u. Kontrolle d. Rechtspflege. Vom Legationsrath J. F. Reitemeier. 70
D. M. J. Schick über d. Reichsständische Instanzenrecht, deren unerlaubte Vervielfältigung, u. insbesond. von d. sogenannten Kahlnets-Instanz. 71
Die Theorie d. Gesetzgebung. Aufgestellt v. J. A. Bergk. 73

IV. Arzneygelahrheit.

A. *Leroy* Vorlesungen üb. d. Gebärmutter während d. Schwangerschaft, bey u. nach d. Niederkunft, etc. aus d. Franz. übers. u. mit einig. Anmerk. versehn. v. J. C. *Renard*. 75
Abhandl. üb. d. Galvanismus u. dessen Anwendung. Aus d. Franz. übers. u. mit Anmerkung. v. F. H. *Martens*. 76
G. C. *Reich* de Febre ejusque quoad univers. tractatione. Latinae vers. traditum a T. F. *Koelreuter*. 77

V. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Auswahl deutscher Fabeldichter, mit erklär. Anmerk. f. d. Jugend u. Erwachsene. Mit 12 neuen Kupf. geziert, u. herausgeg. v. J. P. Voit. 77
Lyrische Anthologie. Herausgeg. v. F. *Matthisson*. 1r Th. 80

VI. Romane.

Die Alte mit den sieben Jungen. Ein satyrischer Roman. 87
Prinz Bimbam. Ein Mährchen f. Alt u. Jung. 88
Adelheid von Messina. Vom Verf. d. Scenen aus Fausts Leben. ebd.
Wunderbare Reisen zu Wasser u. zu Lande, u. Abentheuer d. Fräuleins Emilie von Bernau, verehl. von Schmierbauch. Von ihr selbst erzählt. ebd.
Eduard v. Rollenthal, od. der bekehrte Weiberfeind. Eine wahre Geschichte aus d. 7jähr. Kriege. 89
Kaspar der Wildschützenhauptmann, od. d. Bruder d. grauen Bundes. Eine Räubergesch. vom Verf. der Angelika. 1r u. 2r Bd. ebd.
Die Geburtsstunden d. Hölle, v. Jean Pierre. 90
Anna Granville, das tapfere Mädchen aus Schottland, od. d. Enthüllung im schwarzen Gewölbe. Eine hist. romant. Geschichte aus Cromwells Zeitalter. 1r, 2r u. letzt. Th. 91

VII. Musik.

Lehrbuch d. theoret. Musik, in systemat. Ordnung entworf. v. J. J. Klein. 91
Oeuvres complettes de W. A. *Mozart*. Cahier IX. — XII. 106
Oeuvres de W. A. *Mozart*. Quatuors pour deux Violons, Alte et Basse. Cah. I. No. 1. 2. 3. Cah. II. No. 4. 5. 6. 1s Heft. 2s Heft. 109
Concert pour le Pianoforte etc. par W. A. *Mozart*. No. 6. 112

VIII. Theater.

Heinrich d. Vierte, König v. Frankreich. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, v. A. Bergen. 129
Tankred. Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach Voltaire, v. Göthe. 134

Mahomed. Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach Voltaire, v. Ebend. 134
Dramatische Gemälde v. F. Rambach. 141
Fernando, od. d. Kunstweihe. Eine dramatische Idylle. Herausgeg. v. Böhlendorf. 143
Turandot, Prinzessinn von China. Ein tragikomisches Mährchen, nach Gozzi, v. Schiller. 145

IX. Weltweisheit.

Der Mann von Welt, eingeweihe in d. Geheimnisse d. Lebensklugheit. Ein nach Balth. Gracian frey bearbeit., vollständ. nachgelassen. Manuskript v. K. H. Heydenreich. 146

X. Mathematik.

Ebene Trigonometrie, mit Anwendungen u. Beyträgen zur Geschichte derselben. 149
Beytrag zur richtigen Beurtheilung d. Eigenschaften u. d. Wirkungen d. Gewölbe, ꝛc. v. K. F. Merzwein. 151
Astronomisches Jahrbuch f. d. J. 1805 — berechnet u. herausgeg. v. J. E. Bode. 153
Geschichte d. griech. Astronomie bis auf Eratosthenes, v. J. K. Schaubach. 158

XI. Naturlehre und Naturgeschichte.

Magazin f. Insektenkunde, v. K. Illiger. 1n Bds. 3te u. 4te Heft. 168
Abbildungen zu K. Illigers Uebersetzung v. Olivier's Entomologie. 1r Th. 172
Archiv f. Zoologie u. Zootomie. Herausgeg. v. C. R. W. Wiedemann. 3n Bds. 1s St. 173
Jahrbuch d. Naturgeschichte zur Anzeige u. Prüfung neuer Entdeckung. u. Beobachtung. — Herausgeg. v. W. G. Tilesius. 1r Jahrg. 174

Der Gesellschaft naturforschend. Freunde in Berlin neue Schriften. 4r Bd. 177

XII. Chemie.

A. F. Fourcroy's System d. chemisch. Kenntnisse. Im Auszuge v. F. Wolf. 3r Bd. 186
Systematischer Grundriß d. allgemein. Experimentalchemie, zum Gebrauch d. Vorlesungen, v. D. S. F. Hermbstädt. 3r Bd. 3e Aufl. 188

XIII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Flora europaea inchoata a. J. J. *Roemer*. Fascic. VII. 209
Romani *Hedwig* Filices. Tab. XIII—XVII. Fascic. III. 210
Anleitung zur Kenntniß d. Gewächse, in Briefen v. K. Sprengel. 1e u. 2e Samml. ebd.
Neue Beyträge zur Botanik, v. A. W. *Roth*. 1r Th. 211
Anleitung zur Forstwissenschaft, v. G. A. Hazel. 1r Bd. 223

XIV. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Historischer Kalender für 1802, v. L. Westenrieder. 214
Christliche Kirchengeschichte v. J. M. Schröckh. 32r Th. 215
Ebendieselbe, v. Ebend. 33r Th. 219
Ehrenrettung d. Duttenhoferischen Religionsgeschichte, geg. d. in d. A. L. Z. Nr. 297 v. J. 1802 erschien. Beurtheilung derselben, v. J. L. G. G. 224

XV. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Spaziergang nach Syrakus, im Jahre 1802, v. J. G. *Seume*. 226
Magazin von merkwürd. neuen Reiſebeſchreibungen, aus fremden Sprachen überſ., u. mit erläuternd. Anmerk. begleitet. 24r bis 24r Bd. 229
Gemälde von Valencia. Herausgeg. v. C. A. Fiſcher. 1r u. 2r Th. 233
Bemerkungen auf ein. Reiſe durch d. ſüdl. Deutſchland, d. Elſaß u. die Schweiz, in d. J. 1798 und 1799, v. C. A. D. v. Eggers. 2r u. 3r Bd. 246

XVI. Gelehrtengeſchichte.

Epiſtolae II. Ulrici ab Hutten ad Richardum Crocum nunc primum luce publ. donavit et notis illuſtravit — C. G. *Müller*. 250
Eſſai ſur les Monumens typographiques de Jean Gutenberg, Inventeur de l'Imprimerie, par G. *Fiſcher*. 253
Analyſes des opinions diverſes ſur l'origine de l'Imprimerie, par *Daunou*. ebd.
ΑΝΑΞ ΑΠΟΛΛΩΝ: oder Verſuch üb. d. Verdienſte d. Fürſten um die Wiſſenſchaften. Ein Beytrag zur Literargeſchichte u. Politik, v. J. *Berger*. 266

XVII. Vermiſchte Schriften.

D. J. G. Krünitz's ökonom. technol. Encyklopädie, — fortgeſetzt v. H. G. Flörke. 89r u. 90r Bd. 113
Auszug aus d. Herrn D. J. G. Krünitz's ökon. technolog. Encyklopädie, — fortgeſetzt v. H. G. Flörke. 23r Th. ebd.
Hiſtoriſche Gemälde in Erzählungen merkwürdig. Begebenheiten aus d. Leben berühmt. u. berüchtigt. Männer. 9r bis 11r Bd.

Auch

Annalen menschl. Größe u. Verworfenheit, v. ein. Gesellschaft von Freunden d. Geschichte. 1r bis 3r Bd. 116
Ueber Trubten, Trubtenfeine, Barden u. Bardenlieder, Feste, Schmäuse, ꝛc. u. Gerichte d. Deutschen — v. W. Reynitzsch. 188
Die seidenen Schuhe. Ein dialogisirtes Familienspiel f. häusl. Glück u. Menschenkenntniß, v. Familius Hausmann. 191
Die Kunst durch d. Welt zu kommen. Ein Taschenbuch. 193
Blätter zur Kunde d. preuß. Staates u. sein. Verf. 1s St. 196
Reliquien alter Sitten u. Meinungen, f. Jünglinge nach Bedürfnissen uns. Zeitalters, herausgeg. v. J. G. Müller. 1r Th. 197
Das Neueste u. Nöthigste d. Chemie, Fabrikwissensch., Apothekerkunst, ꝛc. 4r bis 6r Bd. 201
Beyträge zur kritisch. Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke u. Urkunden, herausgeg. v. P. J. Bruns. 1s u. 2s St. 202
Betrachtungen u. Gedanken üb. verschied. Gegenstände d. Welt u. der Literatur. Nebst Bruchstücken aus ein. Handschrift. 206

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des vier und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

Verlagsartikel, neue, bey Reßler in Hamburg. S. 276
— — bey Steinacker in Leipzig. 273
Zollikofers, G. J., nachgelassene Predigten verschied. Inhalts — herausgeg. v. D. J. G. Marezoll. 9r, 9r u. letzt. Band, in d. Weidmannischen Buchhandl. in Leipzig. 61

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Aretin, v., 63. Bellermann 62. Böttiger 117. Voß 63. Ehlers 63. Freiballer 63. Gräfer 63. Gurlitt 62. Jahn 117. Martin 63. Roth 62. Schlözer 272.

3. Chronik deutscher Universitäten.

Göttingen 63

4. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

München, Kurfürstl. Akad. d. Wissenschaft. das. 117

5. Anzeige kleiner Schriften.

Lobeck, C. A., Specimen observationum criticar. et grammaticar. in Sophoclis Ajacem Lorarium. 278

6. Reichstagsliteratur.

Bemerkungen, einige, über d. Paragraphen 35, 36 u. 42 des Hauptdeputationsschlusses v. 23. Nov. vorigen Jahres. 117

Beylagen zu dem Protokolle der ausserordentl. Reichsdeputation zu Regensburg; u. zwar 41 Bd., welcher d. Beylagen von Ziffer CCCI. bis CCCC. enthält. 120

Fugger, Anselm's Maria, zu Babenhausen, Promemoria an die allgemeine Reichsversammlung. 118

Protokoll der ausserordentl. Reichsdeputation zu Regensburg. 1803. 1r u. 2r Bd. 119

Zuschauer, der deutsche, od. Archiv aller merkwürdig. Vorfälle, welche auf die Vollziehung des zu Lüneville abgeschlossenen Friedens Beziehung haben, etc. 2r Band. 1s bis 3s Heft. 120

6. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Generale, Kurfürstl. Sächs., den öffentl. Verkauf d. gemeinen Volkslieder betr. 122

Nachricht, den Herrn Prof. Nolde in Rostock betr. 123

Nicolai's, Herrn, Erklärung üb. die ihm zugeschickten Recensionen u. Anzeigen von genannten u. angenannten Verfassern. 164

Schwarzkopfs, Hrn. v., schriftl. Danksagung an d. Herren Einsender d. Beyträge zu d. Staatskalender u. polit. Blättern. 124

7. Neue Auflagen.

Bücher, die in der O. M. 1803 unter neuen Titeln angekündigt worden sind. 125

— neue aufgelegte, welche in d. O. M. erschienen sind. 126

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Liederverse zur christlichen Religions- und Tugendlehre. Für Kinder zum Auswendiglernen. Nebst einigen Schulgesängen und einem Glaubensbekenntnisse für Kinder in Bürgerschulen. Leipzig, bey Dyk. 1802. 126 Seit. 8. 6 gr.

Diese Bogen sind nicht so reichhaltig, als Seilers Reste zum in Liedern; allein der Herausgeber hat aus einigen später erschienenen Gesangbüchern geschöpft, wodurch seiner Auswahl hin und wieder ein Vorzug eigen geworden ist. Ueber den Liederversen stehen bald längere, bald kürzere Sätze, in denen der Inhalt derselben angedeutet, zuweilen auch wohl mehr paraphrasirt wird. Einige dieser Sätze wünschte man jedoch anders geformt zu sehen. So heißt es Seite 18: »Sinnlichkeit beherrscht jeden Lasterhaften, und tobt in »der Brust aller Menschen. Alle sind von Natur der »Sinnlichkeit unterworfen, sündhaft; der Sünde aber, »d. h. der Abweichung von den göttlichen Vernunftgesetzen »in unserer Brust, die in den heiligen Schriften noch näher und deutlicher bestimmt sich finden, folgt Jammer und »Elend.« Schwerlich läßt aus diesem Satze, wenn man ihn im Zusammenhange faßt, sich ein richtiger Begriff von Sinnlichkeit ableiten, und sogar der angegebene Begriff der Sünde wird durch Hinsicht auf den Zusammenhang wieder

verrückt. Die Sinnlichkeit beherrscht den Lasterhaften; dieß ist richtig. Aber sie tobt auch (dieß ist also noch mehr, als beherrschen) in der Brust (warum gerade hier?) aller Menschen. Was anders folgt daraus, als: alle Menschen sind höchst lasterhaft? Und sie sind es von Natur; denn sie sind von Natur der Sinnlichkeit unterworfen, und obgleich auch göttliche Vernunftgesetze in der Brust seyn sollen — wer kann die Stimme dieser Gesetze in der Brust vernehmen, wenn eben daselbst die Sinnlichkeit tobet? Und wer also kann die Abweichung von jenen Gesetzen strafbar finden, da sie schon von Natur veranstaltet ist? Wer muß es nicht ungerecht nennen, daß das, was so natürlich ist, in Jammer und Elend führt? — Gewiß würde man in der Entwickelung dieses Satzes, wenn er bleiben sollte, wie er ist, einem geschickten Kinde seine Zweifel unmöglich auflösen können. Und doch bahnt der Verfasser sich noch unmittelbar darauf (S. 19) zu einigen Strophen über die Willensfreyheit den Weg durch die Frage: »wäre der Mensch achtungswerth, wenn er nicht sündigen könnte?« Also er verdiente Achtung, weil er der Sinnlichkeit unterworfen ist, weil die Sinnlichkeit in seiner Brust tobet? Wie Vieles hätte hier noch bemerkt werden müssen, wenn jene Frage verständlich und vor Mißdeutung sicher seyn sollte! So kahl hingeworfen, und so ausgedrückt, ist sie wenigstens sehr unbesonnen.

Die angehängten Schulgesänge sind sämmtlich aus dem neuen Bergischen Gesangbuche. Das Glaubensbekenntniß enthält in seinem dogmatischen Theile noch manche Unbestimmtheit. Z. B. S. 117: »Die Erlösung, die wir unsern Heilande schuldig sind, (der Verf. will sagen: zu verdanken haben; denn so klingt es, als wenn wir schuldig wären, den Heiland zu erlösen) »bestehet in der Befreyung »von dem Joche einer knechtischen und abergläubischen Gottesverehrung, ꝛc. Diese Befreyung hat er zuwege gebracht, »indem er aus Liebe zu uns unsere menschliche Natur angenommen, und sich ein niedriges, mühseliges und leidenvolles Leben auf Erden hat gefallen lassen. Er hat dieß« (was denn? das Leben auf Erden?) »bewirkt durch seine Lehre, »u. s. f.« Doch genug! Recensent bemerkt nur noch, daß die Liederstrophen füglich ohne abgesetzte Verszeilen hätten gedruckt werden, und daß alsdann auch die nämliche Bogenzahl

zahl eine weit größere Menge derselben hätte fassen können.

Sonntagsbuch. Zur Beförderung wahrer Erbauung zu Hause. Von C. F. Sintenis, Konsistorialrath und Pastor zu St. Trinit. in Zerbst. Leipzig, in Kommiss. bey Fleischer. Erster Theil. 1801. 256 Seit. Zweyter Theil. 1802. 254 Seit. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Was der Verf. in der Vorrede zu diesem Sonntagsbuche, welches er als einen Pendant zu seiner Hauspostille betrachtet wissen will, von dem Werthe der Hausandacht sagt, ist ganz gegründet. Es wäre zu wünschen, daß der Geist der Vorzeit in dieser Hinsicht zurückkehren, und sich mit dem Geiste unserer Zeit verbrüdern möchte. Die häusliche und die öffentliche Andacht haben, wie der Verf. bemerkt, jede ihren besondern Nutzen für das Herz; aber die häusliche ist weit älter, als die öffentliche. Diese zur Stellvertreterinn jener machen wollen, hieße gegen alle Menschenkenntniß handeln. Weit eher schickt sich jene dazu, die Stelle dieser mit zu vertreten, und hat sie nicht nur lange genug überall mit vertreten müssen; sondern es ist auch noch jetzt der Fall an vielen Orten und unter vielen Umständen. — Wenn Hausgenossen in einem kleinen Kreise andächtig bey einander sind, wie leicht werden sie Ein Herz und Eine Seele! Wie wenig Zerstreuendes finden sie, die sich einander bekannt genug sind, an ihrem gegenseitigen Anblicke! Wie passend kann der Hausvater die religiöse oder moralische Unterhaltung für die Uebrigen wählen! Wie kann er über diese, wie über jene, katechisiren! In der That, eine vollkommnere Besserungsanstalt für die sämmtlichen Hausgenossen, deren jeder seine besondern Fehler hat, welche den andern bekannt sind, eine kräftigere Aufmunterung zu gemeinschaftlichen Familienarbeiten, eine stärkendere Beruhigung in gemeinschaftlichen Familienleiden kann es nicht geben, als vereinigte Hausandacht.

Man hätte denken sollen, diese Grundsätze würden nun auch den Verf. in der Wahl seiner Materien geleitet, sie wür-

den ihn bestimmt haben, aus den Schätzen seiner praktischen Religionsphilosophie vorzüglich das, was auf das häusliche Leben mittelbar oder unmittelbar Bezug hat, aufzusuchen und mitzutheilen. Und wer hätte ein solches Werk gefälliger und eindringender darstellen können, als er, der mit vielseitiger Erfahrung eine blühende Einbildungskraft, mit Gedankenreichthum warmes Gefühl verbindet, und in einer eben so klaren und ungekünstelten, als starken und herzergreifenden Sprache zu reden weiß? Allein Rec. darf es nicht verhehlen, daß diese Erwartung getäuscht worden sey. Der größte Theil des Buchs bestehet aus moralischen Abhandlungen, die an sich selbst freylich immer, wie man es von dem Verf. schon gewohnt ist, mit eigenthümlicher Kraft durchgeführt; aber doch auf einen Kreis von Hausgenossen, die sich einander für das Gute erwärmen wollen, nur selten berechnet sind. Manche Betrachtung ist auch bloß spekulativ, oder bestreitet einzelne Begriffe der kirchlichen Dogmatiker, und würde mehr in eine Schrift für philosophirende Theologen, als in ein Sonntagsbuch zur häuslichen Erbauung passen. (z. B. I. 80 ff. 88 ff. 102 ff. 111 ff. 129 ff. 217 ff.) Es ist wenigstens nicht einzusehen, warum ein Hausvater, den Seinigen zur Erbauung, mehrmals eine Diatribe gegen den Wunderglauben, gegen die Existenz des Teufels, die Genugthuung Christi, u. s. f. vorlesen sollte; und ein solches Buch müßte doch wohl von der Art seyn, daß man sagen könnte: es greift von allen Seiten in die Verhältnisse des Lebens ein, und die Lektüre desselben verdient daher auch recht oft wiederholt zu werden. Außerdem setzet der Ton, auf welchen der Vortrag im Ganzen gestimmt ist, (nur hin und wieder fällt er ins Gemeine) eine solche Tendenz zum ernsten Nachdenken, und eine solche Bekanntschaft mit scientifischen Kunstwörtern (wie Kommentar, intellektuell, enthusiastisch, u. dgl.) voraus, daß man glauben sollte, jeder Leser oder Hörer, der diese Bildung hat, sey ohnehin schon längst von krassern Ideen entwöhnt. Endlich wäre vielleicht auch wohl gar zu fürchten, daß Manchem, der an diesem Sonntagsbuche vorzüglichen Geschmack fände, die öffentlichen Religionsvorträge, sollten sie auch keinesweges mit Recht zu tadeln seyn, ganz gegen den in der Vorrede angedeuteten Sinn des Verfs. durchaus verleidet werden möchten. Denn eine solche Freymüthigkeit, wie sie hier oft statt findet, dürfte doch wohl nicht mancher Prediger verrathen, ohne den Zweck seines Amts

uner-

unverständlicher zu machen; es müßte zuweilen noch wohl ein biblischer Ausdruck, oder eine Wendung in seine Predigten einfließen, woraus in der häuslichen Erbauungsstunde unnöthigerweise gekrittelt würde. Dazu kommt, daß der Verfass. selbst diese Wirkung auch durch mehrere ausdrückliche Bemerkungen begünstigt. Nur eine derselben (S. 148) werde hier mit ein paar eingemischten Randglossen ausgehoben, und diese diene dann zugleich dazu, das Urtheil des Rec. über Inhalt und Form des Buchs möglichst kurz und doch vollständig zu belegen.

»Die allgemeine Religion, die Allermannsreligion (!) »muß die kürzeste und natürlichste zugleich seyn. Die Sache »wird dadurch um nichts besser, wenn es heißt, jene theolo»gischen Systeme wären nur für die eigentlichen Theologen, »und man müsse sie als das gelehrte Christenthum betrach»ten. Es ist nicht nur ganz und gar gegen den Geist des »Christenthums, wenn man selbigem ein gelehrtes Gewand »giebt; sondern — ist denn nicht auch jene systematische »Weitläuftigkeit und Künsteley in die allerkleinsten Reli»gionsvolksunterrichtsbücher (!) übergegangen?« (Dieser Nachsatz wurde hier doch nicht erwartet. Das nicht nur und das sondern hängen nicht recht zusammen. Sonst ist es freylich wahr, das Christenthum, als Religion, hat eine Simplicität, die durch systematische Weitläuftigkeit und Künsteley nur verwischt wird. Es wohnet mehr in den Herzen, als in den Köpfen seiner Freunde, und wird in sofern zur Religiosität, oder zur christlichen Gesinnung. Allein als besondere, von Judaismus, Muhamedanismus, u. dgl. sich unterscheidende Religionstheorie läßt es doch unstreitig auch eine systematische Behandlung zu. Auch erfordert das Vehikel, wodurch es, in diesem Sinne des Worts, der Welt überliefert ward, immer noch einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit, und so lange wir die Bibel nicht verdrängen, oder, wie man in unsern Zeiten sich ausdrückte, antiquiren wollen und dürfen, wird ein Theil jenes gelehrten Apparats selbst in die christlichen Lehrbücher für das Volk überfließen müssen. Wie wäre es sonst möglich, daß das Volk alles, was es von Religion höret und liefet, fassen, und richtig beurtheilen könnte? Hat ja doch der Vf. selbst es für nöthig gehalten, auch in diesem Sonntagsbuche als Gelehrter zu erscheinen, und sich nicht bloß auf eine Dar-

stellung der allgemeinen Religion einzuschränken.) »Betrüben die Prediger, welche, um im Examen zu bestehen, und für amtstüchtig erklärt zu werden, sich recht in ihr System »hineinstudirt haben, dasselbe nicht auch, ohne daß sie es »selbst bemerken, hernach sonntäglich auf die Kanzel? Was »soll aber die Gemeine damit? Es ist ihr zu viel; es ist »ihr zu schwer. Sie giebts also zurück, und das Predigt»amt ist ohne Nutzen.« (Wie allgemein hingeworfen! Gilt das von jedem Prediger? So vergißt der Verf., daß er selbst zu diesem Stande gehöre. Oder gilt es nur von denen, welche, um im Examen zu bestehen, und für amtstüchtig erklärt zu werden, sich recht in ihr System hineinstudirt haben? Das aber wäre doch wohl eine so große Sünde nicht. Oder darf etwa der Prediger, wenn sein Amt Nutzen haben soll, sich gar nicht in sein System hineinstudiren? Darf er, wie ein Quäker, auf unmittelbare Einsprache eines höhern Geistes warten? Hat der Verf. nicht auch ein System? — Doch — er zielt hier auf das kirchliche System, obgleich er es nicht näher bestimmt. Aber kann und muß denn nicht ein Prediger mit diesem Systeme genau bekannt seyn, ohne es deßhalb sonntäglich auf die Kanzel zu bringen? Giebt es wohl unter funfzig Predigern, die in den beyden letztern Decennien des vorigen Jahrhunderts studirt haben, auch nur einen einzigen, dessen Geist noch in die verrosteten Fesseln einer altväterischen Dogmatik geschmiedet wäre? Muß man nicht, wenn man gerecht seyn will, zugeben, daß in unsern Zeiten unter den Protestanten die Religion fast überall — denn einige Ausnahmen giebt es allerdings wohl auch hier — nur von ihrer praktischen Seite vorgestellt werde? Wozu also jener Ausfall auf den Predigerstand, oder — wenn der Verf. lieber will — jenes Urtheil, das seiner Form wegen so leicht zu mißdeuten und zu mißbrauchen ist? Wozu besonders in diesem Sonntagsbuche, das doch bloß zur häuslichen Erbauung dienen, aber keine sogenannte Pastoraltheologie seyn sollte?) »Ich lobe mir den Paulus: Christenthum, spricht »er, ist Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Noch »kürzer drückt er sich in einer andern Stelle aus: Gottes »Gebote halten, das ists.« Bey aller Achtung, die dem Verf. gebührt, kann man doch nicht umhin, zu wünschen, daß dieser Ausspruch ihm in der Bearbeitung seines Werks durchgängig ein leitendes Princip gewesen seyn möchte. Es würde dann aus dem ersten Theile manche polemische Discus-

sion

sion weggeblieben, sehr Vieles würde einfacher, herzlicher, lebhafter vorgetragen, und überall würde insbesondere auf die speciellen Verhältnisse, Verpflichtungen, Freuden und Leiden des Privatlebens der Menschen mehr Rücksicht genommen seyn. Für einen gewissen engern Kreis von Lesern bleibt das Buch auch so, wie es ist, noch immer lehrreich; aber zu dem Zwecke, wozu es eigentlich bestimmt ward, hat es nur eine sehr eingeschränkte Brauchbarkeit.

Sw.

Jesus und die Samaritinn am Jakobsbrunnen. Eine lehrreiche Scene aus der Lebensgeschichte unsers Herrn. Berlin und Leipzig, bey Gotsch. 1801. 105 S. 8. 8 gr.

Der Verf. glaubt, daß es, bey der immer zunehmenden Abnahme der Bibelleser, nöthig sey, durch Auswahl und praktische Bearbeitung anziehender Stücke derselben, das Interesse für die Bibel wieder zu wecken und zu beleben. Eigene Erfahrungen haben ihn gelehrt, daß biblische Erzählungen und Gespräche, in einer gereinigten Sprache vorgetragen, und ihre interessantesten Beziehungen bemerkbar gemacht, einen ungemeinen Eindruck auf das menschliche Gemüth machen, und bey der moralisch-religiösen Bildung von großem Nutzen sind. Darauf gieng denn nun auch seine Absicht bey Bearbeitung des hier gelieferten biblischen Gespräches, deren er, wenn seine Arbeit Beyfall findet, mehrere zu liefern gedenkt.

Rec. ist über die Nützlichkeit, vielleicht Nothwendigkeit solcher Bearbeitungen der Bibel, falls sie zweckmäßig gerathen sind, mit dem Verf. sehr einverstanden; obgleich er gesteht, daß die Parabeln und Erzählungen der Bibel, auch in der ungeschmückten Sprache der Lutherschen Uebersetzung, oft einen weit stärkern Eindruck auf ihn machten, als eben diese Erzählungen in die Sprache des Zeitalters eingehüllet. Indessen ist es immer sehr billig und gut, dem verfeinerten Geschmacke, durch eine moderne Sprache, und der Unachtsamkeit, auch wohl Unwissenheit vieler Leser, durch zweckmäßige Bemerkungen des Schönen und Lehrreichen in der Bibel entgegen zu kommen. Nun fehlt es freylich nicht an Büchern, die dieß zum Theil sehr gut leisten; dadurch wird aber

das Unternehmen unsers Verf. keineswegs überflüssig. An guten Büchern dieser Art kann man nicht leicht zu viele haben, möchte man nur nicht in unserer, jetzt so viel lesenden Welt, der Leser solcher Bücher immer zu wenige haben!

Unser Verf. hat sich viele, vielleicht zu viele Mühe gegeben, das Schöne und Lehrreiche dieser Scene aus dem Leben Jesu zu zeigen. Immer hätte sie, der Zweckmäßigkeit unbeschadet, und vielleicht sehr zu ihrem Vortheil, um ein Beträchtliches kürzer gefaßt werden können. Bey aller Unachtsamkeit, mit der freylich viele Leser lesen, muß man doch immer Manches ihrem eigenen Nachdenken und Gefühle überlassen. Wer ihnen Alles sagt, was sich darüber sagen läßt; wer ihrem eigenen Nachdenken nichts überlassen wollte, würde leicht in Gefahr kommen, selbst diesen Lesern langweilig, und dadurch ungenießbar zu werden.

Zuerst betrachtet der Verf. den Charakter des Evangelisten Johannes. Hierauf kommen historische Bemerkungen über Samarien und dessen Einwohner. Dann das Gespräch Jesu mit der Samaritinn. Endlich eine praktische Erklärung des Gesprächs Jesu mit der Samaritinn.

Etwas mehr Aufmerksamkeit auf Wiederholungen und Weitschweifigkeit möge der Verfasser sich empfohlen seyn lassen!

Materialien, in ausführlichen Entwürfen, zu Sokratischen Unterredungen mit der Jugend, über die Gleichnißreden Christi und einige Geschichten aus seinem Leben; nach Hencke sorgfältig ausgearbeitet, von Franz Adolph Schrödter, Stadtprediger in Oldenburg. Ein Handbuch für Prediger und Schullehrer, als Seitenstück zum Kommentar (Commentar) über den Katechismus. Altona, bey Hammerich. 1801. 341 Seiten gr. 8. 1 Rthl.

Der Verfasser erklärt sich zuförderst über die Absicht, in welcher, und über die Grundsätze, nach welchen das Buch geschrie-

geschrieben ist, und giebt zugleich eine Anleitung zum Gebrauch desselben. Hiernächst sind zwanzig Gleichnißreden nebst fünf Frageentwürfen bearbeitet. Ihnen folgen zwölf kürzere Gleichnisse, und drey Frageentwürfe; dann auserlesene Geschichtserzählungen aus dem Leben Jesu, dreyzehn an der Zahl, und drey Frageentwürfe. Den Schluß machen Bemerkungen über die Art, wie katechetische Schriften abgefaßt werden sollen. Anhangsweise noch eine Konfirmationsrede, nebst einem ausführlichen Frageentwurf darüber.

Ueber die letzten Leiden und den Tod Jesu liefert der Verf. seine Entwürfe, »weil er ungerne eine Arbeit unternehme, die schon ein Anderer (S. J. Ramann in »seiner katechetischen Erklärung der Passionsgeschichte Jesu) gut, wenigstens im Ganzen zweckmäßig, ausgeführt habe.«

Mit Bezug auf dieß Ramannsche Werk sagt er S. 316: »Auch davon kann ich mich nicht überzeugen, daß »es nöthig ist, allemal in einem katechetischen Hülfsbuche »die ganzen Fragdispositionen wörtlich und ausführlich hersuzusetzen. Zur Probe sind einige Bedürfniß. Allein die »übrigen, und bey weitem die mehresten, muß sich der »Lehrer, der ein solches Buch gebrauchen will, dann selbst, »entweder in Gedanken, oder auf dem Papier ausarbeiten. Sonst betet man ihm vor, wo er selbst denken »und arbeiten sollte, und macht ihm die Sache gar zu »leicht. Auch wird überdieß (auch, aber überdieß — »eins konnte der Vf. sparen) die Bogenanzahl und der Verkaufspreis eines solchen Buchs, und doch (und doch — »ist überflüssig) unnöthigerweise, dadurch vermehrt.« — Also, der Lehrer soll selbst denken, selbst arbeiten. Da möchte man nun diese treffende Bemerkung dem Verfasser zurück geben. Einige seiner Frageentwürfe nehmen über einzelne Gleichnisse 8 bis 13 Seiten ein. Zwar kündigt der Titel ausdrücklich ausführliche Entwürfe an; aber Rec. ist gar nicht überzeugt, daß es so ausführlicher Entwürfe bedürfe, da man, auch bey der größten Ausführlichkeit, doch auch dem Lehrer noch Etwas überlassen muß. Wo soll denn die Gränze seyn?

Seite 85 sagt der Verf.: »Scheuern, auch dieß vom »Luther gebrauchte Wort veranlaßt einen unrichtigen Be-

»griff

»griff. Es waren nicht solche besondere Arten von Häu»sern, die wir Scheuren nennen, worinnen die Morgen»länder damals, und zum Theil noch jetzt, ihr Getraide auf»zubewahren pflegten. Sie bewahrten es in Höhlen oder »Gewölben unter der Erde auf, die an den Seiten, und un»ten auf dem Boden mit Stroh bedeckt waren.« —

Solche Bemerkungen, deren sich hier mehrere finden, sind in der That in Katechisationen höchst unfruchtbar. Wenn Luther Scheuern übersetzte, verstand man ihn, der doch für Deutsche übersetzte, dann in Deutschland nicht? oder hätte er Höhlen übersetzen, und in einer langen Anmerkung sagen sollen, daß man diese Höhlen so gebrauchte, wie wir unsere Scheuern?

Seite 32: »Feyerabend ist diejenige Zeit des Tages, »da man von den Geschäfften desselben ruht, und sie be»schließt. Z. B. ein Tischler oder Tagelöhner macht Feyer»abend. Es kömmt her von dem altdeutschen Worte: feyern »oder ruhen. Daher bedient man sich zuweilen des Aus»drucks: feyern gehen, d. h. müßig, ohne Geschäffte seyn.« Was allgemein verständlich ist, bedarf wohl keiner Erklärung; oder man müßte glauben, die Welt sey nur der Erklärungen wegen da. Es wäre doch traurig, wenn man einem deutschen Lehrer in Deutschland das Wort Feyerabend erklären müßte.

Seite 115: »Joh. 15, 5 u. V. 6, 16 hat Luther un»richtig: Träber übersetzt. Das Wort bedeutet im Grund»texte die Frucht des Johannisbrodbaums.« — Und nun giebt der Verf. eine fast seitenlange Beschreibung des Johannisbrodbaums. Mag seyn! Aber wenn Luther sich des Wortes Träber bedient, und so Allem verständlich, die Noth des verlornen Sohnes sehr eindrücklich darstellt; hätte er dann lieber Johannisbrodbaum übersetzen? und in einer langen Anmerkung, das asiatische Vaterland und die Naturgeschichte dieses Baumes geben sollen, um verstanden zu werden?

Rec. hat es immer nicht gerne, wenn man der, freylich zuweilen fehlerhaften — und welche Uebersetzung wäre ohne Fehler? — aber doch größtentheils so vortrefflichen, kraftvollen und so allgemein bekannten Uebersetzung Luthers ohne Noth einen anhängt.

Sei

Seite 196: »Fischer sind Leute, welche sich davon näh»ren, daß sie Fische aus der See, oder aus Flüssen fangen, »ans Land bringen und verkaufen. Das ist ihr Gewerbe, »oder der Beruf, den sie treiben« —? —

»Um diese aus dem Wasser herauszuholen, bedienen sie »sich unter mehreren Werkzeugen auch eines von Garn ver»fertigten Netzes. Dieß nennt man ein Zuggarn oder Fi»schernetz.«

»Haben sie nun Fische darin gefangen: so bringen sie »es ans Land; und weil nicht alle Fische eßbar sind: so sone»dern sie die guten und brauchbaren Fische ab, um diese zu »verkaufen. Was nichts werth ist, das werfen sie wieder »weg.«

Mehrerer Beyspiele bedarf es wohl nicht, um sich zu überzeugen, daß des Recens. Klage über unerträgliche Weitschweifigkeit des Verf. nicht ungegründet ist.

Daß das, was Luthers Uebersetzung köstliche Leinewand nennt, eigentlich Byssus sey, ist dem Gelehrten eben so bekannt, als entbehrlich diese Erklärung für den Ungelehrten ist.

Bey dem vortrefflichen Gleichnisse: das Unkraut unter dem Waizen, vergaß der Verf. eine der fruchtbarsten Anwendungen herauszuheben. Wenn der Herr des Ackers seinen Knechten verbietet, das Unkraut auszugäten, weil sie zugleich den Waizen mit ausraufen möchten: so liegt hierin, wie der Verf. recht bemerkt, eine Warnung vor der Trüglichkeit unsers Urtheils. Aber dieß erschöpft noch keineswegs den ganzen Sinn. Wir schreyen unaufhörlich: dem Gottlosen gehet es wohl! er lebt herrlich und in Freuden, während der Tugendhafte mit Kummer und Sorgen aller Art zu kämpfen hat, warum straft der Allgerechte den Frevler nicht sichtbar auch hier schon? warum lohnet die Tugend nicht sichtbar selbst ihrer Verehrer? — So viel Kurzsichtigkeit und Unwissenheit, so viel Uebertreibung und Selbstsucht diese Sprache auch verräth: so ist doch etwas Wahres darin. Allerdings hemmt die Vorsehung nicht jeden Lasterhaften allmächtig, straft nicht jede böse Handlung auffallend und auf der Stelle. Aber wohl uns und unserer Tugend, daß es so und nicht anders ist! Ihr würdet den guten Waizen mit ausraufen,

sagt

sagt der große Lehrer der Menschheit, der den populären Apologeten des Uebels macht. Und wirkt denn der, den wir für lasterhafte halten, lauter Böses? Nach der Versicherung des Verf.: Ja! S. 57: »Jene stiften nichts Gutes; »sondern verderben vielmehr das Gute, eben wie der Afterwaizen den guten Waizen.« — Das möchte Rec. so unbeschränkt — der Verf. beschränkt es nicht — nicht unterschreiben, noch weniger lehren; diese trostlose Lehre, welche nicht einmal die Erfahrung für sich hat, würde die Vorsehung zu unserer Qual anklagen. Also noch einmal: Bedürfnis der Menschen und der Menschheit ist es, warum die Vorsehung dem Bösen nicht allmächtig in den Weg tritt; dieß kann sogar der kurzsichtige Mensch, bey seiner unendlich beschränkten Einsicht ins Ganze, und einiger Aufmerksamkeit auf die Wege der Vorsehung schon einsehen — zu seiner hellen Beruhigung einsehen. Keine Gelegenheit sollte vorbeygehen, wo man dieß nicht mit möglichster Kraft lehrte; von den Dächern sollte man es predigen! Dann würden die Menschen aufhören, zu ihrer eigenen Qual die Vorsehung anzuklagen, wenn sie zu bemerken glauben, daß es dem Lasterhaften wohl gehe. Oder könnte die Jugend dergleichen recht vorgetragene Begriffe etwa nicht fassen? Rec. kann versichern, daß er mit sehr glücklichem Erfolge solche Begriffe seinen Kindern gelehrt hat; und er glaubt, verbürgen zu können, daß diese nie den Wohlstand des Gottlosen beneiden, oder die Vorsehung anklagen werden. Dergleichen Begriffe müssen möglichst früh in unsere ganze Denkungsart übergehen. Dann werden die armseligen Nachbeter unwissender Ankläger, Beobachter und Anbeter der allweisen und allliebenden Vorsehung werden.

Seite 176 heißt es: »Das Gleichniß vom Balken im »Auge scheint uns, wegen seiner Härte, allerdings auffallend. »Allein die Morgenländer hatten eine weit feurigere und lebhaftere Einbildungskraft, als wir kältere Abendländer.«

Man muß so oft Zeuge der lächerlichsten, gewöhnlich diese Unwissenheit verrathenden Spöttereyen über einzelne Ausdrücke und Redensarten der Bibel gewesen seyn, als Rec., um zu fühlen, wie nöthig solche Bemerkungen im Unterrichte unserer jungen und alten Christen sind. Oft, selbst von den Kanzeln herab, oft sollte man dergleichen — wenn auch kei-

nes

neswegs neue, doch nützliche Bemerkungen machen, und den Zuhörern sagen, daß der schwülstige Morgenländer noch jetzt Alles weit feyriger ausdrückt, als wir; daß Christus und die Apostel — selbst Morgenländer — die Sprache nehmen mußten, wie sie sie vorfanden, wenn sie verstanden werden wollten; was ja auch noch jetzt jeder Volkslehrer thun muß, ꝛc. Dann würde hoffentlich das ehrwürdige Denkmahl unserer Religion und des Alterthums, ehrwürdiger gehalten werden; und Mancher, eines Bessern belehrt, würde die Gelegenheit verlieren, durch elenden Witz und leichtsinnigen Spott diese Unwissenheit zu verrathen, und dem eben so Unwissenden zu schaden.

Pm.

Ueber die Bildung der Volkslehrer, und die nothwendige Vervollkommnung des Predigerstandes. In politischer und moralischer Hinsicht, allen Regenten und hohen geistlichen Behörden zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt, von einem aufrichtigen Bekenner der Wahrheit. Hof, bey Grau. 1801. 11 Bog. 8. 12 gr.

Diese Schrift ist zwar mit einer gewissen Bitterkeit gegen den Predigerstand, und nicht immer mit der gehörigen Würde geschrieben; aber sie enthält doch viel Wahres und Bemerkenswerthes. Der uns unbekannte Verf. zeigt, daß die Vervollkommnung des Predigerstandes nothwendig sey, weil die Prediger bey weitem nicht alle das sind, was sie seyn sollten; und ihr Amt doch dem Staate und der menschlichen Gesellschaft nur alsdann nützlich ist, wenn sie es sind. Er thut also hier Vorschläge, nicht nur die Prediger; sondern auch die Kandidaten des Predigtamts, und die Studenten, welche dereinst Prediger werden wollen, sowohl in Hinsicht auf ihre Geistesbildung, als auch auf ihre Moralität, zu verbessern, von welchen die mehresten zweckmäßig und ausführbar sind. So sehr es dem Geiste unserer Zeiten gemäß ist, daß der Landprediger auch Arzt, Rechtslehrer, Oekonomielehrer und Schullehrer seyn, und, wie der Verfasser will, sogar öfters auch über die Landesgesetze predigen soll; eben so sehr

ist

ist es diesem Zeitgeiste entgegen, wenn er räth, den Predigern überhaupt ein besseres Auskommen, und einen höhern Rang zu geben. — Und dennoch ist es klar, daß auch die einsichtsvollsten, edelsten und würdigsten Männer unter den Predigern, unmöglich Nutzen stiften können, wenn sie in der drückendsten Armuth schmachten, in einer jeden Gesellschaft rechtlicher Leute immer die letzten sind, von einem jeden Schreiber über die Achsel angesehen werden, einem jeden Lustigmacher zum Ziele des Witzes dienen, und nur noch froh seyn müssen, daß sie in einer solchen Gesellschaft geduldet werden. Denn der große Haufe ist es doch einmal gewohnt, den Mann nicht nach seinen wahren innern Werth; sondern nach dem äußern Ansehen zu schätzen.

Zb.

In welchem Sinne hat Jesus die Göttlichkeit seiner Religions- und Sittenlehre behauptet? Eine historisch-exegetische Untersuchung, von F. B. Süskind, Professor der Theologie zu Tübingen. Tübingen, bey Cotta. 1802. 252 Seiten gr. 8. 20 K.

Der Verf. will in dieser Abhandlung, die aus zwey zuerst lateinisch geschriebenen akademischen Dissertationen erwuchs, vier Sätze beweisen, nämlich: 1) daß Jesus nicht nur eine absichtliche göttliche Kausalität behauptet habe, durch welche seine Lehre, und der Befehl sie vorzutragen, ihm mitgetheilt sey; sondern auch 2) seine Religions- und Sittenlehre im engeren Sinne für göttlich erklärt habe, das heißt, in dem Sinne, daß seine Lehre ihm auf sein Wort, seiner bewiesenen göttlichen Sendung wegen, geglaubt, und also um ihrer Göttlichkeit willen, für wahr erkannt werden solle; 3) daß Jesus seine Lehre für übernatürlich und unmittelbar göttlich erklärt, und 4) nicht bloß eine partielle; sondern eine totale Göttlichkeit seiner Lehre im engeren Sinne: so daß sie ihm auf sein Wort geglaubt werden solle, behauptet habe. Allein bey dem zweyten und dritten Punkte der Untersuchung, auf welche das Meiste ankommt, und über welche der Verfasser hauptsächlich mit seinen Gegnern uneins ist, herrscht in jener

ner Schrift überall eine Verwechselung ganz verschiedener Begriffe, die den Grund seiner Täuschung über das Resultat seiner Untersuchung enthält. Weil Jesus Zutrauen zu seiner göttlichen Sendung fordert, Zutrauen zu seiner Versicherung, daß er von Gott gesandt sey, da seine Gegner keinen stathaften Grund haben und anführen können, dieselbe zu verwerfen, und da vielmehr Gott ihn hinlänglich als seinen Gesandten bestätigt habe: so schließt der Verfasser daraus, daß Jesus gefordert habe, man die Wahrheit seiner Lehre auf sein Wort zu glauben, wenn auch keine innern Gründe von derselben überzeugen könnten. Offenbar ein unrichtiger Schluß! Denn 1) aus dem geforderten Zutrauen zu seiner göttlichen Sendung folgte nur die Forderung, seine Lehre nicht ungeprüft zu verwerfen, sich nicht durch das unrichtige Vorurtheil, daß er nicht der Messias seyn könne, weil er nicht als der von ihnen erwartete Retter vom bürgerlichen Elende erschienen war, an der vertrauensvollen Annehmung, Erwägung und Anwendung seiner Lehre hindern zu lassen. Dann würden sie selbst finden, daß sie keine Ursache hätten, seine Lehre und seine göttliche Sendung zu verwerfen, und sie würden im Gegentheil durch die eigene Prüfung und den rechten Gebrauch seiner Lehre im Glauben an seine göttliche Sendung befestigt werden. Der Verfasser gesteht es selbst, daß Jesus eigene Prüfung nicht untersagte; sondern forderte, und er bemerkt selbst, es sey ein unrichtiger Begriff von der Offenbarung, wenn man meine, sie wolle die Prüfung nicht gestatten. Aber der Verfasser scheint an der ältern Meinung festzuhalten, daß die Prüfung der Offenbarung nur in der Prüfung der Wunderwerke bestehe, durch welche das Organ der Offenbarung bestätigt werde, und daß, wenn wider diese nichts einzuwenden sey, dem Wunderthäter auf sein Wort alles, was er lehrte, geglaubt werden müsse. Er hat sich indessen auf diesen Punkt nicht eingelassen, und man kann es nicht verkennen, daß Jesus so nicht urtheilte. Er schließt aber übereilt, weil Jesus Glauben an seine göttliche Sendung, und deßwegen vertrauensvolle Annehmung seiner Lehre forderte: so forderte er, nicht den Glauben an seine göttliche Sendung durch die Beurtheilung alles dessen, was er lehrte und that, zu begründen; sondern seine Aussprüche darum für wahr zu halten, weil er von Gott gesandt sey. Jesus konnte mit desto größerem Rechte Zutrauen zu seiner Versicherung fordern, daß er von Gott gesandt sey, so lange in seinen Re-

ren und in seinen Handlungen sich kein statthafter Grund entdeckte, seine göttliche Sendung zu verwerfen, da 2) Moses selbst, dessen göttliches Ansehen das Volk anerkannte, dem Volke 5 B. Mos. 18, 18. f. geboten hatte, einen Mann, der seine göttliche Sendung behaupte, so lange zu hören, so lange er nur im Namen Jehovens rede, allein zur Verehrung des Jehova, nicht zur Verehrung anderer Götter ermahne, und so lange er nichts verheiße oder drohe, was nicht erfüllt werde; mithin so lange nicht in seinen Lehren und Aussprüchen sich ein hinlänglicher Grund finde, seine göttliche Sendung zu verwerfen. Da sich nun in den Lehren Jesu gar kein solcher Grund entdecken ließ: so klagte Jesus mit Recht über den Unglauben derjenigen, die seiner Versicherung, daß er von Gott gesandt sey, und das lehre, was Gott ihm mitgetheilt, und zu lehren aufgetragen habe, nicht glauben wollten. Das hieß aber ja nicht Glauben an die Wahrheit seiner Lehre auf sein Wort fordern; das hieß vielmehr zur Prüfung seiner Lehre auffordern, damit sie sich überzeugen möchten, daß er nicht mit Unrecht behaupte, er sey von Gott gesandt. Die Juden hatten nach Moses Gesetz nur dann ein Recht, seine göttliche Sendung nicht zu glauben, wenn er nicht Wahrheit lehrte. Die Wahrheit der Lehre mußte also aus inneren Gründen erkannt und beurtheilt werden, weil nur dann die Behauptung eines Propheten, daß er von Gott gesandt sey, verworfen werden dürfte, wenn die Lehre unwahr befunden wurde. Wenn also ein Prophet Glauben forderte: so forderte er nicht, daß seine Aussprüche darum, weil sie seine Aussprüche seyen, für wahr erkannt werden sollten; sondern daß man seine göttliche Sendung glauben, sie ihm als einem ehrlichen und Wahrheit liebenden Manne fürs erste auf sein Wort glauben, und nun seine Lehre prüfen solle, um sich zu überzeugen, daß darin nichts Unwahres und Verwerfliches zu finden sey, und um sich durch diese Prüfung im Glauben an seine göttliche Sendung zu befestigen. So forderte auch Jesus, wenn er Glauben forderte, den Glauben, daß er von Gott gesandt, und seine Lehre göttlich sey; aber eben damit forderte er auf seine Lehre zu prüfen, und sich zu überzeugen, daß nichts Unwahres darin enthalten, und also kein Grund sey, seine Behauptung zu verwerfen. Welcher unter euch, sagte Jesus nach Joh. 8, 46. kann mich einer Unwahrheit überweisen, indem ich behaupte, daß ich von Gott gesandt bin? So ich aber die Wahrheit sage, indem

ich

ich behaupte, daß ich von Gott gesandt bin, und ihr mir nicht das Gegentheil beweisen könnt: warum glaubt ihr mir denn nicht, daß ich von Gott gesandt bin? Welchen Grund habt ihr, meine Behauptung, daß ich von Gott gesandt sey, nicht zu glauben? Aber dieß πιστευειν heißt nicht, seine Lehre für wahr halten, weil sie seine Lehre, und göttlich sey; sondern seine göttliche Sendung glauben, sich dadurch zur Prüfung seiner Lehre erwecken lassen, und sich durch die Prüfung von der Wahrheit seiner Lehre zu überzeugen, und im Glauben an seine göttliche Sendung, und an die Göttlichkeit seiner Lehre zu befestigen. Also daraus, daß Jesus den Glauben an seine göttliche Sendung fordert, folgt nicht, daß er die Göttlichkeit seiner Lehre im engern Sinne behauptete, das heißt, nach dem Sprachgebrauch des Verfassers, in dem Sinne, daß die Göttlichkeit der Lehre nicht aus der Wahrheit derselben erkannt und beurtheilt; sondern die Wahrheit derselben wegen der geglaubten Göttlichkeit derselben erkannt und geglaubt werden sollte. Es wird sich in der Folge zeigen, daß alle vom Verfasser angeführte Stellen nur den Glauben an die göttliche Sendung Jesu fordern; nicht den Glauben an die Wahrheit seiner Aussprüche und Lehren ohne Prüfung.

In Ansehung des dritten Punkts, oder der Frage, ob Jesus die übernatürliche und unmittelbare Göttlichkeit seiner Lehre behauptet habe, welche der Verfasser bejahet, verwechselt derselbe den Begriff des aus natürlichen Ursachen nicht Erklärbaren mit dem Begriffe des Uebernatürlichen und Unmittelbargöttlichen. Denn er argumentirt so: Schon im Alten Testamente ward vorzüglich dasjenige, als von Gott unmittelbar gewirkt beschrieben, was man sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären konnte. Die Propheten des Alten Testaments behaupteten nicht eine natürliche, aber aus natürlichen Ursachen erklärbare; sondern eine unmittelbare und übernatürliche Wirkung Gottes auf ihren Geist, und die Juden, nicht bloß die Ungelehrten; sondern auch die Gelehrten und Gebildeteren, schrieben Moses und der Propheten Lehre eine übernatürliche Göttlichkeit zu. Jesus aber brauchte von seiner göttlichen Sendung, und von der Göttlichkeit seiner Lehre dieselben Ausdrücke, die von den Propheten gebraucht waren; also konnten seine Zuhörer ihm nicht anders, als von einer übernatürlichen und unmittelba-

ren Göttlichkeit seiner Lehre verstehen, und folglich hat Jesus auch diese, und nur diese behaupten wollen. Allein der Verfasser hat es übersehen, daß der Begriff des nicht aus natürlichen Ursachen Erklärbaren, noch ein ganz anderer Begriff ist, als der Begriff des Uebernatürlichen und Unmittelbar-göttlichen. Jenes ist bloß der Begriff, daß etwas von Gott auf eine unerklärbare Weise bewirkt sey. Der Verfasst. setzt aber beyde Begriffe, als einander gleich, wechselsweise der einen für den andern. Man kann immerhin zugeben, daß dem Kindheitsalter der Welt der Begriff von einer unmittelbaren Wirkung der Gottheit eigen war. Man kann zugeben, daß der größere Theil der Juden sich eine unmittelbare Wirksamkeit Gottes auf die Propheten dachte, und also auch Jesum von einer solchen unmittelbaren Wirksamkeit Gottes auf ihn, die er behaupte, verstanden habe. Immer aber wäre dieser Begriff doch nur der Gegensatz des Begriffs von Wirkungen Gottes durch natürliche erkennbare, und zur Erklärung hinreichende Ursachen. Denn wo die Erkenntniß solcher natürlichen erkennbaren Ursachen aufhörte, da fieng der Glaube an Gottes unmittelbare Wirkung an, und dieser Glaube war also im Grunde nur der, daß Gott in dem Falle auf eine unerklärbare und unbegreifliche Weise wirke, daß keine natürliche Ursache in diesem Falle erkannt werden könne. Weiter war in demselben die Art, wie Gott in solchen Fällen wirke, nicht bestimmt. Wer möchte behaupten, daß die Zuhörer Jesu bey seinen Aussprüchen über Gottes Wirksamkeit auf ihn, und bey den Wirkungen Gottes auf die Propheten, etwas mehr, als das bestimmt, und als die Hauptsache, und als das Unterscheidende ihres Begriffs gedacht hätten, daß hier Gott wirke, und zwar auf eine unerklärbare und unbegreifliche Weise? Hätte man den Juden gefragt, wie und auf welche Weise Gott denn in solchen Fällen wirke? gewiß, er würde entweder verständig und bescheiden geantwortet haben: das weiß ich nicht! oder der jüdische Gelehrte würde, der Eine diese, der Andere jene Erklärung versucht haben! Immer war also das, daß von Gott und nicht von Menschen, und nicht durch bekannte natürliche Ursachen etwas bewirkt sey, die Hauptsache in dem Begriffe desjenigen, der Gottes unmittelbarer Wirkung etwas zuschrieb. Wie kann man denn behaupten, Jesus habe in dem Sinne, worin jetzt Weltweise und Gottesgelehrte die Worte deuten, die Art und Weise der göttlichen Wirkung positiv erklären

sieren wollen, da er von Gottes unmittelbarer Wirksamkeit redete, durch welche ihm seine Lehre mitgetheilt, und Gottes Befehl, dieselbe vorzutragen, entdeckt sey, und es sey nicht vielmehr auch ihm bey dieser Berufung auf Gott, den Urheber seiner Lehre, die Hauptsache gewesen, zu lehren, daß seine Lehre von Gott, daß sie nicht Menschenwahn, daß sie untrügliche Wahrheit sey, und daß Gott mit ihm in einer ihn vor allen Andern auszeichnenden Verbindung stehe? Mehr dachten sich die Juden ja nicht unter dem Messias, und mehr lag also auch für sie nicht in der Behauptung Jesu, daß er der Messias sey! Der Verfasser aber will nicht bloß eine unerklärbare, nicht bloß eine außerordentliche auszeichnende; sondern gerade eine übernatürliche Wirkung Gottes, im dogmatischen Sinne dieses Wortes, daraus folgern, daß Jesus in den Prädikaten, deren sich die Propheten bedienten, von sich redet, und sich für den größesten aller Propheten, für den Messias erklärt habe. Er sucht diese seine Folgerung demnächst noch durch andere Stellen zu unterstützen, von welchen hernach die Rede seyn wird. Ueberhaupt aber ist die Folgerung unstatthaft, daß Jesus gerade den Sinn seiner Worte zur Absicht gehabt haben müsse, den sich die Juden bey seinen Worten denken mochten. Denn es ist unverkennbar, daß Jesus sich nicht in dem Sinne für Christus, oder für den Messias erklärte, den die Juden mit diesem Namen verbanden; sondern daß er als Stifter eines Reiches der Wahrheit und Tugend sich für den König des Reiches Gottes erklärte, und bildlich redete, wenn er von sich in den Redensarten sprach, die den Juden als Beschreibungen des Messias, den sie erwarteten, sonst gewöhnlich gewesen waren. Doch auch dieß giebt der Verfasser nicht zu. Er gestattet keine Akkommodation in den Reden Jesu, und dieß ist der dritte Punkt, der hier vorläufig erörtert werden muß, ehe der Inhalt der Schrift des Verfassers der Reihe nach richtig gewürdiget werden kann. Er nennt selbst das eine Lüge, oder auf das glimpflichste eine Täuschung, wenn Jemand nicht jede nicht ganz richtige Meinung eines Andern, den er belehren will, vollkommen berichtigt; wenn er vielmehr ihm unschädliche irrige Meinungen läßt, und diese für ihn als ein Mittel benutzt, wohlthätigen Unterricht an dieselben anzuknüpfen, demselben bey ihm Eingang zu verschaffen, und so zu seiner Besserung und Beruhigung, zur Beförderung seiner Tugend und Glückseligkeit mitzuwirken. Er hält die Wahrhaftigkeit für

eine unbedingte Pflicht, so daß es nie erlaubt sey, anders zu reden, als man denkt; und doch hält er die Mittheilung der Wahrheit ganz richtig für keine unbedingte Pflicht; er will man solle den abweisen, der etwas zu lernen wünsche, wovon man ihm nicht die Wahrheit sagen könne. Er übersieht es, daß dieß offenbar zweckwidrig handelt, und in tausend und mehr als tausend Fällen gerade das entdecken hieße, was wir verschweigen sollen. Er übersieht es, daß die Mittheilung der Gedanken durch Worte nur ein Mittel zu dem höchsten Zwecke der Vernunft ist, und also stets auf die Weise geschehen soll, welche der höchste Zweck der Vernunft fordert; mithin daß Wahrhaftigkeit nur eine bedingte Pflicht, und hingegen Tugend und Glückseligkeit möglichst zu befördern, eine unbedingte Pflicht ist, welcher alle andern Pflichten weichen müssen. Er übersieht es, daß Täuschung nur da statt finden, wo Einer dem Andern entweder einen Irthum läßt, den er ihm nicht lassen sollte, oder gar in ihm einen neuen Irthum erweckt, den er nicht in ihm erwecken sollte; und daß eine Lüge nur da statt findet, wo ich in eigennütziger Absicht, oder gar in der Absicht Andern zu schaden, die Unwahrheit sage, anstatt daß ich in diesem Falle die Wahrheit sagen sollte. Auch diese Voraussetzung des Verfassers, daß Jesus sich nie akkommodirt, daß er nie Vorstellungen der Juden, die nicht ganz richtig waren, ohne sie zu bestreiten und zu berichtigen in seine Reden aufgenommen, und bloß als ein Mittel gebraucht habe, an dieselben seinen neuen bessern Unterricht anzuknüpfen, muß nothwendig auf des Verfassers Erklärung der streitigen Stellen des Neuen Testaments einen mannichfaltigen Einfluß haben, und ihn verleiten, in den Stellen etwas zu finden, was ohne jene Voraussetzung ein unparteyischer grammatisch-historischer Ausleger in denselben nicht finden kann. Beyspiele werden dieß auch in dieser Schrift der Verfassers beweisen, indem nunmehr nach diesen vorläufigen Bemerkungen ihr Inhalt beurtheilt wird.

Der Verfasser beginnt mit der Bemerkung, daß auch in endlichen Wesen das Gott Aehnliche und Vortreffliche göttlich genannt werde, und er behauptet dieß auch von der hebräischen Sprache. Daß in der letztern und im A. und N. Test. namentlich dieß gethan, bezweifelt Recens., und die vom Verfasser angeführten Beyspiele beweisen nichts. 2 Petr. 1, 4 ist unter θεια φυσις die moralische Natur, oder vielmehr das mora

moralische Willen Gottes zu verstehen, mit welchem die Christen in eine moralische Gemeinschaft treten, vergl. 1 Joh. 1, 3. 6. 7. und 1 B. Mos. 13, 10. Ps. 36, 7. wo ein Garten Gottes und Berge Gottes erwähnt sind, ist unter Gott ganz eigentlich der Schöpfer der Welt zu verstehen. Ein reizender Garten heißt ein Garten Gottes, das ist, ein Garten so schön als jenes Paradies, welches nach 1 B. Mos. 2, 8. ff Gott gepflanzt hatte, und Berge Gottes, Cedern Gottes, Bäume Gottes heißen große, hohe Berge, Cedern und Bäume, um sie als recht sichtbar göttliche Werke, als Werke, die vorzüglich an ihren Schöpfer erinnern, zu beschreiben.

Die Behauptung S. 5, daß alles, was in der Welt geschieht, in einer gewissen Kausalität Gottes gegründet sey, erklärt der Verfasser zwar richtig; aber der Ausdruck dürfte doch nicht rathsam seyn, da doch das Böse nicht als in einer Kausalität Gottes gegründet zu denken ist. Die Existenz und Freyheit des Menschen, der Böses thut, ist in Gottes Kausalität gegründet; daß er aber böse handelt, ist in der Kausalität seines verkehrten Willens, nicht in Gottes Kausalität gegründet. Es ist kein rathsamer Sprachgebrauch, wenn man die Zulassung Gottes eine Kausalität Gottes nennt, wie Calixtus einst Gott causam peccati per accidens nannte.

Zweydeutig ist auch S. 5 die Behauptung: Wahrheit der Lehre folge aus ihrer Göttlichkeit. Denn so richtig es ist, daß nur eine wahre Lehre eine göttliche seyn kann: so folgt daraus nicht, daß die Wahrheit einer solchen Lehre aus ihrer Göttlichkeit erkannt werde. Nur wenn erwiesen wäre, daß auch die Göttlichkeit solcher Lehren, deren Wahrheit die Vernunft nicht erkennen und darthun könne, hinlänglich bündig dargethan werden könne, würde solcher Lehren Wahrheit um ihrer erwiesenen Göttlichkeit geglaubt, und aus dieser gefolgert werden können. Aber so lange das noch nicht erwiesen ist, daß die Verbindlichkeit dargethan werden kann, einem Menschen, der seine göttliche Sendung behauptet, und Wunder thut, alles auf sein Wort zu glauben, wenn man auch keinen Grund einsehe, das für wahr zu halten, was er vortrage; ja wenn man selbst in der Vernunft Gründe zu finden meint, das zu verwerfen, was er lehrt: so lange kann nie behauptet werden: Wahrheit einer Lehre folge aus ihrer

Göttlichkeit. Denn sonst muß immer erst die Wahrheit eine Lehre durch sich selbst und aus inneren Gründen erweiset seyn, ehe die Göttlichkeit derselben mit vernünftiger Ueberzeugung anerkannt werden kann.

Bis S. 82 beschäfftigt sich der Verf. mit dem Beweis, daß Jesus eine absichtliche Kaussalität Gottes behauptet habe, durch welche ihm der Befehl, seine Lehre vorzutragen, und seine Lehre selbst, und seine Einsichten in die Religions- und Sittenlehre mitgetheilt seyen; daß Jesus nicht von einer bloßen Zulassung Gottes rede, nicht sagen wolle, daß er sich durch eigenes vernünftiges Nachdenken darauf geleitet, oder daß seine Lehre bloß um ihrer inneren Vortrefflichkeit willen, oder als Lehre der praktischen Vernunft, des Gottes in uns göttlich sey. Gegen die Exegese wäre auch hier Manches zu erinnern, was der Kürze wegen hier übergangen werden muß. Im Ganzen aber ist Recensent in diesen Sätzen mit dem Verfasser einstimmig, welcher fast unnöthig weitläuftig die sogenannte moralische Auslegung des ungenannten Verfassers der Erklärung des Paulinischen Gegensatzes des Buchstabens und Geistes bestreitet, welcher da, wo Jesus Gott nennt, die praktische Vernunft verstehen lehren wollte, woran Jesus soferne eine reelle und absichtliche Wirksamkeit Gottes, als eines außer dem Menschen existirenden Wesens, ausgeschlossen werden sollte, gewiß nicht gedacht hat. Eine andere Frage aber ist, ob Jesus nicht die Vernunft im Menschen als Wirkung einer reellen Kaussalität Gottes gedacht, und eben deswegen auch stets eine reelle Kaussalität Gottes, als durch die Vernunft im Menschen wirkend, gedacht und beschrieben habe. Diese Frage dürfte nicht verneint werden können! Der πνευμα ist im Menschen die von Gott erleuchtete und veredelte Vernunft, und durch dieses πνευμα, das Gott dem Menschen gab, wirkt Gott!

Von S. 82 an folgen die Stellen, aus welchen der Verf. beweisen will, daß Jesus die Göttlichkeit seiner Lehre in dem Sinne behauptet habe, daß sie ihm auf sein Wort geglaubt werden, und darum für wahr erkannt werden müsse, weil sie seine Lehre sey. Er beruft sich auf Joh. 3, 11—1[illegible]. Aber hier ist ja gar nicht vom Glauben an die Wahrheit der Lehre Jesu die Rede. Jesus hatte gesagt, diejenigen, welche Bürger des Messiasreichs werden wollten, das er stiften wo[illegible]

le, müssen eine neue Religion annehmen. Nachanael antwortet: Wie wird das möglich seyn? Sollte Moses Religion abgeschafft und eine neue Religion eingeführt werden? Jesus erwiedert: Du, ein Lehrer der Israeliten, weißt nicht einmal, daß Moses Religion zur Zeit des Messias einer neuen vollkommneren weichen muß? Zweifle übrigens nicht an der Möglichkeit dessen, was ich dir sage, mein Lieber! Von der Möglichkeit dessen, was ich sage, bin ich fest überzeugt, und ich sehe deutlich ein, wie das geschehen kann, was ich dir versichere; wenn auch ihr Lehrer des Volks, wie du und deines Gleichen, meiner Versicherung nicht glaubet; und dieß muß ich besorgen, da du in der Hinsicht zweifelst, und die Ausführung meines Plans für nicht möglich hältst. Denn glaubst du mit deines Gleichen nicht, daß die Stiftung des Reiches Gottes auf die Weise, wie ich sie vorhabe, möglich sey, da ich dir doch nur etwas so Bekanntes (τὰ ἐπίγεια) als das ist, daß der Messias eine neue Religion stiften werde, gesagt habe: wie viel weniger werdet ihr an die Möglichkeit derselben glauben, wenn ich euch Dinge sage, an welche noch Keiner bey der Erwartung eines Messias gedacht hat; wenn ich euch sage, daß ich durch meinen Tod zum Wohl der Menschen das Reich Gottes stiften werde? πιστευειν ist hier in Beziehung auf V. 9 πιστευειν ὅτι δυνατὰ ταῦτα γενεσθαι; die Möglichkeit der Ausführung des Plans Jesu glauben, und es ist gar nicht vom Glauben der Wahrheit seiner Lehre auf sein bloßes Wort die Rede. Alles was der Verfasser S. 83—99 aus dieser Stelle folgert, fällt bey einer richtigern Ansicht derselben hinweg.

Der Verf. beruft S. 99 sich auf Joh. 3, 31—34, wo der Täufer Johannes, der doch mit Jesu Vorstellung nicht im Widerspruch gewesen seyn könne, Jesu göttliche Sendung als den Erkenntnißgrund der Wahrheit seiner Lehre beschreibe. Aber diesen Sinn legt der Verf. in die Worte. Johannes beabsichtigte ihn nicht. Preisen will er Jesum als einen Lehrer göttlicher Wahrheit. Darum sagt er: Wer Jesu Lehre annimmt, der erklärt dadurch, daß er Gott für wahrhaft erkenne; wer Jesu Lehre als wahr anerkennt, der erkennt Gottes Lehre für wahr; denn er, den Gott sandte, trägt Gottes Lehre, göttliche Wahrheit vor. Wer Jesu Lehre verwirft, der verwirft göttliche Wahrheit!

Der Verf. hat ferner Joh. 5, 24. angeführt. Aber d Worte: Wer meiner Lehre Beyfall giebt, und dem glaub der mich gesandt hat, sagen ja nur, daß der; der Jesu gla be, Gott glaube, oder, daß Jesu Lehre göttliche Wahrheit se Auch Joh. 7, 30. soll Jesus sagen, seine Lehre sey deßwegen wahr, weil er nicht seinem Belieben; sondern dem Wille Gottes als Lehrer folge. Aber auch nicht mit einem Wor sagt Jesus hier, daß dieß der Erkenntnißgrund der Wahrhe seiner Lehre seyn solle. Er versichert vielmehr, in Beziehun auf die an ihm als irreligiös getadelte Heilung eines Kran ken am Sabbath, es widerstreite seinem Charakter ganz, et was gutes zu thun, ohne dabey durch den erkannten Willen Gottes geleitet zu werden. Ferner soll Joh. 5, 31 — 38 des Verfassers Satz beweisen; aber man urtheile selbst, ob sich darin das Geringste zum Beweise desselben findet. μαρτυρεῖν ist hier offenbar wieder nicht, die Lehre Jesu für wahr halten; sondern an Jesu göttliche Sendung glauben. Eben das gilt von Joh. 6, 27 — 29. auf welches der Verf. gleich falls ohne Grund sich beruft. Es ist übrigens auch ein Irr thum, wenn S. 126 — 128 behauptet wird, Jesus gründe Joh. 6, 1 — 29 seiner Lehre Göttlichkeit auf Wunder, da doch Joh. 6, 26. die Zeichen nur als ein Mittel genannt sind, Aufmerksamkeit auf Jesum zu erwecken, mit keinem Worte aber gesagt ist, daß sie der Beweis seiner göttlichen Sen dung seyn. Joh. 6, 43 — 46, welche Stelle der Verfasser weiter anführet, enthält eben so wenig, als Joh. 7, 28. und Joh. 8, 25. 26. den Beweis seiner Meinung. Jesus nennt Gott, der ihn gesandt hat, sein Reich zu stiften, den Wahr haftigen, weil Gottes Gebot ihn nicht trügen könne, nach welchem er das Reich Gottes stiften sollte; wenn gleich die Juden ihn nicht anerkennen wollen, als den von Gott ge sandten Messias. Joh. 8, 14 — 18. redet Jesus auch von seiner göttlichen Sendung, und will, daß diese theils seinem Zeugniß, theils Gottes Zeugniß geglaubet werden soll, weil gegen beyde Zeugnisse nichts Stathaftes einzuwenden sey. Joh. 8, 46. 47. ist schon oben angeführt und erläutert. — Joh. 12, 44. 47. 48. 13, 20. sagen gleichfalls kein Wort davon, daß die Wahrheit der Lehre Jesu aus ihrer Göttlich keit erkannt werden solle; sondern lehren nur, daß Jesus die Göttlichkeit seiner Lehre, und die Strafbarkeit der Verwer fung derselben, behauptet habe. Joh. 17, 7. 8. sagt Jesus auch nur, daß seine Schüler sich von der Göttlichkeit seiner

Lehre

Lehre und seiner Sendung überzeugt haben. Die S. 153 — 160 aus diesen Stellen gezogenen Schlüsse sind auf unrichtige Vordersätze gebauet. Ein Jeder prüfe unbefangen alle angeführte Stellen, und entscheide, ob sie das Verfass. Behauptung beweisen! Noch beruft sich der Verfass. darauf, daß nach seiner Ueberzeugung Jesus auch positive, oder solche Sätze, deren Wahrheit die Vernunft nicht erkennen könne, ihm zu glauben gefordert habe. Er hat sich indessen hier auf den Beweis dafür, daß dieß so sey, nicht eingelassen, mithin kann diese Bemerkung hier als nichts beweisend übergangen werden.

Hernach S. 160 f. will der Verf. beweisen, Jesus habe seine Lehre bestimmt für übernatürlich und unmittelbar göttlich erklärt. Er beruft sich, wie oben bemerkt ist, darauf, daß den Propheten eine übernatürliche Eingebung zugeschrieben sey, und daß Jesus eben die Ausdrücke gebraucht habe, mit welchen die Propheten die Göttlichkeit ihrer Lehre beschrieben. Mit ganz unnöthiger Ausführlichkeit beweiset er, daß die Verfasser der Bibel den Unterschied des Natürlichen und Nichtnatürlichen gekannt und gemacht haben, bis er sich besinnt, daß dieß nicht möge geläugnet werden, und dann beweisen will, daß bestimmt von denselben eine unmittelbare Kausalität Gottes behauptet werde, wenn sie sagen, Gott habe dieß oder jenes geredet. Er geht so weit zu behaupten, David habe 2 Sam. XVI, 10. 11. einen unmittelbaren Befehl Gottes an Simei, ihm zu fluchen, beschreiben wollen. Kaum ist es begreiflich, wie der Verf. es nicht bemerkte, daß 1 Kön. 2, 8. 9. David dem Salomo aufträgt, Simei hinrichten zu lassen, daß er also Simei's Handlung für ein Verbrechen erkannte. Konnte er denn glauben, Gott habe Simei unmittelbar ein Verbrechen geboten? Ueberhaupt aber dreht sich der ganze Beweis des Verfassers um den Satz, daß die alte Welt das Außerordentliche und ihr Unerklärbare als unmittelbar von Gott bewirkt dachte und beschrieb. Allein wie konnte er es übersehen, daß dieß Denken und Beschreiben gar keine bestimmte, daß es vielmehr höchst unbestimmte Begriffe zum Grunde hatte, da das unerklärbare Böse, eben so wie das unerklärbare Gute als Wirkung einer unmittelbaren Kausalität Gottes beschrieben wird. Hier liegt bloß der dunkle Begriff: Gott hats gethan, am Tage. Wie Gott es gethan habe, dachte man nicht deutlich,

Der Verf. beruft sich ferner auf Joh. 16, 15. 6, 7
nen zu beweisen, Jesus habe sich überhaupt solche Kenntni
und namentlich solche Kenntnisse von Gott zugeschrieben, w
che er sich nicht hätte zuschreiben können, wenn er nicht ein
übernatürlich und unmittelbar göttlichen Ursprung seiner E
sichten hätte behaupten wollen. Die Worte: Alles, was
Vater hat, ist mein, will der Verf. zwar nicht, wie die ä
ren Theologen von allen göttlichen Eigenschaften; allein
will sie von allen Kenntnissen Gottes erklären. Al
was der Vater wisse, wisse auch der Sohn. Nur Schad
daß Jesus Marc. 13, 32. dieser Erklärung des Verf. gera
zu widerspricht, und erklärt, die Zeit und Stunde der Z
störung des jüdischen Staats wisse er nicht, die wisse G
allein. — Joh. 6, 46. hat der Verf. ganz mißverstande
als ob Jesus sagte: nicht ein Jeder, der göttlichen Unterri
wünsche, könne oder werde selbst Gott unmittelbar sehen, o
unmittelbar von Gott belehrt werden. Es heißt ja ἑωρακε
und ist, wenn man die Worte nicht unnatürlich zwingen wi
von der vergangenen Zeit zu erklären. Aber auf keine A
kann aus dem Sehen Gottes, welches sich Jesus zuschreib
bewiesen werden, daß Jesus sich unmittelbar göttliche Ei
sichten zuschreibe, da dieß gar nicht nothwendig in den Wo
ten liegt. — Endlich beruft sich der Verf. auf Joh. 3, 1
wo nach seiner Meinung Jesus im eigentlichsten Sinne s
ein Herabkommen aus der unsichtbaren Welt zugeschrieb
haben soll. Er meint, man hätte Jesum nicht wohl ande
verstehen können. Andere möchten dagegen fragen, wie N
codemus Jesum eigentlich verstanden haben könne; da Nic
demus ja noch nichts von einer göttlichen Natur wissen kon
te, die sich die älteren Theologen als Person aus der unsich
baren Welt herabgekommen, und mit der menschlichen Natu
vereinigt dachten? Dieß sind nun alle Beweise, durch we
che dargethan werden soll, daß Jesus übernatürliche Göt
lichkeit seiner Lehre behauptet habe, und nur mit ein paa
Worten setzt der Verf. hinzu: Jesus habe nie ein andere
Wesen und eine Mittelursache außer Gott genannt; also hab
er seine Lehre für unmittelbar göttlich erklärt. Ein jede
Sachkundiger mag nun urtheilen, ob diese Beweise das wirk
lich darthun, was sie darthun sollen? Ein vierter Abschnit
ist in dieser Schrift dem Beweise gewidmet, daß Christu
nicht bloß einige; sondern alle seine Lehren für göttlich in
engeren Sinne erklärt habe, das ist in dem Sinne, daß ihr

Gött

Göttlichkeit Erkenntnißgrund ihrer Wahrheit seyn sollte. Allein da aus den vom Verf. angezogenen Stellen nicht erwiesen werden kann, daß Christus die Göttlichkeit seiner Lehre für den Erkenntnißgrund der Wahrheit derselben erklärt habe: so fällt auch das auf jene Stellen im vierten Abschnitte gebaute Resultat hinweg. Für göttlich hat Jesus alle seine Lehren erklärt; aber jede seiner Lehren soll durch sich selbst und aus inneren Gründen für wahr erkannt werden, und dadurch unsern Glauben an seine Versicherung, daß sie göttlich, weil Gott ihm geoffenbaret und mitgetheilt sey, befestigen, und dieser Glaube, der stets aus Gott, den heiligen Urheber der Lehren Jesu, vergegenwärtigt, soll uns seine Lehren heilig machen, und uns für sie mit der hehren Achtung erfüllen, die wir göttlichen Belehrungen schuldig sind!

Noch hat diese Schrift drey Anhänge. Der erste enthält einige Bemerkungen über die historische Zuverläßigkeit der Nachrichten des Johannes von den Aussprüchen Jesu. Der Verf. giebt zu, daß uns nicht ipsissima verba in den Evangelien aufbehalten seyen, die Jesus geredet habe. Er erklärt es für unerweislich nicht allein; sondern für erweislich unrichtig, wenn Jemand behaupten wollte, die Evangelisten hätten uns gerade die Worte, die Jesus geredet habe, aufbehalten. Aber zu rasch behauptet er, daß bloß auf die Zuverläßigkeit der evangelischen Nachrichten von den Reden Jesu keinen Einfluß habe. Wer bürgt uns dafür, daß der Apostel gerade immer Jesum richtig verstanden? daß er gerade in dunkeln Aussprüchen uns den Sinn durch die von ihm gewählten Worte ausgedrückt habe, den Jesus ausdrücken wollte? Wer weiß es nicht aus Erfahrung, wenn er über diesen Punkt Beobachtungen angestellt hat, wie oft auch Schüler von dem besten Kopfe und Herzen, Schüler, die ihrem Lehrer von ganzem Herzen ergeben sind, Schüler, die ihrem Lehrer drey Jahre und länger gehört haben, und von ihm täglich unterrichtet sind, dennoch in einzelnen Theilen bisweilen einen absichtlich deutlichen, vorher mit der größten Sorgfalt durchdachten, und auf das Bestimmteste ausgedrückten Vortrag, nur halb richtig, oder gar ganz unrichtig verstanden, wenigstens ihn nicht ganz richtig faßten, wie ihn der Lehrer darstellen wollte? Wie wollten wir dem Gegner darthun, daß die Schüler Jesu, deren Gemüth vorher ganz mit den gemeinen jüdischen Messiasideen, und Bildern davon

den Juden erwarteten Messiasreichs angefüllt war, denn alles, was er über sich als Messias und über sein Reich gesagt habe, immer richtig gefaßt hätten? Wird er uns nicht außer den vorigen Bemerkungen auch das einwenden, daß Jesu Schüler, nach dem Zeugniß der Evangelien selbst, öfter Jesum mißverstanden haben, und daß es nicht erwiesen werden kann, ob sie jedesmal, wenn sie Jesum mißverstanden, ihn hernach um eine Erklärung baten? Verwies nicht Jesus selbst seine Schüler auf die Zeit nach seinem Tode, da ihnen durch das πνευμα θεου, das er ihnen verhieß, erst seine Absicht und Lehre völlig klar einleuchten werde? Fragen sie nicht nach dem Anfange der Apostelgeschichte, noch nach der Wiederaufrichtung des Reiches Israels? Wie könnten wir da es als gewiß erweisen, daß die Apostel, bey dem besten Willen um Jesu Lehren und Aussprüche treu und unverändert wieder zu geben, nicht oft einzelne Aussprüche uns in andern Worten, und aus einem ganz andern Gesichtspunkte dargestellt haben, als aus welchem sie uns erscheinen würden, wenn wir Jesum selbst gehört hätten? Die Evangelisten variiren ja in der Verbindung und Angabe der Veranlassung, in welcher und bey welcher Jesus das Angeführte geredet haben soll; und wie viel kommt auf die Verbindung an, worin ein Ausspruch steht! Dieß ist nicht zu übersehen, und dieß übersehen doch die, die am Buchstaben der Evangelien festhalten, und so oft in einzelnen Stellen aus dem Buchstaben derselben dogmatisiren, anstatt den ganzen Geist derselben sorgfältig aufzufassen!

Besonders sucht der Verfasser die Zuverlässigkeit der Johanneischen Sprüche von der Göttlichkeit der Lehre Jesu darzuthun, da nicht gezeigt werden könne, daß sie der Denkart und dem Charakter Jesu widersprächen, oder daß in Absicht derselben ein unabsichtlicher fortwährender Mißverstand statt gefunden haben könne, oder daß Johannes zu der Zeit, da er sein Evangelium schrieb, mit Sicherheit nicht habe wissen können, wie Jesus sich darüber erklärt habe. Dieß ist ganz richtig. Aber folgt daraus, daß das Gegentheil nicht erwiesen werden kann, die Gewißheit des hier zu Beweisenden? Im Ganzen muß uns der Bericht von Schülern Jesu zuverlässiger seyn, als andere Berichte uns seyn könnten; aber kann Jesu Schüler nicht auch hie und da etwas Menschliches begegnet seyn? Ist das wohl anders zu erwarten?

Aber,

Aber; fragt der Verf. weiter, wie konnte Johannes, als er sein Evangelium aufschrieb, sich der Reden Jesu deutlich erinnern? Er meint, es konnte nicht Johannes Absicht seyn, bloß der Darstellung wegen, Jesum redend einzuführen. Das hätten die griechischen und römischen Schriftsteller zwar gethan, wenn sie Volksanführer oder Heerführer bey feyerlichen Gelegenheiten auftreten lassen. Hier aber sey die Absicht, Jesum als Volkslehrer darzustellen, und bey dieser Absicht könne es nicht erwartet werden, daß Johannes Jesu Reden in den Mund gelegt habe, die er nicht wirklich gehalten hätte. Johannes müsse also entweder schriftliche Aufsätze Anderer, oder eigene schriftliche Aufsätze zum Grunde gelegt haben. Der erste Fall sey nicht denkbar, weil die Reden Jesu in Johannes Evangelium in demselben Styl geschrieben seyen, worin der historische Theil des Evangeliums und der erste Brief Johannes geschrieben sey; also müsse der letztere Fall angenommen werden. Johannes müsse sich schriftliche Aufsätze von den Reden Jesu gemacht haben, die er seinem Evangelium eingeschaltet hätte.

Diese Argumentation hat mehr Schein als Gewißheit. Die Juden waren sicher gewohnt, auch Personen, die sie als Volkslehrer und Religionslehrer auftreten ließen, Reden in den Mund zu legen, welche sie so nicht gehalten hatten. So wird in den ersten Kapiteln des Buchs der Weisheit Salomo redend eingeführt; und wer dürfte annehmen, daß die Gebete und Reden in der Apostelgeschichte alle aus schriftlichen Nachrichten geschöpft, und in denselben so, wie sie gesprochen worden, aufbehalten seyen? Hätten die Apostel die Reden Jesu auch der Form nach möglichst treu wieder zu geben zur Absicht gehabt: so würden sie sie bald, nachdem sie sie gehört hatten, aufgeschrieben haben; und so müßte der Styl in den Reden Jesu kenntliche Verschiedenheit von dem Styl der Erzählungen verrathen. Und wie ließe sich es erklären, daß in den Reden im Matthäus und Lucas und Johannes ein so ganz verschiedener Styl sichtbar ist, daß die Reden in jedem Evangelium in der dem Evangelium eigenen Schreibart abgefaßt sind; wenn nicht ein jeder Schriftsteller, mehr um die Gedanken, als um die Form der Gedanken Jesu bekümmert, nur jene, nicht eben diese, wiederzugeben gestrebt hätte? Historische Genauigkeit aber kann nicht wei-

ter

der bewiesen werden, als dass ein Jeder ehrlich die G
spräche und Reden Jesu, so gut er sich ihrer erinnert
aufgezeichnet habe. — Ein zweyter Anhang bestreitet d
von Joh. 5, 22, 27. in Eichhorns Bibliothek VII. 28
gegebene Erklärung. Ein dritter endlich trägt einige Ste
len Josephus und Philons nach, zum Beweise, dass Je
ne übernatürliche Göttlichkeit der Lehre der Propheten d
Alten Testaments behauptet haben.

A.

Kritik und Erklärung der im hebräischen Staate sich ereigneten Wunderbegebenheiten, von Josua bis auf Jesus, mit exegetischen und historischen Anmerkungen. Ein Beytrag zum richtigen Verstehen der heiligen Schriften der Hebräer. Altenburg, bey Rink u. Schnuphase. 20½ B. gr. 8. 1 Rt. 4 Gr.

Schon der undeutsche Ausdruck im Titel, der von sich ereigneten Begebenheiten Nachricht verspricht, (im Ton des gemeinen Zeitungschreibers, oder des gemeinen Rechtspraktikanten,) verräth einen noch ungeübten Schriftsteller; und diesen verräth auch der ganze Inhalt der Schrift, worin es nicht eben an Fleiß im Kompiliren; aber an vielen Stellen an richtiger Auswahl und Beurtheilung fehlt. An die Behandlung der hier behandelten Gegenstände sollte sich überall kein Anfänger wagen, dergleichen jetzt häufig dieselben behandeln, vermuthlich weil solche Schriften jetzt am leichtesten abgehen. Gründlich über sie zu urtheilen, vermag nur der durch vieljähriges Studium und vollständige Sachkenntniß gereifte Gelehrte! Als Kompilation indessen hat dieses Buch seinen Nutzen, da in demselben aus vielen andern Schriften Bemerkungen über das Wunderbare in den Büchern des Alten Testaments, vom Buch Josua an, und in den Apokryphen zusammengetragen sind. Bisweilen ist indessen der Verfasser auf die Quelle nicht zugekommen, aus welcher die beste Erklärung geschöpft werden könnte. Recht gut ist das Motto aus Cicero de Divinatione, II, 28. gewählt; aber die Vererinnerung, über Wun-

Wunder und übernatürliche Offenbarung, enthält unter vielen richtigen Bemerkungen doch auch manche übereilte Behauptung, die aus unverdauten Sätzen der Zeitphilosophie entsprang. Es ist richtig, daß das Alterthum aus Mangel gründlicherer Kenntniß des Zusammenhanges vieler Wirkungen mit natürlichen Ursachen, das Unbekannte und Unerklärbare sich als unmittelbare Wirkung einer Gottheit vorzustellen pflegte; doch gilt es nur von den Israeliten, daß sie dabey gerade an eine unmittelbare Wirkung des Weltschöpfers dachten; denn andere alte Völker dachten dabey an viele andere Gottheiten, und meistens an andere Gottheiten, als eben an den höchsten Gott. Was S. 1. 2. über 1 Mos. 1, 11. gesagt wird, ist sehr dürftig, und hätte nach den von Eichhorn, Gabler, Pott, und Andern bereits über diese Abschnitte gegebenen Aufklärungen besser gefaßt werden können und sollen, und eben das gilt vom Folgenden. S. 5 heißt es: »Die Philosophen unserer Zeit sind so gut wie einverstanden, »daß man sich Gott nur als Idee denken könne. Aus unserm Innern geht Gott hervor. Wir setzen uns Gott, damit in unsern Tugendglauben Einheit komme. Hört unser »moralisches Bewußtseyn auf: so hört Gott auf. Gott ist »keine Substanz, er läßt sich nicht in Zeit und Raum einschließen.« Bekannt genug ist die Quelle, aus welcher der Verfasser dieß geschöpft hat. Aber die Sätze selbst sind nur halb wahr. Gott kann nicht in Raum und Zeit eingeschlossen; aber dennoch kann und soll er als ein wirklicher uneingeschränkt erkennender und wirkender Geist gedacht werden, nicht als eine bloße Idee, welcher außer unserer Idee nichts Wirkliches entspräche; denn das hieße ja die Wirklichkeit Gottes außer der Idee läugnen und aufheben, und darüber sind wahrhaftig die Philosophen so wenig einverstanden, daß Fichte selbst die Wirklichkeit Gottes außer der Idee nicht hat läugnen wollen; was auch einige seiner Schüler in der Hinsicht sich mögen haben zur Schuld kommen lassen. Aus unserm Innern geht nicht Gott; sondern unsere Idee von Gott, und unsere Ueberzeugung von Gottes Wirklichkeit hervor. Das heißt aber nichts weiter, als daß unsere Idee von Gott und unsere Ueberzeugung von Gottes Wirklichkeit nur ein Product der freyen Thätigkeit unsers Geistes seyn kann; es heißt nicht so viel, als ob wir bloß aus uns selbst diese Idee von Gott und Ueberzeugung von Gottes Wirklichkeit hervorbrächten? Die Ursache unserer Ueberzeugung von der Wirk-

lichkeit Gottes ist außer uns gegeben; es bedarf nur unsere Natur nach unserer Selbstthätigkeit, um sie anzuerkennen. Die Ausdrücke und Sätze sind zwar von Philosophen unserer Zeit gebraucht; aber immer unbequem, bald wahr, schleifend und indem sie durch Paradoxie auffallen sollen: so blenden sie zugleich den Verstand nicht, und verleiten zum Mißverstande, wie es an dem Beyspiele des Verfassers von neuem erkannt werden kann.

Ueberhaupt verfällt an mehreren Stellen der Verfasser in den Fehler, auch da erklären zu wollen, wo bey der Kürze, Dunkelheit und Unvollständigkeit der Nachrichten, gar nicht eigentlich erklärt; sondern nur gemuthmaaßt werden kann, wie die Sache zugegangen seyn möge, und in solchen Fällen finden gewöhnlich Muthmaaßungen mancher Art statt; wenn gleich die Eine mehr Wahrscheinlichkeit als die Andere für sich haben mag. An mehreren Stellen hat der Verf. mehrere Erklärungen angeführt, bisweilen auch ganz richtig das Wahrscheinlichere dem Unwahrscheinlicheren vorgezogen. An andern Orten muß der unbefangen prüfende Leser selbst untersuchen, was von der versuchten Lösung des Knotens zu halten sey.

Mit Josua Ernennung zum Heerführer beginnt der Verfasser, und schon dabey dürfte mehr auf Darstellung des Verf. des Buchs Josua, als auf ein Vorgeben des Josua selbst zu rechnen seyn. Dann folgt der Uebergang der Israeliten über den Jordan, die Jos. 5, 13. beschriebene, hier als Erscheinung eines Menschen dargestellte Begebenheit, wo doch manche andere Muthmaaßung, z. B. eines Traums, eines politischen Vorgebens, wie bey der von Konstantin dem sogenannten Großen, vorgegebenen Erscheinung, ja selbst die Muthmaaßung einer später gebildeten Vorstellung und Sage, statt finden könnte. Ferner Jericho's Einnahme, Achans Diebstahl, der Israeliten Niederlage bey Ai, Achans Bestrafung, Stillstand der Sonne und des Mondes, (wo die eigene Erklärung unwahrscheinlich, und ein Mißverstand des Redakteurs des Buchs Josua am wahrscheinlichsten ist:) die Erzählung von Samgar, Gideon, und Simson. Die Meinung, daß unter Jehova und Elohim ein Priesterkollegium zu verstehen sey, und daß Simson die philistäischen Weiber habe schwängern müssen, um robuste Race zu bekommen, hät-

te

te kaum eine Erwähnung verdient. Ein patriotischer Israelit giebt dem alten Hohenpriester Eli nachdrückliche Warnungen, 1 Sam. 2, 27 — 36. Samuel empfängt zum erstenmal ein angebliches Orakel, 1 Sam. 3, 1 — 18. Eli's Söhne kommen, nach der Vorhersagung eines Sehers, in der Schlacht um, 1 Sam. 4. Umsturz des Dagon, Krankheit der Philistäer, Zurücksendung der Bundeslade, 1 Sam. 5, 6. Ernennung Sauls zum Könige, Sauls Melancholie, Wahrsagerinn zu Endor, Sauls Tod 1 Sam 8 — 31. Was hier der Verf. von einem patriotischen Levitenklub, von Samuels und Sauls Charakter und Sauls Melancholie hat, ist nicht historisch, so wie alles Nachtheilige, was derselbe von Samuel angiebt. Die Gesetzlade wird von Kirjathjearim nach Jerusalem gebracht, 2 Sam. 6, 1. f. Nathans dem David gegebene Versicherungen, 2 Sam. 7, 1. f. Der Verfasser denkt an einen Traum, oder an Berathschlagung mit dem Levitenklub; aber auch da ist manche andere Muthmaaßung möglich. 2 Sam. 21, 1 — 14. hätte der Verfasser die Anmerkungen von J. D. Michaelis bey der Stelle zu Rathe ziehen mögen. 2 Sam. 24. die Erzählung von der Volkszählung Davids, der dreytägigen Pest, und dem Sühnopfer Davids, hätte auch unpartheyischer gefaßt werden können, wenn der Verf. nicht überall Bosheit der israelitischen Priester muthmaaßte. Einweihung des Salomonischen Tempels, Salomons Traum, Ausspruch eines Propheten gegen Jerobeam, Schicksal dieses Propheten, Drohungen des Propheten Ahia wider Jerobeam, Elia und Elisa Wunderthaten. Bey allen diesen Erzählungen hat der Verfasser nicht genug auf den Einfluß späterer Vorstellungen gerechnet, durch welche die Thatsachen auf manche Weise anders dargestellt würden, als sie sich wirklich zugetragen hatten. Dasselbe gilt auch in Absicht der folgenden hier behandelten Erzählung von dem Engel, der im Lager der Assyrer eine große Niederlage anrichtete. Die davon erzählenden Verse sind ein späterer Zusatz. Ausdrücklich ist vorher bemerkt, die Nachricht von einem Einfall des Tirhaka in Assyrien habe Sanherib zum Rückzuge bewogen. — Dann folgt Jesaias Wunder an Hiskias Sonnenuhr, wo doch wohl keine Sonnenuhr; sondern eine Treppe zu verstehen, und nicht von einem von Jesaias verrichteten; sondern nur von demselben beobachteten Naturwunder, die Rede ist. — Dann wird von der Inauguration und den Wundern der einzelnen Propheten ge-

handelt, wo meiſtens richtige Erklärung des bildlichen Ausdrucks derſelben glücklicher, als des Verfaſſers Muthmaßungen, das Dunkle aufgeklärt haben würde. In Abſicht des Buches Jona iſt der Verfaſſ. den Konjekturen Nachtigals zu raſch beygetreten, welcher das Ganze, in welchem immer ein Theil den andern vorausſetzt, ohne Grund als eine aus drey zu verſchiedenen Zeiten abgefaßten Stücken entſtandene Zuſammenſetzung anſieht. Demnächſt folgen Bemerkungen über das Wunderbare im Buche Hiob, Judith, Tobias, und den Büchern der Maccabäer, über die Schrift von der Suſanna und vom Bel und Drachen zu Babel, und über den Geſang der drey Männer im Feuerofen. Was über die Apokryphen beygebracht iſt, verſchlägt überhaupt nicht viel, und hätte wegbleiben können, wenn der Verfaſſer die Bemerkungen nicht etwa für Papiſten beſtimmt hat. Verwieſen iſt indeſſen wenigſtens auf die Eichhornſche Einleitung, und die neueſten Bemerkungen über dieſe Bücher. — Wäre der Verf. von feſteren Principien in der Beurtheilung der Wundererzählungen ausgegangen; hätte er es eingeſehen, daß die Möglichkeit der Wunder, die er läugnet, a priori gar nicht geläugnet werden kann, und daß alſo Alles auf die vollkommene Zuverläſſigkeit der Nachrichten von denſelben, oder auf die nicht hinlängliche Zuverläſſigkeit ſolcher Nachrichten ankommt: ſo würde er einen ganz andern, zwar ſchwierigern; aber auch die Unterſuchung lehrreicher und befriedigend machenden Weg eingeſchlagen haben. Dann hätte ſein Buch auch für den Kenner unterhaltend werden können, anſtatt daß es jetzt nur die Neugier der Unkundigen ſättigen mag.

S.

Sammlung einiger Berg- und Cirkularpredigten in Rückſicht auf ihren, dem Zeitbedürfniſſe angemeſſenen Inhalt. Herausgegeben von J. G. Kießling, Pfarrer zu Steben im Fürſtenthum Bayreuth. Hof, bey Grau. 1803. 98 S. 8.

Der Predigten ſind fünf. Die 1ſte und 2te ſind Bergpredigten, an Geburtstagen Sr. Maj. des Königs von Preußen 1798 und 1802 gehalten; überſchrieben: »Die Anbetungswürdigkeit Gottes in der Natur,« und: »Die Ei-

»

» ein Schauplatz der Güte Gottes. « Beyde Themata sind gut ausgeführt, und dem Vortrage ist im Ganzen eine edle Sprache eigen. Da diese Reden die Vorgänger eines gröſsern Werkes dieser Art seyn dürften: so will Rec. eine Stelle ausheben, damit die Leser selbst urtheilen mögen, was sie zu erwarten haben.

Seite 118: » Mißbrauche die Wahrheit: Gott ist » Regent der Natur — seine Vorsehung waltet über alles — » nicht zur Sorglosigkeit. «

» Vertraue ihm von ganzem Herzen; aber vergiß nicht, » daß er dir Verstand gab, den Bergbau mit Ueberlegung und » Nachdenken zu treiben; den drohenden Gefahren vorzu- » bauen — daß er dir Kräfte des Körpers schenkte, sie zur » Thätigkeit im Berufe anzuwenden. Mache Gebrauch von » deinem Verstande; er ist ja Gottes Geschenk; — Gebrauch » von deinen Kräften — er (wer denn?) will ja, daß wir » im Schweiße des Angesichts unser Brodt essen sollen! Glau- » be nie, daß die weise Regierung und Vorsehung Gottes » unvernünftige Unternehmungen krönen, sorglose, oder gar » verwegene Menschen, die die Sicherheitsanstalten muth- » willig versäumen, mit wunderthätiger Hand decken; oder » des Müßiggängers Nachlässigkeit gut machen werde. «

» Denke darauf, alles immer klüger, zweckmäßiger und » besser einzurichten. Sieh neuen Vorschlägen und Verbesse- » rungen, wenn Vernunft und Erfahrung sie geprüft haben, » gern Gehör! Es ist Unvernunft, mit Starrsinn alte Miß- » bräuche beyzubehalten. « —

» Sey thätig in deinem Berufe — gehorsam und erge- » ben deinen Vorgesetzten; muthig und Gott vertrauend in » Gefahr; zufrieden mit einer Lebensart, die dir zwar keinen » Ueberfluß — aber die Ehre eines großen Verdienstes um » das gemeine Beste, und einen reichen Lohn aus Gottes » Vaterhand verspricht. Erfülle deine Pflicht — auch unge- » sehen von Menschen Augen, auch unbelohnt von ihrem » Händen. Es ist kein edler Mensch, der nichts thun will, » was ihm nicht bezahlt wird, — Sey treu in dem, was » deiner Hand anvertraut wird. Ein ungerechter, gewissen- » loser Gewinn ist eine Ehrenkränkung, die man sich selbst » zufügt; ein heimlicher unsichtbarer Schade. — Ehre die » Religion. — Sie ist ein haltbarer Wanderstab — ein

»richtiger unerträglicher Kompoß in der Wüste des irrthumvol»len Weltlebens. Sie wird die alle die Gesinnungen ein»flößen, die der Mensch braucht, der sich fürs Gemeinwohl »aufopfern soll. Sey endlich immer auf die entscheidende »Stunde bereit, in der dein Leberstichr wie dein Grubenlicht (der Verf. spricht zu Bergleuten) verlöschen wird — »auf die Stunde, in der du zum letztenmal in die Grube »fährst, und mit dieser letzten Schicht die Ausbeute gewinnst, die dir keine Veste, keine Wasserfluth, kein »böses Wetter mehr sauer macht; — auf die Stunde, die »dich in die bessere Welt führt; wo keine hängende Wand »mehr droher, kein Anbruch mehr abscheidet; wo alles »sich ewig verklären wird.«

Da der Verf. zu Bergleuten spricht: so ist es allerdings zweckmäßig, wenn er auch Ausdrücke aus der Bergmanns Sprache mit aufnimmt. Wenn er aber auch selbst in das Gebet (S. 4 und S. 24) dergleichen Ausdrücke mit verwebet: so kann Rec. dieß nicht billigen, da so Etwas hier zu viel Gesuchtes verräth. Das Gebet S. 23 hebt unangenehm mit dem Ausruf: »Majestätsvoller Gott!« an.

Nr. 2. 3. 4. sind Cirkularpredigten, wovon die 4te: »Was ist wahre Freyheit?« Recensenten vorzüglich gefallen hat.

Nach der Vorrede sollen diese Predigten, wenn sie Beyfall finden, die Vorläufer eines für die häusliche Erbauung eingerichteten Predigtbuchs seyn, zu dessen Herausgabe Rec. glaubt, den Verf. ermuntern zu dürfen.

Pmer.

Gedanken eines evangelischen Christen, über zwey Schriften des Bischofs Augustinus, und die Beylagen und Anmerkungen des Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Jena, bey Frommann. 1803. 93 S. kl. 8. 10 M.

Es ließ sich schon erwarten, daß die Beylagen und Anmerkungen des Grafen St. zu seiner Uebersetzung zweyer Schriften Augustins nicht ohne Gegenbemerkungen bleiben würden,

da

da sie theils viele Blößen geben, theils viele unbillige Urtheile enthielten. Des Verf. dieser kleinen Schrift sucht besonders den Irrthum zu widerlegen, als wenn Augustin, wenn er die katholische Kirche vertheidigt, von derjenigen hätte reden können, die jetzt gewöhnlich so genannt wird, und vorzüglich die römische oder päpstliche heißen sollte. Außer dem antwortet er noch auf einzelne auffallende Aeußerungen des Grafen. Ein Auszug des Inhalts läßt sich nicht wohl geben, weil der Verf. in seinem Ideengange mehr phantasirt, als ihn nach einer strengen logischen Ordnung an den Tag legt. Er scheint ebenfalls ein Dichter zu seyn, und dahin auch einer Art religiösen Mysticismus zu huldigen, so fein dieser auch ist. Allein um so viel größern Eindruck muß er auf den Dichter Gemachen, und insofern kann diese Schrift vielleicht mehr auf ihn wirken, als die strengste schulmäßige Widerlegung. Rec. schränkt sich also darauf ein, dieselbe durch einzelne schöne Stellen zu charakterisiren, und empfiehlt sie damit dem lesenden Publikum.

S. 10: »Nicht das Irregehen des religiösen Gefühls »in Meinungen und Gebräuchen trennt unvereinbar die »evangelisch und römisch Gesinnten. Die von dem religiösen »Gefühle ganz ab, und zu dem Zwange der Gewissen über»gegangene, die von der Erhebung zu Gott zur Erhebung »der Kirche gefundene, die unsere geistige Bildung in die »Herrschsucht und den Eigennutz einer völlig weltlichen Hie»rarchie verwandelte, die dem Feuer frever Andacht und »Begeisterung in die Vulkane des Fanatismus einzuzwängen »Hierarchie über Untersuchung, nicht Denkmöglichkeit zu»Den Gottesverehrern einpfropfte, daß er das Feuer seiner »Andacht nicht auf dem Altare seines Herzens in kunden»freyen Ergießungen seiner Gluth anzünden; sondern nur auf »römisch geweihten Altären nach vorgeschriebenen Formeln »das Opfer der Kirche darbringen darf, u. s. w. Wenn auch die katholische Kirche zu den Zeiten Augustins bey weitem nicht rein evangelisch und apostolisch war: so hatte sie doch noch eine weit reinere Gestalt, als die römische Kirche, wozu sich jetzt der Graf bekannt hat. S. 13. 14: »Diese Hierarchie, dieses ganz auf weltlichen Vortheil abzie»lende System, Regenten und Unterthanen zu beherrschen, »um Leibeinkünften zu frönen und selbst fürstlich zu leben — »dieses System von Ehrgeiz, Herrschsucht und Eigennutz ist

» es also, was man Kirche, und noch dazu katholische Kirche » genannt hat. Diese Hierarche ist es, zu der sich der Hr. » Gr. St. bekannt hat, und die er der Katholicität an die » Seite setzt. Augustin kannte nicht einen Schatten davon, » und ahndete ihre Möglichkeit nicht.« Der letzte Ausdruck scheint zu stark zu seyn; denn Ehrgeiz, Herrschsucht und Eigennutz der Bischöfe regierten schon damals die katholische Kirche. Wenigstens kann man nicht sagen, daß noch kein Schatten davon da gewesen sey. Der Graf hatte gesagt: außer der Autorität des göttlichen Worts müsse auch noch die Autorität der Kirche gelten; denn kein Gesetz könne sich ohne authentischen Vollzieher in Kraft erhalten, und die Schrift könne keiner authentischen Erklärung entbehren. Darauf antwortet der Verf. sehr treffend. S. 31: » Ein authentischer » Vollzieher und Erklärer des Gesetzes ist der Gesetzgeber selbst, » bey einem göttlichen Gesetze ist es also die Gottheit selbst. » Nur so kann man den Grafen verstehen; denn sonst würde » es eine Lästerung seyn, über das Selbst der Gottheit ein » Selbst der Menschen als Deuter zu setzen, und neben ihr » eine Authenticität anzunehmen.« S. 78 kommt der Vf. auf die Lästerungen gegen die katholische Kirche, worüber sich der Graf beklagt, und urtheilt darüber sehr richtig. » Nicht, » weil es unter den Anhängern der katholischen Kirche viele » verdorbene Menschen giebt, greift man die Kirche an; sone » dern man beschuldigt die Kirche, daß das Sittenver- » derbniß aus ihr entstehen muß. Es ist nicht ein Schluß » von einzelnen Theilen aufs Ganze; sondern vom Ganzen » auf die Theile.« Ueber den Zorn des Grafen aber, daß man der katholischen Kirche den verflachten Grundsatz aufbürden wolle, die Mittel wären gleichgültig zu gut geglaubten Zwecken, so wie über die Unfehlbarkeit des Papstes, die der Graf nicht annimmt, läßt er sich S. 79 so aus: » Mir » scheint es eine undankbare Arbeit, da, wo das Ganze nichts » taugt, sich bey einzelnen Gebrechen aufzuhalten. Mögen » die Anhänger der römischen Kirche den Papst nicht für un- » fehlbar, und den Grundsatz der Gleichgültigkeit der Mittel » für verflucht halten: immer ist und bleibt es unläugbar, » daß der Papst sich noch heutiges Tages von Königen, wenn » sie es mögen, den Pantoffel küssen läßt; daß mehr als das » von dem Hr. St. so sehr gehaßte angebliche Illuminaten- » system die Bannstrahlen des Vatikans Thronen er- » schüttert und Anarchie verbreitet haben; daß Leute,

» die

»die das Ansehen des Papstes bezweifelten, immer einen sehr »gefährlichen Stand hatten; daß es von den Waldensern an »bis zu Luthers Zeiten wenigstens sicherer war, die Unfehl»barkeit des Pabstes unangefochten zu lassen, als sie zu läug»nen; daß wenn auch die römische Kirche den Grundsatz ver»fluchte, daß alle Mittel gleichgültig sind, sie sich doch »mancher und vielleicht nur solcher Mittel bedient »hatte, die sie hätte verfluchen sollen, u. s. w.« Darauf wird S. 81 eine Stelle aus Haller's Gedichten angeführt, die sich stärker über das Papstthum ausdrückt, als man es in den neuesten Zeiten je gethan hat. Endlich erklärt der Vf. die Deklamation des Grafen über das sursum corda bey der Messe für bloß poetisch. Wer wisse, wie mechanisch es bey der Messe hergehe, welche Liebeshändel da getrieben würden, u. s. w. für den sey dieses Kommandowort eben so mechanisch, als ein anderes: präsentirt das Gewehr! Uebrigens ist es wahr, wenn der Verf. S. 53 sagt, daß der Graf seine Meinungen niemals mit logischer Einfachheit leicht eingehender Gedanken vortrage; sondern sie mit einem mystischen Schleyer bedecke, der einen verborgenen Glanz andeuten solle, und mit Bildern der Phantasie durchwebe, deren Absicht sey, zu überraschen und erhaben zu scheinen. Dagegen ist es ein Irrthum, wenn nach S. 66 Augustin bloß die Autorität der Schrift anerkannt haben soll. Die Tradition galt ihm fast eben so viel.

D. Martin Luther, oder alter und neuer Protestantismus, in Briefen an den Herrn Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Frankfurt am Main, bey Hirmann. 1802. 79 S. kl. 8.

Der Verf., welcher seine Briefe aus Tarant im Plauenschen Grunde datirt, scheint ein alter kursächsischer Prediger zu seyn, welcher mit dem neuen Protestantismus eben so wenig zufrieden ist, als mit dem Uebertritte des Gr. St. zur katholischen Kirche. Er winselt also auf der einen Seite über den Verfall der lutherischen Kirche, und giebt es zu, daß der Graf darin nicht habe ausdauern können, wenn er sich bloß an den neuen Protestantismus habe halten sollen; giebt aber zugleich zu verstehen, daß der alte Protestantismus auch noch lebe, und daß, wenn er (der Verf.) nur um den Grafen ge-

wesen wäre, wo sie schon bey der lutherischen Kirche wäre erhalten haben. Da nun aber der Schritt schon gethan ist: so sucht er den Grafen doch noch wieder auf die Seite zu bringen. Daher folgt nun auf der andern Seite eine sehr starke Schilderung der katholischen Kirche, wie man sie von einem eifrigen lutherischen Orthodoxen wohl erwarten kann. Da der Verf. die Sache in Hinsicht des ersten Punktes außerordentlich übertreibt, und dadurch den Schritt des Grafen fertigt: so hätte er leicht einsehen sollen, daß auf alles Uebrige, was er an der katholischen Kirche mißbilligt, keinen Eindruck weiter auf den Grafen machen kann. Er hätte also offenbar mit mehr Politik verfahren müssen, wenn er sich noch eine Wirkung von seiner Schrift versprechen wollte, und hätte am wenigsten Stellen aus den Schriften Luthers zum Grunde legen sollen, der ja bekanntlich als ein Erzketzer von der katholischen Kirche verabscheuet wird. Wir wollen zuerst einige von den übrigbleibenen Seufzern über den neuen Protestantismus anführen, und dann einige Urtheile über die katholische Kirche, wodurch diese Schrift hinlänglich charakterisirt seyn wird. S. 91 »Recht hätten Sie, Mein Graf, »wenn Sie sagten: wie war es unerträglich, in eine protestantische vernachlässigte Kirche zu gehen, die schon durch »ihr Aeußeres das Bild der Zerstörung trug (!) »und da eine Stunde lang ein herzloses Moralgewäsche »zu hören, was höchstens in die Ohren klingt, und Niemand gründlich belehrt, bessert und glücklich macht.« Wir möchten doch wissen, wodurch der Mensch gründlicher gebessert werden soll, als durch die christliche Moral? S. 16: »Ihre (der neuen Protestanten) Gotteshäuser und »Kirchhöfe haben, große Städte etwa ausgenommen, alles Ansehen entweheter Oerter, und erregen Widerwillen. Unsere Kirchen werden fast nicht mehr besucht, »und streben ungeweckt und ungebessert, ohne Sinn und »Gefühl für die nahe Ewigkeit.« Allein wie ist eine gründliche Besserung in den letzten Augenblicken des Lebens noch möglich? Wenn der Verf. nur etwas nachdenkt, wird er bald einsehen, daß die Praxis der Bekehrung auf dem Sterbebette alle Moralität zerstören muß, insofern der Mensch nur zu geneigt ist, seine Bekehrung bis dahin aufzusparen. Daß übrigens die Neologen für Atheisten gehalten werden, kann man leicht denken. Dagegen wird die katholische Kirche mit ihren Dogmen noch mehr mitgenommen. S. 26: »Müs-

»sen

»sen Sie nicht schwören, die widersinnigsten Dinge zu glau»ben? Sind Sie nicht genöthigt, wider das Wort Gottes »und alle Menschenvernunft zu glauben, daß Christus in je»der Messe geopfert wird, und daß jedes rund geformte »Stückchen Teig, wenn es der Priester nur gebietet, sich »alsobald verwandelt in den wahren leiblichen Christus? »Müssen Sie sich nicht in einem Zustande [einen Zustand] »der Unnatur und der Verstandesverrückung versetzen, wenn »Sie Ihre Knie beugen, und inbrünstig das Stückchen Teig »wie Gott anbeten?« Diesen Punkt der Verwandlungslehre würde der Verf. nicht so stark gerügt haben, wenn er bedacht hätte, daß er ja selbst eine wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl annimmt. Außerdem soll der Graf die Transsubstantiation nicht mit angenommen haben. Ist dieses gegründet: so trifft ihn der viel zu derbe Vorwurf gar nicht einmal. Treffender möchte dagegen folgende Stelle seyn. S. 41: »Es stand das Bild des rei»nen heiligen Gottmenschen vor mir, und gegen mir über »das Bild seines eitlen vorgeblichen Statthalters auf Erden. »So weit der Himmel von der Erde ist, das Licht von der »Finsterniß, ist auch dieses Bild des göttlichen Hauptes der »wahren Kirche von dem dreyfach gekrönten Fürsten, dessen »Fuß Sie küssen.« Am besten haben uns aber folgende wahre Stellen gefallen. S. 48: »So ist es nicht, edler »Graf, mit Ihrer jetzt gewählten Kirche, die durch ihre Ze»remonien, Aufzüge, Umgänge, groteske fromme Harlekina»den, Kinder- und Bilderspiele die Seele zerstreuet, die »Einbildungskraft auf Kosten des Wahrheitssinnes beschäfftigt, abergläubig, niedrig, fanatisch macht. Vor dem äus»sern Prunkwerk Ihrer Kirche kann der Mensch nicht zu »dem Wesentlichen des Christenthums kommen. Er nimmt »Bilder für Sachen, dunkle Eindrücke der Imagination für »heilsame Begriffe, u. s. w.« S. 50: »Es ist unläugbar, »die hierarchische Politik im Kampf mit der weltlichen und »den Feinden der ersten, die vom Geist religiöser Freyheit »getrieben waren, hat die Erde mit Blut befleckt, die Sitt»lichkeit vergiftet, die gränzenloseste Ueppigkeit geheiligt, und »Menschenhaß zur Pflicht gemacht.« Endlich findet sich noch S. 54 fg. eine Stelle, welche die Gebrechlichkeiten der katholischen Kirche sehr treffend schildert, die wir dem Leser empfehlen, weil sie zu lang ist, um hier Platz zu finden.

Wir

müssen nun erwarten, ob der Graf auf diesem Wege fortfahren wird.

K.

Christliches Gesangbuch für evangelisch-reformirte Religionsverwandte. Hamburg, auf Kosten der reformirten Armenkasse. 1803. 432 S. 8.

Predigt bey Einführung des neuen reformirten Gesangbuchs, gehalten am 3ten April 1803. von F. H. Scheiffler. Hamburg, bey Bachmann und Gundermann. 31 S. 8.

Bey sorgfältiger Durchsicht dieses Gesangbuchs haben wir keine Unterscheidungslehre der reformirten Kirche gefunden; es ist durchaus auf reine christliche Grundsätze gebaut, welche beyden protestantischen Konfessionen gemein sind. Dadurch wird diese Liedersammlung um so gemeinnütziger, und kann in jeder christlichen Kirchengemeine gebraucht werden. Man sehen daher nicht ein, warum durch die Worte auf dem Titel: für evangelisch-reformirte Religionsverwandte, neue Scheidewand gezogen worden ist, wodurch die Einführung dieses trefflichen Gesangbuchs in lutherischen Kirchen erschwert werden müsste. Es konnte ebenfalls, wegen der besondern Bestimmung desselben, heißen: zum Gebrauch der evangelisch-reformirten Gemeine in Hamburg. Davon nun aber abgesehen, so verdient dieses Gesangbuch einen der ersten Plätze unter den neuern Liedersammlungen, welche vorzüglich zum öffentlichen gottesdienstlichen Gebrauch eingerichtet sind. Die Sammler haben sich zwar sehr viele Veränderungen in den Liedern erlaubt; aber fast immer ist die Verfassung dadurch leichter und fließender, der Sinn deutlicher und faßlicher, der Gedanke sehr oft erhabener und feyerlicher geworden. Das Buch enthält 611 lauter gut gewählte, oder doch durch die Verbesserungen durchaus brauchbar gewordene Lieder. Das Ganze ist unter folgende vier Hauptabtheilungen gebracht worden: 1) Allgemeine Lob- und Gebetlieder, von Nr. 1 — 96. 2) Lieder über die wichtigsten Stücke der christlichen Glaubenslehre, Nr. 97 — 279. 3) Ueber die wichtigsten Stücke der christlichen Sittenlehre, Nr. 280 — 513. 4) In beson-

besondern Zeiten und Umständen, N. 514 — 611. Diese Hauptabtheilungen zerfallen wieder in mehrere Unterabtheilungen, daß es den Predigern sehr leicht wird, zu ihren Vorträgen schickliche Lieder zu wählen, wie es auch dem Christen, der sich ein Lied zu seiner Privaterbauung aufsuchen will, angenehm seyn muß, unter den vielen wohlgeordneten Rubriken diejenige zu finden, welche seinem besondern Bedürfnisse angemessen ist. Den Beschluß machen: 1) ein Verzeichniß der Liederdichter nach aufeinander folgenden Nummern, und diese Nummern sind bey den Liedern angebracht, welches allerdings sehr zu loben ist, weil Manchem damit gedient ist, den Verfasser eines Liedes zu wissen; 2) ein Verzeichniß der Melodien, welches aber von geringer Brauchbarkeit ist, weil die Lieder, welche nach Einer Melodie gesungen werden, dabey nicht bemerkt sind; 3) ein alphabetisches Register aller Lieder, nicht nach den Seitenzahlen; sondern nach ihren Nummern im Gesangbuche.

Die Predigt des Hrn. Scheiffler über Ephes. 5, 19. 20. enthält, im Eingang eine kurze Geschichte des Gesangbuchs, und eine treffliche Ausführung des Hauptsatzes: das Empfehlende des Gesangs frommer Lieder; nach den Unterabtheilungen: 1) in Rücksicht auf das, was seine Würde ausmacht; 2) in Darstellung seiner Nutzbarkeit. Beyde Abtheilungen erschöpfen den Hauptsatz, und auch in schöner Ordnung und würdevoller Sprache Alles, was über den gewählten Gegenstand Gutes und Nützliches gesagt werden kann.

Hb.

Neues Magazin für Prediger, herausgegeben von D. W. A. Teller. Zehnter Band. Erstes Stück. 20 Bog. Zweytes Stück. 18 Bog. 8. Jena und Leipzig, bey Frommann. 1802. Jedes Stück 18 Gr.

Mit diesem Bande, welcher wieder eine große Anzahl nützlicher Dispositionen zu Predigten, und manche lesenswerthe Aufsätze, und in dem kirchlichen Fache manche interessante Nachrichten enthält, beschließe der bisherige würdige Herausgeber

geber dieses Werks sein Geschäffte, und übergiebt es dem Hrn. General-Superintendenten Löffler, unter dessen Aufsicht das Werk fortgesetzt werden wird.

Im Ganzen genommen wird der Plan bleiben, wenigstens werden keine wesentlichen Veränderungen damit vorgehen. Die erste Abtheilung wird, wie bisher, Aufsätze aus der Homiletik, Liturgik, Katechetik, u. enthalten, denen auch bisweilen dogmatische beygefügt werden sollen, insofern nämlich die Frage ist, wie ein Dogma auf der Kanzel so zu behandeln ist, daß der Vortrag weder beunruhigend für das Volk, (das ist er selten, wenn der Prediger ein vernünftiger Mann ist, und das Volk nicht von Andern aufgereizt wird) noch anstößig für den Selbstdenkenden werde? Die zweyte Abtheilung wird jedesmal einige Recensionen für den Prediger wichtiger Schriften enthalten. Die dritte und weitläuftigste — Entwürfe zu Predigten. Die vierte — Katechisationen und liturgische Formulare. Die fünfte — Nachrichten von Kirchen und Schulen.

Uebrigens bleiben die bisherigen Mitarbeiter, und es kommen noch mehrere nicht weniger verdiente Männer hinzu. In einem jeden Jahre sollen zwey Stücke erscheinen, welche einen Band ausmachen, der mit dem Bildniß eines berühmten, oder auch verdienten Theologen gezieret werden wird.

Zb.

Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre, von *Franz Volkmar Reinhard*. Meissen, bey Erbstein. 1801. 170 Seiten 8. geh. 19 gr.

Was alle Reinhardschen Schriften so vortheilhaft auszeichnet, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, lichtvolle Anordnung der einzelnen Theile, feine Kenntniß des menschlichen Herzens, ein Reichthum wohlangebrachter Belesenheit, Würde und Schönheit der Sprache, das alles werden die Leser auch in der vorliegenden Schrift antreffen, und mannichfache Belehrung und Unterhaltung aus derselben schöpfen können.

Das

Die Wahrheit selbst ist sehr Nebensache. In dem ersten (S. 1—14) stand uns Kleinigkeitswesen, oder die Mikrologie überhaupt beschrieben; und von demjenigen, derselben verwandten entgegengesetzten Fehler der Mikropanopsie entwickelt. Die Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre besteht überhaupt darin, daß man Dingen zu Gefallen der Sittlichkeit wirklich Wichtigkeit, eine Wichtigkeit zutraut, die sie nicht haben, die ihnen eine Aufmerksamkeit nimmt, welche sie nicht verdienen. In dem Wesen dieses Fehlers liegt es, daß der, welcher ihm nachhängt, den Sinn für das Wichtige und Gute bey seinen Obliegenheiten immer mehr verliert, überall Kleinlichkeit zeigt, voll Aberglauben tausend geringfügige Dinge einer unbegreiflichen Kraft zuraunt, allmählich Pedanterie in sittlichen Angelegenheiten kommt, und endlich die ängstliche Genauigkeit, die er bey tausend selbstgemachten, oder leichten Pflichten beweist, als Ersatz für die wahre Vernachtung mit der er die grössern und wichtigern behandelt. Der zweyte Abschnitt (S. 14—45) beschäftigt sich mit den Ursachen dieses Kleinigkeitsgeistes. Der Verf. unterscheidet innere und äußere Ursachen. Als innere führt er auf 1) mangelhaftes natürliches Unvermögen, das Ganze eines Gegenstandes zu erfassen, verbunden mit einem Scharfsinne, der fähig ist, sich in Kleinigkeiten und Nebendinge zu verlieren. 2) Einen übel geleiteten Scharfsinn. 3) Die Neigung des Herzens, alles, was sich in die Moral einmischt, so jeder Kleinigkeit etwas Wichtiges sucht; sich aber auch durch sein Haschen nach Kleinigkeiten, und durch den hohen Werth, den er ihnen beylegt, von den heiligsten Vorschriften, sobald es die Neigungen wünschen, loszumachen weiß. 4) Die Affekten und Leidenschaften, die alles aufbieten, um zwischen ihren Bestrebungen und den Aussprüchen der Pflicht eine Uebereinstimmung zu vermitteln, und auf tausend unbedeutende Dinge ein außerordentliches Gewicht legen, um die bindende Kraft einer sittlichen Vorschrift wegzuvernünfteln, und sich von Pflichten, die den Neigungen zuwider sind, zu entbinden. 5) Die natürliche Beschaffenheit, oder krankhafte Zustände des Körpers. Zu den äussern Ursachen rechnet der Verf. folgende: 1) Eine gewisse, zu dem Charakter ganzer Völker und Zeitalter, wenigstens gewisser Sekten und Parteyen gehörige grillenfängerische Spitzfindigkeit. 2) Den Verfall der Wissenschaften und des guten Geschmacks. 3) Eine übertriebene Verfeinerung. 4) Den

Geist

Geist mancher Stände, Lebensarten und Anstalten, der eine gewisse Mikrologie in der Moral, entweder leicht veranlaßt und begünstiget, oder wohl gar nöthig macht und fordert. — In den folgenden Abschnitten werden nun die Hauptarten der Mikrologie näher beleuchtet. Wir können den Inhalt derselben nur im Allgemeinen angeben. Also der dritte Abschnitt (S. 46—73) handelt von der hermeneutischen Mikrologie bey Auslegung der sittlichen Gesetze. In diesen Fehler fällt ein Jeder, der den ächten Sinn moralischer Vorschriften verfälscht, er mag nun entweder zu ängstlich an die Worte derselben hängen, oder sich an diese Worte zu wenig binden, oder darüber tändeln, weil schon das kleine Verweilen bey ihrem Gegenstande für die verderbten Triebe des Herzens ein gewisses Interesse hat, oder endlich kleinliche Bemerkungen darüber machen, um eine sittliche Zweckscheu damit zu beschönigen. — Vierter Abschnitt (S. 74—113) Kasuistische Mikrologie. Sie besteht in der kleinlichen Spitzfindigkeit bey Beantwortung der Frage, ob ein Gesetz in einem gewissen Fall verbindlich und anwendbar sey oder nicht? Die Kasuistik ist das eigenthümliche Reich der Mikrologie. Die äußern Ursachen derselben sind die Beichtanstalt und die Verderbniß der christlichen Sittenlehre durch willkührliche menschliche Satzungen. Die innern, unedler Scharfsinn, redliche Aengstlichkeit, und eigennützige Unredlichkeit. Die kasuistische Mikrologie äußert sich auf eine doppelte Art, indem sie theils Gewissensfälle und Kollisionen von Pflichten erdichtet, theils diese selbsterdachten sowohl, als auch die wahren Gewissensfragen mit einer falschen Spitzfindigkeit beantwortet. Fünfter Abschnitt. (S. 114—143) Lehrische Mikrologie. Sie ist der Fehler, wo man bey der Ausübung seiner Pflichten und beym Handeln selbst Kleinigkeiten eine Wichtigkeit beylegt, welche sie nicht haben, und sich dadurch von den Grundsätzen einer reinen Sittenlehre entfernt. Man will sich durch diese Art von Mikrologie entweder das Schwere bey der Tugendübung ganz ersparen (Kleinigkeitsgeist des Aberglaubens und der Heucheley), oder sich dasselbe nur erleichtern (Kleinigkeitsgeist des Leichtsinns und der Trägheit), oder sich das Schwere bey der Tugendübung ohne Noth noch lästiger machen (Kleinigkeitsgeist des ängstlichen und schwermüthigen Tugend). Sechster Abschnitt. (S. 144—170) Ascetische Mikrologie. Diese ist wieder entweder die disciplinarische, welche zur Beun-

hung unordentlicher Begierden und Neigungen eine Menge von unbedeutenden, oft wirklich widersinnigen Mitteln ergreift, oder die prophylaktische, welche viele Dinge für verführerisch und gefährlich hält, die es entweder gar nicht sind, oder es doch nur selten und zufälligerweise werden, oder die paränetische, welche Etwas für ein Tugendmittel hält, das mit der Tugend in keiner wirklichen Verbindung steht.

Diese trockne Inhaltsanzeige soll keine andre Absicht haben, als unsre Leser auf die Mannichfaltigkeit des Stoffs, welchen sie hier bearbeitet finden, aufmerksam zu machen, und sie dadurch desto mehr zur eignen Lektüre dieser wichtigen Untersuchungen zu reizen. Rec. erlaubt sich nur noch ein paar Bemerkungen, welche sich ihm von selbst beym Lesen dieser Schrift aufgedrungen haben. In dem ersten Abschnitte sucht der Verf. unter andern zu zeigen, daß die Mikrologie noch viel gefährlicher sey als der entgegengesetzte Fehler der Mikroparopsis, bey der man Gegenstände, Veränderungen und Handlungen, die für die Sittlichkeit von bedeutenden Folgen seyn können, darum weil sie unvermerkt wirken, übersieht und vernachlässigt. Der Schaden dieser letztern, sagt er, sey nur zufällig, der Schaden der Mikrologie hingegen im Wesen derselben gegründet. Rec. aber hält sich sowohl durch die Natur der Sache, als durch das, was ihm Beobachtung und Erfahrung gelehrt haben, überzeugt, daß die Mikroparopsie der ächten Sittlichkeit und dem Wachsthum in moralischer Vollkommenheit nicht weniger schädlich sey, als die Mikrologie, und daß der eine Fehler eben so sorgfältig als der andere vermieden werden müsse. Eine andre Bemerkung, welche mehr in die ganze Behandlung des Gegenstandes dieser Schrift eingreift, ist die, daß der würdige Verf. die Gränzen des Kleinigkeitsgeistes zu weit ausdehnt, und mehr in den Bezirk desselben gezogen hat, als der Sprachgebrauch zu verstatten scheint. Legt man den Begriff zum Grunde, daß Mikrologie leere Grübeley, ein unnöthiges und überflüssiges Verweilen bey unbedeutenden Dingen ist, wodurch die Kraft der Seele zur Auffassung und Wahrnehmung des Großen und Wichtigen abgestumpft und gelähmt wird: so wird weder der Charakter desjenigen, der das Daseyn allgemein gültiger moralischer Principien läugnet, und die letzten Bestimmungsgründe der Sittlichkeit in den äußern Umständen sucht, noch die Denkungsart des tra-

gen, des leichtsinnigen und des heuchlerischen Menschen als vom Kleinigkeitsgeiste angestreckt, erscheinen. Man kann freylich, in sofern am Ende jeder Vorwand, durch welchen sich ein Mensch der Beobachtung heiliger Pflichten aus Achtung gegen die Pflicht selbst zu entziehen sucht, vor dem Richterstuhl der unparteyischen Vernunft als etwas Leeres und Nichtiges erscheint, jede Art einer unmoralischen Denk- und Handlungsweise in einem gewissen Sinn einen Kleinigkeitsgeist nennen. Aber man sieht auch von selbst, daß alsdann das Wort Kleinigkeitsgeist aufhören würde, eine charakteristische Bezeichnung einer besondern fehlerhaften Denkungsart zu seyn; indem er sodann mit der unmoralischen Gesinnung überhaupt zusammenfiele.

Wenn übrigens auch in dieser Schrift Manches enthalten ist, was bey einer schärferen Bestimmung des Kleinigkeitsgeistes nicht eigentlich in dieselbe gehört: so wird man doch die Gedanken des Verf. darüber selbst allemal mit eben so vielem Nutzen als Vergnügen lesen.

So.

Predigten bey besondern Veranlassungen gehalten von Ludwig Friedrich Schmidt, Kabinetsprediger Ihrer Kurfürstl. Durchl. der regierenden Frau Kurfürstinn zu Pfalzbaiern. München, bey Seidel. 1802. 264 Seit. 8.

Was man in dem katholischen Baiern wohl nie erwartet hätte, das ist unter der Regierung eines Fürsten geschehen, welcher alle Tugenden eines guten Regenten in sich vereiniget: der jetzige Kurfürst von Pfalzbaiern hat nämlich nicht nur seiner Gemahlinn, einer badischen Prinzessinn, die freye Uebung der protestantischen Religion in ihrem Kabinette überlassen; sondern den protestantischen Glaubensgenossen in seiner Residenzstadt ein Hofbethaus errichtet. Der Verf. der vorliegenden Predigten ist Lehrer an dieser Gemeine, und, wie schon einst im Intelligenzblatte dieser Bibliothek 1799. Nr. 25 gemeldet worden, vom Kurfürsten selbst dazu bestellt worden. Diese Predigten beweisen nun aber auch, daß

daß die Wahl auf einen Mann gefallen ist, der einem so wichtigen Posten mit der nothwendigen Würde und Weisheit vorsteht. In den 16 Vorträgen, welche der gegenwärtige Band enthält, herrscht durchgehends helle Einsicht in das, was dem Orte, der Zeit, den Personen und Umständen genau angemessen ist, bey einer schönen Darstellung und blühenden Diktion die lichtvolleste Ordnung, edelste Einfachheit und faßlichste Deutlichkeit. Der Redner versteht die Kunst, durch gründliche Belehrungen des Verstandes die Gefühle des Herzens in Thätigkeit zu setzen, und zu den besten Zwecken zu lenken. Man kann diese Predigten mit allem Rechte als Muster zum Studium für angehende Religionslehrer empfehlen. Nach dieser allgemeinen, aber gewiß auf Thatsachen gegründeten Beurtheilung, ist es nicht nöthig, die einzelnen Fälle anzuführen, bey welchen diese Predigten gehalten worden sind; es sind durchaus geistreiche und zweckmäßige Religionsvorträge. Um so liebenswürdiger ist die Bescheidenheit ihres Verf., welcher in der Vorrede versichert, daß er sie der Prüfung des Publikums mit Schüchternheit übergebe.

D.

Die Geschichte der Israeliten vor Jesus, nach ihren heiligen Büchern, für die Bedürfnisse unserer Zeit bearbeitet von Johann Ludwig Wilhelm Scherer. Erster Theil, enthaltend die hebräische Urgeschichte, und die Geschichte der Israeliten unter Moses. Zerbst, bey Füchsel. 1803. 418 Seit. 8. 1 Rl. 4 Gr.

Zur Würdigung dieses Werks, das in vier Bänden beendigt werden soll, sagt der Verf. selbst hauptsächlich Folgendes: Es solle für unsere Zeit das seyn und leistern, was einst Hess's Werk: Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu ꝛc. Zürich 1776 – 1788 für seine Zeit war und leistete; denn es sey bekannt, welche große Fortschritte die Gelehrten seit der Erscheinung jenes Buch in der Erklärung der Bibel gemacht hätten. Durch ein vieljähriges Studium

vertraut mit der Bibel, glaube er den Inhalt und Geist derselben richtig aufgefaßt zu haben. Nicht leicht sey ihm ein Erklärungsversuch der Gelehrten älterer und neuerer Zeit entgangen. In einer Reihe exegetischer Schriften habe er Proben seines Bibelforschens dargelegt, die man mit einem für ihn sehr schmeichelhaften Beyfalle aufgenommen habe. Er hätte sich bey Ausarbeitung dieser Schrift ganz in das graue Alterthum zu versetzen gesucht, und namentlich die Dichtung der Urgeschichte als Dichtung, und die Epopee des Lebens Mosis als Epopee wiedergegeben; jedoch die dabey zum Grunde liegenden Thatsachen bemerklich gemacht.

Die Einrichtung des Werks kommt darauf hinaus, daß der Verf. die Geschichte in bestimmte Abschnitte zerfallen läßt, jeden Abschnitt geschichtsmäßig, jedoch mit wörtlicher Aufnahme der poetischen Bruchstücken, erzählt, und, wo er es nöthig findet, Anmerkungen hinzufügt.

Das Schätzbarste in diesem Werke sind die häufigen Paralleen zwischen den Homerischen und patriarchalischen Erzählungen, unter welchen uns einige dem Verf. eigenthümlich schienen. Auch kann man ihm weiter herauf, wo die Geschichte gewisser, und mehr von Mythen entblößt zu werden anfängt, eine gewisse Leichtigkeit und Deutlichkeit im Erzählen nicht ganz absprechen. Allein in Nacherzählung der Urgeschichte hat er uns gar keine Genüge geleistet; vielmehr uns einen neuen Beweis der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit bey seiner Vielschreiberey gegeben. Dieser Tadel ist ihm schon öfter gemacht, und hätte billig das vorhin erwähnte Selbstlob (das keinem Schriftsteller gut steht) mäßigen sollen.

Im Allgemeinen hätten wir gewünscht, daß der Verf. die Masse von Lesern, die er vor Augen hatte, bemerklicher gemacht haben möchte. Heß schrieb ein gelehrt-historisches Werk. Das seinige aber scheint uns für Ungelehrte bestimmt zu seyn. Wenigstens schließen wir dieß aus mehreren für Gelehrte ganz überflüssigen und trivialen Noten, und aus den deutschen Uebersetzungen der Citaten aus griechischen und römischen Schriftstellern, so wie aus einer gewissen Oberflächlichkeit, die allenfalls noch einigermaaßen aus diesem Gesichtspunkte entschuldigt werden könnte. Irren wir uns in dieser Ansicht: so trifft ihn der letzte Fehler desto mehr. Doch wir

wir gehen, von jener Voraussetzung geleitet, ins Detail des Werks, um unser Urtheil zu rechtfertigen.

Da erscheint uns dann die erklärende Erzählung nicht selten unrichtig. So soll der Semitische Weise Gen. 1. nicht die Schöpfung der ganzen Welt haben besingen wollen. Denn dieß angenommen, hätte Gott mit Bereitung der Erde 5 Tage, und mit Schöpfung aller übrigen Weltkörper nur 1 Tag zugebracht; welches ein offenbares Mißverhältniß sey. Ueberdem erscheine gleich am ersten Tage Licht, oder Tag, als Wirkung der Sonne; folglich müsse diese gleich Anfangs vorhanden gewesen seyn. Allein jenes Mißverhältniß verschwindet, sobald man sich, wie der Verf. versprach (S. oben), gehörig in die Begriffe des unphysikalischen Urmenschen zu versetzen weiß, der die Erde als Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, die übrigen Weltkörper aber als leuchtende Pünktchen zum Behufe der Erde betrachtete. Sehr verhältnißmäßig läßt er also die Gottheit mit diesem bloßen Schmucke der Erde nur Einen Tag beschäfftigt seyn. Daß aber Licht vor Schöpfung der Sonne vorhanden ist, bekümmert den Dichter nicht, (als Dichtung versprach aber der Verf. diese Urkunden zu betrachten S. oben.) Genug, der Künstler mußte bey Verfertigung seines Kunstwerks Licht haben, es komme woher es wolle. Eben so haltungslos ist eine andere Behauptung, daß der Semitische Weise nicht erste Schöpfung; sondern eine bloße Umwandlung der zerstört, und in eine offenbare See verwandelt gewesenen Erde habe, beschreiben wollen S. 7. Von einer solchen Revolution mögen Züge zur Beschreibung der ersten Schöpfung entlehnt seyn; aber daß der Dichter nicht Umwandlung, sondern wirklich Schöpfung besingen wollte, ist von andern Gelehrten über allen Zweifel erhoben. Ihre Gründe hier zu wiederholen, würde eben so weitläufig als überflüssig seyn. Auffallend aber, und ein Beleg zur Flüchtigkeit des Verf., ist es, wenn er es gleich darauf S. 8, neben dieser Voraussetzung dennoch zweckmäßig findet, daß Gott am fünften Tage die Seethiere ins Daseyn gerufen habe; als wenn sich diese in dem vorher erwähnten offenbaren See nicht von selbst hätten erhalten können! — So scheint uns auch die Erklärung der hohen Lebensjahre der Menschen, aus dem Glauben an Größe, Stärke und Glückseligkeit unter den frühen Menschengeschlechtern, womit immer der Glaube an

ein längeres Leben verbunden gewesen sey (S. 40), nicht auszureichen, um die bestimmten Angaben des Lebensalters daraus zu erklären ꝛc. — Noch mehrere Erklärungen erscheinen uns seicht, mangelhaft und einseitig. Ueber die Veranlassung der Urkunde Gen. 1. sagt der Verf. nichts weiter als: „Oft hatte ein Semitischer Weise über die Schöpfung der Erde und den Ursprung aller Dinge nachgedacht, „oft die Natur mit ihren Erscheinungen und Wirkungen „beobachtet; da ward er hin zu Gott, dem Urheber des „Ganzen, geführt, und schon wähnte er die Schöpfung des „Weltalls sich erklären zu dürfen. In diese Betrachtungen „versunken, stand er stille, da sang er: Gott schuf Anfangs ꝛc.“ Freylich ist es leichter, Alles mit einer solchen Tirade, oder mit einem Spiele der Einbildungskraft, abzufertigen, als andern Gelehrten in ihren mühsamen, aber haltungsvolleren Untersuchungen über nächste Veranlassung und Tendenz dieses Gesanges zu folgen. Wenigstens hätte man doch wohl ein Hauptresultat derselben hier erwarten sollen. Daß nämlich die Fragen; woher kommen alle Dinge? und woher kommt das Böse in der Welt? diejenigen Lieblingsprobleme waren, um deren Auflösung sich fast die ganze Philosophie der Alten drehete; daß auch unser Dichter sich die erste Frage zur Beantwortung vorsetze, und zwar mit der besondern Tendenz, um auf die Auflösung der zweyten schon vorzubereiten, wie Pope aus der öfteren Wiederholung der Beyfallsformel nicht ohne Grund zu schließen scheinet. — Zur erklärenden Erzählung des Inhalts dieser ersten Urkunde ist außer den oben gerügten offenbaren Unrichtigkeiten nichts weiter hinzugefügt, als daß Moses diese Urkunde seinen Schriften vorangestellet habe, um die Geschichte der Israeliten möglichst hoch hinaufzuführen, und um ihnen die Sabbathsfeyer desto wichtiger zu machen. Abgesehen davon, daß der letzte Umstand weit noch nicht auf dem Reinen ist, wird uns doch jeder Sachverständige, der mit der Literatur über dieses Dokument nur einigermaaßen bekannt ist, zugeben, daß mit diesen Bemerkungen zur geschichtsmäßigen Darstellung so gut, wie fast gar nichts gesagt ist. — Eben so verhält es sich mit folgender Angabe der Veranlassung zur zweyten Urkunde: „Ein anderer alter Semitischer Weise, der „mit dem vorigen in keiner Verbindung steht, beschäftigte „sich mit der Geschichte der ersten Menschen; er dachte über „seine Bestandtheile und seinen Ursprung, über seinen Aufent-

„halt

„halt und seine erste Beschäfftigung nach. Er nahm den „Griffel und schrieb folgende Muthmaaßungen nieder.“ Also bloße Muthmaaßungen, wie sie dem alten Dichter einfielen, haben wir hier? Liegt gar nichts Wahres zum Grunde? War es nicht der Mühe werth, in die Natur der Mythen und ihrer verschiedenen Klassen einzudringen, und je nachdem hier ein historischer, poetischer oder philosophischer, oder mehrere von diesen zugleich, zum Grunde lagen, die Tendenz des Ganzen genauer zu bestimmen? Aber freylich sind bloße Muthmaaßungen leichter gemuthmaaßet! Was übrigens der Verf. zur Erklärung dieser zweyten Urkunde sagt, steht Alles so abgerissen da, daß man wohl sieht, daß er über die Oekonomie derselben nicht geflissentlich nachdachte, folglich auch seine Leser nicht damit bekannt machen konnte. — Nicht weniger einseitig werden es unsere Leser finden, wenn der Verf. behauptet, daß die ganze Geschichte vom Babylonischen Thurmbau bloß dazu erfunden sey, um die Entstehung mehrerer Sprachen sich zu erklären. Daß diese Erzählung hierzu benutzt sey, geben wir gern zu; aber daß weiter gar nichts historisch Wahres darin zum Grunde liegen sollte, dazu enthält sie ein zu deutliches historisches Gepräge, und ist zu komplicirt, als daß man jenes Phänomen nicht auf einem kürzeren Wege zu erklären gesucht haben sollte, wenn es dem Alten bloß hierum zu thun war. — Nicht selten stehen auch die gegebenen Ansichten mit einander im Widerspruche. S. 1 läßt der Verf. den Semitischen Weisen über Schöpfung der Erde und den Ursprung aller Dinge nachdenken; läßt ihn wähnen, die Schöpfung des Weltalls sich erklären zu können; und findet doch nachher nur die Beschreibung einer Umbildung der längst geschaffen gewesenen, aber nachmals zerstörten Erde in dem Ganzen. — S. 23 meint der Verf., daß der alte Erzähler für die Urwelt viel zu früh den Kain Ackerbau und den Abel Viehzucht treiben lasse; denn zu beyden sey geraumere Zeit erforderlich gewesen. Aber wie reimt sich das damit, daß im Vorhergehenden nicht von Schöpfung gerade des ersten Menschenpaars die Rede gewesen seyn soll? Es konnte also hinlänglich geraume Zeit zur Erfindung beyder Nahrungszweige verflossen seyn. Aber auch abgesehen hiervon, wird man beydes nicht zu früh erzählt finden, so bald man sich jene Erfindungen nur nicht auf dem hohen Grade der Kultur, wie unsere Oekonomieen und Schweitzereyen denkt. —

Noch andere Erklärungen erscheinen uns zu gesucht. So z. B. findet der Verf. in der Verheyrathung Kains einen Wink, den uns vielleicht der alte Erzähler habe geben wollen, daß die Gottheit wohl Anfangs mehr als ein Menschenpaar möge geschaffen haben. Wir könnten dieß wohl hieraus schließen; aber daß der alte Geschichtschreiber diesen Wink habe geben wollen, dazu berechtigt uns weder die Erzählung an sich, noch die Verbindung, worin sie da steht, noch die Manier so alter Erzähler. — Aus allem Bisherigen werden endlich unsre Leser schon von selbst abstrahirt haben, daß dem Verf. entweder „mancher Erklärungsversuch der Gelehrten älterer und neuerer Zeit entgangen ist," wenn er gleich in der Vorrede gerade das Gegentheil versichert (S. oben); oder daß er diese Versuche nicht so geflissentlich benutzte, als er hätte thun können und sollen. Eichhorn und Ilgen sind bey weitem nicht genug; Gabler, Pott, Hasse u. a. m. sind gar nicht zu Rathe gezogen, sonst hätte die Urgeschichte unmöglich so oberflächlich dargestellt werden können.

Was die Noten betrifft: so scheint sich der Verf. vorher kein bestimmtes Verhältniß gedacht zu haben, in welchem sie zu dem Texte stehen sollten. Denn oft sind ganz gleichartige Bemerkungen in die Noten aufgenommen, die ein andersmal im Texte stehen, und umgekehrt. Doch dieß möchte noch seyn, wenn nur nicht die Noten so äußerst sparsam zugetheilt wären, wo sie zum Verständnisse des Ganzen so unentbehrlich sind. Um nicht ganze Seiten mit einem Verzeichnisse von Stellen anzufüllen, bey welchem wir, in die Seele des gelehrten und ungelehrten Lesers, Noten vermissen, wollen wir unsern sachverständigen Lesern nur gesagt haben, daß zu der auf 10 Seiten abgethanen Schöpfungsgeschichte, von welchen 4 mit einer Uebersetzung von Gen. 1. angefüllt sind, ungeachtet der oben mitgetheilten höchst oberflächlichen Geschichtsdarstellung, doch nur die wenigen Anmerkungen gemacht sind; wie Ilgen den Verf. dieser Urkunde nennt; daß Gottes-Wind ein hebräischer Superlativ sey; daß die älteste Mythologie den Himmel wölbe; daß „seyd fruchtbar und mehret euch" romantische Dichtersprache enthalte, und daß die Worte: „die Erde war wüst und leer" nicht Beschreibung des Chaos wären. Wie wenig hiermit zum Verständnisse, zur Entwickelung des ästhetisch Schönen die-

dieses Gedichtes gesagt sey, um den historischen Gehalt gehörig auszuscheiden; brauchen wir für Sachkundige nicht erst zu beweisen. — Dagegen finden wir, bey aller Sparsamkeit der Anmerkungen, manche wieder überflüssig. So z. B. giebt Herr Scherer bey jeder Urkunde gewöhnlich an, wie Ilgen den Verfasser derselben nenne; weiter aber in dieser Art auch nichts. Was kann aber dem gelehrten und ungelehrten Leser an dieser bloßen Nomenklatur liegen, da es dem Verf. nicht gefällig war, im Kurzen eine Idee von der Ilgenschen Ansicht des Ganzen mitzutheilen, wodurch die Bekanntschaft mit den Namen der älteren Verfasser erst einiges Interesse bekommen konnte?

Die eingeschalteten **Uebersetzungen** dichterischer Urkunden, sind oft mit dem **Grundtexte unvereinbar**; z. B. wenn er **Cherubim durch Donnergeister** giebt, und wenn er Gen. 3, 15 so übersetzt:

Zertreten soll dir dieß den Kopf,
Willst du ihm nach der Ferse lauern nur.

Außerdem stößt man auf mehrere **Hebraismen**; als da sind: **Gottes-Wind für heftiger Sturm** S. 1; **Eure Augen werden aufgethan, für: die Augen werden euch aufgehen** S. 16; **verflucht vor allem Vieh, für: mehr als alles andere Vieh** S. 17; **die Stimme deines Bruders Blut schreyt, für: laut schreyet deines Bruders Blut** S. 25; **auf hundert Jahr und zwanzig, für: auf hundert zwanzig Jahr** S. 44; **ein gewaltiger Jäger im Angesichte Jehovas, für: nach Gottes eigenem Urtheile**, oder noch besser für den Superlativ ꝛc. Unmöglich kann der Verf. dergleichen etwa damit entschuldigen, daß er dem Originale habe möglichst treu bleiben wollen. Denn eine auf Kosten aller Deutlichkeit treue Uebersetzung, verfehlt ganz die Tendenz einer Uebersetzung, und ist zweckwidrig. — Endlich bleibt sie sich auch in doppelter Hinsicht nicht gleich. Bald fesselt er sich an ein metrum, bald (wo es ihm Mühe machte,) sagt er sich davon los, oder wählt ein ganz anderes; was sich höchst unangenehm liest. Z. B.

Auf deinem Bauche sollst du kriechen,
Und fressen Staub dein Lebenlang.
Auch will ich Feindschaft stiften
Zwischen dir und dem Weib
Zwischen deinem Geschlechte und ihrem ꝛc.

Sodann übersetzt er aber auch ein und dieselben Worte, in gleicher Verbindung, bald so bald anders. Z. B. das Gen. 1. immer dasselbe bedeutende רקיע giebt er das einemal durch Ausdehnung, ein andereamal durch Wölbung. Die sich immer gleich bleibende Formel, worein sich ein Tagwerk abwindet, giebt er bald fehlerhaft durch:

Und aus Abend und aus Morgen
Ward der zweyte Tag;

bald richtiger durch:

Es ward Abend, es ward Morgen:
Der vierte Tag.

Auch die Schreibart des Verf. giebt Beläge zur Flüchtigkeit seiner Arbeit her. Sie wimmelt von nachlässigen Konstruktionen und undeutschen Worten; als: Zugehör statt Zubehör S. 5; im Vorüber statt im Vorübergehen, oder im Vorbeygehen S. 14; das gesündigte Weib, statt: das Weib, welches gesündigt hatte S. 21; gewältigen statt bewältigen S. 45 u. s. w.

Möchte der Verf., dem es nicht an Talent zu fehlen scheint, aus vernünftiger Achtung für seinen literarischen Ruf, und zum Nutzen und Frommen seiner Leser, doch endlich einmal das goldene non multa, sed multum beherzigen und befolgen.

Um.

Der neue Landschullehrer. Eine Fortsetzung des Landschullehrers von Moser und Wittich. Herausgegeben von Philipp Jakob Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. Tübingen, bey Heerbrand. 1802. Des ersten Bandes erstes und zweytes Stück. 326 Seit. 8. 1 fl.

Dieser neue Landschullehrer tritt genau in die Fußstapfen seines Vorgängers, der durch den zu frühen Tod des einen Herausgebers, Pfr. Mosers zu Herbrechtingen, auch zu früh unterbrochen wurde; was er mittheilt, ist zwar Alles nicht

weit

weit hergeholt; allein für den bestimmten Kreis nützlich genug werden kann, wenn er dem bisher auch in Schwaben so vernachlässigten Stande seiner Kollegen Gelegenheit verschafft, über manche Gegenstände ihres Berufs nachzudenken, und manche Kenntnisse sich zu erwerben, die ihnen sonst verschlossen blieben. Daß ein wirklicher Schullehrer nun die Fortsetzung übernommen, beweist nicht nur aufs Augenscheinste, daß es doch wirklich schon gebildete Männer unter ihnen giebt, was auch als ermunterndes Beyspiel zur Nachahmung vorzüglich wirksam seyn kann; sondern muß auch den Vortheil gewähren, daß Inhalt und Ton um so verständlicher und ihrem Zwecke angemessener seyn werden, was bey einem Andern, der sich nicht so leicht in diese Sphäre zu versetzen weiß, und die Fäden seiner Begriffe anzuknüpfen nicht so genau kennt, immer schwerer ist. Der vorliegende Band enthält im ersten Stücke: 1) **Wie lernt der Lehrer seine Schüler kennen, um einen jeden nach seiner individuellen (schon ein fremdes, gewiß für Manchen unverständliches Wort) Beschaffenheit im Unterricht und in der Zucht behandeln zu können?** von L. Nach einer weitläuftigen Einleitung über Menschenkenntniß überhaupt folgt vorzüglich die Regel: Manches muß der Lehrer erfahren, das den neuen „Schüler (und wohl auch den alten) betrifft, ohne denselben, nämlich von seinen Aeltern, Bekannten ꝛc. das Meiste aber durch das Kind selbst, und zwar entweder daß es „dieselbe selbst bemerkt oder nicht.“ 2) **Wie beschäfftigt man die Kinder am zweckmäßigsten, wenn man mit den gewöhnlichen Lektionen zu Ende ist, und doch noch einige Zeit übrig hat?** vom Herausgeber. Die Frage, welche nicht ganz richtig gestellt ist, geht nicht dahin, wie die noch übrige Zeit auszufüllen sey, wenn an einem Vor- oder Nachmittage die bestimmte Lektion erschöpft ist, was doch auch oft der Fall seyn kann, und manchem Schullehrer schwer wird; sondern sie untersucht, was zu thun, wenn der Lehrkursus vor dem größern Zeitabschnitt, z. B. vor Verfluß des Schuljahres geendigt sey? und giebt darüber mancherley nützliche Vorschläge, die leicht auch noch durch andere vermehrt werden könnten. 3) **Wie kann während des Unterrichts in der Schule die nöthige Stille erhalten werden?** Vom Kollaborator Vollmar in Tübingen, welcher selbst gesteht, „daß es ihm, da er seit mehr als 15 Jahren „an mehreren Schulen gearbeitet habe, in welchen von 3

„Leh-

„Lehrern in einer Stube, die entweder gar nicht, oder „nur durch einen brettenen Verschlag abgetheilt ist, ohnge„fähr 300 Kinder unterrichtet werden, nicht geringe An„strengung, tägliche Sorgfalt, ausharrende Thätigkeit, vie„les Nachdenken, auch manche Unannehmlichkeit gekostet „habe, diesen Theil einer guten Schulordnung zu bewirken „und zu erhalten.“ Das Wichtigste ist allerdings, daß die Schüler immer in Aufmerksamkeit erhalten werden, und dem Unterricht selbst Geschmack abgewinnen. Was der Verf. aber für ein Geschäffte meint, „das der Schüler verrichten muß, „während der Lehrer nicht auf ihn sehen kann, wenn er an„ders nicht alle Augenblicke von demselben als ein Müssiggän„ger erfunden werden will,“ hätte er angeben sollen, da es eben das ist, worauf es vorzüglich ankömmt. 4) Protokoll der Schulkonferenz von Herbrechtingen, wo der Pfr. Moser, dessen Biographie von Magenau auch hier eingerückt ist, methodisch die Verhandlungen auf die Gegenstände des Unterrichts zu lenken suchte; daher hier von Buchstabiren und Lesen gehandelt wurde. Doch da es zu weitläuftig wäre, alle Aufsätze besonders durchzugehen: so begnügen wir uns anzuzeigen, daß auch das zweyte Stück eben so brauchbare Abhandlungen enthalte, wovon wir wieder nur die vorzüglichsten nennen. Z. B. Welches sind die Ursachen und Folgen der häufigen Schulversäumnisse, und wie ist ihnen am besten abzuhelfen? Vom Herausgeber. 3) Vermischte Bemerkungen, Erfahrungen und Vorschläge das deutsche Schulwesen betreffend. 6) Kleine Abhandlung von der Schulzucht. Auch ein paar Lieder sind eingerückt. 1) Konferenzlied bey der Aufnahme eines neuen Mitglieds in die Schulkonferenz, vom Herrn Pfr. Magenau, worin es der Herr Pf. so genau eben mit der Sprachrichtigkeit nicht nahm, wie sich schon aus einem Verse sehen läßt. 2) An die Väter der Staaten im heiligen deutschen Reiche, denen auch in Versen hier das Schulwesen schön und nachdrücklich empfohlen wird.

Hilf uns in unsrer Mitte (n)
Vom Freund' der Schulen, Jesu Christ,
Hilf uns von ihm erbitten,
Was noth uns Allen ist.

Bl.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Name Jollikofer ist hoffentlich bey allen gebildeten Verehrern der Religion noch in gutem Andenken; seine Schriften werden noch immer in und außer Deutschland gesucht und gelesen, und verdienen auch gewiß ihrer Vortrefflichkeit wegen den ausgezeichneten Beyfall, womit sie von jeder aufgenommen worden sind. Es würde also vergebliche Mühe seyn, wenn ich die allgemein anerkannten Vorzüge derselben hier noch erst entwickeln wollte; und daher brauche ich demjenigen Publikum, welches Bücher dieser Art überhaupt, und diesen Schriftsteller insbesondere schätzt und liebt, blos anzuzeigen, daß in künftiger Ostermesse noch zwey Bände Jollikoferscher Predigten in der Weidmannischen Buchhandlung erscheinen werden. Zwar konnte der Verfasser nicht die letzte Hand daran legen, und die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen sollten, selbst bestimmen; aber zwey Männer, in deren Urtheil wohl Niemand ein Mißtrauen setzen wird, und die Jollikofers schriftlichen Nachlaß zuletzt in Händen hatten, der verstorbene Professor Gürtler, und der Herr Kreissteuer-Einnehmer Weisse sind der Meinung, daß diese gemeinschaftlich von ihnen ausgewählten Religionsvorträge noch alle öffentlich bekannt zu werden verdienten. Ich, der ich nun sämmtliche Predigten durchgelesen, und die davon gemachten Abschriften mit den Originalen genau verglichen habe, glaube völlig dasselbe, und finde durchaus keine, die mir Jollikofers unwerth schien. Ich kann vielmehr diesen Freunden die aufrichtige Versiche-

rung

„Lehrern in einer Stube, die entweder gar nicht, oder „nur durch einen bretternen Verschlag abgetheilt ist, ohnge„fähr 300 Kinder unterrichtet werden, nicht geringe An„strengung, tägliche Sorgfalt, aushaltende Thätigkeit, vie„les Nachdenken, auch manche Unannehmlichkeit gekostet „habe, diesen Theil einer guten Schulordnung zu bewirken „und zu erhalten.“ Das Wichtigste ist allerdings, daß die Schüler immer in Aufmerksamkeit erhalten werden, und dem Unterricht selbst Geschmack abgewinnen. Was der Verf. aber für ein Geschäffte meint, „das der Schüler verrichten muß, „während der Lehrer nicht auf ihn sehen kann, wenn er an„ders nicht alle Augenblicke von demselben als ein Müssiggän„ger erfunden werden will,“ hätte er angeben sollen, da es eben das ist, worauf es vorzüglich ankömmt. 4) Protokoll der Schulkonferenz von Herbrechtingen, wo der Pfr. Moser, dessen Biographie von Magenau auch hier eingerückt ist, methodisch die Verhandlungen auf die Gegenstände des Unterrichts zu lenken suchte; daher hier von Buchstabiren und Lesen gehandelt wurde. Doch da es zu weitläuftig wäre, alle Aufsätze besonders durchzugehen: so begnügen wir uns anzuzeigen, daß auch das zweyte Stück eben so brauchbare Abhandlungen enthalte, wovon wir wieder nur die vorzüglichsten nennen. Z. B. Welches sind die Ursachen und Folgen der häufigen Schulversäumnisse, und wie ist ihnen am besten abzuhelfen? Vom Herausgeber. 3) Vermischte Bemerkungen, Erfahrungen und Vorschläge das deutsche Schulwesen betreffend. 6) Kleine Abhandlung von der Schulzucht. Auch ein paar Lieder sind eingerückt. 1) Konferenzlied bey der Aufnahme eines neuen Mitglieds in die Schulkonferenz, vom Herrn Pfr. Magenau, worin es der Herr Pf. so genau eben mit der Sprachrichtigkeit nicht nahm, wie sich schon aus einem Verse sehen läßt. 2) An die Väter der Staaten im heiligen deutschen Reiche, denen auch in Versen hier das Schulwesen schön und nachdrücklich empfohlen wird.

Hilf uns in unsrer Mitte (n)
Vom Freund' der Schulen, Jesu Christ,
Hilf uns von ihm erbitten,
Was noth uns Allen ist.

Bl.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Name Zollikofer ist hoffentlich bey allen gebildeten Verehrern der Religion noch in gutem Andenken; seine Schriften werden noch immer in und ausser Deutschland gesucht und gelesen, und verdienen auch gewiß ihrer Vortrefflichkeit wegen den ausgezeichneten Beyfall, womit sie von jeher aufgenommen worden sind. Es würde also vergebliche Mühe seyn, wenn ich die allgemein anerkannten Vorzüge derselben hier noch erst entwickeln wollte; und daher brauche ich demjenigen Publikum, welches Bücher dieser Art überhaupt, und diesen Schriftsteller insbesondere schätzt und liebt, bloß anzuzeigen, daß in künftiger Ostermesse noch zwey Bände Zollikoferscher Predigten in der Weidmannischen Buchhandlung erscheinen werden. Zwar konnte der Verfasser nicht die letzte Hand daran legen, und die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen sollten, selbst bestimmen; aber zwey Männer, in deren Urtheil wohl Niemand ein Mißtrauen setzen wird, und die Zollikofers schriftlichen Nachlaß zuletzt in Händen hatten, der verstorbene Professor Garve, und der Herr Kreissteuer-Einnehmer Weisse sind der Meinung, daß diese gemeinschaftlich von ihnen ausgewählten Religionsvorträge noch alle öffentlich bekannt zu werden verdienen. Ich, der ich nun sämmtliche Predigten durchgelesen, und die davon gemachten Abschriften mit den Originalen genau verglichen habe, glaube völlig dasselbe, und finde durchaus keine, die mir Zollikofers unwerth schien. Ich kann vielmehr diesen Freunden die aufrichtige Versicherung

[illegible] geben, daß sie hier dieselbe lichtvolle und sanfterwärmende Beredtsamkeit, denselben reichen Schatz von Menschenkenntniß, dieselbe edle Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, dieselbe Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, dieselbe schöne und kräftige Sprache wiederfinden werden, wodurch die übrigen Arbeiten dieses Mannes mit Recht so berühmt geworden sind. Auch dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, daß neun schon einzeln abgedruckte Predigten, weil sie zum Theil in solchen Schriften stehen, wo sie nur der Theolog findet, in diese letzte Sammlung mit aufgenommen werden: da besonders einige derselben unter die besten und vorzüglichsten gehören, und selbst noch in unsern Tagen ein Wort zu seiner Zeit sind.

Jena, im Oktober 1803.

D. J. G. Marezoll.

Diese zwey Bände erscheinen in unserm Verlage ganz gewiß in der Ostermesse 1804 unter folgenden Titeln:

Zollikofers, G. J., nachgelassene Predigten verschiedenen Inhalts; von ihm selbst noch zum Druck bestimmt, und herausgegeben von D. J. G. Marezoll. 8ter, 9ter und letzter Band. gr. 8. In grobem und kleinerm Druck. — Auch als dessen sämmtliche Predigten. 14ter, 15ter und letzter Band. gr. 8. In grobem und kleinerm Druck.

Weidmannische Buchhandlung in Leipzig.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, hat den Herrn Diakonus Roth in Nürnberg, und den Herrn Direktor und Professor Gurlitt in Hamburg zu Associirten ernannt.

An Gedike's Stelle ist der Professor der Theologie zu Erfurt, Herr Bellermann, zum Direktor des vereinigten Der-

Berlinischen und Köllnischen Gymnasiums ernennt worden, nachdem er vorher einen Ruf nach Dorpat mit 2000 Rubeln Gehalt abgelehnt hatte.

Der Kurfürst von Pfalzbaiern hat den General-Landes-Direktionsrath Freyherrn von Aretin, als Hofbibliothekar in München angestellt.

An die Stelle des Professor Thym am Joachimsthalischen Gymnasium, kommt Herr Bolz aus Halle.

Der Kurfürst von Salzburg hat dem Herrn J. B. Gräser, Verfasser des praktischen katholischen Religionsunterrichts, eine Gehaltsvermehrung von 200 Gulden bewilligt.

Herr Professor Martin zu Göttingen, hat für die Ablehnung des Rufes auf eine andere Universität, eine bedeutende Entschädigung erhalten.

Herr Advokat Ehlers zu Bützow, Verfasser des Schreibens eines mecklenburgischen Patrioten, hat den Titel eines Hofraths bekommen.

Herr Professor Freindaller in Linz, hat wegen Kränklichkeit seine Lehrstelle am dortigen Lycäum niedergelegt, und begiebt sich als Pfarrer nach der, dem Kollegiatstifte St. Florian einverleibten Pfarrey Nieder-Waldkirchen im Mühlviertel.

Chronik deutscher Universitäten.

Göttingen. 1803.

Am 25sten August vertheidigte Herr G. von Graffen seine Dissertation: de restricta jurisdictione S. R. J. supremorum Tribunalium ex Jure communi, et in specie privilegiis de non appellando Hamburgensibus spectata, 26 Seit. 4., und erhielt die juristische Doktorwürde.

Am 26sten August disputirte Herr W. Liebsch, und erhielt die medicinische Doktorwürde.

Am

Am 27sten August erhielt Herr Toben dieselbe Würde, ohne Disputation.

Die nachgelieferte Disputation des Herrn Dr. Blumenhagen, handelt: de menstruatione.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Es schicken mir sehr oft, genannte und ungenannte Personen, theils Recensionen von Büchern, theils Aufsätze fürs Intelligenzblatt, welche keinen, oder einen sehr geringen Nutzen für die Literatur haben; aber gewöhnlich zum Nachtheile dieses oder jenes Gelehrten, zuweilen auch in der gelehrten Welt ziemlich unbekannter Personen, gereichen. Ich sehe mich daher genöthigt, nochmals wiederholt zu erklären: daß bloß Recensionen derer Verfasser, die ordentliche Mitarbeiter der A. D. Bibl. sind, darin können aufgenommen werden, und daß von Ungenannten eingesendete Nachrichten oder Aufsätze fürs Intelligenzblatt nicht können abgedruckt werden, am wenigsten, wenn sie zu Jemandes Nachtheile gereichen. Berlin, den 19ten Oktober 1803.

Fr. Nicolai.

Verbesserungen.

Im LXXXI. Bd. 1. St. S. 124. Z. 5. von unten st. J. F. Engel l. J. J. Engel

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Katholische Gottesgelahrheit.

An Heggelins Freunde. Ein Denkmal des Verblichenen. Herausgegeben von J. M. Sailer. Mit Heggelius Bildniß. München, bey Lentner. 1803. 328 Seit. 8.

Der Herausgeber dieser Biographie hatte sich einen doppelten Zweck vorgesteckt: er wollte erstens den jungen Seelsorgern an dem Bilde eines würdigen Seelsorgers, der sein wichtiges Amt 36 Jahre lang bis zu seinem Tode mit Eifer und Treue verwaltet hat, ihre Pflichten einschärfen; und zweytens ein Wort zu seiner Zeit reden, oder der Verachtung, welcher man den Seelsorgerstand in gewissen Gegenden preis giebt, entgegen arbeiten. Ueber den zweyten Punkt schreibt er S. 13. der Vorrede: »Wir leben in einer »Jahreszeit, die einen strengen Winter gegen alle positive Religion, und ein heftiges Sturmrennen gegen »alle Religionsanstalten weissaget, wozu Einige aus Grundsätzen rathen, Andere aus dringenden Geldbedürfnissen. »Man müsse, heißt es, den Pfarrern die Flügel stutzen, damit sie sich nicht in überirdischen Regionen »verfliegen, sondern an dem Wagen der bürgerlichen »Gesellschaft, als gute Handrosse, mit ziehen lernen.« Man kann leicht errathen, welcher Regierung diese Rüge gilt. Recens. stellt sich die Sache nicht so arg vor; sondern glaubt, man suche bloß aufgeklärte Religionslehrer und

thätige Pfarrer, an die Stelle unwissender Ceremonienpriester und müßiger Brevierbeter zu bringen. Den Herausgeber scheint die nämliche Schwachheit beschlichen zu haben, die er an seinem verstorbenen Freunde, welcher überall den Jakobiner oder Illuminaten sah, S. 280 mit Recht getadelt hat.

Ignaz Valentin Heggelin ward An. 1738 im Städtchen Marktdorf am Bodensee geboren, und erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Freyburg im Breisgau, wo er auch drey Jahre lang Vorsteher eines Lehrinstituts, Domus sapientiae genannt, war. Die dasige Universität verlieh 1764 ihm die Pfarrey zu Warthausen bey Biberach in Schwaben. Hier zeigte er sich als Prediger, als Katechet bey der Leitung seiner Dorfschule, beym Krankenbesuche, bey der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, bey der Armenpflege, und überhaupt bey allen Verrichtungen des wichtigen Pfarramtes in dem schönsten Lichte. Er predigte nach S. 40. das Evangelium Jesu und die christliche Sittenlehre, nie eine bloß philosophische Moral. »Ich bin ein »Priester Jesu, sagte er, esse das Brodt von der Kirche Je»su: warum soll ich mich denn schämen, die Lehre Jesu zu »predigen? Mögen Andere predigen und schreiben, was sie »wollen; es ist allemal niederträchtig, die Rolle des Heuch»lers zu spielen, und sich obendrein für die gespielte Heuch»lerrolle theuer bezahlen zu lassen. Mögen Andere Je»sum auf der Kanzel reden lassen, als wenn er bey »Wolf in Halle, oder bey Kant in Königsberg, oder »bey Fichte in Jena den philosophischen Kurs mitgemacht hätte: ich will ihn vor meinem Volke reden lassen, »was ihm die alten Evangelisten und Apostel in den Mund »legen.« Seine Predigten zeichneten sich besonders durch Popularität aus, und er sagte einst einem jungen Gelehrten, der eine Gastpredigt bey ihm gehalten hatte, mit feiner Ironie: »Die Frau Gräfinn wird Ihnen danken, daß Sie »ihr eine so schöne Predigt gehalten haben.« Als Katechet begnügte er sich S. 50. die Kinder der Christen zu Christen zu bilden, ohne ein philosophisches Zeitalter in dem Kindergeschlechte gründen zu wollen. »Er vermied den Feh»ler einiger neuen Katecheten, die das System, das jedes»mal im letzten Jahrzehende dominirt, und in unsern Literar»zeitungen sein Wesen treibt, zum Kinderbrey verachtet

»ten,

»ten, um ihn am nächsten Sonntage den Unmündigen ein»zustreichen.« Die Bibel war nach S. 64. sein liebstes Krankenbuch, aus welchem er (beym Krankenbesuche) Stoff zu seinen Gebeten, Zusprüchen, Betrachtungen und Erzählungen entlehnte. Denn, sagte er, so lange ich in der Bibel etwas Taugliches finde, (und ich finde immer recht vieles,) kann ich andere Bücher leicht entbehren.

Als der Kaiser Joseph, unter dessen Oberherrschaft seine Pfarre gehörte, die Brüderschaften und andere Afterandachten abschaffte, sprach Heggelin zu seiner Gemeine: »Gott sieht euch, ohne daß ihr ihm mit einer brennenden »Kerze dazu zünden müsset. Ihr seyd Männer, keine Kin»der; könnet also wohl ohne den Brüderschaftsstab um den »Altar herumgehen. Ihr verlieret aber nicht nur nichts; »ihr gewinnet noch dazu. Was ihr bisher auf so unnöthige »Sachen verwendet habt, können und wollen wir itzt zum »Besten unsrer armen Mitbrüder verwenden; und dann »seyd ihr nicht um die Brüderschaft gekommen, sondern ihr »habt erst die rechte Brüderschaft bekommen. Die Liebe »macht uns zu Brüdern und Schwestern, nicht die Wachs»kerze, nicht der Brüderschaftsstab.« Als Kaiser Leopold durch eine Gegenreformation dem fanatischen Pöbel seine vorigen Gebräuche wieder gab, verlas Heggelin den kaiserlichen Befehl von der Kanzel; setzte aber hinzu: »Die Nach»sicht ist bloß für Schwache, Unverständige und Ungehor»same. Ihr seyd keine schwache, ihr seyd verständige, im »Gehorsam bewährte Christen. Euch geht also der Befehl »nicht an.« Die Gemeine Warthausen befolgte nachher, wie zuvor, die schönen Verordnungen des vernünftig-religiösen Kaisers Joseph, und ließ sich weder durch Heuchler noch durch Fanatiker den verbannten Aberglauben wieder aufdringen. Heggelins Anrede an junge Brautleute S. 89. würde selbst einem protestantischen Prediger Ehre machen. Was er für die Armenanstalt seiner Gemeine, für die Verpflegung kranker Knechte und Mägde, für die Lehrjungen in den Werkstätten, die er die europäischen Sklaven nannte, und für Handwerksgesellen that, erwirbt ihm den Ruhm des edelsten Menschenfreundes. Sein Unterricht für die letzten kam im J. 1796 zu München, ohne sein Vorwissen, im Drucke heraus, mit der Aufschrift: Hundert väterliche Lehren, ein Amulet, den wandernden Hand-

werksgesellen auf die Reise mitzugeben. Was in Jobels Reisebuche für junge Leute, im erfahrnen Wandersmann, in Schweighardts Leben, Reisen und Schicksalen weitläuftig enthalten ist, war in dem Anuleye zusammengedrängt. Bey einem päpstlichen Jubiläum hielt er eine lehrreiche Predigt über den Satz: S. 140. »Einst »war es Nachlaß der Kirchenstrafen, die den öffentlichen »Sündern auferlegt waren; itzt ist es die feyerliche Aufforderung zur sittlichen Verbesserung der Menschen, und eine »herzandringende Bußpredigt durch die ganze katholische »Kirche.«

Den Mönchen war Heggelin ein Dorn im Auge; obschon er im Stillen ihr Wohlthäter war, wie die artige Geschichte S. 273. beweiset. Es war ein harter Winter bey großem Holzmangel. Heggelin schickte mehrere Wagen, mit Holz beladen, durch Bürger seiner Gemeine in ein benachbartes Mendicantenkloster. Die Bauern, welche nicht sagen durften, wer das Holz schickte, waren überaus angenehm, und wurden im Speisesaale der ehrwürdigen Väter herrlich bewirthet. Man prieß sie, als großmüthige Wohlthäter des Klosters; schimpfte aber dabey auf ihren Pfarrer, »als auf einen Mann, der die armen Ordensgeistlichen hasse, verfolge, und ihnen, wenns in seiner Gewalt stände, das Terminiren (Betteln) und das Essen selbst einstellen möchte. Aber vergebens: der Himmel schicke ihnen doch noch immer Wohlthäter zu, und heute gar aus seinem Pfarrorte.« Die Bauern, welche das strengste Verbot hatten, den Namen des Wohlthäters zu entdecken; konnten das Schmähen auf ihren würdigen Pfarrer nicht länger anhören. Sie standen vom Tische auf, und sagten mit Unwillen: Wisset, Ihr Herren! daß unser liebe Pfarrer, den Ihr schmähet, Euch das Holz geschickt hat; wir sind nur die Fuhrleute und Ueberbringer seines Almosens. Sie giengen hierauf ihres Wegs, und ließen die zechenden Mönche an ihrem Tische beschämt zurück.

Heggelin mußte erst mit den heftigsten Schmerzen einer hartnäckigen Krankheit kämpfen, bis er den 30sten April 1801 ins bessere Leben überzieng. Man kann die Beschreibung des harten Kampfs, den der Verewigte zu kämpfen hatte, nicht lesen, ohne seinem Andenken eine Thräne des Mitleids zu weihen, und dem Herausgeber für diese lehrreiche

reiche Biographie herzlich zu danken. Bey dem vielen Guten, welches in diesem Buche enthalten ist, übersieht man gerne manchen undeutschen Ausdruck, z. B. S. 54. Hauskaplans Dienste machen, st. thun; Angebot, st. Anerbieten, u. s. w.

Mw.

Predigten zum todtlachen. Allen Hypochondristen und Grillenfängern zur Erheiterung empfohlen von einem lustigen Bruder. Konstantinopel, auf Kosten des türkisch-kaiserlichen Oberkonsistoriums. 1802. 144 Seit. 8. 12 gr.

Glücklicher Weise ist Rec. noch im Leben; aber er muß auch gestehen, daß er, ohne eben ein Hypochondrist oder Grillenfänger zu seyn, bey dieser Lektüre lieber hätte weinen, als lachen mögen. Er begnügt sich daher auch, um bald davon zu kommen, bloß den Inhalt anzuzeigen. 1) Der Greuel der Verwüstung. Eine Missions- Buß- und Sittenpredigt der Gemeine zu Ottakring (einem Pfarrdorfe westwärts Wien), den 25sten Nov. 1802, gehalten von einem Operarius catechericus. — 2) Trauerrede bey dem Sarge einer achtzigjährigen Jungfer. — 3) Eine Rosenkranzpredigt, im ganzen Ernste gehalten zu Bogenhausen bey München, den 8ten Okt. 1779, von dem sogenannten Wiesenpater aus Ismaning. (Der kurfürstlich-baierischen gelehrten Gesellschaft zur Beförderung der geistlichen Beredtsamkeit und Katechetik gewidmet.) 4) Kirchweihpredigt, gehalten von Joh. Friedr. Spörner, Pfarrer zu Reichenberg in Böhmen. — 5) Geschenk der Oster-Apr. Eine katholische Osterpredigt von dem kaiserlichen Hofprediger Peter Abraham a St. Clara. — Der Herausgeber versichert, daß diese Reden sämmtlich nicht nur wirklich gehalten; sondern auch gedruckt erschienen sind. Alle sind im Geiste des zuletzt benannten Hofpredigers abgefaßt, und es mag immer seinen Nutzen haben, durch erneuerten Abdruck derselben die Freunde des Volks gegen den abgeschmackten Wirrwar im Kopfe geistlicher Zeloten zu empören.

Sw.

Rechtsgelahrheit.

Justizverbesserungen bey der Ausübung und Kontrolle der Rechtspflege. Vom Legationsrath Joh. Friedr. Reitemeier. Frankfurt a. d. O., in der akademischen Buchhandlung. 1802. 320 S. 8. 1 Rl. 4 gr.

In der gegenwärtigen Schrift, wozu die Veranlassung in der Bearbeitung des Gerichtswesens in dem allgemeinen deutschen Gesetzbuche des Verfassers liegt, ist die Theorie von der eigentlichen Kunst des Urtheilmachens näher erforscht. Das Rechtsprechen, sagt der Verfasser, ist eine Kunst, die mit der Rechenkunst die größte Aehnlichkeit hat. Gleichwie diese in den vier Species aus zwey bekannten Zahlen eine dritte unbekannte findet: so wird auch im Gericht aus zwey bekannten Sachen, dem Gesetz und der Thatsache, ein dritter gesuchter, das Urtheil, gefunden. Beyde Operationen sind auf einerley Regeln der Logik gebaut; und sie geben beyde eine gleich große Gewißheit, sobald nur die zwey gegebenen Vordersätze ausgemacht und außer Zweifel sind; eine Bemerkung, die natürlich zu der Frage führt, woher es komme, daß die Justiz so sehr schwanke, und daß die Urtheile so ungleich ausfallen, unterdeß das Rechnen so sicher geschieht und so gleichförmig ausfällt? Der Grund hievon ist natürlich in der nicht immer hinlänglichen Bestimmtheit der Vordersätze zu suchen. Bald liegt es an der Ungewißheit des Gesetzes, bald und noch öfterer an der Dunkelheit der Thatsache, in der der eine Richter dieses, der andere jenes sieht, und darnach denn etwas Verschiedenes herausbringt. Die Vorschläge dieser Schrift gehen dahin, Mittel an die Hand zu geben, wie die zu einer sichern Justiz erforderliche Bestimmtheit noch besser als bisher erreicht werden könne. Das Ganze geht hauptsächlich dahin, daß die Untersuchung und Entscheidung eines Rechtshandels nicht einem und demselbigen Richter anvertraut; sondern von einander getrennt, und immer ein Richter oder ein Theil des Gerichts der Kontrolle eines andern unterworfen werde. Zum Theil findet man das Nützliche dieser Vorkehr, wenn es anders dessen noch bedurfte, auch schon in der Erfahrung durch die Aktenversendung bestätigt; die besonders

darum

darum für die deutsche Justizpflege so wichtig ist, daß dadurch die Entscheidung der Sachen von ganz andern Personen geschieht, als welche bisher den Proceß geleitet, und die Instruktion der Sache besorgt haben, anderer Vorzüge, welche diesem Institute auch in dem Betrachte eigen sind, daß der Regel nach die Entscheidung von allem persönlichen Einflusse der Parteyen ganz frey sind ꝛc., nicht zu gedenken. Verschiedene Vorschläge des Verfassers sind zwar dem Recensenten so vorgekommen, daß die Organisation der Gerichte dadurch auf ein zu weitläuftiges, zu viele Zeit und Kosten erforderndes Verfahren führen dürfte. Allein dieß hindert ihn doch nicht, diese Schrift überhaupt der Aufmerksamkeit der Sachkundigen, und besonders derjenigen zu empfehlen, welche zur Verbesserung des deutschen Justizwesens thätig mitwirken können.

D. Matthäus Joseph Schick über das Reichsständische Instanzen-Recht, deren unerlaubte Vervielfältigung, und insbesondere von der sogenannten Kabinets-Instanz. Gießen, bey Heyer. 1802. 271 S. 8. 16 gr.

Der Verfasser liefert hier eine weitere Ausführung seiner inaugural Dissertation de illicita instantiarum multiplicatione, et in specie von der Kabinets-Instanz. Giessae 1788. Diese ist unter andern in Klüber's kleiner juriſt. Biblioth. 18. St. Nr. 45. ausführlich angezeigt worden. Die Sache ist in den Hauptsätzen, so wie auch in der Anordnung und Folge der Materien zwar dieselbe geblieben. Der Verfasser hat aber seine eigenen Behauptungen näher zu begründen gesucht, auch die gegenseitigen Meinungen nach ihren Gründen vollständiger vorgetragen, hie und da seine frühere Meinung theils genauer bestimmt, theils auch in einigen Punkten abgeändert, und die vorgetragenen Sätze überhaupt in den Anlagen von Nr. 1. bis 64. durch die Erfahrung, besonders durch neuere kammergerichtliche Dekrete und Urtheile zu bestärken gesucht.

Die Theorie der Gesetzgebung. Aufgestellt von J. A. Bergk. Meißen, bey Erbstein. 1802. 366 Seit. gr. 8. 1 Rth. 8 gr.

Dieses Buch enthält viel mehr, als der Titel eigentlich erwarten läßt, und der Recensent kann es nur mit dem bekannten: *a potiori fit denominatio* rechtfertigen, wenn er der Anzeige desselben unter dem Artikel Rechtsgelahrheit ihren Platz anweiset. Man muß den Verfasser selbst hierüber hören. »Meine Absicht bey der Ausarbeitung dieses »Buchs gieng dahin, die Gesetze des Denkens, Erkennens »und Handelns aufzustellen, um zu bestimmen, was der »Mensch wissen kann, welche Pflichten er zu erfüllen hat, »und welche Rechte ihm im Verhältnisse zu seines Gleichen »zukommen. Ich erörterte vorher den Begriff eines Gesetzes, »und suchte die Vermögen auf, welche im menschlichen »Geiste gesetzgebend sind. Hierauf stellte ich die Gesetze »des Denkens und Erkennens auf, und zeigte, welche Merk»male die philosophische, die historische, und die mathema»tische Erkenntniß haben müssen, und welches überhaupt »die Kriterien der verschiedenen Arten von Wahrheit seyn. »Alsdann war es mir um die Entwickelung der Begriffe »von Recht und Pflicht zu thun, und ich bemühte mich zu »zeigen, welche Pflichten der Mensch sowohl gegen sich selbst, »als gegen Andere habe, und welche Rechte ihm von Natur »zukommen, und welche er erwerben könne. Da nun jes »des Recht ein Vermögen des Handelns unserer Willkühr »in Bezug auf den Andern ausdrückt, und da, obgleich Je»mand Rechte besitzt, ihr Genuß nicht gesichert ist, so lan»ge er nicht im Staate lebt: so mußte ich die Art und »Weise angeben, wie der freye Gebrauch der Rechte zu »sichern sey, und welche Ansprüche das Recht und die »Klugheit in Ansehung der Erreichung dieses Zwecks ma»chen. Ich entwarf daher die ersten Grundlinien der »verschiedenen Arten von öffentlichen Gesetzgebungen, welche »zur Bewirkung und Erhaltung einer durchgängigen rechtli»chen Ordnung der Dinge nothwendig sind. Ich gab die »Principien an, nach welchen sich jeder öffentlicher Gesetz»geber zu richten habe, wenn er weder dem Rechte noch »der Klugheit etwas vergeben will, und machte auf die »Resultate aufmerksam, welche sich aus den verschiedenen »öffent-

»öffentlichen Gesetzgebungen ergeben. Die Staatsgesetzgebung habe ich vollständiger abgehandelt, als die übrigen »Arten von Rechtsgesetzgebungen, weil jene für den Menschen in Bezug auf seines Gleichen die wichtigste ist, und »weil, so lange die Staaten keine rechtlich organisirten Verfassungen haben, weder seine Kultur, noch seine Sittlichkeit in dem Maaße gedeihen kann, als es der Fall seyn »wird und muß, wenn die Gerechtigkeit das oberste Princip »dium der Staatsformen und ihrer Handlung seyn wird. »Endlich gab ich kürzlich die Forderungen an, welche die »Klugheit sowohl an den Privatmann, als an den öffentlichen Herrscher mache, und stellte die Regeln auf, nach »welchen sich ihr Verfahren beurtheilen läßt. Man sieht »hieraus, daß der Titel des Buchs dessen Inhalte nicht »ganz entspricht, und daß ich nicht bloß die rechtlichen und »politischen Gesetze entwickelt, und ihre Theorie aufgestellt, »sondern daß ich alle Arten von Gesetzen, welche der menschlichen Natur eigenthümlich sind, und die ihren Grund in derselben haben, erörtert habe.« — Der Jurist kann also hier zuvörderst seinen philosophischen Kursus kürzlich wieder repetiren. Was aber die Sachen, welche ihn zunächst angehen, betrifft: so wird er mehrere allgemeine Begriffe und Grundsätze von Recht und Unrecht sowohl überhaupt, als auch besonders in wiefern die Gesetzgebung in der bürgerlichen Gesellschaft nach dem Zwecke derselben, Rechte der einzelnen Mitglieder und deren Freyheit zu bestimmen oder zu sanktioniren, oder einzuschränken habe, sehr bestimmt und deutlich auseinandergesetzt finden. Auch hat der Verfasser über verschiedene Mißbräuche, welche immer noch geduldet und wohl gar begünstigt werden, sich mit einer rühmlichen Freymüthigkeit erklärt. Nur glaubt der Recensent in der Ausführung Manches zu oft wiederholt, und zum Theil auch Darstellungen bemerkt zu haben, wogegen sich Mehreres erinnern lassen dürfte. Jene Wiederholungen geben dem Werke eine gewisse Weitläuftigkeit; welche der bestimmten und deutlichen Erkenntniß, die der Verfasser beabsichtige, mehr nachtheilig als beförderlich ist. Dagegen hätte Manches mehr von allen Seiten erwogen werden sollen, wodurch gewisse Begriffe und Grundsätze eine Berichtigung erhalten haben würden. Die Anhänger der neuern Philosophie haben mit ihren Vorgängern den Fehler gemein, daß sie der Allgemeinheit ihrer Lehrsätze häufig viel mehr zutrauen,

als sie leisten kann, da sie Alles damit erschöpft zu haben glouben, woran es doch bey näherer Vergleichung der Sachen noch sehr fehlt. Man sagt uns häufig in einer neuen Form, was an sich Jedermann schon gewußt hat, und worüber, beym Lichte besehen, eben keine umständliche Deduktion verlangt wird; läßt uns aber in dem, was wir eigentlich wähee wissen, und besser als bisher ausgeführt haben wollen, nicht selten unbefriedigt. §. 16. Seite 149 heißt es: »Wer ihm (dem Menschen) das »Seine entreißt, wer ihm sein ihm gethanes Versprechen »nicht hält, wer seine Freyheit nicht achtet, der thut ihm »wehe, und da dieses Wehethun etwas in das Gebiet »der äußern Freyheit Einschlagendes ist, weil es ihm von »Andern angethan wird: so thut man ihm Unrecht; und »wenn ihm Unrecht geschehen kann: so hat er auch Rechte.« — Besteht das Unrecht im Wehethun: so findet es auch gegen die Thiere statt. Nein, sagt der Verfasser, »der Gottheit kann Niemand Unrecht thun, so »wie auch dem Thiere kein Unrecht geschehen kann, und »warum dieß nicht? Weil die Gottheit keine Person ist, »die mit uns oder mit ihres Gleichen in einem wechselseitigen Verhältnisse der Einwirkung stehen könnte, und »weil die Thiere keine Personen, und also auch keiner »Zurechnung fähig sind. Die Gottheit ist heilig, die »Thierheit ist aber weder heilig noch unheilig. Keinem »von beyden kann Etwas zugerechnet werden; nur der »Mensch ist einer Zurechnung fähig, weil er Urheber »von Thaten aus Freyheit seyn kann, welche er entweder thun, oder unterlassen soll.« — Die Zurechnung kann aber doch nur bey dem in Betrachtung kommen, welcher handelt; nicht bey dem, gegen den gehandelt wird. Sonst müßte folgen, daß Kindern oder Verstandeslosen kein Unrecht widerfahren könne. Denn sie sind keiner Zurechnung fähig. — Als Verbrechen will der Verfasser §. 37. nur solche Handlungen angesehen wissen, welche dem Andern den Genuß eines Rechts gewaltthätig entreißen, und dadurch zugleich die öffentliche Sicherheit gefährden. Gegen diesen Begriff ist noch viel zu erinnern, wie ein Jeder bey näherer Prüfung leicht selbst wahrnehmen wird, und man darf hiebey zum Ueberfluß nur an das Falsum erinnern, dessen gröbste Arten, nach der Erklärung des Verfassers, doch immer noch nicht zu den

den Verbrechen gehören würden, weil sie ohne Gewalt verübt werden. — Wäre die Bemerkung Seite 245, daß der Ausspruch der Gerichte: daß Jemand schuldig sey, allemal einstimmig seyn müsse, mithin keine Mehrheit der Stimmen hier gelten könne, gegründet: so würde es mit der Rechtspflege sehr mißlich aussehen. Seite 143 erklärt sich der Verfasser sehr nachdrücklich gegen die Leibeigenschaft. Im Ganzen wird auch wohl jeder vernünftig und billig Denkender hierin mit ihm einverstanden seyn. Aber der Grund: weil zwischen dem Leibeigenen und seinem Herrn gar kein Rechtsverhältniß, und also kein Vertrag statt finden könne, ist hier nicht ganz beweisend. Denn einmal folgt daraus nicht, daß ein freyer Mensch nicht durch Vertrag sich einem andern als eigen überlassen könne, und zweytens ist auch die Leibeigenschaft von der Sklaverey in dem Grade, wie sie bey den Römern statt fand, und noch wohl im Negerhandel angenommen wird, sehr verschieden. Wer wird wohl behaupten, daß der Leibeigene, wie er noch in einigen Theilen Deutschlands vorkommt, in keinem Verhältnisse als Person, sondern durchaus nur als Sache gelte?

Hß.

Arzneygelahrheit.

Alphons Leroy Vorlesungen über die Gebärmutterflüsse während der Schwangerschaft, bey und nach der Niederkunft, über die Missfälle und über die Blutflüsse überhaupt. Aus d. Franz. übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen, v. *J. Claudius Renard, A.* in Mainz. Leipzig, bey Schaeffer. 1802. 216 Seit. 8. 18 *gr.*

Das Original dieser Schrift erschien 1801 zu Paris; der Uebersetzer hielt es der weitern Bekanntmachung in Deutschland werth; der Rec. ist aber nicht dieser Meinung. Des Verfassers Theorie ist zu sonderbar, oder vielmehr zu obsolet, als daß sie bey uns Beyfall finden könnte.

stimmt. Man höre z. B. nur folgende Sätze: Die monatliche Blutausleerung wird durch Auspressen des Bluts mittelst einer Zusammenschnürung der Gebärmutter hervorgebracht. Diese enthält zwischen zwey Muskelschichten ein schwammigtes Gewebe, welches mit Blut angefüllt ist. Aber im Innern ist eine schlaffe, schwammigte Haut, welche durch ihre Schlaffheit sich mit einer größern Menge Blutes, als irgends ein anderer Theil des Körpers anzufüllen fähig ist. Diese Haut bringt, wenn sie mit Blut angefüllt ist, die monatliche Reinigung mittelst einer tonischen Zusammenziehung der Gebärmutter hervor. — Fast überall nimmt, wie hier, der Verf. willkührliche, unerwiesene Vordersätze an, um aus ihnen solche Schlüsse zu ziehen, wie er wünscht. Größtentheils beruht dabey seine Theorie auf einer ziemlich dicken mechanischen oder atomistischen Vorstellungsart, wie sie kaum Fr. Hoffmann hatte, und auch das Praktische enthält nichts, was wir in Deutschland nicht schon viel besser gewußt hätten, bald unwirksame, bald bloß empirische Mittel. Beydem, sowohl dem Theoretischen als Praktischen, haben nicht einmal die wirklich ziemlich guten Anmerkungen des Uebersetzers aufhelfen können. Die Schrift ist also durchaus unbedeutend!

Mz.

Abhandlung über den Galvanismus und dessen Anwendung. (A. d. Franz. übers.) M. Anm. v. *F. H. Martens.* Leipzig, bey Hinrichs. 1803. 56 Seit. 8. 7 *Mr.*

Der Verf. behauptet nach Erfahrungen, daß die Wirkung des negativen Poles ein erhöhter, des positiven ein verminderter Reiz sey. Er führt dann einige Beobachtungen von der Wirksamkeit des Galvanismus beym schwarzen Staar, besonders nach einer Verstopfung der monatlichen Reinigung, bey einer Lähmung nach dem Wechselfieber, bey gichtischen Anfällen nach zurückgetriebener Krätze, wo der Ausschlag wieder kam, und bey epileptischen Zufällen, an. Einige Fälle sind merkwürdig; heilen aber hat doch der Verf. die Kranken nachher nicht lan-

je genug beobachtet, und bey einigen wurden so viele Nebenmittel gebraucht, daß die Erfahrung nicht ganz rein ist. Uebrigens herrscht in der ganzen Schrift die, eine Zeit hindurch gewöhnliche, Verwechselung der Pole, indem der wirklich negative oder Silberpol hier unrecht der Zinkpol heißt.

Om.

Gottfried Christian Reich, Med. et Chir. Doct. et Prof. etc. De Febre ejusque quoad universum tractatione. Latinae versioni traditum a *Theoph. Friedr. Koelreuter*, Medicinae Doctore et civitatis Sulzae ad Nicrum Med. Practico, Carolsruhae. 1802. 184 Seit. 8. 16 gr.

Eine wörtliche Uebersetzung der in dem ersten Stücke des LVI. Bandes der N. A. D. Bibl. beurtheilten Urschrift. Der (in dem Monate September 1801 in Karlsruh verstorbene) Uebersetzer hat diesem Schriftchen vier Abhandlungen — Betrachtungen über die Lebenskraft, zwey medicinisch-praktische Fälle, von der Manie und dem Delirium, und von dem epidemischen Faulfieber (Typhus) beygefügt, die nichts Neues lehren.

Mo.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Auswahl deutscher Fabeldichter, mit erklärenden Anmerkungen, für die Jugend und Erwachsene. Mit zwölf neuen Kupfern geziert. Herausgegeben von Joh. Peter Volt. Nürnberg, bey Schneider und Weigel. 1802. XIV. u. 290 Seit. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Absicht dieser Auswahl ist mehrfach. Der Sammler wollte erstlich eine Art von Charakteristik der deutschen Fabeldichter liefern, und den Leser dadurch, daß er ältere und neuere

neuere Fabeldichter nebeneinander auftreten läßt, die zum Theil einerley Gegenstand zum Inhalt einer Fabel wählten, in den Stand setzen, über die Manier und den Werth eines jeden selbst zu urtheilen. Diese Absicht konnte allerdings auf diesem Wege erreicht werden. Doch haben Eschenburg in seiner Beyspielsammlung, Ramler in seiner Fabellese, u. a. schon besser dafür gesorgt. Es sollte ferner den Lesern, die nicht vom gelehrten Stande sind, und doch das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, und ihre müßigen Stunden ausfüllen wollen, besonders auch jungen Leuten, die nöthige Erklärung aus der Mythologie, Geschichte, Sprache, u. s. w. gegeben werden, um das, was sie lesen, verstehen zu können. — Gut! aber die Ausführung hat den Recens. nicht befriediget, der in den gegebenen Anmerkungen weder einen festen Gesichtspunkt, noch ausreichende Kenntnisse findet. Beweise und Beyspiele hiezu sollen bald gegeben werden. — Auch den Lehrern wollte man Veranlassung geben, die Jugend im Deklamiren zu üben, ihr Gedächtniß zu beschäfftigen, und ihre Verstandes- und Urtheilskräfte zu prüfen, zu schärfen, zu berichtigen, den Sinn und das Gefühl für das Schöne, Wahre, Gute und Edle zu wecken, zu nähren und zu vermehren. Daher ist alles Anstößige weggelassen worden. — Zu diesem Behuf haben wir aber wirklich schon der Bücher viele, wenn sie nur zweckmäßig gebraucht würden! Das Verstümmeln der Fabeln, wie z. B. in Hagedorns Philemon und Baucis, kann Rec. nicht billigen. Lieber die ganze Fabel weggelassen, wenn ein Theil derselben dem Sammler anstößig schien, und eine unverstümmelte gegeben! — Die Kupfer sollen den Geschmack des Schönen bey der Jugend bilden, und zur Uebung im Nachzeichnen dienen. Sie sind zum Theil nicht übel gerathen; aber zum Nachzeichnen nicht alle glücklich genug gewählt, z. B. bey Gellerts Fabel: der grüne Esel, liefert das Kupfer eine Menge Menschenköpfe auf einer Straße, in Fenstern, auf Dächern, die alle den grünen Esel sehen wollen.

Daß die genannten Zwecke mit einander verbunden werden konnten, kann wohl zugegeben werden; aber Herr Voit hätte dann wenigstens jeden einzeln fester ins Auge fassen, und zu erreichen suchen sollen. — Die Fabeldichter, aus denen Herr V. bald mehr, bald weniger sammelte, waren:

ten: Hans Sachs, Triller, Moser, Lichtwer, Haller, Hagedorn, Gellert, Kästner, Gleim, G. W. Becker, G. W. Burmann, Pfeffel, J. H. Voß, L. — seke, (Gisecke?) Lessing, Weisse, Tiedge, Langbein, Gotter, Kätzner, Willamov, Kretschmann, Cronegk, v. Nicolai. Ungern vermisset Rec. einige Beyspiele aus den Zeiten der Minnesänger von Boner, deßgleichen von Burkard Waldis, Zachariä, Kl. Eberh. K. Schmidt, Schlegel, Meisner, Bodmer, Ebert, Michaelis, u. a. Aber auch selbst unter den Fabeln der von den Sammler gewählten Schriftsteller hätte eine bessere Wahl getroffen werden sollen und können. Eschenburg hat in seiner Beyspielsammlung mit ungleich besserm Geschmack und Takt gewählt.

Am wenigsten befriedigend sind die Anmerkungen. Was für Leser mag sich Herr V. gedacht haben, daß er ihnen z. B. S. 41. in einer Anmerkung sagt: »London ist die »reichste und größte Handelsstadt in England an der Themse; sie hat ihres Gleichen nicht in Europa: selbst Paris, die Hauptstadt Frankreichs, und Rom, der Sitz »des Papstes in Italien, kommen ihr nicht bey.«. — Wie dürftig, trivial, und zugleich wie schief ist hier alles zusammengestellt! Was Synagogen sind, läßt er S. 288 unerklärt, deßgleichen Tartarchan S. 256, Trümeaux S. 257. In Lichtwers Fabel: die seltsamen Menschen, kommt bekanntlich der Ausdruck: des Zirkels Viereck vor; diß will Hr. V. erklären, und schreibt: »das Viereck des »Zirkels ist dem schlichten Menschenverstande ein wahrer »Widerspruch; denn ein Zirkel ist rund, und kann also »nicht viereckicht seyn. Gleichwohl haben sich in ältern »und neuesten Zeiten mehrere Gelehrte, besonders Ma»thematiker, damit abgegeben, die Quadratur des Zirkels »zu erfinden, und zu beweisen. Keinem aber hat es noch »zur Zeit geglückt, einen unwidersprechlichen Beweis davon zu liefern. Der menschliche Verstand hat würdigere »und nützlichere Gegenstände, woran er sein Nachdenken »und seinen Scharfsinn üben und prüfen kann, als die »unfruchtbare Untersuchung von der Quadratur des Zir»kels, worüber Mancher schon seine Zeit und fast seinen »Verstand verloren hat.« — Ob nun wohl die Leser, für die Hr. V. schrieb, wissen werden, was des Zirkels Viereck seyn soll? Und was für Begriffe der Verf. dieser

Anmer-

Anmerkung wohl selbst von der Umgebung des Zirkels haben mag?

In den mythologischen Anmerkungen, die äußerst dürftig und armselig sind, waren Damm und Seybold seine Quellen. S. 136. stellt er im Jahr 1802 unser Sonnensystem so auf: »Um die unbewegliche Sonne bewegt sich der Merkur, dann die Venus, weiter die Erde mit dem Monde, fofort der Mars, darauf der Jupiter, und endlich der Saturn.« Also einen Uranus und mehrere Monde kennt er nicht, gesetzt auch, daß er von der Ceres und Pallas noch nichts wissen konnte? — Logiker sind nach S. 167. Gelehrte, welche Andern die Kunst zu denken vorschreiben. Ein Illuminat ist ihm schlechthin ein Aufgeklärter. Es hätte in der Fabel von Voß, S. 212. in Rücksicht des Ordens der Illuminaten, und der ihm gemachten Beschuldigungen erklärt werden müssen.

D.

Lyrische Anthologie. Herausgegeben von *Friedrich Matthisson*. Erster Theil. Zürich bey Orell, Füssly und Komp. 1803. XII und 270 Seit. gr. 12. Mit einer artigen, von Lips geschabten Titelvignette. 1 Rthlr.

Daß bey der gewaltigen Betriebsamkeit deutscher Schriftstellerey, auch an Blumenlesen aus vergangnen Jahrhunderten oft genug schon die Reihe kam, ist bekannt; und warum dergleichen Versuche, das Veraltete, wieder aufzufrischen, nur frostig bewillkommt wurden, läßt sich gleichfalls ohne Schwierigkeit erklären. Ein Hauptbedenken fanden sie schon in dem Geiste der Nation selbst, die, so stark ihre Anhänglichkeit ans Herkommen auch von tausend andern Seiten seyn mag, doch in Allem, was Ton und Farbe, Zuschnitt und Vortrag, Form mit einem Wort der schönen Redekünste betrifft, von jeher einen Ueberstand und so ungenügsamen Trieb nach immerfort Neuem äußert, als in den Geschmacksannalen andrer Völker sich schwerlich finden läßt. Noch hat kein Dichter bey uns den

Grad

Grad von Beliebtheit verdient, der seinen schriftstellerischen Kredit auf immer sicherte. Sehr oft hingegen ist er, wo nicht rein vergessen, doch vor der Hand schon verdrängt, selbst eh Er noch zu schreiben aufhört! Neues, und nichts als Neues, bleibt die Losung; was auch immer die Folgen einer Wandelbarkeit seyn mögen, die mit uns sanft noch anklebender Unbeholfenheit, und dem anderweitigen Ernste der Nation in so grellem Kontrast steht! Darf man solchergestalt sich wundern, daß Blumenlesen von längst verblühten Beeten so wenig ihr Glück machten? Außer mehr andern Ursachen noch, deren Angabe viel zu weit führen würde, giebt es ein paar sogleich ins Auge fallende, warum besonders die Herausgabe poetischer Anthologien mißlicher als jede andre wird. Liefert der Sospitator mit aller Treue was und wie er es fand: so kann dergleichen nur den Sprach- Geschmacks- oder Sittenforscher alter Zeit noch festhalten; und wie äußerst wenig giebt es deren! Erlaubter, um das Verblichene scheinbarer zu machen, sich daran zu ändern: so wird durch diese Procedur, und wenn sie auch verschönernd wäre, doch weder der Freund des Neuen noch des Alten sich gewinnen lassen. Jener nicht, weil noch immer Archaismo übrig bleiben dürften, die sein durchs Allerneueste verwöhnter Gaumen widerlich finden muß; und eben so wenig dieser, als der an antike Physiognomie einmal gewöhnt, sie oft genug, und ungern vermissen, durch Schönpflästerchen neuern Geschmacks aber wohl gar zu Zwittergeschöpfen entstellt finden wird.

Es sey mit den bisherigen Versuchen, diese Schwierigkeiten zu heben, wie es will bewandt, Herr M. hielt es fürs Gerathenste, den Verschönerungsweg einzuschlagen; denn ob er gleich nur vom Lesbarmachen spricht, und den seinen alten Freunden eigenthümlichen Charakter mit Schonung will behandelt haben: so leuchtet doch von selbst ein, daß ältere Dichter unsrer Sprache durchaus lesbar zu machen, sich kaum bewerkstelligen lasse, ohne an ihrer Eigenheit mehr oder weniger sich zu vergreifen. In vorliegendem Falle jedoch wird dieser Eingriff dem Vertriebe der Anthologie nicht eben nachtheilig werden; denn da Herr M. unter die wenigen itzt lebenden Dichter gehört, deren Gesang sich oft wiederholter Auflagen zu erfreuen hat: so ist zu erwarten, daß den Verehrern seiner Muse auch diese

Blumenlese gerade deßhalb willkommen seyn werde, weil er ihr das Siegel seines eignen Geschmacks aufdruckte; und diesen Erfolg wird man seiner Mühwaltung um so weniger mißgönnen, da der wahrhaft gute Geschmack sich auf keine Weise hierbey gefährdet findet. — Nur die zwey letzten Jahrhunderte sind es übrigens, deren Raum diese Blumenauswahl umspannt; und was für Ursachen Herrn W. abhielten, nicht ein wenig höher noch hinaufzusteigen, ist von ihm unerwähnt geblieben. Zwanzig Dichter, die in der lyrischen Region ihren Fittich versucht, stellen sich in diesen Band, der nur einen zweyten noch zum Gesellschafter haben wird. Das poetische Verdienst eines jeden zu würdigen, und Proben mitzutheilen, erlaubet die Grenzen einer den sämmtlichen Ertrag unsrer Literatur anzeigenden Zeitschrift nicht mehr; die Namen indeß der aufgestellten Sänger ist der Leser hier zu suchen berechtigt. Es sind folgende; wo dann die nebenstehende Zahl den Betrag der aus Jedem gewählten Stücke andeutet; die jedoch nicht mehr für Sträuße, sondern nur für einzelne Blumen gelten können. Sehr selten nämlich ließ der Anthalog ihre Lieder unabgekürzt; und oft genug wurden aus vielen Strophen und Zeilen gar nur solche Blümchen gepflückt, denen noch einiger Duft übrig geblieben. Weckherlin also 7, Joh. Val. Andreä 1, Zinkgref 3, Opitz 8, Dach 16, Homburg 3, Flemming 8, Rist 5, Tscherning 12, Andr. Scultetus 1, Gryphius 5, Schwieger 4, Hofmannswaldau 5, Lohenstein 2, Canitz 2, Besser 4, Brockes 2, Drollinger 2, Günther 3, Haller 5.

Wie man sieht, hat zu diesen Zwanzigmännern Schlesien ein gutes Drittel, nämlich 7 Köpfe geliefert, und unter den Dichtern, die am meisten beysteuerten, nimmt Simon Dach sich um desto vorzüglicher aus, da der Mann schon gegen die Mitte des vorletzten Seculi Vieles mit einer Korrektheit aufs Papier warf, die seinen Flug nur wenig hemmte, und für jene Zeit gewiß einzig war. Mehrere aus Andern hier aufgenommene Stücke, z. B. aus Weckherlin, Schwieger, Flemming, verglich Rec. mit ihren Urschriften, und fand, wie sichs vom Geschmacke des neuesten Herausgebers erwarten ließ, Alles zu erwünschter Lesbarkeit gediehn; nicht selten freylich mittelst solcher Veränderungen, Umgüsse, Zusätze ꝛc., die den guten Alten

auf

auf einmal um Jahrhunderte verjüngen. Man urtheile aus folgendem, Schwiegers Geharnischten Venus (1660) zugehörigem Pröbchen, um doch wenigstens Eines hier finden zu lassen:

Schwieger, S. 18.	Anthologie, S. 178.
Küß uns, Kind, der Jugend brauchen,	Küß uns, Kind, der Jugend brauchen,
weil uns noch die Schönheit blüht;	Weil noch Lenz und Schönheit blühn!
Wenn die Geister einst verrauchen	Lebensgeist und Muth verrauchen,
und die Rosen farben fliehn,	Wenn die Rosenfarben fliehn.
Wer begehrt denn unsern Kuß?	Vom gefalteten Gesichte
Nimm sie an der Rosen Früchte,	Heischt kein Jüngling Blick und Kuß.
eh ihr Blatt verwellen muß.	Nimm sie an des Lenzes Früchte,
	eh ihr Blatt verwelken muß.
Ob die Alten mürrisch zanken,	Laß die Alten mürrisch zanken
nehmen sie der Freude wahr;	Ob der Jugend Fröhlichkeit!
muß man drum mit ihnen kranken?	Muß man drum mit ihnen kranken
Nein, ich acht' es nicht ein Haar.	In des Lebens Blumenzeit?
Sollte der mich Sitten lehren,	Soll der Mund mich Sitten lehren,
der bereits hat ausgelehrt?	Der von keinem Kuß mehr glüht?
Denn werd' ich mich auch bekehren,	Niemand predigt vom Entbehren,
wenn mein alter sich verkehrt.	Dem der Jugend Lenz noch blüht.

Ungeachtet daß hier im Original noch vier Strophen mehr stehen, die doch auch Manches beyzubehaltende darbieten. Mehrere, und mit Recht aus andern Dichtern gehobne Lieder mußte Rec. schon deßhalb unverglichen lassen, weil die von Herrn M. gebrauchten Ausgaben ihm nicht zur Hand waren; und hier giebt es zur Bemerkung Anlaß, daß Herr M. mit der historischen und bibliographischen Seite seiner Pfleglinge sich so gut als gar nicht befaßt; sondern bey überaus kurzer Angabe, wenn und wo solche geboren und gestorben, war dieses in der Geschwindigkeit auszumitteln, es bewenden läßt. Weniger ist dawider einzuwenden, daß alles von unsern Landsleuten aus alten und fremden Sprachen Entlehnte an seinen Ort gestellt blieb; denn

offenbar hätten Nachweisungen dieser Art gar zu viel Raum verlangt; besonders wenn man auch nach den holländischen und italiänischen Quellen sich umsehen wollte, die unsre Dichter des XVIIten Jahrh. fleißig genug besuchten, und hierunter den holländischen Parnaß weit häufiger, als man anjetzt vielleicht noch weiß oder glaubt. Wenn indeß ganze Stücke nichts anders als Uebersetzungen sind, war dieser Umstand doch billig anzugeben; z. B. das Wünsche überschriebne Weckherlin'sche S. 11., welches nicht mehr und weniger als eine Verdeutschung des Vitam quae faciunt beatiorem etc. aus dem Martial ist. — In eine andre Welt sieht man, wie durch Zauberschlag, sich versetzt, sobald das zuletzt hier bepflanzte Blumenbeet ins Auge fällt: die nämlich aus dem in so mancherley Hinsicht unsterblichen Haller gezognen fünf Poesien. Wie korrekt, sinnhaltig, tief eingreifend, aus eigner Fülle geschöpft, oder der Natur mit Wahl abgefragt, erscheint auf einmal hier Alles! so, daß es Anfangs befremdet, aus dem schon musterhaft scheinenden Dichter noch erst Blumen lesen, wohl gar an ihm meistern zu wollen. Und doch hat unser Antholog das letztre gewagt, Manches bereits lesbar genug sich findende, noch lesbarer zu machen versucht, und, wo es auf lyrische Wendung hauptsächlich ankam, mitunter nicht ohne Glück. Z. B. in den beyden Zeilen:

Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet,
Und seinen Knochenberg beseelt. —

die nunmehr, und in Bezug auf die zwey vorhergegangnen Zeilen offenbar lebendiger und numeröser, wie folgt, lauten:

Hoch ward der Elephant von dir emporgethürmet,
Von dir sein Knochenberg beseelt.

Gegenstände dieser Art noch genauer zu verfolgen, untersagt der Raum; wenn anders Rec. ein paar verwandte Notizen nicht ganz unterdrücken soll. — Besser z. B. muß sich begnügen, nur vier ziemlich kurze Stücke seiner Hand hier aufgestellt zu sehen. Ein fünftes, noch kürzeres, hätte doch in der That um so mehr Anspruch auf diese Auszeichnung zu machen gehabt, da der Anthołog sie dem Andenken Bessers sogar schuldig war. Es ist nämlich kein anderes als eben das, worauf der unvergeßliche Lessing, laut S. 391 zweyten Theils der Literatur-Briefe, in der stümperhaften Auswahl Logau'scher Sinngedichte von 1702 unter

unerwartet stieß, und es auf Rechnung eines völlig unbekannten H. M. geschrieben; zugleich aber so vortrefflich fand, daß er nicht umhin konnte, es noch einmal der Vergessenheit entreißen zu wollen. Wer wird das kleine rührende Lied nicht gern auch hier wieder lesen?

Climene starb und sprach im Scheiden:
Nun, Christis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.

Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Climene, nur dein Tod ist schwer!
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Niemand als Besser ist der wahre Verfasser. Schon in der 2ten Ausgabe seiner Schriften von 1720 ist es Wort für Wort befindlich; und in der 4ten aus des Freundes eignen Papieren 1732 von König besorgten, fehlt solches eben so wenig. Pectus est quod facit disertum. Seine liebenswürdige Gattinn war diese Climene, und ihr Tod die schmerzhafte Veranlassung des kleinen Gedichts. Bey so viel Erbärmlichkeiten, womit die junge Leserwelt sich jetzt behelfen muß, wunderte den Rec. es längst schon, daß noch Niemand auf den Einfall gerieth, Besserns Lebensbeschreibung wieder auf den Ambos zu nehmen. Der Mann stand in so anziehenden Verhältnissen, und erlebte so Manches, das mit besserm Geschmacke und richtiger Kenntniß damaligen Zeitgeistes aufgetragen, auch gewiß jetzt noch auf Theilnahme rechnen dürfte.

Keinen der Dichter, die auf den Geschmack ihrer Zeit bedeutenden Einfluß gehabt, in der Blumenlese zu übergehen, verstand sich von selbst; und Herr M. brauchte daher wegen der gleichfalls wieder erweckten Lohensteine, Brockes, ꝛc. nicht erst sich zu rechtfertigen. Eher darüber, daß man in seiner Sammlung auf lauter Namen stößt, die wenigstens in den Literaturen unsrer Redekünste noch immer figuriren; wenn man auch ihre Werke selbst nicht mehr liest. Wie mancher bessere Kopf mag indeß auf seines Gleichen kräftig genug gewirkt haben, ohne deßhalb berühmter geworden zu seyn; und vielleicht wären es gerade diese minder gepriesenen, daher auch minder nachgeäfften Schöngeister, mochten sie auch

nur wenig Gedrucktes hinterlassen, die zu einer neuen und gar nicht dürftigen Anthologie einladen könnten. Rec. hat dergleichen nie im Sinne gehabt; doch aber in jüngern Jahren dann und wann die kleine Mühe nicht gescheut, wo etwas dieser Art ihm aufstieß, seine Kollektaneen damit zu bereichern. So fiel ein vor mehrern Dezennien schon abgeschriebenes Blatt ihm unlängst wieder in die Hand, das, wie er befürchtet, zwar nicht mit diplomatischer Genauigkeit kopiert worden, jedoch gewiß keine andern Verbesserungen enthält, als die während der Abschrift selbst, ganz ungesucht mithin, in die Feder liefen. Wenn, meint man, wurde nachstehendes, aus einer Ode an Kinesis (die mittlere Sylbe betont) oder die Göttinn der Bewegung entlehnte, Pröbchen gesungen?

Kinesis, o du Kraft der Himmel,
Die du die ganze Welt bewegst,
Und mit weitschallendem Getümmel,
Die Zahl der Silbersterne trägst:
Die du der Wolken Wunderwagen
Die selbst im Sturme feste gehn,
In hoher Luft sich lässest drehn,
Und Meere über Meeren tragen!

Du wohnest über dem Gestirne,
Beherrschest was die Welt vermag,
Die edle Sonn' ist deine Dirne,
Der Urkraft Allgewalt dein Dach.
Planeten folgen deinem Zuge;
Statt Boten Tag und Nacht dir sind:
Giebts Botschaft schneller wie der Wind?
Und dennoch weilt er deinem Fluge! — —

Wenn unsre Augen unbeweget
Gehalten werden, sind sie schwach;
Das Wasser, wenn dein Hauch sich legt,
Läßt sein unbändig Trotzen nach:
Ziehst du, o Göttinn, deine Hände
Von diesem Uhrwerk jemals ab:
So naht sich Alles seinem Grab
Und Erd und Himmel ihrem Ende! — — —

Schon 1644, und vielleicht weit eher noch; denn in diesem Jahr erschien zu Hamburg die Ausgabe des nur 60 Seiten zählenden Heftchens, das Rec. vorlängst und auf kurze Zeit in Händen gehabt, seitdem auch nirgend wieder ansichtig werden können. Rudolf Wasserhun hieß der Mann; von dem sein Mitbürger Neumeister in dem

dem bekannten Dichterverzeichnisse, und Koch in seinem schätzbaren Grundrisse deutscher Literaturgeschichte gar nichts wissen; Jöcher aber nichts weiter als den Titel des poetischen, auch mit Melodien ausgestatten Versuchs angiebt. Sonderbar genug klingt dieser: Kauf-Fenster; das ist: neue poetische Inventionen ꝛc. Was jedoch schon weniger auffällt, wenn man ein Fenster oder Glasschränkchen sich denkt, hinter welchem oder in welchem z. B. Goldschmied ihre Kunstarbeiten zur Schau stellen. Von jeher also waren die armen Dichter um anlockende Titel bey uns verlegen, und für Hamburg besonders mag im Jahr 1644 die schlichte Aufschrift: Versuch in der Dichtkunst, nicht sehr anziehend geschienen haben. Genug hiervon; und nur noch die einzige Bemerkung, daß, wenn es auch der Matthissonschen Blumenlese nicht an Liebhabern fehlen kann, man doch wohl, um über Geist und Art unsrer ältern Dichter genauere Auskunft zu erhalten, ohne die Originaldrucke selbst befragen zu können, sich an die von Zachariä angefangene, und von Hrn. Eschenburg fortgesetzte Auswahl nach wie vor wird halten müssen!

Jf.

Romane.

Die Alte mit den sieben Jungen. Ein satyrischer Roman. — ridendo dicere verum. Leipzig, bey Linke. 1802. 24 Bogen. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wenn das Buch weniger redselig geschrieben, und um ein halb Dutzend Bogen kürzer wäre; wenn des Verfassers Narren nicht mitunter eine gar zu triviale Physiognomie hätten; wenn, was die Alte und ihre sieben Junge treiben, nicht hier und da gar zu sehr ins Läppische und Gemeinnärrische fiele: so würde sein satyrischer Roman sich um vieles besser lesen lassen, als es jetzt der Fall ist. Es fehlt dem Verf. sonst gar nicht an Talenten zu einem komischen Schriftsteller, an der Kunst, das Lächerliche zu versinnlichen, an Witz und Laune. Er darf künftig nur von den erstern einen feinern Gebrauch machen, in der Wahl des

zweyten delikäter seyn, und nach dem letztern weniger j
gen, um des Beyfalls und der Befriedigung seiner Le
sicherer zu werden.

Prinz Bimbam. Ein Mährchen für Alt und Jun
Berlin, bey Unger. 1802. 7 Bog. kl.
12 Gr.

»Das Mährchen ist für den, der es faßt;« heißt es a
Schlusse dieses Büchleins. Für Recensenten scheint
daher nicht geschrieben; er weiß geradehin nichts dara
zu machen, und überläßt es also, ohne weiteres Urthe
dem Leser selbst, aufzufinden, ob Sinn und Inhalt f
ihn sey? Etwas an dem Mährchen kann Rec. indeß m
Fug und Recht empfehlen, die äußere Gestalt: Pap
und Druck sind sehr niedlich und geschmackvoll.

Adelheid von Messina. Vom Verfasser der Scen
aus Fausts Leben. Leipzig, bey Voß und Kom
1802. 9½ Bogen. kl. 8. 16 Gr.

Nicht Original, aber leicht und angenehm nacherzähl
übrigens eine wahre Novelle, höchst romantisch, ohne d
abentheuerlich zu seyn. Der Charakter der Heldinn zie
ungemein an, nicht minder der Mann ihrer Liebe. E
etwas schlüpfrige Episode des Don Augustin ist von d
Nacherzähler mit einer ihm Ehre machenden Zartheit u
Delikatesse behandelt worden, und die tragische Katast
phe mit der Schonung herbeygeführt, deren es bedurft
um unsre bis dahin lebhaft beschäfftigte Theilnahme ni
allzusehr zu erschüttern.

Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, u
Abentheuer des Fräuleins Emilie von Berna
verehlichten von Schmerbauch. Von ihr selbst
zählt. Mit Kupfern. Frankfurt. 1801. 11 B
gen. kl. 8. 16 Gr.

Soll ein Gegenstück zu des berühmten Münchhausens lügenhaften Abentheuern seyn; ist aber ein sehr verunglücktes. Ueber so abgeschmackte Mährchen lacht kein Mensch. Der langweilig schleppende Ton, in dem sie erzählt, und die moralische Wassersuppe, mit der sie begossen werden, machen sie übrigens zu einem trefflichen Opiat. Bey Rec. wenigstens haben sie drey Abende hintereinander unausbleiblich den Schlaf befördert.

Eduard von Rollenthal, oder der bekehrte Weiberfeind. Eine wahre Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. Bremen, bey Wilmans. 1802. 13½ Bogen. kl. 8. 18 gr.

Ein erster Versuch, der zwischen so vielen, noch weit weniger gelungenen, immer mit unterlaufen mag. Er zeichnet sich freylich, weder durch Inhalt noch Darstellung, vortheilhaft aus; indeß eben so wenig durch hervorspringende Armseligkeit in der Erfindung und Styl. Rec. will daher auch gar nicht dem Verf., wie es, laut der Vorrede, von seinen Beurtheilern zu fürchten scheint, alle Hoffnung einer künftig glücklichern Autorschaft absprechen; aber rathen muß er ihm doch, mit einem neuen Versuche nicht allzusehr zu eilen. Das festina lente! ist für junge, debütirende Schriftsteller eine goldne Regel; es leitet sie, ehe sie sich an eine literarische Unternehmung wagen, zu einer gewissenhaften Untersuchung des quid valeant humeri, quid ferre recusent? und hindert so das Fehlschlagen von Versuchen, die nicht gelingen konnten, weil sie unter die Kräfte des Versuchenden waren.

Kaspar der Wildschützenhauptmann oder die Brüder des grauen Bundes. Eine Räubergeschichte, vom Verfasser der Angelika. Erster Band. 13 Bog. Zweyter Band. 12 Bog. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1802. kl. 8. 1 Rth. 12 gr.

Wenn schon in der Angelika desselben Verf. (A. D. 71 Band, erstes Stück, S. 83.) Wirrwarr, Abenthe und Banditen- und Räuber-Großthaten einem rechtli Lesersinne widerstanden; so ist das in der gegenwärti Räubergeschichte noch weit mehr der Fall. Räuber, keine seyn wollen, und doch im Lande herumziehn, pli dern und stehlen, die Landstraßen unsicher machen, Sch ser anstecken und Kinder raubeu; ein gestohlner Prinz, ter Räubern erzogen, zum Räuberhauptmann erhoben; eine Menge Liebeshändel verflochten, und endlich wie dem Thron' ausgeliefert: sind die Helden dieser Ra und Mordgeschichte. Was für ein Interesse kann ein bildeter und geschmackvoller Leser an ihnen nehmen? ekelt der losen Speise, und dem Buche geschieht, w ihm gebührte, es wird zu dem großen Auskehrhaufen geworfen, den die Meßkatalogen, von Jahr zu Jahr, der immer höher anhäufen.

Die Geburtsstunden der Hölle von Jean Pierre. M einem Kupfer. Deutschland. 1802. 13 Bog kl. 8. 18 Gr.

Eine Art Pendant zu den Jammer- und Unglücksh len des seligen Spieß, bestehend aus »neun Urkun »des schrekteren Weltlaufs;« zu deutsch: aus neun R irrungen der menschlichen Natur, Schurkenstreichen Infamien, die, weder lehrreich, noch unterhaltend s nicht lehrreich, weil solche Entfremdungen von der men lichen Natur — dem Himmel sey Dank! — zu den h sten Seltenheiten gehören; und also nicht als Warnu beyspiele dienen können; nicht unterhaltend, weil das ster, seiner Natur nach, nicht ergötzbar ist. Wozu sie mögen nun wahr oder erdichtet seyn, ihre Bekan machung? Die Erzählungsgabe des Verf. ist sonst n zu verachten; aber er wird sie seinen Lesern mit ungl mehr Vortheil empfehlen, wenn er künftig einen mä lichern, Herz und Phantasie anziehendern Stoff wäh

Anna Granville, das tapfere Mädchen aus Schottland, oder die Enthüllung im schwarzen Gewölbe. Eine historisch-romantische Geschichte aus Cromwells Zeitalter. Erster Theil. 12½ Bog. Zweyter und letzter Theil. 14 Bog. Leipzig, im Joachimschen literarischen Magazin. Ohne Jahrszahl. kl. 8. 1 Rl. 12 Gr.

Ein Buch, das, seines Inhaltes wegen, den Leser nicht ohne Theilnahme läßt. Auch sind die darin auftretenden historischen Charaktere ziemlich gut gehalten, und ihren bekannten Geschichtszügen treu. Nur der Charakter der Elisabeth, Mutter des schottländischen Heldenmädchens, ist etwas zu grell gezeichnet. Zuweilen veranlaßt er eine Menge leidenschaftlicher, die Phantasie und das Herz beschäftigender Situationen, und macht durch das Interesse, das sie für die übrigen Personen dieses Geschichtsromans einflößen, uns seiner eignen, zurückhaltenden Natur vergessen. Der Styl des Verfassers verräth keine ganz ungeschickte Hand; aber es fehlt ihm an Ausbildung, vorzüglich an Korrektheit, wie die häufigen oberdeutschen Provinzialismen und Sprachschnitzer nur allzuklar beweisen.

M.

Musik.

Lehrbuch der theoretischen Musik (,) in systematischer Ordnung entworfen von Johann Joseph Klein (,) Herzogl. Sächß. Altenburgischen (m) Hofadvokat (en) und Organist (en) an der Stadtkirche zu Eisenberg. Mit Kupfern. Leipzig, bey Heinsius. 1801. 4. Ohne die Dedikation, die Vorrede und den kurzen Abriß des Inhalts 200 Seit. 1 Rl. 12 Gr.

Das Bestreben des schon als Schriftsteller rühmlich bekannten Verfassers, durch das vorliegende Lehrbuch zu mehrerer Ver-

Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in der Musik zu wirken, ist allerdings lobenswürdig, und verdient Dank aller Musikstudierenden. Auch enthält dieses buch unläugbar, obgleich nicht eben neue Aufschlüsse, übrigens viel Brauchbares und Wissenswürdiges aus Fache der theoretischen Musik, und zwar größtentheils faßlich vorgetragen. Nächstdem müssen wir Herrn K. Verdienst zugestehen, daß er über verschiedene abgehar Gegenstände viel Gründliches gesagt hat. Dahin ge unter andern die Lehre von dem Schalle, die Abhan von den Verhältnissen der Töne, von der Temperatur, u. Nur hätten wir gewünscht, daß er sich hin und wieder e kürzer gefaßt, über andere Gegenstände aber abgeführ verbreitet haben möchte. Fast zu umständlich finden nämlich verhältnißmäßig die nur eben erwähnte Abt lung von der Berechnung der Töne, ꝛc. und die Bemer gen über verschiedene Instrumente. Was nützt z. B. jenigen, welcher die Theorie der Musik studieren will, S. 133. ferner S. 136. f. enthaltene Anleitung, wie Klavier oder vielmehr eine Klaviatur richtig abzutheil den, oder wie lang und breit eine Taste seyn muß, u. de da diese Kenntniß unstreitig mehr für den Instrume macher, als für den Theoretiker im eigentlichsten S des Wortes gehört. Auch die eben nicht kurze Erkl des ziemlich bekannten Wortes Dilettant, (S. XI. Vorrede,) die Beschreibung der Glocken, und was lauten nennt, (S. 114. 115.) die Eintheilung der H (S. 132. 133.) u. a. m.; finden wir allenfalls entbeh Vorzüglich aber hätte Herr K. unnöthige Wiederhöl vermeiden sollen, z. B. daß elastische Körper entweder Natur elastisch sind, oder elastisch gemacht werden; (und 96;) daß Silber, Kupfer, Eisen, Stahl, ꝛc. ela Körper sind, Seite 24, 112, 117, u. a. m. Was S. §. 263. von einem mit Wasser angefüllten Glase gesagt das steht auch schon S. 30. §. 48. Das Wort Chors findet man nicht nur S. 80., sondern auch S. 100 un erklärt. So auch vieles Andere. — Dagegen hat d z. B. den historischen Theil der Musik, wodurch der L de über verschiedene Gegenstände erst den nöthigen Au bekömmt, S. 2. f. wohl zu kurz abgefertigt, oder eig nur beyläufig erwähnt. Auch verschiedene Erklärungen derjenige, welcher das Erklärte nicht schon vorher

zukurz, und deßhalb undeutlich finden. Zur Schonung des Raumes hier nur zwey Beyspiele von dieser Art. S. 38: »Die Verkleinerung der Glieder wird die Reduktion oder »Radikation genannt, und geschieht durch die Division in »beyde Glieder der Verhältniß mit einem gemeinschaftlichen »Theiler, z. B. 6:3 = 2:1.« Dieß ist alles, was der Lernende über das Reduciren erfährt. Billig hätte Herr K. anmerken sollen, daß in dem obigen Falle die 3 der Reduktor sey. Allein daran wäre es noch nicht genug gewesen; denn wie soll derjenige, welcher in der Rechenkunst nicht geübt ist, z. B. bey dem Verhältnisse 2592 : 2160 = 6:5, ohne weitere Anweisung dazu, den gemeinschaftlichen Theiler 432 finden? Weit deutlicher hat dieß Marpurg in seinen Anfangsgründen der theoretischen Musik erklärt. Daß aber der Verf. dieses Buch gekannt, und sehr oft benutzt habe, wird er wohl selber nicht in Abrede seyn. — S. 49: »Die geometrische Theilung besteht darinne, »(darin,) daß sie gleiche Verhältnisse mit ungleichen Differenzen hervorbringt. Man quadrirt die Glieder der Verhältniß, multiplicirt darauf selbige mit einander; das »Produkt giebt sodann den geometrischen Theiler:«

C	c	c	g	c	e
2	:	1	3	:	2	5	:	4
4	:	2	:	1	9	:	6	:	4	25	:	20	:	16
C	c	c	c	g	d	c	e	gis
	(2)	(1)		(3)	(4)		(5)	(4)

Dieß dürfte wohl ohne nähere Erklärung manchem Anfänger nicht ganz verständlich seyn. Marpurg setzte daher zu diesem ersten Beyspiele (S. 77. der erwähnten Anfangsgründe ꝛc.) noch hinzu: »das heißt: 2 mal 2 ist 4; 1 mal »1 ist 1, und 1 mal 2 ist 2. Die ungleichen Differenzen »(2) (1), (die jedoch Herr K. in dem ersten Beyspiele nicht »darunter zu schreiben für gut befunden hat,) stellen die »getheilte Ration 2:1 wieder her. —« So viel im Allgemeinen. Jetzt noch einige Bemerkungen über einzelne abgehandelte Gegenstände, und über Eins oder das Andere, worüber wir mit dem Verf. nicht völlig einverstanden sind.

In der Vorrede behauptet er: »der Musik als Wissen»schaft habe es bisher noch an einem System gemangelt. »Die

»Die Folge davon sey gewesen, daß der großen Menge
»ausgekommener musikalischer Schriften ungeachtet, a
»rere wesentliche Theile derselben theils sehr unvollständig
»ohne Grundsätze, theils sehr unvollständig behandelt, o
»auch ganz vernachlässigt worden wären.« Zugegeben
alle bisher bekannt gewordene Werken nicht so beschaf
sind, wie man es wohl hätte wünschen mögen? so glau
wir doch nicht, daß Herr K. diesem Mangel durch das
liegende Lehrbuch in jeder Rücksicht völlig befriedigend a
holfen habe. Denn auch gegen verschiedene, von ihm
gestellte Grundsätze, ist noch Manches einzuwenden, wie
weiter unten zeigen werden. Auch in Ansehung der V
ständigkeit bleibt noch Verschiedenes zu wünschen übrig.
wenigsten dürfte vielleicht gegen die gewählte Ordnung
erinnern seyn. Das Ganze zerfällt nämlich, außer der
leitung, in drey Hauptstücke, (die aber wieder in Abthei
gen, Abschnitten, Artikeln, Kapiteln, Abhandlungen und
terabtheilungen eingetheilt worden sind.) In ersten Ha
stücke wird die Lehre vom Schalle vorgetragen. Das zw
Hauptstück handelt von der Größe des Schalls überha
das dritte aber von den Werkzeugen, vermittelst welcher
Töne hervorgebracht werden. Herr K. versichert, daß
sem Lehrbuche der theoretischen Musik nächstens das
buch der praktischen Musik folgen solle. »Es wird das
»in einer völligen und sehr vermehrten Umarbeitung s
»1783 herausgegebenen, und schon seit einigen Zeit ver
»senen Lehrbuches der praktischen Musik, bestehen,
»demselben zur Erfüllung der ersten Hälfte des ausgeb
»Theiles, nämlich der Erfindung, die Anleitung
»Phantasie und Komposition beygefügt werden.« Es
sieht hieraus, daß Herr K. die Lehre von der Kompos
nach allen ihren Theilen, folglich auch die sogena
Rhythmopöie, die musikalische Grammatik, Rhetorik,
hetik ꝛc. mit zu dem praktischen Theil der Musik rec
Darin scheint der Herr D. Forkel in seiner Einladu
schrift zu musikalischen Vorlesungen, wie uns dünkt,
Recht anderer Meinung zu seyn; obgleich Marpurg in
schon mehrmals citirten Anfangsgründen der theoret
Musik, S. 2., die Komposition ebenfalls, wie Herr K
unbedingt mit zur Praxis gerechnet hat. — S. III. l
es: »Wenige von den neuern (Büchern, welche den G
»ralbaß oder die Lehre von der Harmonie abhandeln)

»so abgefaßt, daß man durch selbige auf die richtigen Grund»sätze der Harmonie und einer reinen harmonischen Beglei»tung geführt wird.« Diese Behauptung möchten wir nicht unterschreiben; denn bekanntlich ist bisjetzt gerade der harmonische Theil der Musik am besten bearbeitet worden. Herr K. scheint aber mit den neuern Schriften ziemlich unbekannt zu seyn. Dieß erhellet schon daraus, daß er S. 5. unter den Anweisungen zum Flötenspielen Tromlitzens ausführlichen Unterricht ꝛc. vom Jahre 1791 nicht mit anführt. Bey den Lehrbüchern für das Klavier, macht er bloß Bachs Versuch, und — man denke nur! — Löhleins Klavierschule vom Jahre 1765 namhaft. Sollte er wirklich statt dieses letztern, von Witthauer vor einigen Jahren sogar ganz umgearbeiteten, elenden Werkes kein besseres bekannt haben: so hätte er ja nur Forkels allgemeine Literatur der Musik darüber nachlesen dürfen. »Mehrere derselben,« fährt Herr K. fort, »haben das ganz unrichtige Rameauische System »der Harmonie angenommen, und daraus den Ursprung der »verschiedenen Akkorde herzuleiten gesucht; wodurch aber solche »Unrichtigkeiten und Zweifel entstehen, die den Anfänger »verwirren.« Da hier nicht der Ort dazu ist, weitläuftige Untersuchungen anzustellen: so überlassen wir es den Anhängern des Rameauischen Systems, dasselbe gegen Herrn Kleins etwas absprechendes, und ohne weitern Beweis hingeschriebenes Urtheil zu vertheidigen, wenn sie dieß anders für nöthig, und der Mühe werth halten sollten. Bloß das erlauben wir uns dabey anzumerken, daß unsers Wissens noch kein System der Harmonie existirt, gegen welches nicht irgend Etwas einzuwenden wäre. Dieß gilt auch von dem, welches Herr K. in seinem Versuch eines Lehrbuches ꝛc. S. 73 — 95 angenommen hat. Was der Verf. weiter unten (S. VI.) schreibt: »Ueber die Lehre von der mu»sikalischen Komposition, kann einer mehrere weitläuftige Ab»handlungen durchlesen, und er erfährt daraus noch nicht, »wie er eine tüchtige (?) Menuett setzen soll,« ist leider größtentheils gegründet! denn noch fehlt es, unsers Erachtens, an einer, in jeder Rücksicht vollständigen, Anweisung zur Komposition. Indeß hat sich doch, wie bekannt, vorzüglich J. Riepel in seinen Anfangsgründen ꝛc. sehr umständlich auf die Verfertigung einer Menuett eingelassen. Auch Adlung, F. W. Marpurg, (in den kritischen Briefen über die Tonkunst,) und Koch (in dem Versuch einer Anleitung

zur

zur Kompoſition,) haben über die erforderliche Einrichtun
größerer und kleinerer Tonſtücke viel Gutes geſagt.
die Fantaſie — wie ebend. behauptet wird — die eige
che muſikaliſche Sprache ſey, dieß würden wir nicht u
dingt zugeben. Wenn aber Herr K. ſich nicht erinnert,
irgend einer Schrift einen vollſtändigen und ordentlichen
terricht darüber gefunden zu haben: ſo kann dieß allerding
Fall ſeyn. Denn durch das Wenige, was in Bachs Verſu
darüber vorkömmt, und ſelbſt durch Sorgens Anlei
zur Fantaſie, durch Wiedeburgs Abhandlung darübe
iſt dieſer Gegenſtand freylich nicht erſchöpft worden. T
verdienter wird ſich der Verf. um das muſikaliſche Publi
machen, wenn er etwas Vollſtändigeres darüber heraus
Der S. IV. aufgeſtellte Grundſatz: »Man ſinge,
»ſpiele, was uns einfällt, nur daß es wohl klinge,« be
auch bey der Fantaſie gewiſſe Einſchränkungen, die Her
in der verſprochenen Abhandlung darüber hoffentlich ma
wird. S. V. ſteht: »Allein einen Unterricht über den
»und die Einrichtung ſolcher Inſtrumente, (nämlich m
»kaliſcher,) über den Zuſammenhang und die Benenn
»ihrer Theile, wo findet man den?« Dieſe Klage iſt n
allgemein gegründet. Denn z. B. über den Bau und die
richtung der Orgeln ꝛc. giebt es viele Schriften, die
K. zum Theil ſogar auch benutzt zu haben ſcheint. — A
Liſels Muſicus etc. iſt auch ſchon vorher (1732.) vo
F. B. C. Majer ein ähnliches, und 1741 wieder aufge
tes, Werk unter dem Titel: Neu eröffneter theoretiſch
praktiſcher Muſik-Saal ꝛc. herausgekommen. Beyde
ke ſind aber freylich ſehr unvollkommen, oder wenig
jetzt nicht mehr hinreichend. Wenn Herr Klein S. V.
und VII. behauptet, auch die Lehre von dem Schalle ſe
bisher noch zu wenig bearbeitet worden: ſo können wir
darin nicht ganz beyſtimmen. Denn ſchon aus Fo
Literatur der Muſik kann man ſehen, daß (außer den
ken, die ausſchließend von der Naturlehre handeln,)
mein Viel darüber geſchrieben worden iſt. Unter andern
vorzüglich H. R. Beltz, 1764 auf 138 Quartſeiten ein
ſondere, ſehr ausführliche und gründliche Abhandlung
Schalle herausgegeben. — Was ſonſt etwa noch gegen
in der Vorrede enthaltenen Aeußerungen des Verfaſſe
erinnern wäre, müſſen wir übergehen, um über die E

tung und die drey Hauptstücke wenigstens noch einige Bemerkungen machen zu können.

Die Einleitung enthält in 51 Paragraphen Vielerley, z. B. eine Erklärung des Wortes Musik; die Eintheilung derselben in die theoretische und praktische; in Vokal- und Instrumentalmusik, nebst einigen Unterabtheilungen derselben. Ferner ein kurzes, aber (wie wir schon oben erinnerten) ziemlich unvollständiges Verzeichniß von Anweisungen zur Erlernung verschiedener Instrumente; von dem Zwecke der Musik; etwas über die Geschichte ꝛc. derselben; was von demjenigen erfordert wird, welcher sich vorzüglich auf die Musik legen, und es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will. Daß bey vielen allerdings guten Winken und Bemerkungen in dieser Einleitung auch Manches vorkömmt, welches wir nicht geradezu für richtig anerkennen würden; davon hier nur einige Beyspiele. S. 3. §. 25. schreibt Hr. Klein: »Wagen wir die ganz neuerfundenen Verbindungen »der Töne sogleich auf einem Instrumente vor: so nennt man »solches Fantasie; drücke man sie aber auf dem Papiere durch »musikalische Zeichen aus: so heißt es die Komposition oder »musikalische Setzkunst.« Das Unrichtige in dieser Bestimmung, fällt hoffentlich jedem Leser von selbst auf; denn bekanntlich giebt es auch Fantasien, welche eben so wie andere Kompositionen aufgeschrieben worden sind. Das Wesen oder die Beschaffenheit einer Fantasie liegt in etwas ganz Anderm, als daß die neuerfundenen Verbindungen der »Töne sogleich auf einem Instrumente vorgetragen werden.« Ueberdieß ist ja auch die Fantasie selbst eine Art von Komposition, nur oft — wie man zu sagen pflegt — eine aus dem Stegreife. (Verglichen mit §. 43.) S. 4. §. 15. »Man kann mit dem Singen die Sprache oder Rede »verbinden, man kann aber auch ohne diese singen. Die »letztere Art wird von den Italienern das Soelfeggiren »(Solfeggiren oder Solmisiren) genannt, die erstere aber »macht die poetische Musik (?) aus.« Diese Erklärung dürfte wohl nicht für Jeden völlig befriedigend seyn. — S. 8. hätte der Verf. billig auch die musikalische Aesthetik, und verschiedene Zweige der Mathematik mit empfehlen sollen. Ebend. §. 24. heißt es: »Die Sittenlehre ist dem »Tonkünstler, ebenfalls nothwendig, theils um sich selbst »moralisch zu bilden, theils aber und hauptsächlich, um die

»verschiedenen Temperamente und Neigungen der Mensche
»nicht weniger ihre Leidenschaften kennen, und die Art, n
»sie entstehen und wieder zur Ruhe gebracht werden könne
»genau einsehen zu lernen.« Dieß ist aber, unsers E
achtens, größtentheils kein Gegenstand der Sittenleh
sondern der Psychologie. —

In dem ersten Hauptstücke vom Schalle, handelt
Verf. in der ersten Abtheilung von Ursprunge und
der Beschaffenheit des Schalls; in der zweyten von
Fortpflanzung desselben; in der dritten von dem Anfal
des Schalles an andere Körper; in der vierten von
Verstärkung und Verlängerung des Schalls, und in
fünften von der Einwirkung des Schalls in unsere E
pfindung. Neue Bemerkungen haben wir zwar ni
darin gefunden — denn schon Beltz, Chladni, Eul
Rausch, Klarpurg und Andere lehrten in ihren Schr
ten alles das, was dieses Hauptstück enthält: — in
sind doch die hier abgehandelten Gegenstände, überha
genommen, faßlich und einleuchtend vorgetragen. M
hin und wieder könnte ein oder der andere Ausdruck
ser gewählt seyn. So heißt es z. B. sogleich S. 17.
1.: »Ein Körper wird elastisch genannt, wenn er sein
»streben äußert, sich wieder in seinen vorigen Zusta
»zu versetzen, nachdem er von außen eine Veränderung sei
»Gestalt erlitten hat.« Hier würde anstatt Zustand und G
stalt besser stehen: Lage, u. dgl. S. 18. §. 3.: »Wenn
»freyhängender (warum eben ein hängender) schwerer Kör
»durch einen Stoß aus seinem Ruhepunkte gebracht wird
»weicht er aus selbigem auf eine Seite, von dieser n
»der zurück durch den Ruhepunkt auf die andere Se
»und dann wieder auf die entgegengesetzte Seite, wo
»er sich jedoch jedesmal dem Ruhepunkte mehr näh
»und dieses dauert so lange, bis er endlich in dem Ru
»punkte stille steht, woferne er nicht durch eine and
»Ursache (hier fehlt der nöthige Zusatz früher) an sei
»Bewegung gehindert wird. Diese Bewegung geschieht
»einem einförmigen Zeitmaaße,« (besser: in gleich lan
Zeiträumen u. dgl.) »welches sich nach dem Grade
»Ausdehnung richtet.« Das Letztere ist ziemlich un
stimmt gesagt, und sollte etwa heißen: Ob aber diese
wegung länger oder kürzer fortdauert, mehr oder we

ger geschwind geschieht, dieß hängt von dem größern oder kleinern Grade der Elasticität des Körpers ab. S. 19. wird der Unterschied zwischen einem Klange und Tone nicht bestimmt genug angegeben. Es heißt nämlich §. 9.: »Daher der Schall nicht sogleich aufhöre, sondern so lan»ge, als die Schwingungen in dem elastischen Körper wäh»ren, fortdauert. Dieses wird ein Klang genannt.« Und §. 11.: »Wird die zitternde Bewegung in dem stark be»rührten elastischen Körper unterhalten und fortgesetzt: so »wird die dadurch in unserm Ohr (e) verursachte Empfin»dung ein Ton genannt.« In wiefern sind nun Klang und Ton von einander verschieden? Wir wissen wohl, daß man in der Bestimmung des Unterschiedes zwischen Klang und Ton noch nicht völlig ins Reine gekommen zu seyn scheint; indeß glauben wir doch, Klang sey jeder, vermittelst eines elastischen Körpers hervorgebrachte, Schall oder Laut, wobey die Schwingungen gleich geschwind auf einander folgen und bestimmbar sind; da hingegen bey einem Tone auf die Geschwindigkeit der zitternden Bewegung Rücksicht genommen wird, und die Höhe oder Tiefe desselben vernehmlich seyn muß. Daher sollte man auch nicht sagen: dieses Instrument hat einen angenehmen Ton, sondern: einen angenehmen Klang. Aber bestimmt gesprochen giebt es keine hohe und tiefe Klänge; sondern hohe und tiefe Töne. — Gegen das, was Herr K. über die Fortpflanzung des Schalles gesagt hat, wäre ebenfalls Manches zu erinnern, wenn es der Raum verstattete, genauer in das Detail zu gehen. Ganz überflüssig ist §. 21.: »Ein Schall, der in einiger Entfer»nung von dem Orte seines Entstehens vernommen wird, »ist ein entfernter Schall, und der, den man nahe an »dem Orte seines Entstehens vernimmt, ein naher Schall.« — Nicht gut drückt sich Herr Klein §. 24. so aus: »Wenn der Schall an einen festen Körper anfällt: so lei»tet dieser ihn theils, obschon nicht in ansehnlichen »Dicken, hindurch, theils muß er unter eben dem Win»kel wieder abspringen, unter welchem er angefallen ist.« Anstatt: obgleich nicht in ansehnlichen Dicken, würde es besser heißen: obgleich merklich vermindert, oder nicht in seiner ursprünglichen Stärke, u. s. w. S. 23. §. 30.: »Fällt der Schall an einen, in gleichem Grade der Elasti»cität sich befindenden, schallenden Körper: so schallt dieser

»ebenfalls in gleichen Schwingungen.« Dieß ist unrich
tig; denn nicht der gleiche Grad der Elasticität: sondern d
gleiche Tonhöhe beyder Körper, ist die Ursache des Mitkli
gens. Der Vf. sagt dieß weiter unten selbst, und zwar
den Worten: »Eben daher läßt es sich auch erklären, daß
»ner, der eine starke Stimme hat, ein Glas in eben de
»Tone, den es enthält, entzwey schreyen kann.« Me
rere Proben hiervon hat, nach Morhofs Bericht, ein g
wisser Nicolaus Peter in Amsterdam gegeben. Uebrige
hätte diese Materie, von der Ursache des Mitklingens
wisser Töne, eine scharfsinnigere Untersuchung erfordert u
verdient, wenn doch nun einmal davon gehandelt werd
sollte. — Da man in der Musik von dem Sprachro
zur Zeit noch keinen Gebrauch macht: so wäre die ausfü
liche Beschreibung desselben (§. 36.) allenfalls entbehrl
gewesen. S. 26. §. 38.: »Dasjenige, was in uns
»Empfindung des Schalls und der Töne verursacht, ist d
»Ohr,« würde vielleicht richtiger heißen: Dasjenige, v
mittelst dessen wir den Schall und die Töne empfinden, o
wahrnehmen, u. s. w. Ob §. 39. eine so umständliche B
schreibung des Ohres nach allen seinen Theilen in einem Le
buche der theoretischen Musik nöthig gewesen wäre, oder nic
läßt der Rec. dahin gestellt seyn; aber entbehrlich war
jeden Fall die Bemerkung über den gelblichen fetten St
welcher das Ohrenschmalz genannt wird. Uebrigens billig
wir es allerdings, daß der Vf. §. 40 nützliche Lehren
Erhaltung dieses, dem Musiker vorzüglich so nöthigen, S
nes giebt. S. 28. hat Herr K. eine Hypothese aufgeste
die eine ausführliche Prüfung verdiente, wozu es uns g
hier an Raum fehlt.

Das zweyte Hauptstück: von der Größe des Sch
les überhaupt, ist, im Ganzen genommen, gründlich a
gearbeitet, ob es gleich — wie dieß auch nicht anders
erwarten war — nichts Neues enthält. Wir zeichnen a
aus diesem Hauptstücke Einiges aus, was wir abgeänd
zu sehen gewünscht hätten. Hierzu gehört sogleich die
berschrift: von der Größe des Schalles, die hier u
passend ist, weil von wirklichen Tönen, und nicht bloß
dem Schalle gehandelt wird. »Ein Ton in engerm V
»stande« (heißt es §. 44.) »ist ein Schall,« (warum h
nicht Klang?) »in so weit derselbe in Ansehung der
»schw

»schwindigkeit der zitternden Bewegung seiner (des Schal»les?) Theile mit einem andern Schalle (?) verglichen wird,« (besser: vergleichbar ist.) »Zittern die Theile der Luft« (nun wieder die Theile der Luft?) »noch einmal so geschwind »als vorher: so ist der Ton noch einmal so fein als vorher.« Hierbey hätte billig erklärt werden sollen, daß ein noch einmal so feiner Ton die Oktave von dem tiefern sey. Herr K. hat sich aber, wie man sieht, in diesem Paragraphen vorzüglich nicht gut und bestimmt genug ausgedrückt. Auch der Schluß desselben: »Von dem Verhältniß der Geschwin»digkeit der Vibrationen, hängt also die Verschiedenheit der »hohen und tiefen Töne ab,« würde besser heißen: Je nachdem also die Geschwindigkeit der Vibrationen größer oder kleiner ist, entstehen höhere oder tiefere Töne, u. dgl. Weiter unten schreibt der Verf.: »Man schließt daraus, daß »Klänge oder Töne, welche von zwo Saiten von gleicher »Dicke und Spannung hervorgebracht werden, ꝛc.« Hierbey fehlt der sehr wichtige Zusatz, daß die beyden Saiten auch von gleicher Länge seyn müssen; nicht zu gedenken, daß einige neuere Physiker auch die Materie der Saiten dabey mit in Anschlag gebracht wissen wollen. S. 30. wird zwar die gleiche Länge der Saiten erwähnt; aber unter übrigens veränderten Umständen, und nicht da, wo es eigentlich geschehen mußte. Ebend. würden wir, anstatt: »Wenn man »zwey Saiten ꝛc. gleiche Ausspannung giebt,« lieber geschrieben haben: gleich stark spannt. S. 31. §. 50.: »Die Größe einer Sache kann nicht bestimmt werden, als »wenn sie mit einer andern Sache gleicher Art verglichen »wird.« Hiergegen bemerken wir: 1) daß man von der Größe eines Dinges, z. B. von einer Elle, auch eine unmittelbare Vorstellung haben könne. Sodann brauche 2) die Sache, womit eine andere, in Absicht auf die Größe verglichen wird, nicht von gleicher Art, sondern nur von einer bekannten Größe zu seyn. Im Allgemeinen ist sonach die obige Behauptung nicht gegründet. Hat aber der Verf. gemeint, daß die Größen der zu vergleichenden Sachen gleichartig seyn müßten: so hätte er sich bestimmter ausdrücken sollen. — Ferner ebend.: »Die Vergleichung einer »Größe mit einer andern, heißt eine Verhältniß oder Ra»tion.« Diese von Marpurg (Anfangsgründe ꝛc. S. 12.) entlehnte Beschreibung ist, genau genommen, wohl nicht ganz richtig; denn eigentlich heißt nicht die Vergleichung

ein Verhältniß; sondern wir finden nur durch die Vergleichung das Verhältniß, welches zwey Töne zu einander haben. (Daß der Verf. eine Verhältniß schreibt, übergehen wir, da dieses Wort von Einigen als ein Fömininum gebraucht wird.) Der Schluß dieses Paragraphen heißt: »Die beyden Größen, welche man mit einander vergleicht, werden »die Glieder der Verhältniß, die Vergleichung selbst »aber (wird) der Name der Verhälniß genannt.« Nun soll also die Vergleichung wieder der Name des Verhältnisses seyn. — Wenn Herr K. Leser vorausetzte, welche das, wovon gehandelt wird, noch nicht verstehen: so hätte er billig die hin und wieder gebrauchten mathematischen Zeichen, z. B. 4:3 = 12; 4 > 2 ꝛc. erklären sollen. Solche Leser scheint er aber allerdings ebenfalls mit vorauszusetzen; denn wozu sonst so manche weitläuftige Erklärungen bekannter Dinge? Was man aber unter einer Proportion überhaupt, und unter einer arithmetischen und geometrischen, einer stetigen und unstetigen insbesondere versteht, haben wir in dem vorliegenden Lehrbuche gar nicht finden können. S. 33. hätte die, bekanntlich abusive, Bedeutung des Sesqui angezeigt werden sollen u. a. m. Eine Menge nicht gut gewählter Ausdrücke bey der, größtentheils schon in andern Lehrbüchern enthaltener Berechnung der Töne, übergehen wir. S. 63. 69. und 82 will der Vf. das ungefähr 2 bis 4 Fuß lange Monochord zum Behuf des Auftragens eines enharmonischen Klanggeschlechtes und der gleichschwebenden Temperatur, in nicht weniger als 100000, wir schreiben zweymalhunderttausend Theile abgetheilt haben. Hier verlangt er in der That eine Herkulische Arbeit. — S. 61. §. 110.: »Zugleich habe ich »aber auch für dieses (das enharmonische) Klanggeschlecht »eine ganz neue Bezeichnung der Tonleiter von 55 Kommaten innerhalb einer Oktave mit ihren Benennungen angegeben, die wohl für dieselbe am natürlichsten und ordentlichsten seyn dürfte.« Und S. VII. der Vorrede: »Die bey der Bestimmung des enharmonischen Klanggeschlechts angegebene Vertheilung der Oktave in 55 Kommata, nebst der dabey in Vorschlag gebrachten neuen Bezeichnung und Benennung der Töne, wird der Beurtheilung einsehender und sachkundiger Männer überlassen.“ Die neue Bezeichnung können wir, in Ermangelung musikalischer Typen, hier nicht einrücken; aber der Sonderbarkeit wegen zeigen wir

bl

bloß die Benennung aller auf der Stufe c dargestellten Töne an, nehmlich: c, ci, cia, cie, cis, cisa, cise, cisi, ciso. Wir enthalten uns, über diese neue Bezeichnung und Benennung der Töne zu urtheilen, da hierzu ein sehr beträchtlicher Raum erforderlich wäre; doch können wir nicht umhin, Herrn K. wegen der darauf verwandten Zeit, und höchst wahrscheinlich ganz vergeblichen Mühe zu bedauern. — In dem zweyten Kapitel des zweyten Artikels ꝛc. von der Anwendung der Verhältnisse der Töne zur Bestimmung der Richtigkeit harmonischer Fortschreitungen, erwarteten wir viele wichtige Aufschlüsse; allein unsers Erachtens ist dieses Kapitel vorzüglich sehr dürftig ausgefallen, so reichhaltigen Stoff zu neuen Untersuchungen auch die abzuhandelnde Materie darbot. Schade, daß wir zum Beweise unsrer Behauptungen die vier Paragraphen dieses Kapitels — denn nur aus so vielen Paragraphen besteht es — nicht einrücken können. Bloß eine Stelle aus §. 119. mag hier zur Probe stehen: »Bey der Fortschreitung von »einem Akkorde zum andern gilt die Hauptregel: man muß »die Ordnung beobachten und den Sprung vermeiden. Dieses geschichet, wenn man die Gegenbewegung in Acht »nimmt, u. s. w.« Wird denn etwa durch die Gegenbewegung der Sprung immer vermieden? Oder was versteht Herr K. unter einem Sprunge? — Nun folgt ein weitläuftiges Kapitel von der Temperatur. Dieser Weitläuftigkeit ungeachtet, ist doch das, was der Vf. §. 127. über die ungleichschwebende Temperatur sagt, viel zu kurz und höchst unbefriedigend, nämlich: »Man bringt aber entweder alle »Töne in der Oktave (?) in gleiche Verhältnisse gegen einander oder nicht, sondern (?) man läßt einige etwas abweichen. Die erstere wird die gleichschwebende, diese aber »die ungleichschwebende Temperatur genannt. Bey »der ungleichschwebenden Temperatur hat man zur Absicht, »den Tonarten eine Verschiedenheit unter sich zu geben, wodurch man zu bewirken glaubt, daß jede Tonart verschiedene Eigenschaften und Vorzüge vor der andern haben soll. »In wiefern dieser Endzweck erreicht werde, solches wird »der eignen Erfahrung eines Jeden überlassen.« Weniger konnte doch wohl über die ungleichschwebende Temperatur kaum gesagt werden. Wenn auch Herr K. kein Freund derselben ist: so hätte er doch billig in einem theoretischen Lehrbuche ihre Beschaffenheit, und sowohl die vermeinten Vor-

züge, als auch den Nachtheil derselben anzeigen sollen. Über diese Unterlassung verdient der Verf. unstreitig T
Im übrigen ist der Fleiß, welchen er auf die Bearbei
dieses Kapitels verwandt hat, nicht zu verkennen; ob
gleich auch hierin Manches nicht gut gesagt, und keine n
Bemerkungen gefunden haben. Dieß Letztere war auch
zu erwarten, da bekanntlich über die Temperatur be
sehr viel, und mitunter beynahe bis zum Ekel weitlä
geschrieben worden ist.

Das dritte und letzte Hauptstück von den Werk
gen, vermittelst welcher die Töne hervorgebr
werden, enthält allerdings manches Gute; aber auch
Beweise davon, daß Herr K. hierüber weniger vorgea
tet fand, als bey den vorher abgehandelten Gegenstän
Wäre unsre Recension nicht schon zu einer sehr beträ
chen Länge angewachsen: so würden wir dem Verf. g
für Seite folgen, und ihm häufige Mängel und Irrthü
nachweisen; allein jetzt müssen wir uns nur noch auf w
ge Anmerkungen zu diesem Kapitel einschränken. S.
§. 169.: »Alle diese verschiedene Artikulationen, mit
»chen der aus der Luftröhre hervorkömmende Ton obbesc
»benermaaßen modificirt wird, nennt man Buchstab
»und durch deren Zusammensetzung entstehe die Sprac
Ob man unter den verschiedenen Artikulationen ꝛc. die B
staben verstehe, möchte der Rec. wohl bezweifeln.
Herr Klein (S. 92. §. 180.) den Singschüler bey Sp
gen zuerst in Terzen, dann in Quarten, Quinten, u.
geübt haben will, würden wir nicht billigen: denn ung
leichter ist eine Oktave zu treffen, als eine Quarte oder
eine Septime. Man muß aber, der guten Lehrart gen
nicht vorher das Schwerere, und sodann erst das Leich
vornehmen. S. 100. §. 216.: »Der Ton, in wel
»die Trompeten gewöhnlich stehen, heißt Chorton. A
»hat aber auch Trompeten, welche z. B. D oder Es steh
Welch ein Sinn liegt in diesen Worten! Da hier die T
B, D und Es namhaft gemacht werden: so kann der V
unter den im gewöhnlichen Tone gestimmten Tromp
doch wohl nur die in C, oder sogenannte C-Trompeten
standen haben. Stehen aber diese im Chorione? —
§. 217. befindliche Anzeige, daß zu einem Trompeter
gesunder Leib ꝛc. erfordert werde; vorzüglich aber die k

An

Anweisung zum Trompetenblasen, gehört unläugbar weniger in ein theoretisches Lehrbuch, als eine Beschreibung der ungleichschwebenden Temperatur. — S. 111. §. 252.: »Man braucht sie, (die Klarinetten) gern paarweis, und »sie werden in Noten allzeit in Cdur und Fdur geschrieben.« Eine Behauptung, deren Unrichtigkeit jeder nur mäßig geübter Klarinettist weiß. Hat denn Herr K. nie ein Tonstück für die Klarinette aus Gdur, A oder Dmoll u. dgl. gesehen? — S. 111. soll das Bassethorn nur eine Terz tiefer hinuntergehen, als die Klarinette. Der Umfang dieses schönen Instrumentes ist aber von C bis zweygestrichen F. Dieß und manches Andere, was die Blasinstrumente betrifft, hat der Verf. ohne weitere Untersuchung, Albrechtsbergern größtentheils wörtlich nachgeschrieben. So wie wir denn überhaupt in dem vorliegenden Lehrbuche Vieles fanden, was Gerber, Marpurg, Altenburg und Andere schon lange vorher mit den nämlichen Worten gesagt haben. — Auch der Fagott, welchen Herr Klein S. 112. nur sehr kurz abfertigt, geht höher, als in das eingestrichene g. Schon in Grauns Te Deum kömmt öfter a vor. Der Verf. hat aber überhaupt nur wenige neuere Erfindungen und Vervollkommnungen der Instrumente gekannt; welches sehr zu bedauern, und kaum zu entschuldigen ist, da er darüber leicht Belehrung erhalten konnte. Aeußerst unvollständig ist besonders die S. 112. enthaltene Beschreibung des Serpents ausgefallen. Man erfährt da nicht einmal den Umfang dieses Instrumentes. Wir benachrichtigen daher den Vf. hierdurch, daß darauf die Töne vom Contra B bis zum ungestrichenen d gut, einige tiefere und höhere aber nicht so leicht und schön ansprechen. — Besser oder doch vollständiger ist die Beschreibung einiger der noch folgenden, vorzüglich aber der Klavierinstrumente gerathen; doch können wir dieß ebenfalls nicht von allen rühmen. Bemerkungen darüber zu machen, erlaubt uns der Raum durchaus nicht. Wir haben uns ohnehin schon auf eine ziemlich umständliche Anzeige dieses Lehrbuchs eingelassen, und zwar theils deßwegen, weil es seinem Inhalte nach wichtig, und bey allen seinen Mängeln doch empfehlungswürdig ist; theils aber auch in der Hoffnung, daß der Verf. auf unsre Erinnerungen vielleicht Rücksicht nehmen, und bey einer etwanigen zweyten Auflage desselben davon Gebrauch

machen werde, wie er, dieß in der Vorrede verſ
chen hat.

XI.

Oeuvres complettes de *Wolfgang Amadeus Mo*
au Magaſin de Muſique de Breitkopf et Hä
à Leipſic.

Cahier IX. contenant V Sonates pour le Pianof
avec l'accompagnement d'un Violon. O
Jahrzahl, Querfolio, in beyden Stimmen zuſ
men 104 Seit.

Cahier X. contenant IV Sonates pour le Pianof
avec l'accompagnement d'un Violon et Viol
celle. Zuſammen 102 Seit.

Cahier XI. contenant V Sonates et II Airs va
pour le Pianoforte avec l'accompagnement d
Violon. Zuſammen 100 Seit.

Cahier XII. contenant III Trios et I Quintetto p
le Pianoforte; le I. Trio avec l'accomp. de V
lon et Violoncello; le II. avec l'acc. de Vio
ou Clar. et Viola; le III. avec l'acc. de Vio
et Violoncello; le Quintetto avec l'acc. de Fl
Viola, Hautbois et Violoncello. In allen St
men zuſammen 102 Seit. Jedes Heft ko
3 Rthl.

Wir nehmen dieſe vier Hefte deßhalb zuſammen,
eine ausführliche Anzeige und Würdigung aller der d
enthaltenen Mozartſchen Kompoſitionen jetzt, da ihr W
bereits allgemein anerkannt iſt, doch viel zu ſpät kom
würde; und durch Aufdeckung einiger kleinen Flecken
Unvollkommenheiten darin, möchten wir die Verehrer
unſterblichen Tonſetzers nicht gern in dem vollen Ge
der vorliegenden Sonaten ꝛc. ſtören. Die Kenner abe
wenigſtens diejenigen, die mit Unparteylichkeit prüfen
wo

wissen ohnehin schon, daß Mozarts Werke für das Klavier ꝛc. nicht alle ohne Ausnahme den höchsten Grad der Vollendung haben. Dieß Letztere zu verlangen, wäre auch sehr unbillig, da M. in allen Hauptfächern der Musik, beynahe noch als Jüngling, so bewundernswürdig viel schrieb, und daher auf einzelne kleine Arbeiten nicht den möglichsten Fleiß verwenden konnte, zumal da manche darunter unstreitig nicht für das große Publikum bestimmt waren. — Hierdurch wollen wir jedoch keineswegs behaupten, als gehörten die vor uns liegenden Kompositionen für das Klavier zu den unbedeutendern Arbeiten Mozarts; vielmehr sind in diesen vier Heften viele ganz vortreffliche, und zum Theil wirklich noch gelungenere Sonaten, u. dgl. enthalten, als in den erstern acht Heften. Dieß läßt sich auch schon deßwegen erwarten, weil kein Tonstück darunter bloß für das Pianoforte allein; sondern wenigstens noch für Ein Instrument geschrieben ist. Bekanntlich aber gehören Mozarts mehrstimmige Kompositionen, überhaupt genommen, zu den bessern und fleißig gearbeiteten. Wir wiederholen es daher mit voller Ueberzeugung, daß bey weitem die mehrsten Tonstücke in den vorliegenden vier Heften zum Theil zwar etwas schwer, aber dabey sehr schön, reich an Erfindung, und von hohem innern Werthe sind. Die vorzüglichen Sonaten ꝛc. möchten etwa seyn: im neunten Hefte No. 1. und 2; im zehnten No. 2; im eilften No. 4 und 5; im zwölften das Quintett. Jedoch zeichnen sich außer diesen noch verschiedene, in einer oder der andern Rücksicht, entweder durchgängig oder auch nur durch einzelne Sätze aus; worüber wir uns aber hier nicht weitläuftig einlassen können. Dagegen enthält unter andern das eilfte Heft drey, schon vor geraumer Zeit in dem ehemaligen Boßlerschen Verlage herausgekommene Sonaten, die vielleicht zu Mzs. frühern Arbeiten gehören, und worin freylich Manches zu verbessern gewesen wäre. Wir machen bloß eine Stelle von dieser Art namhaft. Sie steht in der Klavierstimme S. 36. gegen das Ende der letztern, und S. 37. auf der ersten Zeile, in der Violinstimme aber S. 10. Z. 7. und 8. Mozart hat es dabey, oder vielmehr schon vorher, in Absicht auf die rhythmische Ordnung ꝛc. so versehen, daß die Taktstriche in dieser Stelle durchgängig am unrechten Orte stehen, nämlich da, wo

eigentlich

eigentlich der schlechte Takttheil eintritt. Daher wi
der, der ein richtiges Gefühl hat, wenn er die 2
theilung nicht sieht, ganz gewiß mit dem jedesmalige
ten Achtel niederschlagen. Wenigstens hat der Rec
S. 40. wieder vorkommende Stelle nie ohne ein ge
Widerstreben spielen können. Sehr wahr bemerkt
purg im zweyten Bande der kritischen Briefe über di
kunst S. 41.: »Auch von berühmten Komponisten w
»keinem rhythmischen Punkte öfters mehr gefehlt
»im Sechsachteltakte, da insgemein ein zusammengez
»Dreyachttheil für Sechsachttheil ausgegeben, und
»Veranlassung gewisser metrischen Wendungen, oder
»Veränderung des Zahlmaaßes, aus einer natürlichen
»der rhythmische Einschnitt, sowohl bey männliche
»weiblichen Absätzen und Kadenzen, falsch gesetzt
wie das Letztere in der erwähnten Stelle ebenfalls gese
ist. Ohne Zweifel würde dieß Mozart späterhin selb
merkt, und bey der bekannten Strenge gegen seine Ar
verbessert haben. Hierzu rechnen wir auch einige
Nachlässigkeiten in Ansehung der Harmonie, wie S. 1
22. des eilften Heftes, u. a. m.; deßgleichen gewiss
zu bekannte Stellen in Ansehung der Modulation, wi
z. T. 17 — 24. u. dgl. — Jedoch dieß sind kleine
vollkommenheiten, die bey so vielem Guten und Vorz
chen billiger Weise nicht in Betrachtung kommen kö
Uebrigens darf Niemand an der Aechtheit dieser Sonate
zweifeln; denn theils ist Mozarts Manier sogar sch
seinen frühern Arbeiten so leicht nicht zu verkennen un
schend nachzuahmen; theils und vorzüglich würden au
jenigen, die etwa dabey interessirt wären, wohl schw
dazu schweigen, wenn die Herausgeber der vorlieg
Hefte, aus einem Irthume — wie dieß wirklich mit
gen Variationen im sechsten Hefte der Fall war —
ein Tonstück von einem andern Komponisten mit aufg
men hätten. Der Rec. erinnert dieß deswegen, w
selbst öfter die Aeußerung hörte, daß wohl nicht Alle
Mozart sey, was unter seinem Namen heraus käme.
befriedigend haben sich hierüber die Verehrer dieser H
verschiedenen öffentlichen Blättern erklärt. An den st
Streitigkeiten darüber — die jedoch nunmehr bey
zu seyn scheinen — nehmen wir keinen Theil. Zu
pfehlung des Druckes und Papiers brauchen wir

nichts zu ſagen, als daß beydes ſo ſchön iſt, wie in den erſtern acht Heften. Auch die Kupfer ſind wieder vortrefflich; nur der Korrektor hat ſich, beſonders im eilften Hefte, einige Kleinigkeiten zu Schulden kommen laſſen. So ſollte wohl z. B. Seite 8. T. 1. der Klavierſtimme das Quadrat ſchon vor dem erſten g ſtehen; denn es läßt ſich nicht wohl annehmen, daß Mozart durch die unmittelbare Folge des Tones g nach gis (in der Mittelſtimme) einen ſo auffallenden Querſtand habe anbringen wollen, obgleich das erwähnte Quadrat in der oben gedachten Boßlerſchen Ausgabe, ſowohl in der Klavier- als Violinſtimme, ebenfalls fehlt. Dieſe Bemerkung über das fehlende Quadrat gilt auch von dem erſten a des neunten Taktes der achten Seite, verglichen mit der Violinſtimme. — S. 15. im vorletzten Takte, und S. 16. T. 9. ſoll die erſte Note des Baſſes nicht g, ſondern fis heiſſen. — In der Violinſtimme ſtehen S. 17. Z. 1. mehrere Takte hindurch ſechzehn Noten, ſtatt 12 u. dgl. m. Auch im zwölften Hefte haben wir einige Druckfehler bemerkt, z. B. S. 55. der Klavierſtimme, wo T. 4. die letzte Note in der Oberſtimme anſtatt d offenbar c heißen muß. S. 1. T. 30. des Violoncells ſoll die erſte Note nur ein Viertel ſeyn.

Oeuvres de *W. A. Mozart.* Quatuors pour deux Violons, Alte et Baſſe. Cah. I. No. 1. 2. 3. Cah. II. No. 4. 5. 6. Ohne Jahrzahl und Druckort. (Leipzig, bey Breitkopf und Härtel.) Folio, erſtes Heft, in allen Stimmen zuſammen 74 S. Zweytes Heft 86 Seit. 4 Rth.

Dieſe Quartetten ſind insgeſammt, wenn auch nicht in gleichem Grade, vortrefflich, und gehören, unſers Erachtens, zu den vollendetſten Arbeiten des verewigten Mozarts. Faſt jeder Satz iſt fleißig gearbeitet, und zeugt von dem großen Genie des unſterblichen Komponiſten. Insbeſondere hat er, nach ſeiner bekannten Manier, das jedesmalige Thema größtentheils meiſterhaft durchgeführt. Es wird daher keinem Verehrer wirklich guter Muſik gereuen, ſich dieſe Quartetten gekauft zu haben, zumal da

ſie,

sie, im Ganzen genommen, nicht allzu schwer sind, obgleich einzelne Sätze und Passagen, hauptsächlich in der ersten Violine, einen geübten Spieler erfordern, und vorzüglich gut vorgetragen seyn wollen. Daß aber kein Instrument dabey bloß begleitend sey; sondern abwechselnd größere oder kleinere Solpstellen auszuführen habe, dieß war bey Mozartischen Quartetten ohnehin zu erwarten. Ausführlich in das Detail zu gehen, und jede einzelne Schönheit derselben auszuzeichnen, dazu würden mehrere Seiten kaum hinreichend seyn. Ueberdieß kann man billiger Weise von einem Recensenten wohl schwerlich verlangen, daß er die besonders abgedruckten Stimmen in eine Partitur zusammentragen solle; und selbst bey dem aufmerksamen Hören solcher Kunstwerke ist man nicht im Stande, jede hervorstechende Stelle im Gedächtniß zu behalten. Wir schränken uns daher auf einige allgemeine Bemerkungen über diesen oder jenen Satz ein.

Das erste Quartett in den beyden vorliegenden Heften geht aus Gdur. Sogleich das Allegro vivace assai ist sehr schön gearbeitet und trefflich ausgeführt. Die darauf folgende Menuett zeichnet sich durch Originalität sehr vortheilhaft aus. (Ob übrigens Menuetten und Trios in Quartetten ganz am rechten Orte stehen, dieß lassen wir dahin gestellt seyn.) Das Andante cantabile aus Cdur enthält viel Arbeit; ist aber etwas schwer, und in Ansehung des gehörigen Zusammentreffens ziemlich kritisch. Schön fanden wir den achten und neunten Takt als Hauptgedanken durchgeführt. Den Beschluß dieses ersten Quartetts macht ein fleißig gearbeitetes, fugirtes Allegro molto. Wir schreiben nur fugirtes; denn eine eigentliche, schulgerechte durchgeführte Fuge wollte Mozart hier wohl absichtlich nicht einmischen. — Der erste Satz in dem zweyten Quartette aus Dmoll ist ebenfalls fleißig gearbeitet; doch schien uns dieses Allegro moderato, welches in Absicht auf die Eintheilung eben nicht ganz leicht ist, weniger fließend zu seyn, als jenes im ersten Quartette; wenn dieß anders nicht an der Ausführung lag. Nach einem angenehmen Andante im Sechsachteltakte aus Fdur, folgt eine Menuett aus Dmoll, mit einem sehr naiven Trio aus Ddur. Das letzte Allegretto ist ungemein launig und durchgängig in einem edlen Style scherzhaft. Ueber das dritte Quartett

Nur bemerken wir nur, daß es — so viel wir uns noch erinnern — viel Gefälliges und Schönes hat, ob es gleich vielleicht den beyden erstern an innerem Werthe nachstehen mag.

Das zweyte Heft enthält zuerst unter No. 4. ein Quartett aus Esdur, worin das Allegro ma non troppo schön und ziemlich ausgeführt, das Andante con moto aus Asdur aber nicht ganz leicht ist. Nach einer Menuett aus Es nebst einem Trio aus Bdur, folgt ein Allegro vivace mit vieler Arbeit, und fast in Haydnscher Manier geschrieben. Das fünfte Quartett geht aus Adur. Es fängt mit einem sehr gefälligen und fließenden Allegro an, worin M. den Hauptgedanken vortrefflich durchgeführt, und öfter unerwartet sehr glücklich eingewebt hat. Die Menuett zeichnet sich durch fleißige Arbeit, und mitunter durch originelle Modulation aus. Auch von dem Andante und von dem Allegro non troppo gilt dieß; ob uns gleich das Letztere minder fließend zu seyn schien, als das erste Allegro dieses Quartetts. No. 6. beginnt mit einem ernsthaften Adagio, an welches sich ein vortrefflich durchgeführtes, hin und wieder etwas kritisches Allegro anschließt. Nach einem gefälligen Adagio aus Fdur folgt eine Menuett aus Cdur mit einem Trio aus Cmoll. Beyde sind sehr originell. Das letzte Allegro gehört unstreitig zu den schönsten Sätzen in den vorliegenden beyden Heften. Es ist äußerst launig, enthält viel Musik und reichhaltige Modulation. Einige Ausweichungen in diesem Allegro machen sich vortrefflich. Hierzu rechnen wir unter andern den schnellen Seitensprung in Esdur, kurz vor dem Ende des ersten Theils, u. a. m. — Möchten uns doch die Herren Verleger bald mit der Fortsetzung dieser Quartetts beschenken; obgleich Tonstücke für mehrere Instrumente, aus sehr begreiflichen Ursachen, weniger Käufer finden mögen, als für das Fortepiano ꝛc. bestimmte Kompositionen. Gewiß ist es aber, daß vorzüglich diese fleißig gearbeiteten Quartetten recht allgemein verbreitet zu werden verdienen.

Concert

Concert pour le Pianoforte etc. par *W. A. Mozart.* N. 6. Au Magasin de Musique de Breitkopf et Härtel à Leipsic. Ohne Jahrzahl. Folio, in allen Stimmen zusammen 88 Seit. 2 Rt.

Mozarts Konzerte für das Pianoforte sind bekanntlich größtentheils Meisterstücke, die wohl schwerlich übertroffen werden dürften; wenigstens ist dieß bis jetzt, überhaupt genommen, noch nicht der Fall gewesen. Das vorliegende Konzert geht aus Esdur, und ist, vorzüglich was das erste Allegro betrifft, eines der brillantesten. Es setzt zwar einen geübten Spieler voraus; jedoch sind die Schwierigkeiten darin nicht so groß, als in manchem andern Mozartschen Konzerte; denn die Passagen fallen, wie man zu sagen pflegt, meistens ziemlich bequem in die Finger. Auf dieses Allegro folgt ein sehr hübsches Andante im Dreyachtelakte aus Cmoll, worin die linke Hand ihm uns wieder viel zu thun hat. Das Thema zu dem Rondo im Schlachtzotte ist zwar nicht eben neu, und dabey sehr simpel; allein weiterhin bekömmt der Spieler hinlängliche Gelegenheit, seine Fertigkeit zu zeigen. In diesem Rondo tritt S. 84 ein kurzes Andantino cantabile aus Asdur ein, welches wohl einer oder der andere Aesthetiker, in Absicht auf die erforderliche Einheit des Charakters, hier nicht ganz zweckmäßig finden dürfte, zumal da der Solospieler dabey fast durchgängig nur eine äußerst einfache Melodie vorzutragen hat. Indeß gewährt doch dieses Andantino eine sehr unterhaltende Abwechselung. — Daß aber Mozarts Konzerte gewählte Begleiter und eine zahlreiche Besetzung erfordern, weiß man ohnehin schon. Das Akkompagnement zu dem vorliegenden Konzerte besteht aus nicht weniger, als zwey Violinen, einer Flöte, zwey Klarinetten, zwey Fagotten, zwey Hörnern, zwey Trompeten, Pauken, Viole und Baß. Dieser vielen, und größtentheils obligaten, Instrumente ungeachtet, wird doch die Hauptstimme nicht, wie in einigen andern Konzerten des verewigten Mozarts, zu sehr verdunkelt; der Fortepiano-Spieler unternimmt daher durch das Einstudieren dieses vortrefflichen Konzertes keine undankbare Arbeit. Druck und Papier sind so wie bey den übrigen, von Breitkopf und Härtel herausgegebenen, Mozartschen Werken, und bedürfen daher keiner weitern Empfehlung.

Pa.

Ver-

Vermischte Schriften.

I. D. Johann Georg Krünitz's ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung: ꝛc. fortgesetzt ꝛc. von Heinrich Gustav Flörke, (mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.) Berlin, bey Pauli. 1802. Neun und achtzigster Theil, von Menschenalter bis Meterkraut. Nebst 23 Kupfertaf. auf 7¼ Bog. und 1½ Bog. Tab. 796 Seit. gr. 8. 3 Mg.

Neunzigster Theil; von Meth bis Minderzwickel. Nebst 26 Kupfertaf. auf 4¼ Bog. — Ebendas. 1803. 764 Seit. gr. 8. 2 Mg. 20 Gr.

II. Auszug aus des Herrn D. Johann Georg Krünitz's ökonomisch-technologischer Encyklopädie, oder allgemeinem Systeme der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte, ꝛc. nunmehr fortgesetzt von H. G. Flörke. Berlin, bey Pauli. 1803. Drey und zwanzigster Theil, welcher aus dem sechs und achtzigsten bis neun und achtzigsten Bande der Encyklopädie die Art. Medicin bis Messingwerk enthält. Nebst 10 Kupfertaf. auf 2⅝ Bog. 814 S. gr. 8. 3 Mg. 4 Gr.

Herr Flörke fährt fort, sich um seine Encyklopädie, sowohl in Absicht des Hauptwerks, als des Auszugs verdient zu machen. Wir wollen daher die wichtigsten hier vorkommenden Gegenstände unserer Gewohnheit nach ausheben.

Nr. I. Im Art. Menschenfresser S. 2—38 stößt man auf interessante historische Schilderungen, die aus den neuesten Reisebeschreibungen, auch andern philosophischen

Darstellungen über Länder- und Völkerkunde entlehnt sind. — Im Art. Menschenhaar S. 38, der in Ansehung der Produkte aus diesem Handelsartikel, als Perücken, Halsbänder, ꝛc. viel zu kurz gerathen ist, wird zwar auf Schumann's systematische Waarenkunde 1r Th. Bezug genommen; der Verf. konnte dieselbe aber unmöglich gebrauchen, da dieß Buch gleichzeitig mit diesem Band der Encyklopädie erschienen ist. Auf jeden Fall hätte er die, von Schumann in seiner neuen Handl. Bibl. 1r Bd. 3e St. S. 258—332 befindliche Abhandl. das Menschenhaar, als Handlungs- und Manufakturzweig, wobey Marperger's Haar und Federhand. 1717. 8. zum Grunde liegt) und besonders Nicolai Abhandl. von den Perücken ꝛc. mit Nutzen gebrauchen können. Der Art. *Mercerie* S. 52 ist für die neue französische Zoll- oder Mauthverfassung irrig abgefaßt. (In Frankreich versteht man, nach dem neuen, im VIII. Jahr der Republik revidirten Mauth-Tarif, durch Mercerie, schlechtweg nur kurze Waaren, die sowohl in Eisen- als andern Schnallen- Knöpfen u. dergl. Fabrikaten bestehen, und von den Grossisten en gros, als von den Krämern im Kleinen verkauft, auch bey der Ein- und Ausfuhr derselben, davon 50 Cent. von jedem Centner (50 Decimalpfunde nach dem metrischen Systeme, die 109⅓ Pfund Köln. Handelsgew. gleich sind) brutto entrichtet wird.) — S. 56—72 Art. 2 Merk, Name einiger Linné'schen Pflanzen. Dieser, und mehr andere Pflanzen und Gegenstände aus der Naturgeschichte sind zu weitläuftig abgehandelt, dagegen die Kunstgeschichte, wohin doch der Titel des Werkes deutet, der keineswegs der Naturgeschichte erwähnt, die auch keineswegs hieher gehört, mehr als bisher gewöhnlich war, vernachläßiget worden; jedoch ist der Art. Merkur, Gott der Griechen und Römer, hiervon ausgenommen, dem S. 74—86, so wie Merkur, als Planet, S. 86—90 die hinlängliche Ausführlichkeit gewidmet wird. — (Die Art zu citiren, wie S. 85 * und **, auch an mehr andern Orten geschiehet, als z. B. *Lippert*, I, 133 fg. *Wilde* n. 109. 111. *Montfaucon*, T. I. pl 68. 72. Suppl. T. II. pl. 36—38, ist allerdings die richtige, die einem Gelehrten und literarischen Geschäftsmann willkommen ist; aber Manchem dürfte diese Art zu unvollständig dünken, weil es nicht Allen bekannt ist, daß z. B. Montfaucon's Antiq. expliq. nebst dem Suppl. zu diesem Werke dadurch

durch gemeint sey. — Der Art. Meß-Conto S. 98 ist ganz irrig abgefaßt. Hier heißt es: „Meß-Conto, ein „gedruckter Zettel, welcher den Kours der Wechsel anzeigt.“ (Zettel, die den Kours der Wechsel anzeigen, heißen in und außer der Messe Kours-Zettel, Wechsel-Preiszettel, ꝛc. — aber ein Meß-Conto ist eine offene Rechnung, die der Kaufmann während der Messe, in seinem Meßbuche führt. Dieß hätte Herr Fl. aus der neuen Handl. Akad. des Ludovici verb. d. Schedal; 4r Bd, S. 631 fg. und aus Berghaus Lehrbuch der Handlungswiss. 1r Bd. S. LV — LXVI, vergl. dessen Encyklop. der Handlungswiss. 2r Bd. S. 83 — 87 lernen können.) Sehr gründlich und mit vieler Sachkenntniß ist dagegen S. 104 — 224 der Art. Messe, Kaufmanns-Messe abgefaßt; doch ist S. 166 fg. Vieles von französischen Messen bemerkt worden, welches auf die Zeiten Savary, nur nicht auf die jetzige Konsular-Regierung paßt; auch hätten wir zu der lehrreichen Erklärung S. 210 fg. Meyers Kaufmann auf den Messen. 2 Thle. 1802. 8. die der Verf. leider! nicht nutzen konnte, zu gebrauchen gewünscht. Die übrigen recht brauchbaren Artikel in diesem Bande sind: Messerschmid, Messing; Meßinstrumente; Metall.

Im neunzigsten Theile zeichnen sich mit vorzüglicher Güte aus. Meve, Mewe (Wasservogel); Miethe oder Getraidefehm; Miethwohnung; Mikro-Elektrometer, oder Kondensator der Elektricität; Mikrometer; Mikroskop; Milbe; Milch; Milch-Abscheß, oder Milchgeschwulst in den Brüsten der Frauen; Milchhaus; Milchrahm; Milchstraße, oder der sogenannte Jakobsstab, oder der weiße Sterngürtel am Himmel. Dieser, und einige andre Artikel hätten einer weitern Ausführung verdient. —

Nr. II. Liefert, als Auszug, einen würdigen und lehrreichen Pendant zum Hauptwerke, indem jener alle Hauptsachen der größern Encyklopädie enthält, ohne deßwegen in unnütze Weitschweifigkeit auszuarten. Mit Citirung der Literatur wird sparsam umgegangen, wie wir schon mehrmals bemerkt haben; aber die Leser werden dagegen durch den Reichthum lehrreicher Notizen hinlänglich entschädiget; wir sehen daher der Fortsetzung beyder Werke vergnügt entgegen.

Mi.

Historische Gemälde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. Neunter bis eilfter Band.

Auch unter dem Titel:

Annalen menschlicher Größe und Verworfenheit, von einer Gesellschaft von Freunden der Geschichte. Erster bis dritter Band. 1801—1803. 3 Alph. 8. 4 Rf.

Daß die Summe guter historischer Darstellungen durch diese Gemälde oder Annalen nicht vermehrt wird, ist längst bekannt. (die wirklich guten Stücke, wie die Belagerung von Antwerpen, rühren ja nicht von den Verfassern her; sondern sind aus andern entlehnt.) Als Mittel indeß die Liebe zur Geschichte zu wecken, und der unnützen und schädlichen Romanleserey zu steuern, verdient die Sammlung, wenn auch keine laute Empfehlung, doch eine billige Nachsicht. Die Geschichte der Gefangenschaft des Verlegers, die, von ihm selbst erzählt, sich an der Spitze des dritten Theils befindet, ist, wenn sie auch gerade hier nicht an ihrer Stelle steht, doch kein unmerkwürdiger Beytrag zur Charakterisirung des Kaisers Paul, und der unter ihm verübten Gewaltthätigkeiten.

Bb.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die Sydenhamsche Gesellschaft zu Halle hat den Herzogl. Sachsen-Meinungenschen Hofmedikus Herrn Dr. Jahn zu ihrem Mitgliede ernannt.

Herr Ober-Konsistorialrath Böttiger zu Weimar, ist nach Berlin als Königl. Preuß. Ober-Konsistorial- und Ober-Schulrath mit 1500 Thlr. Gehalt berufen worden.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Am 11ten Oktober 1803 als dem Vorabende des Namensfestes Sr. H. D. des Kurfürsten von Pfalz-Baiern, hielt die Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu München eine öffentliche Versammlung, welcher Sr. H. D. der Kurprinz beywohnte. Herr J. Hardt, zweyter Kustos der mit der genannten Akademie vereinigten Nationalbibliothek, las eine Rede über den Zustand der Kurfürstl. Hofbibliothek überhaupt, und insbesondere über die griechischen Handschriften in derselben, welche auf 24 Seit. 4. bey Lindauer gedruckt ist.

Reichstagsliteratur.

Pro Memoria Anſelm's Maria Fugger zu Babenhauſen an die allgemeine Reichsverſammlung. d. d. Babenhauſen, den 1. Oktober 1803. ½ Bog. Fol.

Unterbrach die Ferienruhe des Reichstags, und wurde zweifach, ſowohl durch das Unerwartete des Antrags, als durch die Unförmlichkeit der Bekanntmachung bemerklich. Sechs Wochen nach der Erhebung dieſer gräflichen Linie in den Fürſtenſtand, und deren drey Herrſchaften, Babenhauſen, Boos und Kettershauſen in ein Fürſtenthum, begehrt der Fürſt eine Viril-Stimme in dem Reichsfürſtenrath. Das Promemoria wurde aber nicht ad aedes diſtribuiret; ſondern bey dem Kanzelliſten des Komitial-Geſandten Freyherrn von Schmitz von jedem Begehrenden abgenommen. Bey der großen gleichzeitigen Aufmerkſamkeit, welche die ſchnelle Verbreitung zweyer Geheimen Kur-Brandenburgiſchen Reſcripte über die Viril-Stimmen durch öffentliche Zeitungen am Reichstage erweckte, wurde dieſe Ungewöhnlichkeit jedoch nicht beſonders gerüget.

Einige Bemerkungen über die Paragraphen 35, 36 und 42 des Hauptdeputationsſchluſſes vom 23. November vorigen Jahres. 1803. 22 Seit. 8.

Die Schrift kam im Mai 1805 ohnweit Regensburg heraus. Die Undeutlichkeit des §. 35. wurde einigermaßen durch die 44ſte Deputationsſitzung gehoben; bedarf aber freylich noch einer doktrinellen weitern Beſtimmung. Die Streitfrage iſt nämlich, ob jene Stelle nur von ſolchen Landesherren, die in das Entſchädigungswerk als Theilnehmer verflochten ſind, oder allgemein zu verſtehen, und wie weit ihre Anwendung, beſonders bey den Proteſtanten, wo die Güter derer unter dieſem Namen noch vorhandenen Stifter, Abteyen und Klöſter ſchon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nur als Verſorgungs- oder Unterrichtsanſtalten zu betrachten waren, und zugleich faſt überall für die landſchaftliche Verfaſſung ſo wichtig ſind, auszudehnen ſey. Nach des Rec. Mei-

nung

nung ist der §. 55. nur unter denen, im §. 60. für die politische Konstitution, und im §. 65. für fromme und milde Stiftungen enthaltenen, Restriktionen rechtlich anwendbar. In denen leider! bereits entstandenen Streitigkeiten ist aber von einigen Ständen das Gegentheil behauptet worden.

Protokoll der ausserordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg. 1803. Regensburg, bey Neubauer. Erster Band. V und 515 Seit. Zweyter Band. 1019 und XVI und XLVII Seit. 4.

Bis zur 47sten Sitzung, Band 2. S. 952 ist in der N. A. D. Bibl. LXXVIII. Bd. 1. St. S. 68 und 69 dieses Werk allmählig angezeigt. Unter der im vorliegenden Titel angezeigten, dreyfachen Seitenzahl, ist das Ganze vollendet. Die durch beyde Bände fortlaufenden (arabischen) Ziffern, umfassen die 50 Sitzungen. In der römischen Paginirung begreift die eine ein alphabetisches Register über die Protokolle, und zugleich über deren 400 Beylagen. Durch zweckmäßige Unterscheidung des Drucks sind darin die Seite des Protokolls, und in Ansehung der Beylagen, deren Nummer und Seite angemerkt, so daß der praktische Gebrauch dadurch sehr erleichtert wird. Die andere (römische) Paginirung ist ein sehr vollständiges Namenverzeichniß der Deputation nebst allen Kanzleyen, deren zahlreiches Personale bis dahin gar nicht aus öffentlichen Blättern bekannt wurde. Ferner eine alphabetische Anzeige aller Stände und Kommittenten, von welchen Partikular-Abgeordnete bevollmächtiget wurden, so wie auch dieser (86) Abgeordneten. Zur Erläuterung ist ein chronologisches Verzeichniß beygefügt, wie sich solche nach und nach bey dem Direktorium legitimirten. In den Anmerkungen ist der ziemlich häufige Wechsel der Gesandtschaften angezeigt, und also das ganze Personal-Gemälde des wichtigen Zeitraums vom 24sten August 1802 bis zum 10ten Mai 1803 sehr anschaulich gemacht.

In der Form und Einrichtung ist dieses Werk dem Rastadt-Münchischen völlig gleich, welches, da beyde ein Ganzes ausmachen, nicht ohne Nutzen, und daher einiger-

maaßen zur Rechtfertigung des summarischen Druckes dienet. Dagegen ist solcher leider! durch weit mehrere Druckfehler entstellt, welche durch die Berichtigungen, so unter der Vorrede und am Schlusse der Beylagensammlung sich befinden, noch bey weitem nicht erschöpft worden.

Beylagen zu dem Protokolle der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg; und zwar vierter Band, welcher die Beylagen von Ziffer CCCI. bis Ziffer CCCC. enthält, die jedesmal mit den Originalien genau verglichen worden. Regensburg; bey Neubauer. 1803. XXVIII und 484 Seit. 4.

Von diesem Bande wurde der Anfang bis S. 160 in der N. A. D. Bibl. LXXX. Bd. 1. St. S. 124 recensiret, und mit der hier angegebenen Seitenzahl ist das ganze Werk geschlossen. Es besteht in 400 Stück Beylagen. Die letzte ist Oettingen-Wallersteinisch, vom 8ten Oktober 1802 datirt. In dem lateinisch paginirten Abschnitte ist eine alphabetische Anzeige der Eingeber, und ein chronologisches Verzeichniß der Beylagen enthalten. Im letztern findet man unter vier Kolumnen die Ziffer, die Seitenzahl des Bandes, die Seiten des Protokolls, und das Datum der Diktatur angegeben. Zweckmäßig wäre es gewesen, dieses, für einen jeden Band besonders abgefaßte Register, in einem summarischen General-Verzeichnisse zusammen zu fassen.

Der deutsche Zuschauer, oder Archiv aller merkwürdigen Vorfälle, welche auf die Vollziehung des zu Lüneville abgeschlossenen Friedens Beziehung haben. Nebst historisch-geographisch-statistischen Beschreibungen der verlornen und dafür erhaltenen Lande. Offenbach, bey Brede. 1803. Zweyter Band. I—III Heft. 455 Seit. 8.

Das fünfte Heft dieses zweyten Bandes ist in der N. A. D. Bibl. LXXVIII. Bd. 1. St. S. 78 und 79 angezeigt. Mit dem sechsten läßt sich die Uebersicht von beyden

den Bänden nun deutlicher an. Es liefert die Verhandlungen der Deputation von der 41sten bis zur letzten Sitzung. Ein neuer Artikel ist die Einrichtung der direktiven Landesadministration in den Markgräflich-Badischen, alten und neuen Landen, welcher die Quintessenz der merkwürdigen in Mannheim und Karlsruhe gedruckten Edikten-Sammlung ist. In der Reihe derer, einer besondern Uebersicht gewürdigten Entschädigungs-Tableau's, folgt hier leider! das letzte, das des Herzogs von Modena. Aus der Verschiedenheit der statistischen Angaben über dessen alten und neuen Lande zieht der Verf. das Resultat, daß der Herzog an jährlichen Einkünften mehr als 800,000 Gulden verliert; wobey nicht einmal dessen übrige Verhältnisse und die innere Güte des verlornen Landes in Anschlag gebracht werden.

In dem höchst lehrreichen Schlußabschnitte S. 388 — 455 wird das ganze Entschädigungswerk nach den §§. des Hauptdeputationsschlusses, mit Angabe der nachherigen Abänderungen und mit dem Werthe des Verlusts und der Entschädigungen, zusammengefaßt. Benutzung handschriftlicher Quellen und tiefe Sachkenntniß würzen neben der großen Reichhaltigkeit diese Abhandlung. Rec. darf daraus nur einige auffallende Data hier anführen. — Oesterreich gewann durch die letzte Ausgleichung nichts als zwey Fürsten-Stimmen. — Für Pfalzbaiern bleibt außer dem reellen Gewinn an Land und Leuten, immer noch ein jährlicher Geldgewinn von mehr als zwey Millionen Gulden; außer der militärisch-politischen Wichtigkeit, welche dreyzehn Reichstagsstimmen und eine fast durchgehends zusammenhängende Staatsmasse geben. — Der reine Gewinn von Preußen wird auf 254½ Q. Meilen, 582,300 Einwohner und 8,049,000 Gulden Einkünfte berechnet. Was hier von den sechs Fürsten-Häusern Aremberg, Croy, Loos, Ligne, Salm-Salm und Salm-Kirburg vorkömmt; leidet eine Abänderung durch die von Frankreich seitdem vorgeschriebenen Alternative, entweder deutsche Reichsfürsten oder französische Bürger zu werden. — S. 406. 408. 456 u. s. w. äußert der Verf. daß die neue Rheinschifffahrts-Oktroy sehr ergiebig (1200,000 Gulden) ausfallen werde, welches Rec. fast bezweifelt. Dagegen stimmt er aber dem Urtheile S. 407 von der Uebertriebenheit der Hessen-Darmstädtischen

Verlustangaben vollkommen bey. — Der Zuwachs von Oldenburg wird auf 36,000 neue Einwohner, und die Weineinkünfte von Nassau-Usingen im Rheingau auf 800 Stück angegeben, deren Preis darneben in den Händen des Fürsten ist. — Sehr groß ist der Gewinn von Löwenstein-Wertheim, nämlich von 4¼ Q. Meile 8730 Menschen, und 168,514 Gulden Einkünften, wobey die Vortheile des Arrondissements gar nicht in Anschlag gekommen sind. So viel wußte der thätige Geschäftsmann von Feden auszurichten. — Sehr merkwürdig ist S. 421 das Gemälde von der dreyzehnfachen Zerreißung des alten Kurstaats Mainz, und was S. 432 über die großen Folgen der österreichischen Heimfalls-Principien vorkömmt. S. 438 wird über den Punkt der Rückstände, wegen Unbestimmtheit des §. 43, eine gütliche Uebereinkunft angerathen. — Von S. 443 an erfüllt zwar der Verf. das Versprechen eigenthümlicher Bemerkungen über das Schulden-Wesen noch nicht; giebt aber den Text des Deputationsschlusses über diesen Punkt.

Eine schnelle Fortsetzung dieses Werks aus der Feder eines so geübten Statistikers wie Herr Hof-Kammerrath Winkopp zu Aschaffenburg ist, wäre höchst wünschenswerth; dabey der Nachtheil, daß seine Abwesenheit vom Druckorte manche bey Zahlen freylich doppelt unangenehme Druckfehler veranlaßt, ist dabey kaum in Anschlag zu bringen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Zu Dresden ist unterm 17ten Mai 1803 ein Kurfürstl. Generale wegen Verkaufs und wegen Verbreitung mancherley ärgerlicher, und den guten Sitten zuwider laufender, auch sonst besonders dem gemeinen Volke schädlicher Lieder und Aufsätze erschienen, worin verordnet wird, daß künftig in gesammten sächsischen Landen „dergleichen Lieder, Volksschriften und Flugblätter auf öffentlichem Markte zu führen und zu verkaufen; nur alsdann, „wenn sie innerhalb unserer Lande mit gehöriger Censur gedruckt, und mit den Namen des Druckers und Druckorts

„ver-

„versehen sind, gestattet werden sollen.“ In einer Beylage sind die bey der Wittwe Solbrig in Leipzig für anstößig befundenen und konfiscirten Lieder verzeichnet. Darunter sind auch befindlich, das Lied: Wir reisen mit dem zwölften Jahre, aus der komischen Oper: das Roßmfest, deren Verfasser der ehemalige Prinzenhofmeister Rath Herrmann in Weimar war, und welche in Leipzig sehr oft, vielleicht noch kürzlich, ist aufgeführt worden, das Lied: Sagt mir an, was schmunzelt ihr? von Voß, das bekannte Lied: Friedrichs Abholung ins Elysium, welches anfängt: Als jüngst der Herr Merkurius, und das Lied: Ein freyes Leben führen wir, von Schiller.

Denen verehrlichen Herren Einsendern diesseitiger Staatskalender und politischen Blätter für meine Sammlungen, statte ich hiermit den verbindlichsten Dank ab. Jedem insbesondere ihn schriftlich zu bezeugen, scheint mir weniger zweckmäßig, als das Versprechen einer baldigen öffentlichen Darstellung ihrer rühmlichen Bemühungen in diesen Fächern der Literatur, welches ich hiermit gerne ablege. —

Frankfurt, den 20sten Oktober 1803.

von Schwarzkopf.

Rostock. Unser Herr Professor Medicinä Wolde, ist von seiner dritthalbjährigen literarischen Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich, im Anfange des Oktober Monats d. J. wieder hieher zurückgekommen, und wird nun seine Vorlesungen wieder anfangen.

Neue Auflagen.

Neue Auflagen zur Ostermesse 1803.

Batteux, Einleitung in die schönen Wissenschaften, mit Zusätzen von K. W. Ramler. 4 Bde. 2e verbesserte Aufl. 8. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandl. 1802. 3 Thlr.

Blu-

Blumenbach, D. J. Fr., Handbuch der Naturgeschichte. 7e Aufl. 8. Göttingen, bey Dieterich. 1 Thlr. 12 Gr. S. die Recens. im 45. Bde. 2. St. S. 392.

Bode, J. E., Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel. 2e sehr verm. Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Berlin, bey Hinburg. 2 Thl. 8 Gr.

Bonnet, C., Untersuchung über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen. 2e Aufl. Mit Kupf. gr. 4. Ulm, bey Stettin. 3 Thlr. 16 Gr.

Briefe der Apostel Jesu aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen von S. Ch. G. Küster. 2e verm. Aufl. gr. 8. Berlin, bey Nauk. 1 Thlr.

Dolz, M. J. C., Leitfaden zum Unterricht in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen. 3e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Barth. 7 Gr. S. 37. Bd. S. 120.

Eggers, C. U. D. von, Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit. 3 Bde. 2e verb. Aufl. gr. 8. Kopenhagen, bey Arntzen. 5 Thlr. Der 2e und 3e Bd. wird nachgeliefert.

Ernsthausen, V. T. C. von, Abriß von einem Polizey- und Finanzsystem, besonders zum Gebrauche regierender Herren. 2e Aufl. 8. Berlin, bey Himburg. 16 Gr.

Frank, J. P., über gesunde Kindererziehung nach medicinischen und physikalischen Grundsätzen. 2e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Baumgärtner. 12 Gr. S. 22. Bd. S. 316.

Fritzchens Reise durch das ABC. 2 Aufl. Mit illum. Kupf. 8. Leipzig, bey Voß. 14 Gr. geh. S. Anhang I. S. 513.

Funke, C. Ph., Lesebuch für Bürgerschulen. 1r Th. 1e Abth. 3e verm. und verb. Ausg. 8. Berlin, bey Mylius. 4 Gr. S. 33. Bd. S. 181.

Klose, C., die Abendmahlsfeyer, ein Erbauungsbuch für gebildete Christen. 2r Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Gleditsch. 20 Gr.

Seliger, J. G., Beicht- und Kommunionbuch. Neue Ausg., nebst einem Anhange für Kinder. 8. Zülichau, bey Darnmann. 14 Gr.

Weilodter, W. K., Kommunionbuch für gebildete Christen. 2e Ausgabe. 8. Nürnberg, bey Bauer. 10 Gr. S. 53. Bd. S. 286.

Hein.

Hölty, sämmtliche hinterlassene Gedichte, nebst einer Skizze seines Lebens. 3e Aufl. 8. Halle, bey Hendel. 1 Thlr. 4 Gr.

Lafontaine, Fabeln, herausgegeben von S. H. Catel. 3r u. 4r Th. Neue Aufl. 8. Berlin, bey Lagarde. 12 Gr. S. 34. Bd. S. 158.

Gutsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend und ihre Erzieher. 3e verb. Aufl. Mit Kupf. 8. Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt. 1802. 1 Thlr. 16 Gr. S. 29. Bd. S. 43.

Heims Verzeichniß der Arzneymittel die in der Pharmakopöa Borussica vom Jahre 1799 neue Benennungen erhalten haben. 2e Aufl. 8. Berlin, bey Unger. 8 Gr.

Hellmuth, J. H., Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. 5e, mit Zusätzen verm. Aufl. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 10 Gr. geh. S. 6. Bd. S. 437.

Henke, H. Ph. K., Auswahl biblischer Erzählungen. 4e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Crusius. 4 Gr.

Hennert, C. W., Anweisung zu Taxation der Forsten. 2r Th. 2e Aufl. 8r. 8. Berlin, bey Fr. Nicolai. 1 Thlr. 16 Gr. S. 21. Bd. S. 329.

Höpfner, D. L. J. F., Kommentar über die Heineccischen Institutionen. 7e Aufl. mit Zusätzen von D. A. F. Weber. 4. Frankfurt, bey Varrentrapp. 4 Thlr. 18 Gr. S. 60. Bd. S. 53.

Hufeland, D. C. W., guter Rath an Mütter, über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. 2e verb. und mit einem Anhange verm. Aufl. Mit Kupf. 8. Berlin, bey Rottmann. 1 Thlr. 8 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 16 Gr. 8r. 8. S. 56. Bd. S. 110.

Jones, Ed. T., einfache und doppelte englische Buchhalterey, aus dem Engl. übers. und für Deutschlands Kaufleute bearbeitet von Andr. Wagner. 2e umgearb. Aufl. gr. 4. Leipzig, bey Sommer. 1802. 3 Thlr. 8 Gr. S. 75. Bd. S. 217.

Ith, J., Versuch einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen. 1r Th. 2e vielverm. Ausg. gr. 8. Winterthur, bey Steiner. 2 Thlr. 12 Gr. S. 21. Bd. S. 180.

Kant,

Blumenbach, D. J. Fr., Handbuch der Naturgeschichte. 7e Aufl. 8. Göttingen, bey Dieterich. 1 Thlr. 12 Gr. S. die Recens. im 45. Bde. 2. St. S. 392.

Bode, J. E., Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel. 2e sehr verm. Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Berlin, bey Himburg. 2 Thl. 8 Gr.

Bonnet, C., Untersuchung über den Nutzen der Blätter bey den Pflanzen. 2e Aufl. Mit Kupf. gr. 4. Ulm, bey Stettin. 3 Thlr. 16 Gr.

Briefe der Apostel Jesu aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen von S. Ch. G. Küster. 2e verm. Aufl. gr. 8. Berlin, bey Nauk. 1 Thlr.

Dolz, M. J. C., Leitfaden zum Unterricht in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen. 3e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Barth. 7 Gr. S. 37. Bd. S. 120.

Eggers, C. U. D. von, Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit. 3 Bde. 2e verb. Aufl. gr. 8. Kopenhagen, bey Arntzen. 5 Thlr. Der 2e und 3e Bd. wird nachgeliefert.

Ernsthausen, W. T. E. von, Abriß von einem Polizey- und Finanzsystem, besonders zum Gebrauche regierender Herren. 2e Aufl. 8. Berlin, bey Himburg. 16 Gr.

Frank, J. P., über gesunde Kindererziehung nach medicinischen und physikalischen Grundsätzen. 2e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Baumgärtner. 12 Gr. S. 22. Bd. S. 316.

Fritzchens Reise durch das A B C. 2 Aufl. Mit illum. Kupf. 8. Leipzig, bey Voß. 14 Gr. geh. S. Anhang I. S. 513.

Funke, C. Ph., Lesebuch für Bürgerschulen. 1r Th. 1e Abth. 3e verm. und verb. Ausg. 8. Berlin, bey Mylius. 4 Gr. S. 33. Bd. S. 181.

Klose, E., die Abendmahlsfeyer, ein Erbauungsbuch für gebildete Christen. 2r Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Göschen. 20 Gr.

Seliger, J. G., Beicht- und Kommunionbuch. Neue Ausg., nebst einem Anhange für Kinder. 8. Züllichau, bey Darnmann. 14 Gr.

Seilodter, W. K., Kommunionbuch für gebildete Christen. 2e Ausgabe. 8. Nürnberg, bey Bauer. 10 Gr. S. 53. Bd. S. 286.

Hölty.

Hölty, sämmtliche hinterlassene Gedichte, nebst einer Skizze seines Lebens. 3e Aufl. 8. Halle, bey Hendel. 1 Thlr. 4 Gr.

Lafontaine, Fabeln, herausgegeben von C. H. Catel. 3r u. 4r Th. Neue Aufl. 8. Berlin, bey Lagarde. 12 Gr. S. 34. Bd. S. 158.

Gutsmuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend und ihre Erzieher. 3e verb. Aufl. Mit Kupf. 8. Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt. 1802. 1 Thlr. 16 Gr. S. 29. Bd. S. 43.

Helms Verzeichniß der Arzneymittel die in der Pharmakopöa Borussica vom Jahre 1799 neue Benennungen erhalten haben. 2e Aufl. 8. Berlin, bey Unger. 8 Gr.

Hellmuth, J. H., Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens. 3r, mit Zusätzen verm. Aufl. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 10 Gr. geh. S. 6. Bd. S. 457.

Henke, H. Ph. K., Auswahl biblischer Erzählungen. 4e verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Crusius. 4 Gr.

Hermert, C. W., Anweisung zu Taxation der Forsten. 2r Th. 2e Aufl. gr. 8. Berlin, bey Fr. Nicolai. 1 Thlr. 16 Gr. S. 21. Bd. S. 329.

Höpfner, D. L. J. F., Kommentar über die Heineccischen Institutionen. 7e Aufl. mit Zusätzen von D. A. F. Weber. 4. Frankfurt, bey Varrentrapp. 4 Thlr. 18 Gr. S. 60. Bd. S. 53.

Hufeland, D. C. W., guter Rath an Mütter, über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. 2r verb. und mit einem Anhange verm. Aufl. Mit Kupf. 8. Berlin, bey Nottmann. 1 Thlr. 8 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 16 Gr. gr. 8. S. 56. Bd. S. 110.

Jones, Ed. F., einfache und doppelte englische Buchhalterey, aus dem Engl. überf. und für Deutschlands Kaufleute bearbeitet von Andr. Wagner. 2e umgearb. Aufl. gr. 4. Leipzig, bey Sommer. 1802. 3 Thlr. 8 Gr. S. 75. Bd. S. 217.

Ith, J., Versuch einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen. 1r Th. 2e vielverm. Ausg. gr. 8. Winterthur, bey Steinen. 2 Thlr. 12 Gr. S. 21. Bd. S. 180.

Kant,

Kant, Imm., metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre. 2e verb. Aufl. gr. 8. Königsberg, bey Nicolovius. 16 Gr.

Kell, J. E., Spiegel der Tugend und guten Sitten. 4e verb. Aufl. 8. Altona, bey Kratzsch. 21 Gr.

Auch unter dem Titel:

Sittenbildende Anwendung müßiger Stunden.

Kiesewetter, Versuch einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie. 1r Th. 3e Aufl. gr. 8. Jena, bey Frommann. 1 Thlr. 4 Gr. S. Anh. L. S. 300.

Wallbeding, M. J. C., Wörterbuch zur Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Akkusativ. 2e verm. Aufl. 12. Berlin, bey Matzdorf. 12 Gr. S. 41. Bd. S. 333.

Maaß, D. J. G. E., Grundriß der Logik. 2e verb. Aufl. 8. Halle, bey Ruff. 1802. 1 Thlr. 4 Gr. S. 28. Bd. S. 102.

Meister, C. H. L., religiöse Unterhaltungen für die häusliche Andacht. Neue verm. Ausg. gr. 8. Bremen, bey Seyffert. 1 Thlr. S. 68. Bd. S. 296.

Ortloff, J. A., kurze Beschreibung der Künste und Handwerker. 4e Aufl. 8. Erlangen, in der Bibelanstalt. 4 Gr.

Pyl, Aufsätze und Beobachtungen aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 1e Samml. 2e Aufl. 8. Berlin, bey Mylius. 18 Gr.

Reiner, J. A., Handbuch der neuern Geschichte von der Kirchenverbesserung bis auf den Frieden von Amiens. 4e verm. Aufl. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 2 Thlr. 8 Gr. S. 51. Bd. S. 436.

Reiner, J. A., Handbuch der neuesten Geschichte vom Jahre 1740 bis auf den Frieden von Amiens. Neue vermehrte Aufl. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandl. 1 Thlr. 12 Gr. S. 57. Bd. S. 454.

Riem, J., monatlich praktisch-ökonomische Encyklopädie: oder Lehrbegriff der deutschen Wirthschafts-Oekonomie. 21r und 22r Bd. 1e und 2e Abtheil. verb. Aufl. 8. Leipzig, bey Joachim. 4 Thlr. 4 Gr. S. 50. Bd. S. 332.

Ima-

Amaliens Freuden und Leiden als Jungfrau, Gattinn und Mutter, von Fr. Rochlitz. 2 Theile. 2e verb. Ausg. Leipzig, bey Supprian. 1802. 2 Thlr. 18 Gr. S. 44. Bd. S. 274.

Vater Roderich unter seinen Kindern. Von C. F. Sintenis. Neue umgearb. Aufl. 8. Leipzig, bey Fleischer. 1802. 1 Thlr. 12 Gr.

Kerstings nachgelaßne Manuskripte über die Pferdearzneywissenschaft, herausgegeben von G. Sothen. 4e verb. Aufl. Mit Kupf. 8. Braunschweig, bey Vieweg. 1 Thlr. 8. S. 54. Bd. S. 189.

Schäffer, D. J. C. G., Beschreibung und Heilart der gewöhnlichsten Kinderkrankheiten. Neue verm. Aufl. gr. 8. Regensburg, bey Montag. 2 Thlr. S. 2. Bd. S. 249.

Sömmering, S. Th., über einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 4e Aufl. gr. 8. Frankfurt, bey Varrentrapp. 6 Gr.

Sonnenfels, Jos. v., über den Geschäfftsstyl. 3e Aufl. gr. 8. Wien, bey Camesina. 1802. 1 Thlr. 8 Gr.

Spitzner, M. J. E., Beschreibung der Korbbienenzucht, ihrer Dauer und ihres Nutzens. 2e umgearb. Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Leipzig, bey Junius. 1 Thlr. 8 Gr.

Starke, G. W. C., Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen. 5 Samlungen, neue verb. Aufl. 8. Braunschweig, bey Vieweg. 4 Thlr. 12 Gr.

Türck, D. G., Klavierschule, oder Anweisung zum Klavierspielen. Neue verm. Aufl. 4. Halle, bey dem Verfasser. 1802. 2 Thlr. 20 Gr.

Wenk, H. B., lateinische Sprachlehre. 4e verb. Aufl. gr. 8. Frankfurt, bey Varrentrapp. 10 Gr. S. 51. Bd. S. 540.

Wilmsen, F. P., Anleitung zu zweckmäßigen deutschen Sprachübungen für Lehrer in Bürgerschulen. 2e verm. Aufl. 8. Berlin, bey Lange. 8 Gr. S. 52. Bd. S. 538.

Bücher, die zur Ostermesse 1803 unter neuen Titeln angekündigt worden sind.

Die Franken und ihre Nachahmer. 2 Thle. Kopenhagen, bey Brummer. 2 Thlr. 8 Gr.

Ge-

Geschichte von Ostindien in histor. polit. und merkantilischer Hinsicht. 11 Bde. gr. 8. Frankfurt am Main, bey Esslinger. 2 Thlr. Ist der neue Titel von Duperron Ostindien, welches 1799 gedruckt ist, und damals 2 Thlr. 20 Gr. kostete.

Richter, Chr., Fabeln und Erzählungen für die Jugend. 8. Frankfurt, bey Jäger. 10 Gr. (Neuer Titel von Erholungslektüre.)

Die Leiden des Prinzen. Hierauf „Zelet-Tanzai und seiner Verlobten." Ein Feenmährchen. 8. 16 Gr.

Milesische Mährchen, von Thomas, dem Herausgeber der 7 Ueberredungen. 2 Bdchn. mit Kupf. 8. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1 Thlr. 16 Gr.

Des großen Origendo's kleiner Sohn, dessen Reisen, Liebschaften, Abentheuer und Heldenthaten. 8. Schweinfurth, bey Schumann. 1 Thlr. 8 Gr. geh.

Romantische Sagen der Vorzeit. Nach Veit Weber. 8. Schweinfurth, bey Schumann. 16 Gr.

Graf Monaldeschi, Trauerspiel in 5 Aufzügen, vom Verf. des Abällino. 8. Berlin, bey Müller. 12 Gr.

Sittengemälde, chinesische und Kriminalgeschichten. 8. Frankfurt. 1 Thlr. 4 Gr.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Theater.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; von Adolph Bergen. Königsberg, bey Göbels und Unzer. 1802. 23½ Bogen 8. 1 Rt. 8 Gr.

Heinrich des Vierten Ermordung durch Ravaillac, ist unstreitig ein vorzüglich guter tragischer Stoff. Der Charakter des Ermordeten entspricht allen den Foderungen, die, nach Aristoteles, durchaus erfüllt werden müssen, wenn der Held eines Trauerspiels unsere Furcht und unser Mitleid erregen soll. Weder durch seine Tugenden über der Menschheit, noch durch seine moralischen Flecken ihrer unwürdig, leidenschaftlich, thätig, regsam und wirkend; durch Leichtsinn, Unvorsichtigkeit und Nichtachtung des ihn warnenden Dämons sich gewissermaaßen selbst dem Mordmesser ausliefernd; dabey groß, edelmüthig und selbstständig, verbindet er mit der Menschlichkeit, die ihn uns verwandt macht, auch die tragische Würde, deren es bedarf, um unsere Theilnahme zu beschäftigen, und unsere Mitempfindung lebhaft und anziehend zu erregen. Der Vorwurf des obenstehenden Trauerspiels ward daher mit vielem Glücke gewählt, und die Behandlung selbst zeigt, daß diese Wahl nicht das Werk eines blinden Zufalls; sondern der Einsicht und Prüfung war. Wirklich kann sich dieser wahrscheinlich erste Versuch eines jungen dramatischen Dichters — Rec. erinnert sich wenigstens nicht, sonst schon von ihm gehört zu haben — mehrerer Vorzüge rühmen,

Geschichte von Ostindien in histor. polit. und merkantilischer Hinsicht. 11 Bde. gr. 8. Frankfurt am Main, bey Eßlinger. 2 Thlr. Ist der neue Titel von Péyron Ostindien, welches 1799 gedruckt ist, und damals 2 Thlr. 20 Gr. kostete.

Richter, Chr., Fabeln und Erzählungen für die Jugend. 8. Frankfurt, bey Jäger. 10 Gr. (Neuer Titel von Erholungslektüre.)

Die Leiden des Prinzen. Hierauf „Zelet-Tanzai und seiner Verlobten.“ Ein Feenmährchen. 8. 16 Gr.

Milesische Mährchen, von Thomen, dem Herausgeber der 7 Ueberetlungen. 2 Bdchn. mit Kupf. 8. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1 Thlr. 16 Gr.

Des großen Origendo's kleiner Sohn, dessen Reisen, Liebschaften, Abentheuer und Heldenthaten. 8. Schweinfurth, bey Schumann. 1 Thlr. 8 Gr. geh.

Romantische Sagen der Vorzeit. Nach Veit Weber. 8. Schweinfurth, bey Schumann. 16 Gr.

Graf Monaldeschi, Trauerspiel in 5 Aufzügen, vom Verf. des Abälino. 8. Berlin, bey Müller. 12 Gr.

Sittengemälde, chinesische und Kriminalgeschichten. 8. Frankfurt. 1 Thlr. 4 Gr.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Theater.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; von Adolph Bergen. Königsberg, bey Göbels und Unzer. 1802. 23½ Bogen 8. 1 Rt. 8 gr.

Heinrich des Vierten Ermordung durch Ravaillac, ist unstreitig ein vorzüglich guter tragischer Stoff. Der Charakter des Ermordeten entspricht allen den Foderungen, die, nach Aristoteles, durchaus erfüllt werden müssen, wenn der Held eines Trauerspiels unsere Furcht und unser Mitleid erregen soll. Weder durch seine Tugenden über der Menschheit, noch durch seine moralischen Flecken ihrer unwürdig, leidenschaftlich, thätig, regsam und wirkend; durch Leichtsinn, Unvorsichtigkeit und Nichtachtung des ihn warnenden Dämons sich gewissermaaßen selbst dem Mordmesser ausliefernd; dabey groß, edelmüthig und selbstständig, verbindet er mit der Menschlichkeit, die ihn uns verwandt macht, auch die tragische Würde, deren es bedarf, um unsere Theilnahme zu beschäftigen, und unsere Mitempfindung lebhaft und anziehend zu erregen. Der Vorwurf des obenstehenden Trauerspiels ward daher mit vielem Glücke gewählt, und die Behandlung selbst zeigt, daß diese Wahl nicht das Werk eines blinden Zufalls; sondern der Einsicht und Prüfung war. Wirklich kann sich dieser wahrscheinlich erste Versuch eines jungen dramatischen Dichters — Rec. erinnert sich wenigstens nicht, sonst schon von ihm gehört zu haben — mehrerer Vorzüge rühmen,

die man in den meisten jetzt erscheinenden Trauer- und Schauspielen vergebens sucht. Der Tagesordnung gemäß, hat der Verfasser seinen Versuch in Jamben gekleidet; aber, gegen die neueste Art und Kunst, ohne eingemischte Reime und abändernde Sylbenmaaße. Dennoch steht es mit seinem rein jambisirten Drama um vieles besser, als um irgend ein Geistesgemächte — anders kann man diese Wasser- und Schaumprodukte wohl nicht nennen — unserer poetischen Poeten in ihrer kunterbunten, gar nicht poetischen Manier. Man findet in ihm, wovon in ihren Kling — und Klang — Klipper — und Klapperspielen auch nicht die kleinste Spur ist, Plan, Charaktere, Situationen und Sprache; erkennt in Heinrich, dem Vierten, dem Herzoge von Sully, Henrietten von Entragues, ihrem Liebhaber, Bassompierre, und dem Jesuiten, Varada, Menschendarstellungen, die ihre bestimmte Charaktereigenthümlichkeiten haben, und in dem Geiste dieser Eigenthümlichkeiten handeln und sprechen. Heinrich entwickelt in den ersten Akten, mehr als einmal die Züge von Jovialität, Frohsinn, Verliebtheit, Galanterie, Rittersitte, Seelengröße und Gutmüthigkeit, die ihm die Geschichte giebt. In dem letzten Theile des Schauspieles charakterisirt er sich zwar nicht völlig so treu; doch tritt er nie ganz aus seiner Eigenthümlichkeit heraus, wenigstens wird er nie unserer Theilnahme fremd, und nicht ohne Erfolg, hat der Dichter die Sage von den Vorahnungen benutzt, die dieser liebenswürdige Fürst von dem ihm drohenden Meuchelmorde gefühlt haben soll. Auch Sully's offener Wahrheitscharakter, seine anspruchlose Tugendliebe, seine unerschütterte Freymüthigkeit, und sein zärtlicher Freundschaftssinn sind von dem Dichter wohl aufgefaßt, und die Ausführung ist ihm nicht mißlungen. Henriettens und Bassompierre's Charaktere haben zwar einen etwas romantischen Anstrich; aber sie streiten doch nicht gegen Wahrheit und Natur, und der romanhafte Schwung ihres Geistes stimmt mit dem Geist ihres Zeitalters, und entspringt einigermaaßen aus den Situationen, in die der Dichter sie gesetzt hat. Der Jesuit Varada verläugnet den Geist seines Ordens nicht, heuchelt, zweyzüngelt, intriguirt und mordet zur größern Ehre Gottes, wie es die Verpflichtungen seines Priesteramtes und die Glorie der allein seligmachenden Kirche von ihm heischen.

Minder glücklich war der Verf. in seinen Darstellungen der Maria von Medicen, des spanischen Gesandten, Dom Pedro

Pedro von Toledo, der beyden Concini und der übrigen Verschwornen. Der kleinliche Majestätsprunk in der ersten, ihre falsche Empfindsamkeit, ihr Zank — und Eifersucht; die erbärmliche Geistesschwäche, durch die sie das Werkzeug einer plumpen Kabale wird; die unweibliche Härte, mit der sie jeder Wiederannäherung des guten Heinrichs entgegenstrebt, machen sie zu einem gar zu widerwärtigen Geschöpfe, und geben auch nicht der kleinsten Theilnahme für sie Raum, wodurch sie sich denn zu einem völlig undramatischen Charakter qualifizirt. Der Spanier, Toledo, gränzt nah' an Karrikatur, parodirt die spanische Grandezza, und ist ein wahrer tragischer Bramarbas. Die beyden Concini treiben ihr Spiel sehr grob; und führen ihre Streiche so ungeschickt, so schwerfällig, daß sie ihre Intrigue durchaus vertölpeln müßten, wenn sie nicht mit einer so äußerst blödsinnigen Beobachterinn zu thun hätten, als Maria in der Darstellung des Dichters ist. Die übrigen Verschwornen gehen zwar weniger plump zu Werke; aber auch sie sind so schlechte Komödianten, daß, wenn es natürlich zugienge, der Jesuit an ihrer Spitze, billig alle Lust verlieren sollte, sie zu Theilnehmern seiner Mordkabale zu machen.

Uebrigens hat das Stück einige Situationen, die das Talent des Dichters zur dramatischen Dichtkunst nicht verkennen lassen. Dahin gehören die Scenen, wo Sully den Brief zerreißt, indem der schwache und verliebte Heinrich Henrietten von Entragues Hand und Krone anträgt; die, wo er von Auvergne meuchelmörderisch überfallen, und von Henrietten und Bassompierre gerettet wird; die, wo er sich mit seinem Sully versöhnt, und endlich die, in der der Jesuit, Varada, den Schwärmer, Ravaillac, als Meuchelmörder wirbt und einsegnet.

Im Dialoge sticht manche glückliche Stelle hervor; aber im Ganzen ist er allzusehr ausgedonnert; öfter fehlt es ihm an Energie und Leben, und das häufige Zusammenstoßen der Vokale und Konsonanten machen einen großen Theil seiner Jamben hart und unharmonisch. Indeß bezeichnet er doch überall die sprechenden Personen, und nirgends fällt er in Schwulst und Nonsense, a la Friedrich Schlegel, nirgends wird er platt und trivial, a la Tiek.

Eine Probe des Dialogs mag hier ein Theil der oben [illegible] Scene stehen, in der Sully Heinrichs Brief an

Henriette von Entragues zerreißt. Der redliche Rosney hat bereits des Königs Entschluß gehört, und erwiedert darauf:

— — — — — Verachtung, Ehre,
Der Welt folgt sicher diesem Schritte nach.

Heinrich.

Wie aber das?

Sully.

Weil Frankreichs großer König,
Um eine kleine Leidenschaft zu stillen,
Sein Vaterland in tausend Trümmer stürzt,
Das Vaterland, dem Engel einst zu werden,
So heilig er versprach, und dem er schon
Die Erstlinge des heil'gen Schwures zollte.
— — — —
Noch lebt Mariens Kind — doch ist es sterblich —
Und, wenn es stirbt, die Kinder der Entragues
Besteigen nie den Thron; und werden ihn,
Als Erben, doch besteigen wollen, werden
Sich über Leichenhaufen ihren Weg
Im Bürgerblute bahnen; alle Großen
Des Landes leiden diese Könige nicht.
Sie rotten sich zusammen, hier ein Haufe
Und dort ein and'rer. Zwietracht schwingt die Fackel —
Zerrissen wird das Land, und wird vielleicht,
Um endlich doch dem Spiel ein End' zu machen,
An Spanien — an Spanien verkauft;
Und auf des guten Heinrichs Throne sitzt
Ein Fremder, weil aus mißgewählter Ehe
Der gute Heinrich allgemein verworfne,
Verstoßne Erben diesem Throne gab.

Heinrich fühlt die Wahrheit dieser Weissagung; dennoch kann er sich nicht von den Wünschen seines Herzens trennen, und sucht seinen Freund dafür zu stimmen. Er giebt ihm also besagten Brief:

Da lesen Sie — hier — hier — und sanft, nur sanft!
Es ist nur so ein Vorschlag. Könnte es
Nicht doch so gehen? — Nein, Sie kennen nicht
Den ganzen Werth des Mädchens. Ich verliere
Unendlich viel, wenn ich sie meiden muß.
Was sagen Sie? Ach! hätten Sie nur halb
Mein heißes Blut! — Nun reden Sie ein Wort!
Es ist ein Engel, nur durch dieß Versprechen
Wird sie die meine. — O so reden Sie.

Sully

Sully.

Und wäre ſie von allen Himmliſchen
Herabgeſandt, verdient' ihr Herz Verehrung
Der halben Welt: für unſer Frankreich iſt's
Ein Würgeengel.

Heinrich.

Halt! nur keinen Schimpf!
Wenn Sie ſie kennen ſollten —

Sully.

Möglich, daß ich
Sie als das erſte von den Weibern ehre;
Als Königinn verach't' ich ſie.

Heinrich.

Nicht bitter!
Nur guter Rath. Noch einmal leſen Sie.

Sully.

Iſt König Heinrich Sully's Freund?

Heinrich.

Nun ja.

Sully.

That Sully alles noch zu ſeiner Ehre?

Heinrich.

Noch immer.

Sully.

(indem er, wie von ohngefähr, ein wenig das Papier einreißt, dann, als erſchrak er)

Oh!

Heinrich.

Was war?

Sully.

Ich glaube gar,
Der Brief zerriß. Nun — ſo zerreiß er völlig.

(er zerreißt ihn völlig. Heinrich in allen Aeußerungen eines heftigen Zornes. Sully wirft ſich vor ihm nieder. Eine lange Pauſe.)

Heinrich.

Ich glaube, ihr seyd närrisch.

Sully.

Mag es seyn,
Und mag ich mehr noch heißen! Wollte Gott,
Ich wär nur der einz'ge Narr in Frankreich.

Heinrich.

(reißt ihm die zerrissenen Stücke aus der Hand.)
Nun fort, nun fort!

Sully.

(steht auf, bescheiden mit einer Verbeugung; zwar bittend, aber fest.)
Herr, so gebeut's die Pflicht,
Die erst dem Vaterlande, dann dem König
Ich weihete. Verflogen schien mein Wort —
Vielleicht hab' ich ihn durch die That erschüttert!
O darf ich hoffen? darf ich?

(will dem Könige die Hand küssen.)

Heinrich.

(noch immer im Zorne, doch ihm nicht ganz die Hand entreißend.)
Fort nur, fort!
(Sully geht ab.)

1. Tankred. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. 6½ B. 8. 12 gr.

2. Mahomed. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire, von Göthe. Tübingen, bey Cotta. 1802. 6½ Bogen 8. 12 gr.

Wenn es auch, weder für die Fortschritte der tragischen Kunst unserer Dichter und Schauspieler, noch des theatralischen Geschmacks unserer Publikums ein großes Kompliment ist, daß man sich genöthigt sieht, durch die Wiedererweckung des längst entschlafenen französischen Trauerspiels die kunterbunte, abentheuerliche Schwulst und Bombastphantasie unserer neuesten Tragiker zu zügeln und zu reinigen, unsere Schauspieler

spieler Diktion und Darstellung zu lehren, und unsern Zuschauern wieder Sinn für schöne und edle Kunst einzuflößen: so verdient, da die Sachen leider! einmal so stehen, der Einfall dennoch mehr Lob, als Tadel, indem dadurch doch eine Art von tragischer Kunst, eine Art von Sinn dafür wieder bey uns eingeführt wird. Denn, so wenig die meisten französischen Puppentrauerspiele für eigentliche Tragödien gelten können: so giebt ihre äußere Regelmäßigkeit und Ordnung, ja selbst ihre bloße konventionelle Form ihnen doch einigermaaßen das Ansehen von einem Kunstwerke; es fehlt ihnen doch nicht an Plan und Ausführung, ihre Helden sind doch nicht ganz Charakterlos, sprechen doch hin und wieder ächt leidenschaftlich und ihrem gegebenen Charakter gemäß; liefern manche anziehende Situazion, und sind doch nie völlig und durchaus von allem tragischen Interesse entfremdet. Selbst mit allen diesen Mängeln also erscheinen ihre Verfasser immer mehr als tragische Poeten, als unsre neuesten Vers- und Reimschmiede, a la Friedrich Schlegel, Tiek und Böhlendorf, deren hohe Genialität sich mit allen diesen Kleinigkeiten nicht abgiebt, und Regel, Kunst und Schicklichkeit eben so abgeschworen hat, als den gesunden Menschenverstand.

Man kann daher in dieser Rücksicht, die Bemühungen des Herrn v. Göthe, unsere tragische Kunst doch einigermaaßen zu retten, nicht anders, als mit Dank aufnehmen, und ein Dichter und Uebersetzer, wie er, hat für eine solche Benutzung des französischen Trauerspiels unstreitig den entschiedensten Beruf; das beweist er schon dadurch, daß seine Wahl zu diesem Behuf auf den besten französischen Tragiker fiel. Nur wäre zu wünschen, daß diese Wahl, was die zu übersetzenden Stücke dieses Dichters selbst betrifft, glücklicher gewesen seyn möchte. Wirklich gehören Tankred und Mahomet zu Voltaire's schwächsten Produktionen. Beyde sind nicht viel mehr, als tragische Marionettenspiele, deren Helden sich mehr an dem Drathfaden des Dichters hin und her bewegen, als von Wahrheit, Natur und Leidenschaft geregt, reden und handeln; sich mehr zur Schau tragen, als darstellen, und Pomp, Prunk und Deklamation, für Erschütterung des Herzens und der Empfindung verkaufen. Nur hier und da erkennen wir in ihnen Menschenbilder, und nur dann und wann verräth eine Situation Voltaire's wirkliches tragisches Genie. Das gilt vorzüglich vom Mahomed, in dem

nur eine einzige Situation wahrhaft tragisch ist, nämlich die des vierten Aktes, wo Seide des Propheten Auftrag erfüllt, und den Zopir ermordet; die aber sichtbar ihr Daseyn dem Dichter verdankt, den Voltaire so oft einen ivre sauvage nennt, dem Shakespeare. Man erinnere sich der Scene im Macbeth, wo dieser von Dunkans Ermordung zurückkömmt, und die Nachahmung derselben wird hell in die Augen springen.

Rec. hat gerade nur das Original dieser Tragödie zur Hand, um die Göthesche Nachbildung damit zu vergleichen. Daß sie an vielen Stellen vortrefflich ist, läßt sich, von einem Nachbilder, wie dieser, erwarten. Hier ist eine Probe, Palmirens Monolog, dritter Akt zweite Scene.

Voltäre.

D'un noir pressentiment je ne puis me defendre,
Cet amour dont l'idee avoit fait mon bonheur,
Ce jour tant souhaité me semble un jour d'horreur,
Quel est donc ce serment, qu'on attend de Seide?
Tout m'est suspect ici; Zopire m'intimide.
J'invoque Mahomet, et cependant mon coeur
Eprouve à soi méme une secrette horreur.
Dans les profonds respects, que ce heros m'inspire,
Je sens, que je le crains presq'autant que Zopire.
Delivre moi, grand Dieu, de ce trouble ou je suis,
Craintive je te sers, aveugle je te suis.
Helas! daigne essuyer les pleurs ou je me noye.

Göthe.

— — — — Ich kann meinen Geist
Von einer schwarzen Ahnung nicht befreyen.
Die Sicherheit, geliebt zu seyn, das reine
Gefühl, zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang ersehnte Tag erscheinet mir
Ein Tag des Schreckens! Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich. Alles
Erregt mir Verdacht; Zopiren fürcht' ich,
Und, wenn ich mein Gebet zu Mahomed
Erhebe, flößt sein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, so sehr ich ihn verehre.
Befrey', o Gott, aus dieser Lage mich,
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach' dieser Angst ein Ende, diesen Thränen!

Ein paar Flickzeilen abgerechnet, ist hier alles treu und schön wiedergegeben. Solcher glücklichen Stellen giebt es mehr.

mehr. Aber nicht ſelten wird Voltaire, eben nicht zu ſeinem Vortheile, auch mehr paraphraſirt, als kopirt; ſeine Gedrungenheit wird oft zur Weitſchweifigkeit, und beſſere Tiraden werden durch mattere verdrängt. Als Beyſpiel diene gerade die beſte Scene des Stücks, die vierte des vierten Aktes. Der Leſer vergleiche folgende Stellen des Originales mit der Nachbildung.

Seide.

Il court à ſes faux Dieux! frappons!

Palmire.

Que vas tu faire? Helas!

Seide.

Servir le ciel, te mériter, te plaire.
Ce glaive à notre Dieu vient d'etre consacré,
Que l'ennemi de Dieu soit par lui massacré!
Marchons! Ne vois tu pas dans ces demeures sombres
Ces traits de sang, ce spectre et ces errantes ombres?

Palmire.

Que dis tu?

Seide.

Je vous suis, Ministres du trepas,
Vous me montrez l'Autel, vous conduisez mon bras!
Allons!

Palmire.

Non, trop d'horreur entre nous deux s'assemble.
Demeure!

Seide.

Il n'est plus tems, avancons; l'Autel tremble.

Palmire.

Le ciel se manifeste, il n'en faut pas douter.

Göthe.

Seide.

Zu ſeinen falſchen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!

Was willſt du thun?

Seide.

Ihn strafen?

Palmire.

Ach! verweile.

Seide.

Dem Himmel dien' ich, und verdiene dich.
Geweiht ist dieser Stahl dem wahren Gott.
Nun soll sein Feind durch diese Schärfe fallen.
Hinan, und siehst du nicht die Ströme Bluts,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was sagst du?

Seide.

Ja, so sind' ich diesen Weg,
Er gehe dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort!

Palmire.

Ein Grausen schlingt sich um uns her.

Seide.

Es drängt mich hin, die volle Zeit ist da.
Das Zeichen winkt, es bebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel spricht, was kann sein Wille seyn?

Die unterstrichenen Zeilen gegen die des Originals gehalten, kann die Frage, ob der französische Dichter in der deutschen Nachbildung gewonnen oder verloren hat? schwerlich lang' unentschieden bleiben. Rec. wagt eine trauere Nachbildung:

Seide.

Er flüchtet sich zu seinen falschen Göttern,
Er sterbe!

Palmire.

Halt! Was willst du thun?

Seide.

Gott dienen,
Verdienen dich, und mir dein Herz gewinnen.
Ich zücke diesen Geheiligten Dolch,

Daß

Daß Gottes Feind, durch ihn geopfert, falle!
Fort! Siehſt du nicht in dieſen düſtern Hallen
Den blut'gen Pfad, nicht jene Schatten ſchwanken?

Palmire.

Was ſagſt du?

Seide.

Ach! Ihr zeigt mir den Altar,
Führt meinen Arm, des Todes Diener! Ich
Folg' euch, hinan!

Palmire.

Rings um uns her iſt Schrecken.
Verweil'

Seide.

Zu ſpät. Hinweg! der Altar zittert.

Palmire.

Der Himmel ſpricht. Wir dürfen nicht mehr zweifeln.

Seide hat ſeinen Schwur erfüllt. Er kehrt bleich und zitternd von ſeinem Morde zurück, die Sonne rückt fort.

Voltaire.

Palmire.

Qu'as tu fait?

Seide.

Moi? je viens d'oblair
Un bras désespere je viens de le saisir,
Par ses cheveux blanchis j'ai traîné ma victime,
Ciel! tu l'as voulu, peux tu vouloir un crime?
Tremblant, saisi d'effroi, j'ai plongé dans son flanc
Ce glaive consacré, qui dut verser son sang.
J'ai voulu redoubler; ce vieillard venerable
A jetté dans mes bras un cri si lamentable,
La nature a tracé dans ces regards mourans
Un si grand caractere, et des traits si touchans!
De tendresse et d'effroi mon ame s'est remplie;
Et plus mourant que lui je deteste ma vie.

Palmire.

On vient, je tremble pour sa vie.
Fuis au nom de l'amour et du nœud, qui nous lie.

Seide.

Seide.

Va, laisse moi, pourquoi cet amour malheureux
M'a-t-il pu commander ce sacrifice affreux?
Non, cruelle, sans toi, sans ton ordre suprême
Je n'aurois pu jamais obeir au ciel meme.

Göthe.

Palmire.

Was ist geschehn?

Seide.

Sie ist geschehn die That.
Ich habe nichts verbrochen, ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff' ich ihn, der Schwache fiel,
Ich traf, ich zukte schon den zweyten Streich.
Ein jämmerlich Geschrey zerriß mein Ohr,
Vom Stand herauf gebot die edelste
Gestalt mir Ehrfurcht, seine Züge schienen
Verklärt; es schien ein Heil'ger zu verscheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düster floß das Blut aus seiner Wunde.

Und weiter unten:

Palmire.

Man kommt, ich zittre für dein Leben, flieh,
Wenn du mich liebst.

Seide.

Die Liebe nenne nicht,
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.
Die Liebe darfst du nennen? sprachst du nicht
Das Todesurtheil dieses Mannes aus?
Du hießest es vollstrecken, ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Die unterstrichene Stelle abgerechnet, ist alles hier Paraphrase des französischen Textes, durch die Rec. wenigstens das Original eben nicht verschönt scheint. Eine treuere Kopie desselben wäre, seiner Meinung nach, für Zuschauer und Schauspieler mehr Gewinn. Sie sey auch hier gewagt.

Palmire.

Ach! was hast du gethan?

Seide.

Ich war gehorsam.
Ich fiel ihn an. Verzweiflung hob den Arm,

Und

Und meine Hand ergriff die grauen Locken. *)
Gott wollt' es. Gott? Kann Gott Verbrechen wollen?
Von kaltem Schau'r ergriffen, zitternd stieß ich
In seine Brust den blutgeweihten Dolch.
Noch einmal zükt' ich. Der ehrwürd'ge Greis
Zu meinen Arm sank er mit Angstgeschrey.
Sein edler Geist, die schöne Menschlichkeit
Enthüllten sich noch in des Todes Zügen.
Ich fühlte Lieb' und Abscheu, und noch näher
Dem Grab', als er, fluch' ich laut meinem Daseyn.

Rec. will mit diesen Proben einer treuern Nachbildung des Voltairischen Originales nicht Hrn. v. G. meistern. Wer zweifelt, daß es nur an seinem Willen lag, getreuer zu gerathen? — Aber eben das befremdet. Wozu durch diese Ausspinnungen, Erweiterungen und Umschreibungen den Dialog des französischen Dichters noch undramatischer machen? Warum Deklamationen gegen Deklamationen umtauschen, die um nichts besser sind? Die Täuschung des Zuschauers wird sicher nicht dadurch befördert, die Bildung des Schauspielers noch weniger. Das Hersagen bloßer Tiraden und Phrasen läßt seine Phantasie und sein Herz kalt; er parlirt, statt zu reden, und giebt Pomp und Prunk, statt Ausdruck der Leidenschaft und Empfindung. Aus darstellenden Künstlern, aus, in ihrem Charakter handelnden, von ihren Situationen ergriffenen Menschen, werden also bloße Deklamatoren, Komödianten, die nur durch ihre Verkleidung das sind, wofür sie sich ausgeben. Dann der Prunk der Deklamation zieht den Prunk des Gebärdenspiels unausbleiblich nach sich. Wahrlich diese Methode, die Diktion des Schauspielers zu veredlen, ist nicht die gepriesenste, und statt ein Weg dahin, vielmehr ein Abweg; wenigsten sind Ekhof, Schröder, und Iffland nicht durch sie Deutschlands größte Schauspieler geworden.

Rf.

Dramatische Gemälde von Fr. Rambach. Berlin, bey Schüppel. 1803. 8. 1 Alph. 6 gr.

Der Verf. hatte sich vormals nicht ganz unglücklich in das Feld der dramatischen Dichtkunst gewagt, da einige seiner übrigen

*) Das «bey'm Haar schleppen» des Originals, ist hier mit Fleis gemildert.

frühern Versuche mit einigem obgleich nicht mit vorzüglichem Beyfall aufgenommen worden. Aber die gegenwärtigen dramatischen Gemälde können wohl am wenigsten zu seinen gelungenern Arbeiten gerechnet werden. In dem Ersten, der Nabob, oder das Geheimniß, hat er es zwar nicht daran fehlen lassen, eine Menge sehr verschiedenartiger Charaktere aufzustellen, um dadurch Leben und Interesse in das Ganze zu bringen. Allein durch die Anhäufung so mannichfaltiger Charaktere hat das Ganze selbst an seiner Einfachheit verloren, wodurch der Leser im Fortgange der dramatischen Vorstellung, zwar unterhalten; aber durch keine Parthie des Gemäldes besonders angezogen wird, — nicht zu gedenken, daß die Anlage eines dramatischen Stücks, um das Interesse durch ein sogenanntes Geheimniß zu spannen, ein wirklich schon zu viel gebrauchter Kunstgriff ist. Das Ganze macht daher auch keinen besondern Eindruck, und selbst da, wo die Kunst des Verf. die Aufmerksamkeit und das Gefühl zu fesseln wußte, wird die ästhetische Wirkung oft wiederum durch so manche Nebensprünge gelähmt, weil sie zur Haltung der Charaktere nichts beytragen konnten. Noch den meisten Fleiß verräth der Charakter Lizards, obgleich die lebhafte Vieterliebe dieses Mannes zu seinen Kindern mit seinem sonstigen hämischen und niederträchtigen Charakter im Kontrast zu stehen scheint. Dagegen wird die Susanna in diesem Gemälde von dem Verf. eigentlich hier und da gemißbraucht, um einen längst abgenutzten Witz brauchen zu lassen. Man lächelt und lacht auch wohl, wenn ein gelehrt thuendes Frauenzimmer Menschen und Begebenheiten aus vorigen Zeiten unrichtig andeutet, und dadurch für ihre Vielwisserey gleichsam selbst bestraft wird; allein eine solche Rolle, wie hier die Susanna spielt, die sogar den Cicero zum englischen Konsul bey Seiner Heiligkeit macht, muß durch die Ueberladungen von Anachronismen leicht zurückstoßend werden, und der Zweck des Komischen geht verloren. Einen andern Anstoß werden die Leser an den Charakter des Hans Lizard nehmen. Dieser zeigt sich mehrmals in einer niedrigen und hämischen Gemüthsart, die dadurch noch unedler wird, daß sie sich aus Eigennutz zur Verstellungskunst erniedrigt. Auf einmal wird eben dieser Mensch wie durch einen elektrischen Schlag zum gewissenhaften Manne umgeschaffen, ohne daß dieß Wunder einer so schnellen Bekehrung gehörig modivirt worden ist. Den Schluß macht ein wiedergefundenes Kind — und eine Hochzeit. Sehr gewöhnliche

liche Schlußformen in der Theatertaktik. S. 139 steht eine sehr gewagte und widrige Phrase: „Du hast — den theuersten Wunsch deines Herzens meinem Glücke geschlachtet“? wenn es, wie wir hoffen, kein ungeschlachteter Druckfehler ist. — In das zweyte Stück, oder der Triumph des Frohsinns, hat der Verf. unstreitig mehr sinnreiche Laune, als in das erste gelegt, und hat dadurch sein Talent zu dramatischen Uebungen bewiesen. Allein es fehlt den Charakteren auch hier, wie dort, an der gehörigen Konsequenz und Haltung, — ein Studium, was dem sonst würdigen Verf. immer noch nicht ganz glücken wollte. So ist es z. B. nicht wenig auffallend, daß Mistriß Mortimer, die ihren Mann zärtlich liebt, und von ihm wieder so geliebt wird, sich von einem andern Manne gleichsam entführen und gewaltsam behandeln läßt, — so daß der Spaßvogel in diesem Stück, Gossamer, sogar wie ein Deus ex machina in das Zimmer stürzen, und das schuldlose Weib aus den Händen des Egoisten befreyen muß. Auch dieser Spaßvogel übertreibt seine Rolle. Das Komische fällt hier oft ins Possierliche und Gaukelhafte; ein Fehler, welchen der echte Humor eines dramatischen Gemäldes nicht genug vermeiden kann; nicht zu gedenken, daß Gossamers Jovialität hier gleichsam verschwendet wird, da er als ein sittlich denkender Mann seine guten Absichten für seine Freunde wohl auf eine anständigere Art erreichen konnte. Endlich spukt der unerwartete Zufall etwas zu stark in diesem Gemälde. Dieß wird die Kritik nie gern verzeihen, obgleich jener Mißbrauch des Zufalls vielen neuen Schauspieldichtern so zur andern Natur geworden ist, daß sie ohne ihn nichts produciren können. Die Terne, oder Künstlerglück ist das letzte und kürzeste Gemälde dieser Sammlung, und wird fröhlichen Lesern leicht ein angenehmes Stündchen verschaffen.

Sm.

Fernanda, oder die Kunstweihe. Eine dramatische Idylle. Herausgegeben von Böhlendorf. Bremen, bey Wilmans. 1802. 12½ Bogen. kl. 8. 16 gr.

Abermals eine dramatiche Dichtung im neuesten Geist und Zuschnitte; die Tendenz Verherrlichung der katholischen Religion,

gion, und, statt Darstellung der Charaktere durch Handlung, Reyseligkeit in immerwechselnden Sylbenmaaßen, mit und ohne Reimen. Der Held, ein deutscher Maler und ein phantastischer Schwindelkopf, der, a la Mortimer, durch die Pracht des römischen Gottesdienstes, die Heiligen und Legendengemälde großer Künstler entzündet, seinen Protestantismus verkrüppelt, und seinen Verstand verbildert hat, landet an eine spanische Küste, findet gastliche Aufnahme von einer Familie eben so warmer Köpfe, als er; fühlt hier ein unendliches Sehnen nach etwas, das er selbst nicht weiß; verliebt sich, und wird durch die Liebe auf das Ziel seines unendlichen Strebens, die Bekehrung zum allein seligmachenden Glauben, geleitet. Alles das ergiebt sich in sogenannten fünf Akten mit den Ueberschriften, Ahnung, Liebe, Begeisterung, Anfechtung, Freyheit, und in größtentheils prunkvollen, mit vielen schönen Phrasen nichts sagenden Dialogen. Hin und wieder stößt man einmal auf Stellen von besserm Gehalt; aber das Ganze ist für eine gesunde Phantasie, einen unverkrüppelten poetischen Sinn schlechterdings ungenießbar, und das einzige interessante Gefühl, das die Lektüre desselben erregt, die Ueberzeugung, daß es, (dem gesunden Menschenverstande sey Dank!) mit dem darin waltenden neuästhetischen Verquerungs- und Verwirrungsgeiße, so ziemlich wieder auf die Neige geht.

W.

Turandot, Prinzessinn von China. Ein tragikomisches Mährchen, nach Gozzi, von Schiller. Tübingen, bey Cotta. 1802. 10 B. 8. 16 gr.

Ob es wohl der Mühe lohnte, daß Hr. Schiller seine grossen Dichter-Talente an die Bearbeitung dieses Gozzischen Mährchen verwandte? Rec. gesteht, daß er sich nicht davon überzeugen kann. Die unnatürliche, unweibliche, Tigergesinnte chinesische Prinzessinn, die, ihrem Stolz und ihrer Selbstsucht zum Opfer, Menschenblut zu vergießen heischt, wie Wasser, und die Köpfe enthaupteter Prinze, als Wahrzeichen ihres Marmor- und Mordherzens, auf die Thore der Residenz pflanzen läßt; die, selbst, als die Bedingungen ihres Blutgesetzes erfüllt sind, und die bessere Weiblichkeit in ihr erwacht, immer noch ihrer erbärmlichen Selbst- und Herrsch-

Herrschsucht huldigt, Natur u. Menschlichkeit verläugnet, und, nachdem sie durch die niedrigsten Ränke das Geheimniß, das ihr Witz nicht ergründen kann, erspionirt hat, noch des Unglücklichen spottet, den sie mit falscher Weisheit betrügt, schien ihm von jeher ein zu ekelhaftes, widerwärtiges und empörendes Geschöpf, um irgend eines rechtlichen Menschen Interesse erregen zu können. Eben so gieng es ihm mit dem Pantalons-Kaiser, ihrem Vater, und dem Staatsaktionscharakter der Adelma. Auch bewies ihm der unlustige Genuß, den ihm die erste deutsche Bearbeitung dieses Mährchens, die er vor fünf und zwanzig Jahren auf dem Berliner Theater vorstellen sah, gewährte, daß es ihm nicht umsonst so geschienen hatte. Ekel und Langeweile bemächtigten sich seiner in gleichem Grade, und machten es ihm durchaus unmöglich, dieß undramatische Machwerk von Drama ganz auszuhalten. Seiner Meinung nach, wagt' es — wenn es denn ja unserm schaulustigen Publikum aufgetischt werden mußte — höchstens zu einer Oper, wo es auf eine Hand voll Ungereimtheiten nicht ankommt, ja, zu deren Hauptwesen es gehört, daß alles darin recht toll, unnatürlich und abentheuerlich zugeht. Die groteske Vermischung des Tragischen und Komischen, die Marionettencharakteristik der spielenden Helden, der buntscheckigte Theaterlärm und Prunk darin wären hier auf ihrer rechten Stelle gewesen. Da hätt' es Stoff gegeben, die Hüll' und Fülle, zu Arien, Duetten, Terzetten, Quartetten und Quintetten, zu Chören aller Art. Prinzessinn Turandot hätte sich den Prinzenköpfen auf den Stadtthoren gegen über, nach Nothdurft in Bravourarien produciren können, und selbst ein Jammertutti von den abgehauenen Fürstenschädeln würde sich nicht übel ausgenommen haben. Denn, wenn im Don Juan ein steinerne Statue singen kann, warum sollte dieß Kunststück Schädeln versagt seyn, die, einst auf menschlichen Rümpfen sitzend, wirklich Stimmen zum Singen hatten? besonders, da sie sich dadurch zu wahren dramatischen Personen erheben, und nicht, wie bey Gozzi, bloße stumme Statisten gespielt hätten?

Indeß, wie sehr Rec. seine damalige Meinung, aus Turandot könne kein wirklicher dramatischer Dichter ein eigentliches Drama machen wollen, betrog, liegt jetzt am Tage. Was dem schlichten Menschenverstande so oft unthunlich scheint, realisirt das Genie zu seiner Beschauung, eh' er sich's

verſteht. Nicht nur ein würklicher, ein wahrhaft groſſer dramatiſcher Dichter entreißt das Sozziſche Mährchen ſeiner undramatiſchen Richtigkeit, ſtaffirt es mit allem Zauber ſeiner Diktion aus, und erhebt es ſogar, nach dem Ausſpruche eines noch gröſsern Meiſters in ſeiner Kunſt, zu einem ſeiner vortrefflichſten Geiſteswerke. Was bleibt da Rec. übrig, als ſeine Zweifel demüthig zurück zu nehmen, ſich gefangengebend zu ſchweigen, und ſchweigend zu bewundern? There more things in heuren and earth, than are dreamt of in our philoſophy.

Be.

Weltweisheit.

Der Mann von Welt, eingeweiht in die Geheimniſſe der Lebensklugheit. Ein nach Balthaſ. Gracian frey bearbeitetes, vollſtändig nachgelaſſenes Manuſkript von Karl Heinrich Heydenreich. Leipzig, bey Martini. 1803. XVI und 286 S. 8. 1 Rt.

Wir beſitzen ſchon mehrere, obgleich nicht ſehr anziehende, deutſche Ueberſetzungen der Maximen des feinen Menſchenkenners Gracian, die ſeinen Werken unter dem Titel: Oraculo Manual, y arte de prudencia. Sacada de los Aforismos que se discurren en las Obras de L. Gracian einverleibt ſind. Die erſte deutſche Ueberſetzung erſchien ſchon im Jahre 1686, von einem Gelehrten, Namens Scuder, zu Leipzig; die zweyte im Jahre 1711, unter dem Namen eines gewiſſen Selintes; die dritte 1715 von dem Doktor A. F. Müller mit hiſtoriſchen Notizen über Gracians Leben und Schriften und beygefügten moraliſchen Anmerkungen nach dem damaligen Zeitgeſchmacke, — und endlich eine vierte nach dem Italiäniſchen des Franziſkus Tosques, von dem ſächſiſchen Kammerrath Ch. Freiesleben, zu Altenburg 1723, gleichfalls mit einer Menge Anmerkungen und Citaten, die das Buch um die Hälfte ausdehnen; aber doch auch manche lehrreiche Parallelſtelle, vorzüglich aus lateiniſchen Autoren angeben. Gegenwärtige Ueberſetzung des verſtorbenen Profeſſor Heydenreich, (der ſo manche unnütze Ueberſetzung herausgab, weil er ſich in die Lage geſetzt hatte, überſetzen zu müſſen,

wenn

wenn er selbst nicht geschriebene Bogen genug hervorbringen konnte,) ist nicht sowohl aus der Kern- und Kraftsprache des Spaniers; sondern, wie Recens. aus Vergleichung sehr vieler Stellen bemerkt hat, aus des Amelot de la Houssaie l'Homme de Cour genommen, und läßt sich, sonderlich, wenn man bedenkt, daß hier eine Uebersetzung einer Uebersetzung gegeben wird, in den meisten Stellen wegen ihrer Faßlichkeit und Leichtigkeit noch ganz gut lesen.

Der Herausgeber dieser neuen Uebersetzung, Herr Schelle, versichert in seiner Vorrede mit einem wortreichen und sehr übertriebenen Lobe auf Heydenreichs Verdienste und Geistesta-lente, (der denn doch ein Erz-Vielschreiber war, und kein einziges Buch geschrieben hat, von dem zu hoffen ist, daß es auf die Nachwelt komme) daß derselbe Gracians Werk lange, und schon ehe er Leipzig verließ, studiert habe, und das Manuskript schon seit zwey Jahren zum Drucke fertig gewesen sey. Indeß muß Recens. dennoch gestehen, daß der selige Heydenreich seiner deutschen Bearbeitung gewiß nicht die letzte Feile gegeben hat. Es ist Manches darin ausgelassen, was im Spanischen dem Gedanken einen besondern Nachdruck giebt, oder wohl gar als ein wesentlicher Theil zu dem Ganzen einer Maxime gehört, obgleich in der französischen Uebersetzung, die Heydenreich vor sich hatte, das Spanische nur selten verstümmelt war. In vielen andern Stellen leuchtet Aengstlichkeit und Gezwungenheit des Ausdrucks hervor, die den Gedanken nicht gleich in die Augen springend darstellt, und der deutschen Sprache selbst bisweilen Gewalt anthut. So ist z. B. der Satz S. 4. „die Dankbarkeit führt gewöhnlich zum „Vergessen" im Französischen deutlicher ausgedrückt, und die Phrase weiter unten: „steht man nicht mehr in Abhängigkeit gegen einen Menschen" anstatt, bedarf man seiner nicht mehr, ist schlechtes Deutsch. Kurz vorher in der vierten Maxime heißt es: „Einsicht und Muth machen die Menschen unsterblich;" hier ist der Nachsatz, „denn sie sind es selbst", ganz ausgelassen S. 5. Maxime 7. „hüte dich deinem Herrn einen „(den) Rang abzulaufen", heißt es „alle Ueberlegenheit ist „verhaßt", nun müßte der Nachsatz so folgen: „aber das „Bestreben eines Unterthanen, seinen Fürsten übertreffen zu „wollen, ist vollends toll" (besser unsinnig.) Die eingeschaltete Wendung S. 6: „ein Dichter würde das Beyspiel der „Sterne anführen," hebt den Gedanken selbst im mindesten

nicht, und ist im Original eben so wenig, als in der französischen und italiänischen Uebersetzung aufzuspüren; besser hätte es gelautet: „Hier können uns gleichsam die Gestirne ein „Beyspiel geben“. In der 8ten Maxime ist dagegen ein Hauptgedanke: „su misma superioridad le redime de la sujecion a peregrinas vulgares impressiones“ ganz ausgelassen, durch welchen Vordersatz doch eigentlich die gerühmte Erhabenheit der Seele begründet werden muß. In der 10 Maxime lesen wir: „der Ruhm war immer, und ist noch im Bunde der Giganten“ — warum nicht besser: großer Männer? Im Folgenden sind viele der vortrefflichsten Maximen Gracians in der Uebersetzung willkührlich ausgelassen, und anderegar sehr beschnitten worden, so daß man die gegenwärtige Uebersetzung nicht anders als eine sehr verstümmelte nennen kann. Sie enthält nur 274 Maximen; da hingegen das Original 300 in sich schließt. Wir wissen nicht, was den Uebersetzer zu diesem Verfahren bewogen haben mag, und in der Vorrede des Herrn Schelle ist auch nichts Wesentliches hierüber gesagt, wodurch unsere Meinung von neuem bestätigt wird, daß man dem Buche ein gar zu flüchtiges Geleite in die Welt hinein gegeben hat, und es vielleicht darum selbst vom Uebersetzer nicht früher herausgegeben wurde, weil er es noch für unwürdig hielt, es öffentlich erscheinen zu lassen. Bisweilen ist aber auch der zu abgebrochene Vortrag der franz. Uebersetzung (denn nur nach dieser muß eigentlich Heydenreichs Arbeit beurtheilt werden, da er das Original nicht gebraucht, vielleicht gar nicht gekannt hat) durch einen eingeschalteten wesentlichen Gedanken lichtvoll kommentirt, und mehrere Abschnitte sind sehr gut übersetzt worden. Wenn eine Maxime ausgelassen werden sollte: so hätte es vielleicht die 13te verdient, worin wirklich eine Art von Unterricht in der feinern Verstellungskunst gegeben wird, die sich mit keiner reinen moralischen Denkungsart vereinigen läßt, was auch Herr Schelle in der Vorrede zur Vertheidigung des zu seinen Spaniers von — seiner Befestigungskunst gesagt haben mag. S. 20 steht im Deutschen: „gewisse Menschen stellen sich wie Bildsäulen an Fortunens „Tempel“ — en bonne posture heißt es im Französischen, und im Spanischen de buen aire, was doch noch etwas Anders sagt. Weiter unten ist die Phrase: „mit seinen Fehlern Staat machen“ — schlechtes Deutsch, und noch dazu falsch übersetzt, weil Heydenreich sklavisch dem franz. Texte folgte, da doch im Spanischen: se apassionan por ellos einen andern

dern Sinn hat. Die Maxime, templar la imaginacion ist, wie viele andere, ohne allen Nachdruck gegeben, so wie überhaupt die ganze Arbeit nur wie eine Spielerey zum Zeitvertreibe behandet worden seyn mag. Diese Flüchtigkeit und Untreue der Uebersetzung herrscht durch das ganze Buch, und Recens. könnte noch hundert Beyspiele hiervon anführen, wenn es der Raum gestattete. Endlich hat diese Verdeutschung noch den Fehler, daß eine Menge fremder Wörter in sie aufgenommen sind, wofür recht gute deutsche Ausdrücke gebraucht werden konnten. Es klingt wenigstens sehr possierlich, wenn man in einer deutschen Uebersetzung die Wörter: Gigantén, Stratageme, monströs, Application, Centrum, Sphäre, Affectation, Szenen u. s. w. antrifft.

Uebrigens stimmen wir Herrn Schelle gern bey, daß Gracian ein in die Geheimnisse der Lebensweisheit und Lebensklugheit eingeweiheter Weltmann gewesen sey, der das Spiel des menschlichen Lebens mit durchschauendem Blick in seinen mannichfaltigsten Wendungen beobachtet hat, und nach seinem ganzen Mechanismus darlegte. Hiervon sind die gegenwärtigen Aphorismen ein Beweis; noch mehr aber seine größern Werke selbst, deren hier mit keinem Worte gedacht wird, und in deren Hinsicht Herr Schelle es eher wagen konnte, den Gracian mit dem vielseitigen und scharfen Menschenbeobachter — Montaigne zu vergleichen; ob gleich der Vergleich zwischen beyden Menschenzeichnern für den immer etwas hinkend bleiben wird, welcher das Originelle und Eigenthümliche in dem Geiste und der Darstellungsart beyder Schriftsteller genauer studiert hat.

Sm.

Mathematik.

Ebene Trigonometrie, mit Anwendungen, und Beyträgen zur Geschichte derselben. Tübingen, bey Cotta. 1802. 26½ Bog. Text u. XVI S. Vorber. gr. 8 1 Rthlr. 14 Gr.

Der Vers. (Hr. Prof. Pfleiderer) ist bereits auf der vortheilhaftesten Seite bekannt, und diese wohlgerathene Schrift trägt nicht wenig bey, diesen Ruf zu vermehren. Wenn man auch gerade nicht viel Neues in Ansehung der Hauptmaterie findet:

höchst holprichten und würklich elenden Schreibart, eine Menge nichtssagender und schon oft gehörter Dinge, über Mangel an tüchtigen Hydrotekten ꝛc. nebst Vorschlägen, diese Fehler zu verbessern, die wir ohnedem nicht unterschreiben wollen. Z. B. Wird dem Markgrafen angerathen, die Stelle eines Fluß-Baumeisters erblich zu machen, wobey der Verf. in einem solchen patriotischen Eifer geräth, daß man vermuthen muß, solcher entspringe aus einer nicht ganz reinen Quelle, und er habe vielleicht selbst die beste Hoffnung, durch seine eigene Familie dem Staate tüchtige Subjekte zu liefern. Hätte Rec. nicht den Raum zu schonen: so würde er einige Auszüge aus dieser Zueignung beysetzen, und sie würden gewiß den besten Kommentar über das Ganze abgeben. Denn dieses hält überall viel Schale und wenig Kern, leere Worte und keine gründliche Thatsache. Der Verf. geht in alphabetischer Ordnung die Namen, Eigenschaften und Berechnungen aller Arten von Gewölben durch, und erfüllt dadurch den ersten Theil des Titels; allein Rec. kann bey aller Schonung doch nicht sagen, daß der Inhalt zweckmäßig beatheitet sey. Man findet gar nichts, als was man in viel wohlfeilern Büchern, weit besser lesen kann, und noch ist es ihm ein Räthsel, wem das ganze Werk eigentlich nützlich seyn kann. Für erfahrne Baumeister ist es viel zu unbedeutend, wenigstens nicht umfassend genug, und für Anfänger zu wenig gründlich, und setzt zuviel voraus. Einige brauchbare Notizen und Tabellen ausgenommen, würde wenig verloren seyn, wenn auch diese Schrift ungedruckt blieb. Nach der „Anweisung, alle Arten von Gewölben, und „besonders Brücken-Gewölbe ꝛc. zu beurtheilen" hat sich Rec. vergeblich umgesehen; denn außer einigen zerstreueten Bruchstücken, findet man nichts über diese Materie. Der Verf. legt vornehmlich Silberschlag's Hydrotechnik und Belidor zum Grunde, und scheint die hierher gehörigen Schriften von Langsdorf, Prony, Buat, Stieglitz u. m. gar nicht zu kennen. Wir rathen ihm aufrichtig, solche recht fleißig zu studieren, und er über manche Dinge eine andere Meinung fassen. Vorzüglich können wir seine wenige Gründlichkeit in den Berechnungen der Gewölbe nicht billigen; als Lehrer hätte er die Beweise seinen Regeln beyfügen sollen; aber dieses fällt ganz weg, sie bleiben dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen. Wie schädlich eine solche Methode sey, braucht wohl keiner Erwähnung. Außer dem schleppenden, oft undeutlichen Styl, herrscht auch in diesem Buche eine ziemliche Nachlässigkeit in

den

den Berechnungen, der Bezeichnung der Linien, ꝛc. welche man, obgleich der Druck äußerst inkorrekt ist, indem Rec. auf manchen Seiten auf 10 Fehler fand, dennoch nicht auf Rechnung des Korrektors setzen kann. So werden z. B. öfters Linien mit Zollen verwechselt, wie denn überhaupt die Decimal-Theile weit bequemer konnten angesetzt werden) + (plus) für × (mal) gebraucht, die Seiten der Figuren nicht mit Buchstaben, sondern mit Ziffern bezeichnet, und dadurch, weil sie bey würklichen Größen stehen, große Zweydeutigkeiten veranlaßt, ꝛc. so daß man die Feder nicht aus der Hand legen kann. Selbst verschiedene irrige Berechnungen haben wir zu bemerken. Z. B. S. 22 und f. wird der kubische Inhalt mehrerer Arten von Gewölben zu finden gelehrt. Hier hatte der Verf. die schönste Gelegenheit, einfache allgemeine Formeln anzugeben; so aber dehnt er Alles weitschweifig aus und sagt manches Irrige. Als: er berechnet eine sogenannte Kappe (Kappengewölbe), welche nach seiner Zeichnung und Angabe offenbar ein parabolisches Konoid ist, als eine Esslipsoide (After-Kugel), indem er sie als $\frac{2}{3}$tel des umschriebenen Cylinders betrachtet, und fehlt dadurch um $\frac{1}{20}$ des Inhalts, da, wie bekannt, der parabolische Kegel nur $\frac{1}{2}$ seines umschriebenen Cylinders ist. Die vielen Ausfälle auf Schlosser, Gilly u. m. wie auch die mancherley unnöthigen und oft unrichtigen ökonomischen und politischen Invektiven hätten ebenfalls wegbleiben können. Das Beste in dem ganzen Buche sind unstreitig die feinen Zeichnungen, und noch weit brauchbarer würden sie werden, wenn der Verf. die Verzeichnung der mancherley zum Schnitt der Gewölbe dienenden krummen Linien, mit gründlicher Theorie beygefügt hätte.

Dm.

Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1805 — berechnet und herausgegeben von J. E. Bode. Berlin. 1802. Bey dem Verf. und in Kommission bey Lange. 17 Bog. gr. 8. mit 2 Kupf. 1 Rl. 4 G.

In diesem Bande ist der neue Hauptplanet, Ceres, in die Reihe der übrigen mit aufgenommen, und dessen heliocentrischer sowohl als geocentrischer Lauf für je acht Tage in jedem

Monat angegeben, zu folge der bisher von Gauß gefundenen Elemente seiner Bahn. Auch sind in diesem Bande zum erstenmale die Verfinsterungen der Jupiters-Trabanten nach mittlerer Zeit angesetzt.

Abhandlungen. 1) Ueber die eigene Bewegung einiger Sterne, zwischen 1756 und 1797, von Prevost und Maurice in Genf, an die Akademie der Wissensch. eingeschickt. Mayer hat die von Römer im J. 1706 beobachteten Oerter von Sternen mit den von ihm selbst im J. 1756 beobachteten, und diejenigen, die er selbst nicht beobachtet hatte, mit den Angaben von de la Caille im J. 1750 verglichen, um daraus Etwas von der eigenen Bewegung der Fixsterne zu erkennen. Diese interessante Untersuchung ist hier fortgesetzt. Ein Theil der von Mayer und de la Caille beobachteten Sterne wird mit den neuesten, auf das J. 1797 reducirten, Beobachtungen verglichen. Die Bewegungen in der Deklination während der beyden Perioden zeigen Anomalien. Wenn man sich bloß an die Bewegungen in der geraden Aufsteigung hält, und nur auf Arktur, Sirius und Pollux Rücksicht nimmt: so scheint unser Sonnensystem in beyden Perioden dieselbe Richtung der Bewegung gehabt; aber in der letztern seine Geschwindigkeit vermindert zu haben. Die Verfasser leiten die scheinbaren Bewegungen der Fixsterne bey den meisten ganz von der Bewegung unsers Systems her, da sie doch alle, mehr oder weniger, eine eigene Bewegung haben werden. 2) Ueber die Anzahl der Fixsterne, von Schubert in Petersburg. Wenn die Fixsterne in gleichen oder nahe gleichen Abständen von einander gesetzt werden, und alle gleiche Größe und Klarheit haben: so erscheinen von der Sonne aus, (als einem derselben) 14 von der ersten Größe, 57 von der zweyten, 130 von der dritten, 231 von der vierten, 362 von der fünften, 521 von der sechsten. Die Sterne sind am Himmel enger zusammen gedrängt, als sie es nach dieser Hypothese sind. 3) Ueber den Grad der Genauigkeit, womit sich die größte Mittelpunktsgleichung eines Planeten aus seiner Excentricität, und umgekehrt diese aus jener vermittelst Reihen bestimmen läßt, von Camerer in Stuttgard. Dieser Aufsatz bezieht sich auf einen ähnlichen Inhalts, von Hrn. Hennert, in dem Jahrbuche für 1804, worin der indirekten Methode der Vorzug vor der durch eine Reihe, in Absicht auf Genauigkeit, gegeben wird. Hier wird gezeigt, daß H. bey der Berech-

Berechnung der Excentricität die größte Gleichung nicht genau genug genommen, auch das vierte Glied der beyden Reihen etwas unrichtig angegeben habe. Hr. Cameret bedient sich zur Entwickelung der beyden hier zu gebrauchenden Reihen der kombinatorischen Rechnung. 4) Ueber den Schungsbogen der Sterne, von Wurm zu Blaubeuren. Der Vf. führt einige von ihm gemachte Beobachtungen an. 5) Ueber die Störungen des neuen Planeten durch die Wirkung Jupiters, von Schubert. Eine sehr mühsame und vollständige Berechnung. 6) Nachtrag zu einem Aufsatze über die Parallaxen-Rechnung im Jahrbuche für 1800, von Klügel in Halle. Betrifft den Fall, da die Data zu der Parallaxe scheinbare für den Ort des Beobachters sind. 7) Formeln zur Bestimmung des Orts des Sonne, in welchem sie für einen gegebenen Ort auf der Erde eine bestimmte Tiefe unter dem Horizont oder Höhe darüber erreicht, indem ein gegebener Stern sich im Horizont selbst befindet, von demselben. Diese Untersuchung hat ihre unmittelbare Anwendung in der alten Astronomie; die dabey gebrauchte Methode ist zur bequemen Auflösung sphärischer Dreyecke in den doppeldeutigen Fällen sehr brauchbar. 8) Ueber die Natur der Sonnen-Atmosphäre, von Herschel, aus einer der Londoner Societät von demselben vorgelegten Abhandlung übersetzt. Hr. Herschel nimmt an, daß man durch Oeffnungen in der Atmosphäre, bey zufälliger Abwesenheit der glänzenden Wolken der Sonne, ihren festen Körper sehen könne, dessen Oberfläche durch gemeine Teleskope als ein schwarzer Flecken erscheine; diese Oeffnungen werden gewöhnlich von Vertiefungen der Sonnenwolken umgeben, was man sonst Halbschatten nennt. Für andere Erscheinungen auf der Atmosphäre der Sonne giebt H. besondere Benennungen an; im Englischen Ridges, Nodules, Corrugations, Indentations, Pores. 9) Ueber die eigenthümliche Bewegung der Sonnenflecken, mit Beobachtungen der Ceres und Pallas, von Fritsch zu Quedlinburg. Er sieht die Sonnenflecken als Folgen einer atmosphärischen Verdünnung an, die uns die dunkle Sonnenoberfläche sehen läßt, als etwas Negatives, als eine Oeffnung im Sonnendunstkreise. Sie bewegen sich also nicht selbst; sondern entstehen fortlaufend, indem eine neue Oeffnung auf diejenige folgt, die sich gefüllt hat. Die rückwärts gehende Bewegungen erklärt der Vf. zu mühsam und undeutlich, da sie ja eben so entstehen wie die vorwärtsgehenden. 10) Des Herausgebers Anmerkungen zu dem großen Sternverzeich-

verzeichnisse, das seinen Himmelscharten beygefügt ist, nebst einigen Verbesserungen. Bey einem Werke dieser Art waren Fehler unvermeidlich. Es wird aber ein Mittel seyn, die bisherigen Unrichtigkeiten in den Sternverzeichnissen zu verbessern, wenn jeder praktische Astronom es bey seinen Beobachtungen prüft, und seine Berichtigungen mittheilt. Diese Erkenntlichkeit verdient ein so mühevolles Werk, wodurch der Herausgeber sich ein bleibendes Verdienst um die Astronomie erworben hat.

Beobachtungen. Zuerst von der glücklichen Wiederauffindung der Ceres durch Hrn. Olbers, der das Glück, welches er hierin gehabt hat, den genauen Berechnungen des Hrn Gauß zuschreibt. Beobachtungen desselben und des Herausgebers im J. 1802. Entdeckung eines zweyten Planeten, zwischen Mars und Jupiter, durch Hrn. Olbers, nebst den Elementen seiner Bahn, durch Hrn. Gauß dreymal nach Maaßgabe der erhaltenen Beobachtungen berechnet. Die großen Axen der Bahnen der Ceres und der Pallas sind sich fast gleich, daher auch ihre Umlaufszeiten. Die Excentricität der Pallas ist aber viel größer als die auch beträchtliche der Ceres, eben so wie der Winkel der Bahn mit der Ekliptik. Die Oerter des aufsteigenden Knoten sind ungefähr um 92 Gr. von einander entfernt. Beobachtungen verschiedener Art auf der National-Sternwarte zu Paris im J. 1801 angestellt. Unter diesen die Beobachtungen eines Kometen im Julius des gedachten Jahres. Hr. Triesnecker theilt, nebst mehrern Beobachtungen, auch die Elemente seiner neuen Mondstafeln mit, zusammengestellt mit den Elementen der Mayer-Masonschen Mondstafeln. Er hat bey der Berechnung seiner Tafeln einen ganz andern Weg genommen als Hr. Bürg, und sie bloß auf Sternbedeckungen gegründet. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Prag, vom Hrn. Kanonikus David. Beobachtungen der Ceres, von Hrn. Koch zu Danzig. Verschiedene Beobachtungen aus Paris, unter diesen auch der Ceres und Pallas, mit den Elementen der Bahn der letztern, von Hrn. Burkhardt. Diese treffen nahe mit den von Gauß berechneten überein. Beobachtungen der Pallas, von Hrn. Bode, der Ceres und Pallas, von Hrn. Schröter, der erstern, von Hrn. Piazzi, im J. 1801 und 1802. Anzeige Hrn. Herschels, daß er den Durchmesser der Ceres und der Pallas, jenen nicht größer als 162, diesen nur 70 engli-

sche

ſche Meilen groß gefunden habe. Die erſtere müßte im März 1802 nur $\frac{1}{3}$ Sek. die andere nur $\frac{1}{10}$ Sek. groß im ſcheinbaren Durchmeſſer erſchienen ſeyn. Wie ſie bey dieſer kleinen Größe meßbar, und wie die beyden Körper, bey dem geringen zurückgeworfenen Lichte, ſelbſt durch mittelmäßige Fernröhre ſichtbar ſeyn konnten, iſt ſchwer begreiflich. Hr. Huth in Frankfurt an der Oder hat einen beweglichen Weltkörper wahrgenommen, der vermuthlich ein Komet war. Neue Elemente der Bahn der Pallas, von Hr. Gauß, zum viertenmal berechnet. Entdeckung eines kleinen Kometen am Ende Aug. 1802 von Hrn. Mechain. Denſelben hat auch Hr. Olbers am 2 Sept. geſunden. Seine Beobachtungen gehen bis zum 13 Sept. Auch H. Harding in Lilienthal hat ihn einigemal beobachtet.

Nachrichten. Zu der neuen Gradmeſſung unter dem Polarkreiſe iſt nach dem Befehl des Königs von Schweden ſchon alles vorbereitet. Die Signale auf den Bergen ſind errichtet, und in dem Winter 1801 bis 1802 ſollte eine Grundlinie gemeſſen werden. Der Bogen des Meridians, der gemeſſen werden wird, ſoll zwey Grad faſſen. — An dem Bau des Geſtells zu einem großen Spiegelteleſkop für die Pariſer Sternwarte (22 F. Brennweite, aſtron. Jahrb. 1803. S. 168.) wird gearbeitet. Carochez verfertigt für dieſelbe ein Teleſkop mit einem Spiegel von Platina, deſſen Brennweite 7 Fuß hält. — Die in Aegypten aufgefundenen Thierkreiſe beweiſen nichts von alle dem, was man zu voreilig darüber geurtheilt hat. Alles läßt ſich durch das ungewiſſe Jahr der Aegypter erklären, welches nur 365 Tage hielt, und in 1460 Jahren ſeinen Anfang rings herum in der Ekliptik nahm. Visconti wird zeigen, daß der zu Denderah gefundene Thierkreis erſt nach Alexanders Zeiten entworfen worden. Dieſes aus einem Briefe von Cuvier. — Jährlicher Preis für das beſte Werk oder die nützlichſte Beobachtung zum Fortgange der Sternkunde, den Hr. la Lande durch Niederlegung eines Kapitals von 10000 Livres geſtiftet hat. — Der König von England hat zu dem bloßem Gebäude der neuen Göttinger Sternwarte 24000 Thlr. Kaſſenmünze bewilligt. — Die Kön. preußiſche Akademie der Wiſſenſchaften hat die Frage über die Veränderungen der Schiefe der Ekliptik zum drittenmal mit dreyfachem Preiſe (150 Dukaten) für das J. 1806 aufgegeben. N.

Geſchich-

Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes, von Joh. Konr. Schaubach, Inspekt. des Herzogl. Lyceums zu Meiningen, u. s. w. Mit 4 Kupf. Göttingen, bey Röwer. 1802. XXVIII. u. 508 S. gr. 8. 2 Rt. 20 gr.

Seitdem Weidler u. Bailly die Geschichte der Astronomie im vorigen Jahrhundert bearbeiteten, und spätere Geschichtschreiber der Mathematik und ihrer einzelnen Theile, wie etwan Montucla u. Berghaus, das Historische der alten Sternkunde unter den vornehmsten Völkern des frühern Weltalters, mit ihren wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, blieb noch immer der Wunsch übrig, jene aus den Quellen der Geschichte genauer, wie bisher geschehen, auszuheben, die Resultate derselben kritisch zu prüfen, und mit mannichfaltiger Sachkenntniß, in einem zweckmäßigen Gewande für Astronomen und Philologen, und die es nicht sind, herauszugeben. Hiezu ward aber ein Mann von seltenen Kenntnissen und Einsichten erfordert, der eine gründliche Bekanntschaft mit der alten Literatur und ihren oft entlegenern Theilen mit der frühesten Mathematik, Kosmogonie, Kosmophysik, Geographie, alten und neuen Sternkunde glücklich zu vereinigen wußte. Dieses nicht geringe Wagestück des deutschen Fleißes, hat nunmehr Hr. Sch., ein gelehrter Humanist und ein würdiger Schüler unsers deutschen Heyne, mit vielem Ruhme ausgeführt, und dadurch dem Wunsch aller Freunde der wissenschaftlichen Geschichte befriedigt, welche einem Werke, wie das vorliegende, schon längst, aber bisher vergeblich, entgegen sahen. Kein Wunder, daß man von einem Manne etwas Gründliches erwarten konnte, der sich seit 10 Jahren mit der Sternkunde der Alten beschäftigte, und der sich sowohl durch seine Bearbeitung von Eratosthenes Katasterismen, deren ein anderer achtungswerther Recens. mit dem ihnen gebührendem Lobe gedacht hat, in dem Anhange zur A. A. D. Bibl. vom 1–28 Bde, 4te Abtheil. S. 505–508, welchem Urtheile wir völlig beytreten, als durch andere, diesen Gegenstand betreffende fragmentarischen Untersuchungen, über die Entstehung der Astronomie unter den Griechen, mit besonderer Hinsicht über die Meinungen der Alten von unserm Sonnensysteme, wobey die Vorstellung des Verfass. von Philolaus u. Aristarchs Hypothe, sein Betreff der

Dewi-

Bewegung unſerer Erde, der Sphäre, und der Vorſtellung des Eudoxus vom Planetenſyſtem, beſonders reichhaltig ſind, in der Geſchichte und Literatur ſehr verdient gemacht hat. Dadurch, wie durch das vorliegende, trefflich gerathene Produkt, hat er hinlänglich gezeigt, daß er für dieſes ſchwierige Fach, mit allen dazu erforderlichen Kenntniſſen, hinlänglich ausgerüſtet ſey. Denn erſt nach vollendeter Arbeit verglich er die Schriften anderer Gelehrten, beſonders Bailly, und benutzte daraus das, was zu ſeinem Zwecke diente. Selbſt da, wo er anderer Meinung als ſeine Vorgänger war, und daher ſie zu widerlegen ſuchte, ſcheint er nicht ſo ſehr zu polemiſiren, als würklichen Einwürfen zu begegnen, die ihm aus andern Vorſtellungsarten allenfalls gemacht werden könnten, wodurch alſo offenbar wird, daß er darauf Rückſicht genommen habe.

Das vorliegende Buch, das vorerſt nur einen Theil der griechiſchen Aſtronomie begreift (eine weitere Ausführung dieſes Gegenſtandes, mit Rückſicht auf andere Völker und Zeiten, wird verſprochen; wir halten daher den Verf. bey'm Worte und bey der Vollziehung ſeines lobenswürdigen Verſprechens); wobey aber Hr. Sch. frühere Arbeiten zum Grunde liegen, unterſcheidet ſich von letztern dadurch ſehr vortheilhaft, daß jene faſt durchgängig mit Sachkenntniß und Kritik aus den Quellen geſchöpft worden. Er nimmt daher Gelegenheit, zu zeigen, daß die Aſtronomie unter den Griechen, von welchem Volke ſie dieſelbe auch immer erhielten, unmöglich auf die wiſſenſchaftliche Form zurückgeführt werden können; denn man ſehe zu deutlich, daß dieſelbe erſt unter den Alexandrinern, wie ſich nach und nach die Mathematik bildete, entſtanden ſey. Denn aus den unvollkommnern Kenntniſſen der frühern Zeitalter dieſes Volks gienge hervor, daß ſie die erſten Begriffe zwar allerdings von Ausländern hätten erhalten, und nach ihrer eigenen Einſicht bearbeiten und vervollkommnen können; es folgere aber daraus nicht, daß ſie dazu eines beſondern Lehrers bedurft hätten; indem dergleichen rohe Bemerkungen über den Lauf der Sonne und des Mondes, über die Finſterniſſe, und im Allgemeinen über den Auf- und Untergang der Geſtirne, von jedem Menſchen gemacht, und gleichſam von der Natur ſelbſt darauf geführt werden konnten. Wollte man dieſe Kenntniß, wie die Beobachtung des Jahreswechſels, und daß die Alten ausdrücklich die Planeten- und Ko-

meten

meten Beobachtungen für griechische Arbeit und griechisches Verdienst erklären, sämmtlich als ein Werk der Griechen ausgeben: so würde wenig für ihre Lehrer, die Aegypter und Chaldäer (Babylonier) übrig bleiben.

Diese und hundert andere neue Ansichten von dem Ursprunge und dem Fortgange der Sternkunde unter den Griechen bis zur Zeit, da sie eine selbstständige Wissenschaft wurde, verschaffen diesem Werke einen Vorzug vor seinen Vorgängern, wodurch eine Menge Irrthümer, Schwierigkeiten und Dunkelheiten in der griechischen Astronomie theils gehoben, theils völlig aufgeklärt werden. Besonders bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß die Sage vom hohen Alterthume der ägyptischen Sternkunde, welche die Großsprechereyen der ägyptischen Priester veranlaßten, und die sogar den Plato u. Aristoteles verleiteten, dergleichen Mährchen für wahr zu halten, auf deren Ansehen tausend spätere Schriftsteller diese Meinung nach- ab- und ausschreiben, ohne allen Grund von jeder historischen Wahrheit entblößt sey. Den angeführten Heyneschen Satz: (s. *Heyne* de genio Saeculi Ptolemaeorum — in Opusc. Academ. Vol. I. pag. 76 seq.) daß man bedenken müsse, welchen Gang die Wissenschaften in Aegypten seit den Alexandrinern genommen hätten, wo Aegypter und Griechen ihre Begriffe gegen einander austauschten, und daß die Philosophie auf ägyptischem Boden nie hätte gedeihen wollen; sondern vielmehr ausgeartet sey, wodurch also die Astronomie, mit dem Sinken des Geschmacks in ägyptischen Aberglauben, anfänglich in Sterndeuterey herabgesunken, nach und nach sich der Naturphilosophie des emporstrebenden Zeitalters der Wissenschaften genähert, und mit der Entwickelung der mathematischen Begriffe und den, zur Zeit der Alexandriner vorhandenen Werkzeugen und Hülfsmitteln, welche den Gang der Beobachtungen beförderten, sich wieder gebildet habe, unterschreibt Rec. völlig; hundert andrer Beyspiele, die der Verf. mit vieler Einsicht und Kritik darstellt, selbige gründlich erwägt, historisch und philologisch, mitunter auch mathematisch prüft, nicht zu gedenken, wovon wir bey genauerer Zergliederung des Werks, gelegentliche Bemerkungen einschalten wollen. Unsern Lesern wird es daher nicht unangenehm seyn, wenn wir von diesem Werke eine vollständige Darstellung des Inhalts und dessen Ausführung geben.

Das Ganze ist in drey Perioden eingetheilt, jede in mehrere Abschnitte. Die erste Periode enthält die Volksbegrif-

begriffe der Griechen von der Welt vor der jonischen Schule (S. 1 — 44.), u. zerfällt in sieben Abschnitte: 1) Vorstellung der Erde als Scheibe, nach Homers u. Hesiod's Vorstellung. 2) Beschaffenheit des Himmels als Gewölbe über der Erdscheibe. Aether, und Unterschied zwischen Sonnen- und Tageslicht. 3) Kenntniß des gestirnten Himmels. Homer kannte keine zusammenhängende Tagekreise. Vermuthung über die damals bekannten Sternbilder und ihrer Entstehung, nach Homer u. Hesiod, mit den darauf Bezug habenden Fabeln. Der Verf. sagt ganz richtig: die Fabel des Bärs (als Sternbild) trägt (S. 18.) Spuren des höchsten Alterthums; der Name des Sternbildes ἄρκτος scheine, wie Mellmann glaube, von einem fremden Volke zu den Griechen übergegangen zu seyn. (Letzteres ist ganz außer Zweifel; denn die Griechen erhielten dieß Sternbild aus Vorder-Asien, zunächst von phönikischen Schiffern, wie schon der Name dieses Gestirns andeutet, worüber Bergbaus eine eigene Untersuchung liefert in Gesch. d. Schifffahrtsk. b. d. vornehmst. Völk. d. Alterth. 1r. Bd. S. 79 — 97. vergl. Lach's Anl. zur Kenntniß der Sternnamen; S. 13 — 19, u Herrmann's Handb. der Mytholog. 3r. Bd. S. 5 — 29. Uebrigens kannten die Griechen im Homerischen u. Hesiodischen Zeitalter noch kein anderes Bären-Gestirn, als das des großen Bären (Ἄρκτος μεγάς), wovon Theo zum Arat (v. 27 & 39) behauptet: daß Tiphys, einer der Argonauten, der Entdecker dieses Gestirn's gewesen sey, um dessen Stand und Bewegung um den Pol, bey der Schifffahrt anzuwenden, vergl. Pausan. Lib. II. c. 38. Ganz anders verhält es sich mit dem kleinen Bär; dieser kam ungleich später auf die griechische Himmelskugel. Thales der Milesier, lehrte, höchst wahrscheinlich von den Phönikern darauf aufmerksam gemacht, seinen Landsleuten dieß Gestirn kennen, und legte ihm zuerst die neue griechische Benennung Κυνοσουρα, der Hundesschwanz bey, wie Diog. v. Laert. bezeuget: Liber I. p. 6. vergl. Germanicus in Arat. v. 45.) Eher um diese Zeit wurde 4) der Tag in Morgen, Mittag und Abend, die Nacht dagegen nach dem Stand der Gestirne eingetheilt. Von der Sphäre handelt der 5te Abschn. Die mathematischen Begriffe davon sind weder in diesen noch dem vorhergehenden Zeitalter zu suchen. Auch Atlas kann nicht als Erfinder derselben angesehen werden. In Homer's u. Hesiod's Schriften kommt wenig von Kreisen des

Himmels vor. Die Sonnenwenden, die man aus einer Stelle des Dichters (Odyss. XV. 403) zu erklären gesucht hat, werden in Zweifel gezogen. Das Aequinoktium kannten weder Homer noch Hesiod, welches gegen Scaliger erwiesen wird. (Rec. tritt hierin dem Verf. bey, ungeachtet Newton, auf welchen Grund, ist nicht abzusehen — behauptet: Chiron, einer der Argonauten, habe nicht nur den Sternbildern Namen gegeben; sondern auch die Punkte der Nachtgleichen u. Sonnenwenden dergestalt in Ordnung gebracht, daß sie durch die Koluren der Aequinoktial- und Solstitialpunkte in zwey gleiche Theile wären vertheilet worden. s. Newton Chronol. des Grecs, p. 85, 87. & 89 seq., auch dessen Histor. Beschryv. der Oud. heden enz. p. XXVII. u. p. 16, 31 — 37. 42, 54, 141 seq.; man sieht aber sehr deutlich, daß er seine Behauptungen mit den Erfindungen des Thales verwechselt hat, wie schon Stephan von Canaye u. neulich Hr. Harles bewiesen; s. Rech. sur le philos. de *Thales*, in Mém. de l'acad. des Inscript. Tom. XIV. p. 17 suiv. und Harles in Fabricii bibl. græca, Tom. I. p. 297 — 300, Not. F. & G.) Von den Winden zur Zeit des Homer. (Einige haben geglaubt, Homer habe nur den Nord- u. Südwind gekannt: Il. IX, 5; aber die Stelle in der Odyssee V, 295 u. 296: „Auf einmal blasen der Ost- u. der Süd-, der mächtige West- u. der Nordwind einher," hebt diese Ungereimtheit; vergl. den Vers. von Homers Leben, p. 333 seq.) Ferner 6ter Abschn. Von den Planeten, die Homer u. Hesiod nicht kennen; ihnen waren bloß Morgen- u. Abendstern, als zwey verschiedene Körper bekannt. 7) Vom Kalender. Der Landmann richtete sich bey seinen Geschäfften nach einigen wiederkehrenden Erscheinungen in der Natur u. nach einigen Gestirnen. Der Auf- und Untergang der letztern war zu Hesiod's Zeiten bloß scheinbar. (Richtig, daher auch der Dichter-Ausdruck: Heliakalischer Auf- u. Untergang der Gestirne, wobey Hesiod, zumal nach dem Auf- u. Untergange der Plejaden u. Hyaden das Jahr der Landleute in zwey Theile eintheilte. Denn der Heliakalische Aufgang dieser Gestirne brachte den Sommer; ihr Untergang den Winter.) Etwas vom Mondswechsel vorzüglich nach Hesiod. (Gründlich bearbeitet.)

Zweyte Periode. Von Thales bis auf Eudoxus. S. 45 — 207. — Diese zerfällt wieder in sieben Abschnitte.

1) Die

1) Die kosmologischen und mathematischen Begriffe der Philosophen von Thales bis zum Empedokles werden in einer Uebersicht geliefert, und aus den verschiedenen Systemen Resultate gezogen. Eben so auch 2) die Vorstellungen und Meinungen von der Erde bis auf Anaxagoras. Pythagoras Vorstellungsart Art ist, außer daß er die Erde in 5 Zonen theilte, unbekannt geblieben. (Diejenigen, welche fast beständig die Aegypter zu Lehrer der Griechen in der Stern- u. Erdkunde machen, werden sich doch wohl bescheiden, daß jene noch weit zurück waren, als Thales nach Aegypten kam, und die Rundung der Erde den Priestern vordemonstrirte, die, wie Klemens von Alexandrien versichert (Stromat. lib. VII. p. 474.): die Erde für eine geraume platte Fläche hielten, welche, wie Kircher behauptet, durch ein Viereck vorgestellt worden sey; s. Oedyp. Aegyt. Cl. VII. p. 103.) Der dritte Abschn. ist äußerst wichtig; er handelt von der Beschaffenheit des Himmels und der Sternbilder. Die gewöhnliche Vorstellung des gewölbten Sterngefildes, dauert fort. Von der allmähligen Entstehung der Sternbilder findet man noch wenige Nachrichten. (Der Verf. hat sich um die historische Erläuterung von Entstehung der Sternbilder, ihrer abwechselnden Form und Stellung im Alterthume, und ihrer Verbindung mit der Mythologie, hier recht verdient gemacht. Er läßt unentschieden, wann, und durch wen, die griechische Himmelskugel mit diesem oder jenem Sternbilde bereichert worden; nur führt er S. 105 – 115 die Quellen an, welche von den Alten sie nach und nach zuerst nennen. Rec. ist der Meinung: daß die Griechen die Sternbilder der Ausländer (Βαρβαρος) auf ihre eigene Sphäre brachten. Ob aber alle bekannten Gestirne der griechischen Sternkugel fremden Ursprungs gewesen, läßt sich mit Gewißheit weder behaupten noch verneinen. Dieß scheint aber sicher zu seyn, daß die ältesten Sternbilder der Griechen, so wie sie im Homer u. Hesiod vorkommen, phönikischer Herkunft gewesen seyn müssen, weil die Griechen, vor der Ankunft dieser Fremden, viel zu roh, wild und sittenlos waren, an Gegenständen der Art Gefallen zu finden. Der Zuwachs ihrer Kultur, veranlaßte in der Folge, daß alle die fremden, zu ihnen gebrachten Namen der Gestirne, nach und nach wieder umgetauft, und ihren eigenen Mythen angepaßt wurden.) 4 Abschn. Zeitmaaß u. Zeitbestimmung der Griechen; die Unbrauchbarkeit ihrer Wasseruhren, die Ctesibius in Alexandrien erfunden haben

soll, (wie auch Perrault auf die Autorität von Plato u. Plinius behauptet; Les dix livr. d'Archit. de Vitruve, p. 286.) — 5ter Abschn. Von der Sphäre. Der Verf. zeigt richtig, daß die Griechen damals noch keine rein mathematischen Begriffe von der Sphäre gehabt hätten, woran die Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge, und ihrer Messungen, besonders die der Höhen schuld gewesen wären. Statt des Meridians hätte man den Horizont gebraucht. Anaxagoras sey der erste gewesen, der Begriffe von einer gemeinschaftlichen Bewegung aller Theile der Kugel, wie z. B. der Sonnenwenden, des Aequators, der Himmelszonen, Polarkreise, Ekliptik u. Zodiakus, gehabt. In Ansehung der beyden letzten Kreise, geht der Verf., seiner Gewohnheit nach, sehr kritisch zu Werke, indem er S. 148 fg. nicht entscheidend bestimmt, wem von beyden, Anaximander oder Anaxagoras, die mathematische Eintheilung des Thierkreises u. die Schiefe der Ekliptik zugeeignet werden müsse. (Rec. hält dafür, daß die Griechen, so bald sie den Stand und die Bewegung der Sonne mit astronomisch-praktischer Aufmerksamkeit beobachteten; auch genöthiget waren, umgleich andern Völkern, dem Bilderdienste gewisse Opfer der Unsterblichkeit, wie die Aegypter zu bringen (vergl. *Lucian.* de Astrol. in Op. omn. Tom. I. p. 848 seq.), zur Bestimmung des Sonnenweges, einen Kreis in das funkelnde Gewölbe des Himmels zu beschreiben, und die Sternbilder, die dazu bereits vorhanden waren, oder wozu die Einbildungskraft ganz neue erschuf, und durch welche dieser Kreis gezogen ward, wurden die 12 Zeichen des Thierkreises genannt. Unstreitig mußte aber dieser Zirkel, wegen seiner ersten Eintheilung, durch die Unwissenheit, der damaligen Astronomen Griechenlands, in der Folge in Unordnung gerathen, weil das Fortrücken der Fixsterne, bis dahin zu keinem Resultat der astronomischen Rechenkunst gereift war. Sie sahen zwar die Stellen der Zeichen des Thierkreises mit jedem Jahre verändern; sie wußten es aber nicht anzufangen, diesen Umstand zu verhüten. Kein ander Mittel blieb ihnen daher übrig, als, nach dem Verschwinden einiger Jahrhunderte, die Punkte der Nachtgleichen und Sonnenwenden zu verändern, und gleichsam den ganzen Himmel, wenigstens den Thierkreis von neuem einzutheilen. Um dieser Schwierigkeit nicht weiter ausgesetzt zu seyn, wenigstens mit einiger mathematischen Richtigkeit dieß Geschäffte in Ordnung zu bringen, erfand der Philosoph Anaxagoras, oder wie Stephan

von

von Kanaye a. a. O. von Anaximander behauptet (s. Mém. de l'acad. des Inscript. Tom. X. p. 21.), den Gnomon, womit er die Schiefe der Ekliptik beobachtete, die Punkte der Nachtgleichen u. Sonnenwenden, der Mittagskreise und der Jahrszeiten festsetzte (s. Diog. Laërt. de Vita Anaximand. Lib. II. Cap. 1. §. 3.). Saumaise u. Harduin haben dieses Werkzeug unter die Sonnenuhren der Alten herabgesetzt (s. *Salmasius* in Exercit. Plin. in Sol. Tom. I. p. 446 u. *Hard.* ad *Plin.* Tom. I. p. 131. Not. 68.); wir finden aber nicht, daß es dieser Geringschätzung in einem Zeitraume verdiene, wo scientifische Astronomie u. mechanische Hülfsmittel, zu Beobachtungen der Art, gleichsam in ihrer Kindheit standen.) Endlich folgt die allmählige Entwickelung des Begriffs Pol. (Diese ist zwar S. 149 - 155 philologisch, nur nicht astronomisch ausführlich genug. Hier hätten, nach den Alten, die Sterne, womit man in verschiedenen Zeiten des Alterthums den Pol zu bezeichnen pflegte, mathematisch dargethan werden sollen. Freret, Goguet, Bailly u. la Lande's Meinungen, konnten hier mit Bode, Kästner, Berghaus u. Andern verglichen werden. Derjenige Stern, den wir jetzt für den Polarstern halten, und sich ihm jährlich um 20″ nähert, war damals, wie Hipparch sich mit den Beobachtungen der Gestirne beschäftigte, ungefähr 15° vom Weltangel entfernt. Nach den Gesetzen der Bewegung wird er ihn auch nie erreichen; aber nach Riccioli Berechnung i. J. 2103 am nächsten und nur 7′ davon entfernt seyn (s. *Riccioli* Almag. nov. Tom. I. lib. VI. c. 19. p. 458.); alsdann wird er ihn verlassen, und sich nach eben diesem Näherungsgesetze wieder von ihm entfernen, weil kein Stern den wahren Weltpol jemals erreichen kann, stünde das Universum noch mehrere Millionen Jahre, ein Umstand, der den damaligen Griechen nicht bekannt war. Wenn daher endlich der Verf. S. 154 zu unten, die Meinung des Bailly anfechtet, daß der Polus eine Sonnenuhr gewesen sey: so hätte dabey auch nicht vergessen werden dürfen, daß durch den Polus, wovon eigentlich Athenäus spricht (s. Lib. V. Cap. 11. p. 207. F. ed. Cas.), einen Gnomon verstanden werden müsse, womit man den Stand der Sonne, um die Zeit der Sonnenwende beobachtet hatte, wie Suidas behaupte (s. *Suid.* Tom. I. p. 1179. sub. voc. Ἡλιοτρόπιον.). An den eigentlichen Pol dachte wohl Bailly dabey nicht; wenigstens scheint uns dieß nicht aus der Beschreibung dieses Werkzeugs

hervor zu gehen. Bailly Gesch. der Sternk. des Alterth. u. d. Wünscheschen Uebers. 2. Bd. S. 181.) 6r. Abschn. Ueber die Größe u. Entfernung der Weltkörper, nach den damaligen Meinungen der Philosophen Griechenlands. Allgemeine Betrachtungen über das Bisherige. 7r. Abschn. Vom Kalender. Unvollkommne Einschaltungen der Griechen zur Zeit des Thales und Solons, wo man die Zeit, nicht nach Sonnenjahren, sondern nach Mondsrevolutionen bestimmte. Erfinder und Verbesserer der Zeitrechnung, besonders des Sonnenjahrs. Der Vers. folgt hier vorzüglich dem Geminus, und wundert sich S. 198 Note *), daß dieser nur den Eukremon u. Philipp, nicht den wahren Erfinder Meton nenne. (Aus dem Ptolemäus (Almag. Lib. III. p. 63.) und Censorin (De die nat. Cap. 19. p. 101 in fin. ed. *Haverk.*) geht doch deutlich hervor: daß Meton (Olymp. LXXXVII. 1. oder 432 J. vor Chr. Geb.) den Sommersonnenstillstand in einer Periode von 19 Sonnenjahren, von 235 Mondsumläufe festgesetzt habe, und daher das große Jahr des Meton genannt wurde. (*Censor.* l. c. Cap. 18. p. 94. *Aelian.* var. hist. lib. X. c. 7. u. *Perizon.* ad *Aelian.* p. 607 seq.) Uebrigens versichert der Vers. S. 201. nach Riccioli Angabe, daß Snellius die Schwierigkeiten der Alten, die Bestimmung der Solstitien auf alle andere Beobachtungen des Himmels zurückzuführen, sehr naiv ausdrücke. (Rec. kam diese Stelle bekannt vor; er schlug den Riccioli us (Almag. nov. Tom. 1. p. 132. Col. 1. lin. 15 v. unt.) nach, und fand, daß der Ferrarische Jesuit, den holländ. Gelehrten, nur nicht wo er sich über dieß Verfahren ausdrücke, anführe. Unter mehreren Werken des Willebrord Snell fanden wir sie endlich in Coeli et Siderum in eo errantium Observat. Hassica, p. 99. Lugd. Bat. 1618, 4to.)

Dritte Periode. Von Sokrates Tod (?) bis auf Eratosthenes. S. 208 — 508. Ebenfalls in sieben Abschnitte vertheilt. 1) Meinungen der Philosophen. Kosmologische Begriffe Plato's u. Aristoteles. 2) Von der Erde. Vermuthungen über die Krümmung der Erde. Meinungen der Pythagoräer u. späterer Philosophen der jonischen Schule. Ueber das Stadium. Eratosthenes Versuch, die Erde zu bestimmen. (Recht gut bearbeitet; doch vermissen wir hier: *Willebrord Snellii* Eratosthenes Batavus; Lugd. Bat.

Bat. 1617. 1½ Bog. u. 263 S. 4. u. Rome del Iſle Metrolog. Tafeln ꝛc. Braunſch. 1792. 8; beyde hätten mit Nutzen gebraucht werden können.) Ariſtarch, Erfinder des Skaphiums; Gebrauch u. Verbeſſerung deſſelben durch Eratoſthenes, dem er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und dagegen auf die Fehler des Brüce, der S. 276 nicht angeführt wird, aufmerkſam zu machen ſcheint. (Rec. kann nicht unterlaſſen zu bemerken, daß wenn Brüce, wo er von den aſtronomiſchen Denkmälern in Aegypten u. den Bemühungen des Eratoſthenes redet, um die Entfernung von Syene bis Alexandrien zu beſtimmen (ſ. Reiſe zu den Quell. des Nils; 1r Bd. S. 212-218. n. d. Volkmannſch. Ausg.), die Stelle im Strabo, wo der alte Erdbeſchreiber von den Fehlern des Poſidonius ſpricht, (Lib. II.) wegen der offenbar in die Augen fallenden Unrichtigkeit, genauer geprüft und unterſucht hätte: ſo würde er die Entfernung von Syene u. Meroe nicht ſo fehlerhaft dargeſtellt haben.) 3. Von den Sternbildern; Geſchichte einzelner Sternbilder, u. ſ. w. 4) Zeitbeſtimmung. Stunden waren noch nicht gewöhnlich. 5) Von der Sphäre, und der dazu gehörigen aſtronomiſchen Kreiſe. 6) Von den Planeten. Bemerkungen über ihren Lauf u. ihre Ordnung, Größe u. Entfernungen. Recht- und rückgängige Bewegung. Erde und ihre Bewegung; u. d. gl. 7) Der Kalender, nach verſchiedenen griechiſchen Philoſophen. (Gründlich für jene Periode bearbeitet, von der der Verf. ſpricht. Die Monate in Wochen und dieſe in 7 Tage einzutheilen, war damals noch in Griechenland nicht bekannt. Dio Caſſius ſagt daher: Die Wochentage nach den 7 Planeten zu benennen, ſey ägyptiſchen Urſprungs und auf alle andre Völker, nur nicht ſo viel ihm bekannt ſey, auf die Griechen gekommen. ſ. *Dio Caſſ.* lib. XXXVII. c. 10. p. 37. Mehrere Vorſtellungen davon ſ. in den kritiſchen Bemerkungen von A. J. Penzel zur deutſchen Ueberſ. des Caſſius, 1r Bd. S. 154-157.) Dieß iſt der weſentliche Inhalt eines Werks, das uns mit wahrem Vergnügen beſchäfftiget hat. Was uns beſonders aufgefallen, iſt die Art, womit der Verf. den Ruhm der Erfindung der Sternkunde, den Aegyptern und Babyloniern faſt gänzlich abſpricht, und dagegen die wiſſenſchaftliche Form, in die ſie ſpäter durch die Griechen einkleideten, dem letzten Volke zueignet. In den weſentlichen Principien ſtimmt Rec. damit ein; nur nicht in allen. —

F.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Magazin für Insektenkunde von Karl Illiger, Doctor der Philosophie, und Mittglied der Naturf. Ges. in Jena, u. d. philos. Ges. in Göttingen. Ersten Bandes drittes und viertes Heft. Braunschweig, bey Reichard. 1802. 15 B. 8. 1 Kl.

Der Inhalt beyder Stücke nach den Nummern der vorhergehenden ist folgender. XI. Ueber das Fabricische System und über die Bedürfnisse des jetzigen Zustandes der Insektenkunde. Bekanntlich gründet Fabricius sein System auf die Beschaffenheit der Mundtheile. Der V. läßt ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren, und füget hinzu, daß, wenn man die Zeugungs-Werkzeuge gehörig untersuchte: so würden auch diese gute Charaktere für das Genus liefern; gleichwohl seyen sie allein genommen noch immer unsicher, ein gutes System darauf zu bauen. Oft seyen, wenn man auch die Schwierigkeiten der Untersuchung nicht berechnen wollte, die Kennzeichen, die man von dem Genus festgesetzt, bey einer Art sehr deutlich, bey andern kaum im Anfang, und fehlten dabey oft Zwischenstufen, daß man bey der Untersuchung immer in einem Zweifel bleiben müsse. Einem System aber mit Sicherheit zu folgen, müßten 1) die Merckmale, worauf es gegründet ist, leicht aufzufinden, und 2) ebendieselben wesentlich seyn, und allen Arten einer Abtheilung zukommen. Allein wie wenig wissen wir bey den Fabricischen Kennzeichen, davon viele so schwer zu entdecken sind, ob manche Theile wesentlich oder Abweichungen sind, und wie manche übersehen wir wegen der Kleinheit; daher, sagt der V. weiter, ist dieses immer sicherer, daß man sich auf ein natürliches System zu erreichen einlasse, auf alle Theile des Insekts und ihrer Eigenschaften sehe, und nicht bey einem Theil ausschliessungsweise stehen bleibe, und diese Theile in die Kennzeichen der Arten, Gattungen und Ordnungen einschließe; denn nur auf diesem Weg finde man sichere Kennzeichen, und sonsten nie. Niemand wird hierinnen dem Verf. widersprechen, welcher weiß, daß die meisten Entomologen, welche das Fabricische System angenommen haben, doch nur ihre Insekten nach der äußern Gleichheit oder dem habitus, ohne Untersuchung der Mundtheile gereihet, und Fabricius selbsten sich dieses Mit-

Mittels bey den meisten hat bedienen müssen. Inzwischen wird doch noch manche Zeit hingehen, bis ein solches System zu Stande kommt, und wir müssen uns daher nach des künstlichen Systems so lange bedienen, wollen wir anders uns Andern mittheilen, oder unsern eigenen Vorrath ordnen, bis jenes weitläuftige Unternehmen, wobey auch selbsten die Mund- und Zeugungstheile, ja die ganze Anatomie des Thiers nicht vorbeygegangen werden dürfen, zu Stande gekommen seyn würde.

XII. Aufzählung der Käfergattungen nach der Zahl der Fußglieder (Tarsi). Der V. unternahm diese mühsame Untersuchung in der Meinung, sichere und leichtere Kennzeichen, als die Mundtheile sind, von ihnen für das System, und natürliche Zusammenstellung der generum zu erhalten. Schon *Geoffroi*, Degeer und Schäffer hatte er hierinnen zu Vorgängern. Ob er nun gleich nicht dadurch seinen Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, erreicht: so vollendete er doch die Untersuchung, fand, daß manche Entomologen die Fußblätterzahl unrichtig angesetzt, und registrirte hier die genera von gleichzahligen Fußblättern zusammmen. R. glaubt mit dem Verf., daß man den Fußblättern alle Achtung geben müsse: zweifelt aber auch nicht, wenn man auf die Gestalt und das Verhältniß der Glieder zu einander mit Zuziehung einiger andern wesentlichen Kennzeichen Acht habe, daß man gleichwohl auf diesem Weg ein eben so sicheres, aber noch leichteres System bekommen könne, als das Fabricische ist.

XIII. Zusätze und Berichtigungen zu Fabricii Syst. Eleutheratorum. Sie sind sehr willkommen, weil sie viele überflüssige Arten, welche erwiesene Abarten von andern sind, ausmerzen, manchen Arten, welche zu einem andern genus gehören, ihren rechten Standort anweisen, und die Synonymie theils ergänzen, theil verbessern: man muß sie selbst lesen, um sich davon zu überzeugen. Bey dem allen wollen wir doch nicht alle diese Zusätze und Berichtigungen für untrüglich erklären. Der V. ist so bescheiden, daß er auch dieses nicht verlangt, sondern selbst wünscht, daß Andere sie näher untersuchen. Hier würde es uns zu weit führen, diesen Versuch durchaus nachzugehen. Doch kann man nicht unbemerkt lassen, daß es gut gewesen wäre, bey manchen noch nicht ins klare gebrachten Arten seiner Meinung ein (?) beyzusetzen, wie

unter andern bey Coccinella tripunctata L., welche der V. geradezu für seine undecimpunctata erklärt, und dadurch die noch nicht vollendete Untersuchung dieser zweifelhaften Art gleichsam ins Stocken bringt. Hat er aber aus eben so guten Gründen, wie bey Cocc. 16 punctata L., von welcher man nun gewiß ist, daß sie zu Cocc. 12 punct. L. gehöret, diese Vereinigung vorgenommen: so wünscht R. zu Beseitigung aller Zweifel die Bekanntmachung derselben. Eben so wünscht er eine wiederholte Vergleichung einiger Arten unter Trox, über welche sich R. in dieser D. Bibl. gelegentlich der Anzeige von des V. Uebersetzung des Olivierschen Entomologie geäußert hat.

XIV. Beyträge zu den Materialien für eine künftige Bearbeitung der Gattung der Blattläuse, von Friedrich Hausmann. Bey diesen in der Generation besondern Thieren, wird zu ihrer Kenntniß gefordert, daß man auf die Verschiedenheit der Blattläuse der ersten Zeugung, und der vollkommenen Blattläuse der zweyten, und alsdenn auch auf die successive Ausbildung der von den Blattläusen der ersten Zeugung gebornen Acht habe, und sie zur Kenntniß nach dem dreyfachen Zustand beschreibe, wenn man nicht aus einer Art mehrere machen wolle. Die Beobachtung ist ganz richtig; allein sie erfordert viel Zeit und Geduld, denn sie muß durchgehends an den lebenden gemacht werden.

XV. Bemerkungen über Herbsts in dem Xten Band seines N. Systems der Schmetterlinge aufgestellte, und von Laspeyres bearbeitete Scheckenfalter oder Milites, von Joh. Centurius Grafen von Hoffmannsegg. R. ist mit den Behauptungen in diesem Aufsatz einverstanden, wie schon zum Theil seine Bemerkungen über diesen Xten Band in unserer D. Bibliothek erklären, daß nämlich viele unter diesen Scheckenfaltern nichts anders als Abarten sind; hier gehen 14 als Abarten ein, und, genau genommen, dürften noch mehrere eingehen. Zu wünschen ist es, daß ein so scharfer als genauer Beobachter eben so die übrigen Horden durchmusterte, und uns mit seinen Resultaten beschenke.

XVI. Beschreibung eines Werkzeugs zum Insektenfang, von Tobias Roy. Es ist der Schöpfer oder Decker, den Schwarz in seinem Raupen-Kalender abgebildet hat.

XVII.

XVII. Vorschlag eines neuen, auf den Rippenverlauf der Flügel gebauten Systems, von Joh. Dan. Eduard Preyßler. Schon Jurine hat auf das Geäder der Flügel bey den Hymenopteris L. seine genera gegründet. Der V. will es bey allen geflügelten Insekten geltend machen. So gut es ist, nichts so gering anzusehen, ohne zu untersuchen, ob es nicht ein systematisches Kennzeichen abgeben könne: so ist doch R. mit dem Herausgeber dieses Magazins darinnen einig, daß ein System auf einzelne Theile gebaut, nichts Sicheres bey den vielen Uebergängen und Abänderungen dieser Theile zu Festsetzung der generum liefere. Merkwürdig ist in diesem Aufsatze, daß der V. die äußere schaalichte Bedeckung der Insekten nicht für ihren Knochenbau, sondern nur für das erklärt, was bey andern Thieren die äußere Haut ist; die Flügelrippen aber, welche mit Unrecht Adern genennt würden, weil darin keine Kreißbewegungen der Säfte angetroffen würden, auch keine Nerven seyn könnten, weil das Insekt bey der Verstümmelung der Flügel darinnen am gefühllosesten sey, diese erklärt er für Knochen, auf deren Verlauf er sein System bauet. Der Aufsatz verdient eine genauere Prüfung, die hier zu weitläuftig werden würde.

XVIII. Literatur. XIX. Vermischte Nachrichten, von den Insekten-Sammlungen in London 1801; daß Hausmann die Eucera longicornis F. mit Andrena strigosa gepaart gefunden, als eine Bestätigung der Erfahrung seiner Vorgänger, und als ein Beweis, auf welchen unsichern Kennzeichen noch manche genera beruhen. Eine Erfahrung von Verheerungen an Eichen und Obstbäumen durch die Raupe der pyralis viridana F., welche R. zwar oft an Eichenwaldungen seiner Gegend; aber nie an Obstbäumen beobachtet, und eine merkwürdige Anekdote von einem Pillenwälzenden Käfer, der, da er seine Pille, die ihm in eine Grube gefallen, nicht herausbringen konnte, sich in einen nahen Düngerhaufen gewühlt, und mit 3 Gehülfen zurückgekommen, welche ihm seine Pille aus der Grube gewälzt, und hernach wieder in ihren Düngerhaufen zurückgegangen seyen. War das nur Instinkt oder etwas mehr?

Wir haben nun, nach Endigung des ersten Bandes dieses reichhaltigen Magazins, die baldige Fortsetzung, wozu uns der V. auch den Herrn Fabricius als Theilnehmer nennt, zu erwarten.

Abbil-

Abbildungen zu Karl Illigers Uebersetzung von Oliviers Entomologie. Käfer. Erster Theil. Mit 54 illum. Kupfertafeln u. 136 S. Text 4. Nürnberg, bey Sturm. 1802. 13 Mg. 12 Gr.

Bekanntlich veranstaltete Karl Illiger eine Uebersetzung der Olivierschen Entomologie, davon wir bis jetzo den ersten Theil in 2 Abtheilungen erhalten haben. Zu dieser Uebersetzung liefert hier Sturm, in dem nämlichen Format, getreue Kopien der Olivierschen Abbildungen, um dieses Werck dem deutschen Entomologen brauchbarer zu machen. Weil aber Deutschlands Käfer schon in andern brauchbaren Werken, sonderlich in Panzers Fauna germ. vorkommen: so führt er zwar im Text diese Europäer, aber nur nach ihren Namen und Anzeige, wo sie abgebildet und beschrieben sind, an, und schränkte sich also nur auf die Abbildung der Ausländer ein, wodurch er zugleich dieses Werk um vieles wohlfeiler machte. Damit aber Liebhaber dieses Werk als ein von Illigers Uebersetzung abgesondertes benützen können: so giebt er zu den Ausländern die lateinische Definition und Beschreibung aus der Urschrift, mit daneben gesetzter deutschen Uebersetzung. Er giebt es Heftweis heraus, jedes zu 6 Tafeln. Hier haben wir nun den Ersten Theil, der aus 9 Heften besteht, und Illigers erste Abtheilung des Olivier's ersten Theils enthält, mit beygefügtem Register.

Man konnte erwarten, daß die Kopien von einem, mit der Natur selbst bekannten Mann, als Herr Sturm sich unter Vielen so rühmlich auszeichnet, so viel möglich getreu seyn, und besonders im Kolorit noch reiner als in der Urschrift ausfallen würden. Zu wünschen wäre es aber gewesen, daß dieser Meisterhand die Originale zur bearbeiten gehabt hätte: so würde das Werk, das im Original noch viele Unvollkommenheiten in den Abbildungen hat, ungleich besser geworden seyn. Noch wünschte R., daß wenigstens in der Folge auf jeder Tafel die Namen der abgebildeten um mehrerer Bequemlichkeit willen beygefügt würden.

Die Ansicht mancher Abbildungen, wenn man sie in ihren Uebergängen vergleicht, kann einen Unbefangenen leicht verführen, mehrere als Arten aufgestellte vor einerley zu erklären. Wie unmerklich gehen Geotrupes Hercules, Alcides,

des, Perseus und Tityus zu einander über; denn das Maaß der Hörner und ihre Zähne sind so wandelbar, als die Größe des Körpers und Farbenmischung. Wie nahe sind sich Centaurus und Gedeon, Aloeus und Anthaeus. Dem Rhinoceros ähnliche sind mehrere da, welche sich gar wohl mit Linne's Beschreibung vertragen. Sollte nicht das angebliche Weibchen von Lucanus Alces vielmehr eine kleine Abart des Männchen seyn? Kopf, Brustschild und die mandibulae, welche von der gewöhnlichen Gestalt der Weibchen abweichen, scheinen es zu bestätigen; hingegen sind Luc. Gazella und Lama nach der Analogie wohl gewiß Weibchen, aber von welchen? Wir erwarten nun bald den zweyten Theil.

Rst.

Archiv für Zoologie und Zootomie. Herausgegeben von C. R. W. Wiedemann, der A. u. W. A. Doct. Prof. der Anatom. u. Geburtsh. am anatom. chirurg. Kollegium, ord. Beysitz. des Ober-Sanitäts Kolleg. zu Braunschweig, u. s. w. Dritten Bandes erstes Stück. Mit Kupfern. 282 S. 8. Braunschweig, bey Reichard. 1802. 1 Rl. 12 Gr.

I. Fortsetzung der Schädelbeschreibungen, vom Herausgeber. A. Beschreibung der Schädel von dem Makoko (L. Catta) dem Tarser (L. macrotars.) und dem schlanken Loris (L. gracil. Cuv.) B. C. Vom äthiopischen Galeopitheken od. fliegenden Maki (Lan. volans L.). D. Vom Manis longicauda (Phatagin), und Man. pentadact. (Pangolin). E. Nachtrag zu der Schädelbeschreibung der Nagethiere, des gemeinen Stachelschweins, des gestreiften Haiskaninchen (Cav. Paca), des Kabiai, des Daman (Hyrax Capens.). F. Des Fischotterschädels. G. Einzelne Bemerkungen, Nachträge zur Beschreibung des Knochengerüstes. Vom Ai (Bradyp. tridact.). — Die Köpfe des Lemur gracilis und des Galeopitherus rufus sind auf Tab. I. von drey Seiten vorgestellt. — II. Fortsetzung der Beobachtungen über die Eingeweidewürmer, von Rudolphi. — Sie betreffen verschiedene Fasciolae und Taeniae, davon einige der merkwürdigern vergrößert auf Tab. II. abgebildet sind. — Neue Conchylienarten und Abänderungen,

pite cristato, pileo nigro, crista pennacea pileï occipitalis recurvata. Auf der ersten Kupfert. ist der Vogel, auf der zweyten der Fischfang selbst abgebildet. S. 76. steht Tracy Clark's (Veterinararztes zu London) Abh. über die Gattung Oestrus, (Breme) welche H. D. Schwägrichen in Leipzig übersetzt hat. Das Original findet sich im 3ten Bande der Transactions der Linne'ischen Gesellschaft. Die dem Hr. Uebersetzer vom Verf. dem Exemplare beygeschriebenen Anmerkungen sind ebenfalls benützt worden. Dazu gehört die 3te u. 4te Kupfertafel. — S. 150. beschreibt der Herausgeber einen Seebeutel oder eine neue Art Thetys, die er im atlantischen Ocean fand. Sie ist auf der 5ten und 6ten Kupfertafel abgebildet. S. 166 theilt er Bemerkungen über einige Aunsten oder Meergallerte (Medusa Linn. cruciata und capillata) mit, die im Taqus und an den portugiesischen Seeufern gefunden werden. Sie lassen sich nicht aufbewahren, denn sie bestehen aus lauter Wasser, und es ist gar nichts Häutiges in ihrer Organisation vorhanden. Selbst im Bleyessig zerfliessen sie in wenig Tagen, und auf dem Papiere sahe man kaum einen schwachen Kontour von der ehemaligen Gestalt derselben. S. 178 folgt eine Uebersetzung einer Beschreibung der phosphoresciremden Medusen, die man in der Meerenge von Messina antrifft, von Spallanzani, aus dessen Reise nach den beyden Sicilien, welche 1793 in 4 Bänden italiänisch, und 1796. deutsch zu Leipzig erschien. S. 233. beschreibt der Herausgeber mit vieler Genauigkeit einen schön gezeichneten Chiton, eine neue Species aus dem Taqus (Chiton Lusitanicus) C. l. punctato-striatus, testa octovalvi-imbricata, ovato-oblonga, punctis elevatis striata. (Sollte dieß wirklich eine neue, bisher unbekannt gewesene, oder noch nicht beschriebene Art seyn?) Auf der 6ten Kupfertafel ist diese Species noch in allen Stellungen nach der Natur vom Herausgeber selbst abgebildet. — Von ihm ist auch der achte Aufsatz (S. 222): über das Geschlecht der Meereicheln, der sogenannten Entenmuscheln, Seetulpen und Langhälse (Lepas L.), welcher der längste in diesem Bande ebenfalls mit großer Genauigkeit abgefaßt ist, und die Beobachtungen der frühern Naturforscher beurtheilt. Die gelehrte Abh. über diesen Gegenstand von Spengler (in den Schriften der naturforsch. Gesellsch. zu Kopenhagen 1, 1.) hat der Vf. noch nicht gehörig benutzen können, weil er sie zu spät erhielt; er verspricht aber das Nöthige noch nachzuholen. Die zweyte Abtheilung stellt die neueste Bereicherung und Berich-

Berichtigung der Botanik durch Pallas auf. Sein treffliches Werk: Species Astragalorum ist bereits in den Händen des Publikums; der Herausgeber aber hatte Gelegenheit die Handschrift zu benutzen, ehe sie gedruckt war. Soviel Rec. weiß, hat er die Korrektur der Druckbogen besorgt. Drey neue Arten aus dem Geschlecht Robinia, nämlich R. jubata, tragacanthoides und R. microphylla werden beschrieben; die beyden erstern sind (auf der 9ten und 10ten Kupfertafel abgebildet und illuminirt. Die kryptogamischen Beyträge sollen in dem 2ten Jahrgange geliefert werden, welchen Rec. noch nicht gesehen hat. — In der dritten (mineralogischen) Abtheilung theilt H. Prof. Rosenmüller (S. 440) sehr gute Bemerkungen über die getrauste Form der Steine mit. Er redet von den denkbaren Arten der Verdichtung überhaupt, die bey solchen Flüssigkeiten vorgehen kann, welche mit irgend einer Stein- oder Erdart geschwängert sind, oder nur aus ihr allein bestehen. Der Herausgeber beschließt diesen Band mit einer Beschreibung eines zum Kalkgeschlechte gehörigen, bis jetzt noch unbekannten Fossils, aus der Gegend des Thales von Alcantara, ohnweit Lissabon (Stinkspath oder Leberspath). Die Kupfer sind gut gearbeitet, vom Verf. selbst gestochen, und, zwey ausgenommen, auch von ihm gezeichnet. Hin und wieder stößt man auf Druckfehler, aber sie sind unbedeutend; das Aeußere des Buchs ist gut.

Itz.

Der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin neue Schriften. *Vierter Band.* Mit 7 Kupfern. Zwey Alphabet und 8 Bog. Berlin, bey Nauck. 1803. 4 Rl. 12 gr.

Auch dieser Band ist voll lehrreicher, und, jeder für den Bezirk der Naturkunde, welchem er angehört, wichtiger Aufsätze. Einige beschäfftigen sich mit der Kenntniß der Gestirne; andere mit dem Gang der Witterung, manchen Lufterscheinungen und den Veränderungen des Klima; wieder andere mit der Voltaischen Säule; noch andere mit der Kenntniß der Gebirge, einzelner Fossilien und ihrer Bestandtheile; noch andere mit der Naturgeschichte ganzer Gegenden, und mehrere

mit der genauern Beschreibung von (großentheils neuen) Pflanzen, der Thiere, und Berichtigung eingeschlichener Fehler, so daß es also dem Leser an Mannichfaltigkeit nicht fehlen kann.

Zu der ersten Abtheilung gehört 1. Hr. Gr. von Hahn Fortsetzung der Untersuchungen über die Beschaffenheit der Sonne und der Lichtmaterie, S. 1 — 13. Wenn die Sonne so vielen Licht- und Wärmestoff verlöre, als zur Erhaltung und zum Gedeihen sehr vieler Weltkörper nöthig ist: so würden beständig Veränderungen mit ihr vorgehen. Die Vorstellung einer, aus einem unvermischten Feuer gebildeten Kugel, in welcher Licht und Wärmestoff in eine dichte Masse zusammengeschmolzen seyen, sey irrig, und man müsse sich wohl hüten, Begriffe in die Physik und Chemie aufzunehmen, deren Möglichkeit noch lange nicht erwiesen sey; dahin rechnet der H. Gr. körperliche Massen, auf welche die größte Gewalt des Feuers keine Wirksamkeit äußern kann; ätherische Wolken aus reinem unvermischtem Lichtstoff gebildet, die fortwährend glänzen, und sich gleichwohl nicht in den Weltraum zerstreuen; wenn unsere Sonne mit einer glänzenden Hülle umgeben seyn sollte: so wird es ein Lichtnebel oder ein Dunstkreis seyn, die Licht und Wärmestoff mit andern Substanzen chemisch vereinigt enthalten, und in welchen mancherley Auflösungen und Scheidungen vorgehen. Dahin rechnen wir ferner V. Aufs über Sonnenflecken und Sonnenfackeln S. 70 — 78., eine Abhandlung, welche freylich durch den Abgang der Zeichnung weniger verständlich wird; sie gehören beyde dem Dunstkreise der Sonne an; sonst müßten sie sich beständiger bleiben; die Sonne habe auch einen Dunstkreis, wie die Erde, in welchem ähnliche Auflösungen und Niederschläge mit Lichtentbindung vorgehen; es lasse sich mit vielem Rechte vermuthen, daß das Selbstleuchten eines Himmelskörpers, der mit unserer Erde in gegenseitigem Einflusse steht, wie die Sonne, auch von chemischen oder schnellen mechanischen Bewegungen seiner Bestandtheile, verursacht werde; daß selbst die entferntern Planeten Jupiter, Saturn und Uran einen beträchtlichen Theil ihres Lichtscheins ihrem Dunstkreise verdanken. 2. Bode über die in den Jahren 1801 und 1802 gemachten neuen Entdeckungen im Planetensystem der Sonne, S. 147 — 160. mit einem Nachtrag (S. 392 — 394.). Eine genaue Geschichte der Entdeckung von Ceres und Pallas, und ihrer Bestätigung; jene hatte der V. schon von 1772. her angekündigt; merk

würdig ist es, daß sich auch die Pallas, nach allen bisherigen Berechnungen genau in die schöne Progression der Abstände fügt, da man ihren mittlern Abstand von der Sonne mit dem der Ceres vollkommen gleich groß gefunden hat.

XV. Prof. Fischer bestimmt die zweckmäßigste Art, den Gang der Witterung zu beobachten S. 249 — 260. In keinem Theile der Naturlehre seyen wir noch so weit zurück (sollte das nicht zu viel gesagt seyn, nicht andere Bezirke der Naturlehre noch weit mehr im Dunkeln liegen?); überflüssig seyen zwar die bisher darüber angestellten Beobachtungen nicht; aber sie dienen auch nicht dazu, um Gesetze im Gange der Witterung sichtbar zu machen; zur genauen Kenntniß eines einigen großen Wettereignisses reichen Beobachtungen, von einem einigen Standpunkte aus gemacht, weit nicht hin, man müsse es nach seiner ganzen Ausdehnung und Dauer kennen; man müsse dabey auch auf den Zug der Wolken und auf den Zug der Luft in den höhern Gegenden des Luftkreises Acht haben; in diesen seyen alle Wetterveränderungen einfacher und regelmäßiger als in der unteren; auch muß der Beobachter, wo er nur kann, gleichzeitige Beobachtungen Anderer nützen; von dem größern Theil unter sich verbundener Beobachter dürfte nur jedes größere Wetterereigniß, jedes Gewitter, jeder anhaltende Regen oder Trockenheit, jede strengere Kälte oder Hitze bemerkt werden. XVII. E. Tr. Mrde etc. etische Bemerkungen über die Hypothesen, wodurch man die unter dem Namen der Feuerkugeln vorkommenden Lufterscheinungen zu erklären sucht. S. 261 — 327. Der V. geht, vielleicht Manchem etwas zu weitläufig, aber gründlich und bedachtsam zu Werke, und zeigt insbesondere, wie Chladni, so sinnreich auch immer seine Hypothese seyn mag, sich doch noch so mancher Folgerung und Behauptung schuldig macht, welche weder in den angeführten Thatsachen liegt, noch durch Analogie, auch nur wahrscheinlich gemacht werden kann, vielmehr dieselbige nicht selten gegen sich hat. Sie zeigen sich nur bey einem gewissen Zustand des Dunstkreises, und offenbaren sich nach dem Zerspringen durch einen sehr baldhörbaren Knall; Benzenberg's, so wie die eigenen Beobachtungen des V. beweisen, daß, insbesondere die kleinen Sternschnuppen, der Erdfläche sehr nahe sind; Kometen seyen mit einer so starken Lichthülle umgeben, daß sie auch auf ihrer von der Sonne abgewandten Seite, keinen Schatten werfen, können also auf

keinerley Weise mit den Feuerkugeln zusammengestellt werden. Elektricität erzeuge in den höhern Schichten des Dunstkreises mehr eine dem Nordlichte ähnliche Erleuchtung; Phosphorus finde sich dort gewiß nicht darin; nicht alle Feuerkugeln zerspringen mit heftigem Getöse, wie er selbst bey mehr als zwanzig bemerkt habe, da sie überhaupt, im Ganzen genommen, gar nicht selten seyen, wenn man vollends noch die Sternschnuppen dahin rechne, und Benzenberg in einer Nacht, innerhalb einiger Stunden, wohl tausend wahrgenommen habe; daß ihr scheinbarer Durchmesser Anfangs zunehme, habe diese Erscheinung mit andern chemischen gemein, bey welchen Licht entbunden wird, man könne also daraus auf keine beträchtliche Höhe schließen; er habe 1795 eine gesehen, welche unter einem rechten Winkel gegen seiner Gesichtslinie vor seinen Augen vorübergegangen seye; auch fahren manche Sternschnuppen aufwärts, nach Benzenberg und Brandes oft völlig senkrecht in die Höhe. Der elektrische Feuerball, der wie ein zackiger Strahl aus der Gewitterwolke fährt, habe auch Gasgestalt, und zerstiebe bey dem Anfange seiner Bewegung in der Luft nicht. Es können sich also auch ätherische Massen mit erstaunender Behendigkeit durch die Luft bewegen, welche hauptsächlich von den abstoßenden Kräften abhängt; da auch das Mittel, in welchen dergleichen Bewegungen vorgehen, nicht immer Widerstand leistet, zuweilen gar die Bewegung unterstützt; eine mit Knall oder Phosphorgas gefüllte Blase knalle auch, wenn ein elektrischer Funke durchgeschlagen wird, wenn sie gleich von keinem platzenden vesten Körper umgeben ist. Noch kenne man weit nicht alles, was in unserm Luftkreise möglich sey, und wirklich vorgehe; es gebe allerdings Thatsachen, welche das Zusammenballen fester Massen in der obern Luft, und Wurfkräfte, welche sie einige geographische Meilen hinauf schleudern könnten, begreiflich machen; viele luftförmige Körper nehmen unter gewissen Umständen feste Gestalt an; mit mehr Schein von Wahrheit ließe sich behaupten, die Anwesenheit ponderabler Stoffe in der leichtern Luftmasse sey nicht unmöglich, als es können sich in dem äußerst dünnen und ätherischen, den Weltraum erfüllenden Mittel ohne Schwierigkeit grobe, ponderable Körpertheilchen zusammenballen. Nach Schmidt's Erfahrungen und Berechnungen würde Wasserdampf bey 500° Hitze (nach Reaumur) einen 100 Centner wiegenden Körper in einer Sekunde 2, 3 geographische Meilen hinweg schleudern; der tellurische Ursprung der Feuerku-

geln

gen sey also nichts weniger als unmöglich; nicht alle Feuerkugeln kommen aus feuerspeienden Bergen, wenn schon dergleichen feurige Lufterscheinungen in ihrer Nähe häufig und meist Vorbothen von Erdbeben sind; gediegenes Eisen habe man doch auch in Sachsen gefunden; daraus, daß solche herungefallene Steine von den bekannten Formationen abweichen, folge noch nicht, daß sie nicht terrestrischen Ursprungs seyen. Das Schmelzen des dehnbaren Eisens in der Luft durch Reiben seye eine leere Einbildung, auch erhalten sich die Feuerkugeln ganz anders, als in dem Luftkreise glühende feste Körper. Ein löcherichtes Gewebe seye nicht immer ein Beweis von Schmelzung; wären jene ungeheure Klumpen aus dem Weltraum auf unsere Erde niedergestürzt: so wären sie nicht auf ihrer Oberfläche liegen geblieben; wären Eisenklumpen wie der sibirische aus dem hohen Himmel auf unsere Erde herabgestürzt: so würden wir sie, so wenig als andere Körper dieser Art auf unserer Erde wieder finden können; unmöglich könnten sie in ihrem Falle vom Monde glühend bleiben, auch habe der Mond wahrscheinlich keine Wurfkräfte, wie sie zum Fortschleudern solcher Klumpen nöthig seyen; aber solche, durch welche seine feste Masse in den weiten Himmelsraum zerstreuet werden könnten, seyen im Monde gar nicht wahrscheinlich; wenn er auch nur einen Centner wägen sollte, würde er mit einer Gewalt von 676,445 Pfunden aufschlagen, und 75 Klafter tief in lockeres Erdreich eindringen; die aus der Luft gefallenen Körper müssen also weit innerhalb der Gränzen eines Erdhalbmessers ihren Fall angefangen haben: so wäre demnach der nicht tellurische Ursprung der festen Meteorkörper bis jetzt noch unerwiesen, so wie ihr Unterschied von Feuerkugeln und Sternschnuppen klar. IV. Gronau über die Veränderungen des Klima in verschiedenen Gegenden. S. 59 — 69; durch alte und neuere Beobachter von Deutschland, Frankreich, den Gegenden um den mäotischen See, dem europäischen Scythien u. a. erwiesen, obgleich einige dieser Veränderungen auf Rechnung des fleißigern und sorgfältigern Anbaus kommen: Beyspiele strenger Winterkälte in Europens mittägigern Ländern von 401 bis zum Schlusse des 18ten letzt verflossenen Jahrhunderts; Beyspiele von Ländern, in welchen sich entweder der Boden allein, oder Klima und Boden zugleich verschlimmert haben, vornehmlich aus Mangel an Kultur und Menschen, und durch verheerende Kriege; mehr fürchtet der V. mit Recht für kommende Jahrtausende die

allmählige Erniedrigung der Berge, Erhöhung des ebenen Bodens, Versandung der Flüsse, und Seichtigkeit ihrer Mündungen.

XI. Huth über die chemische und elektrische Wirkungsweise einer Voltaischen Säule S. 161 — 179. Wie stärker die Galvanischen Zersetzungen und Erschütterungen waren, desto lebhafter war auch, wenn anders die Ketten recht gespannt waren, und die Platten sich einander genau berührten, das Abstoßen der Goldblättchen im Elektrometer, noch an dem Ende einer 319 Schuhe langen Verbindungskette (Basse sah sie am Ende von 1000 Schuhe langen Drähten, die er mit einander verband, selbst in der Weser, und bey einer Menge ableitender Körper noch wirksam) zeigte die Säule noch chemische Wirksamkeit.

XXI. C. S. Weiß über die Gebirgsart des sächsischen Erzgebirges, welche unter dem Namen Weiß-Stein neuerlich bekannt gemacht worden ist, ein Schreiben an Karsten, und mit Anmerkungen von diesem S. 342 — 366. Ueberhaupt mancher Aufschluß über dieses Gebirge und seine Gebirgsarten. Schon 1778 hat Werner den Weißstein zwischen Chemnitz und Penig angetroffen, und 1802 beschrieb ihn Engelbrecht in einer eigenen Schrift: er sey eine dem neuern Granit von Mittweide, Penig u. a. verwandte anomalische Gebirgsart. Der V. vereinigt aber damit noch eine körnige Art von gleicher Formation, und schlägt für beyde den Gattungsnamen: Granulit, vor; der körnige hält vorschlagenden Feldspat, wenigen Quarz, höchst wenigen, zuweilen gar keinen Glimmer, zuweilen auch Hornblende, Schörl, Granit; der schieferichte feinkörnigen Feldspat, Granaten (wo deren weniger sind, auch wohl Glimmerschüppchen), zuweilen Cyanit und Hornblende, vermuthlich auch Quarz; überall war der Urthonschiefer unmittelbar auf dem Granulit aufgelagert, der den Charakter des Grünsteinschiefers befolgt: was bey Gersdorf dieser thut, thut bey Frankenberg Glimmer — bey Sachsenburg auch Hornblendeschiefer; wenn auch beyde von gleichem Alter seyn sollten: so findet immer ein Gegensatz zwischen der Granulit- und der Gneus- und Glimmerschieferformation statt; bey Waldheim liegen im Granulit, vornehmlich in seinen mittlern Schichten, Lager von Serpentinstein; im Tschopenthal Gänge, die sich mit dem Gebirgsgestein zugleich bildeten, Gänge von körnigem Granulit in schieferichtem. Im Rochlitzer Seifenwerk über den Hohenstein, nunmehr Marxwalth genannt, nebst

nebst einigen geognostischen Bemerkungen über die Gegend im Högau, einer kleinen Provinz in Oberschwaben, und über den dasigen Klingstein-Porphyr. S. 395 — 407. Der V. beschreibt nicht nur dieses sonst zu dem Zeolith gezählte Fossil nach seinen Mannichfaltigkeiten genau; sondern verbreitet sich über die Geologie und Oryktologie der ganzen Gegend. Das Högau ist ein breites muldenförmiges Thal, das gegen den Bodensee hinausläuft, und von Gebirgsreihen begränzt wird, welche es, auf der einen Seite vom Donauthale, auf der andern Seite vom Rheinthale, scheiden. Die meisten begränzenden Berge, den Hohentwieler, Hohenkrähen, Hohenstaufen und Mägdeberg bildet Klingstein-Porphyr, den Hohenstoffel, Hohenhöwen, Höwenek, Wartenberg und andere nach dem Donauthale hin dunkel grünlicht schwarzer Basalt; am Fuße des Hohentwieler Bergs, nach Hilzingen hin, ist der Klingstein-Porphyr auf dem Wege zur Verwitterung, beyde Formationen sind von Flötzkalkstein, der an Versteinerungen reich ist, umgeben.

XV. Klaproth chemische Untersuchung des Natroliths S. 243 — 248. Nach einer nähern Beschreibung dieses schon von Wiedemann, nachher von Selb erwähnten Gesteins, erzählt der V. den Gang seiner Zerlegung, nach welcher es in 100 Theilen 13 Natron enthält. XVII. Karsten Ueberfluß von Braunkohlen in der Neumark, eine der wichtigsten neuen vaterländischen Entdeckungen, S. 328 — 334. Diese erdige Braunkohle hat Müller erst im Frühling 1802 bey Zilenzig entdeckt; sie liegt hin und wieder ganz entblößt, sonst unter mehreren Schichten von Sand und Thon; aber nirgends tief, und verhält sich in Rücksicht auf ihre heizende Kraft meist =6, sogar zuweilen =9 : 10; das ganze Lager ist so ergiebig, daß es Berlin und Potsdam, auf 400 Jahre lang mit der nöthigen Brennware versehen könnte. XIX. Ebend. kurze Nachricht über das in der Neumark aufgefundene Erdpech S. 335, 336. Es ist mit Sand gemengt, riecht wie Theer, und wird hier nach seinen äußern Eigenschaften beschrieben. XX. Ebend. über die Steinkohlenflötze bey Hultschin in Oberschlesien. S. 337 — 341. Nahe an der Landek setzen eine Menge Flötze (vorzüglicher Kohlen) nach einer Richtung zu Tage aus, welche die Richtung der Oder beynahe unter einem rechten Winkel durchkreuzt (was durch einen beygefügten Grundriß deutlicher gemacht ist), statt daß sonst Schieferthon und

Sandstein mit einander abwechseln, haben sie sich hier zu einem Mittelgestein vereinigt. XXII. Ebend. charakterisirt oktaedrisches Olivenerz S. 367—369. das nun die Stelle des Würfelerzes ersetzt, da es sich aus Vauquelin's Zerlegung ergiebt, daß dieses kein Kupfer enthält.

Wir verbinden noch mit diesem Abschnitt XXIII. Trommsdorff's chemische Untersuchung des Arsenikwasserstoffgas S. 370—391. das schon Scheele bekannt war, und mit dem einfachen Wasserstoffgas übereinkommt, sich auch so wenig als dieses in Wasser wirklich auflöst, aber mehr wägt als dieses, weniger als Stikgas; zündender Kochsalzdampf scheidet wirklich Arsenikmetall daraus, und es zeigt sich dabey Feuchtigkeit; es zersetzt mehrere Auflösungen von Metall in Salpetersäure.

XII. Rottlers botanische Bemerkungen auf der Hin- und Rückreise von Trankenbar nach Madras, mit Anmerkungen von Willdenow. S. 180—224. Eine reiche Aerndte, die durch W. Bemühungen sehr gewonnen hat. Der V. hat inzwischen bloß auf Pflanzen gesehen, und sie sowohl die bekanntern als die minder bekannten und bisher unbekannten, nach der Folge der Zeit, in welcher er sie beobachtete, aufgezeichnet. Hier kommen also nicht nur neue Arten schon bekannter Gattungen, als: Jasminum, Gratiola, Justicia, Panicum, Poa, Andropogon, Pommereulla, Cissus, Hedyotis, Celosia, Cedrela, Convolvulus, Ipomoea, Gardenia, Tonsella, Justieva, Grewia, Euphorbia, Capparis, Uvaria, Vitex, Premna, Medranthus, Tamarix, Crotalaria, Agyneja, Glycine, Bryonia, Diospyros, Caesalpinia, Ficus, sondern auch neue, wie es scheint, auch von W. dafür anerkannte, und noch unbekante Gattungen aus der achten, zwölften, ein- zwey- und drey und zwanzigsten Linne'ischen Klasse vor.

II. Gr. von Hoffmannsegg und Link Bemerkungen über die Pflanzengattung Scilla. S. 14—22. Sie suchen ihren Unterschied von Ornithogalum darin, daß die Blumenblätter von jener einen Hauptnerven haben, der in der Seite durchläuft, die Blumenblätter von diesem mehrere ziemlich starke Nerven neben einander haben; sie schließen zwar Sc. unifolia von der G. Scilla aus, und verweisen sie, mit des Fontaine's Sc. anthericoides zum Ornithogalum, versichern auch Linne's Sc. Lusitanica in Portugall nicht gefunden zu haben; vermehren aber die Arten dieser Gattung

theils

theils mit einigen Arten des Hyacinths, theils mit den spätern von Ramont und Desfontaines entdeckten, theils mit vier von ihnen in Portugall (vincentina campanulata, monophyllos und odorata) beobachteten und hier beſchriebenen Arten. XIV. Mühlenberg über die nordamerikaniſchen Weiden, mit Anmerkungen von Willdenow (und einer Platte, auf welcher ihr Laub abgezeichnet iſt). S. 233 — 242. Es ſind ihrer zehen, deren Unterſcheidungszeichen W. meiſt auf das Laub zurückgeführt hat.

Wir verbinden noch damit IX. Gr. von Podewills über den Ertrag der Zuker- Kaffee- und Baumwollenpflanzungen in Surinam S. 128 — 146. welche dem Statiſtiker, Handelsmann und Pflanzer gewiß nicht unwichtig iſt.

III. J. H. Laſpeyres von einer neuen in die Klaſſe der Gloſſaten einzuführenden Gattung S. 23 — 58. Fabricius's Gattungen ſeyen von ſehr verſchiedenem Werthe; einige z. B. Heſperia, unter welcher H. F. alle Mebejos von Linne vereinige, bedürfen, ſelbſt nach den Regeln des auf die Freßwerkzeuge gebauten Syſtems bedeutender Ausmerzungen; er zieht daher das Syſtem der Wieneriſchen Entomologen vor; der Gattungscharakter der Heſperia bey Fabricius gebe keinen Unterſchied vom Gattunscharakter des Papilio an, und der Charakter: antennae clava ſaepius uncinata, komme den Mebejis ruralibus nicht zu; überhaupt paſſen die von Fabricius ſeiner Gattung Heſperia angewieſenen Charaktere kaum der Hälfte ihrer Arten an; daher habe auch Fabricius manchen Schmetterling bald in dieſe, bald in jene Gattung verſetzt. Der V. ſtellt alſo eine neue Gattung Matypteryx auf, deren Hauptcharakter er in fadenförmigen Fühlhörnern, kurzer Spiralzunge, und zwey aufwärtsgekrümmten kegelförmigen Freßſpitzen beſtehen läßt, und führt ſieben Arten davon auf, welche er in drey Familien mit ſichelförmigen, halb ſichelförmigen und gerundeten Flügeln, theilt, und ordnet zuletzt noch eilf Cramerische Schmetterlinge darunter; die Beſchreibungen ſind durchaus genau, und die Synonymien oft berichtigend. VII. Herbſt's Beſchreibung (und Abbildung) einiger höchſt ſeltenen Heuſchrecken S. 111 — 120. Außer einer von Linne ſchon in das Syſtem aufgenommenen ſeltenen (aquilina) Art, zwo noch unbeſchriebene: foliatus aus Indien, und monſtroſa, vermuthlich aus Surinam. Seiler von den giftigen Fliegen S. 408 — 412. Es ſind

dieselbigen, welche Griselini unter dem Namen der Kolumbatschischen Fliegen beschrieben hat, und gehören gewiß nicht zur Gattung der Fliegen; sie haben nun auch in der Ukermark in einem Theile der Grafschaft Ruppin und im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz an Pferden und Vieh großes Unheil angerichtet. Der V. beschreibt die Zufälle, welche ihr Stich erregt, und die Mittel, durch welche der Schaden abgewandt werden kann.

XIII. J. G. Schneiders Berichtigungen der bisherigen Bemerkungen über das sonderbare Auge des Großzuges (Cobitis Anableps Linn.) nebst einer Beschreibung der übrigen innern Theile. S. 225 — 232. Artedi's, Camper's, und Lacepede's Beobachtungen seyen nicht durchaus richtig, und die letzten von Camper'n geborgt; wirklich sey durch die Verlängerung der choroidea und der den Fischen eigenen argentea die pupilla von vornen und hinten entzweygetheilt, und die untere kleinere pupilla hat eine silberne Iris.

VIII. Lehmann über einen Riesen-Hay Squalus maximus S. 121 — 127. Er war beynahe 28 Schuhe lang, und ist hier in's Kleine gezeichnet, und nach seinen äußern und innern Theilen sehr genau beschrieben; sein Magen war mit einer ungeheuren Menge Meerpflanzen angefüllt; aber ohne alle Spur von Knochen, Gräten, Schalen u. d. VI. Porneiers Nachricht von einem in Nord-Amerika gefundenen vollständigen Gerippe eines Vierfüßlers bisher häufig Mammoth oder Mammut genannt S. 79 — 110. Etwas wortreich beschreibt der V. das merkwürdige Gerippe, welches Peale mit sich führt, und nun in England vorzeigt. Das ganze Gerippe wägt 1090 Pfunde, und ist 11 Schuhe hoch, und von der Spitze der Fangzähne bis an das Ende des Schwanzes, die Biegungen eingerechnet, 31 Schuhe lang; auch der V. schreibt das Gerippe einer Elephantenart zu, die vom heutigen Elephanten, so wie vom Mammeth verschieden ist. Den Beschluß dieses Bandes macht die Lebensgeschichte des kürzlich verstorbenen Hr. Oberforstm. von Burgsdorff.

T.

Chemie.

A. F. Fourcroys System der chemischen Kenntnisse. Im Auszuge von F. Wolf, d. WW. D. u. Prof. am

am Joachimsthal. Gymnasio zu Berlin. Dritter Band. 618 S. 8. Königsberg, bey J. M. Kolovius 1802. 2 Rt. 4 Gr.

Das günstige Urtheil, welches wir bey der Anzeige der ersten beyden Bände von diesem Werke fällten, müssen wir auch bey diesem dritten Bande bestätigen. Der Uebersetzer wollte uns seinen Auszug in drey Bänden liefern; weil aber mit dem vorliegenden, welcher den siebenten und achten Theil des Originalwerks in sich fasst, das Ganze noch nicht beschlossen ist: so haben wir noch einen vierten zu erwarten. Dieser ganze Band ist der botanischen Chemie gewidmet, und enthält folgende fünf Hauptabtheilungen. Eine Uebersicht der Resultate, welche die Analysen der Pflanzenkörper, wenn sie auf verschiedenen Wegen angestellt werden, darbieten können. Ferner eine Darstellung der chemischen Eigenschaften der Pflanzenkörper überhaupt. Dann eine Untersuchung aller unmittelbaren Substanzen des Pflanzenreichs. Eine Aufzählung der von selbst entstehenden Veränderungen, welche die Pflanzenkörper erleiden können; und endlich eine Erzählung der chemischen Erscheinungen, welche die Vegetation darbietet, oder ein Versuch, die Physiologie der Pflanzen aus chemischen Kräften zu erklären. Ein genaues Detail dieser verschiedenen Abtheilungen dürfte hier gänzlich am unrechten Orte stehen, weil die darin vorgetragenen Wahrheiten hinlänglich bekannt, und Fourcroy's Lehrmethode schon überall verbreitet ist, da sie fast in allen Lehr- und Handbüchern der Chemie zum Grunde liegt.

Unter den Händen des Hr. Uebersetzers hat dieß Werk eine ganz andere Gestalt erhalten; er zog das Interessanteste aus dem Original zusammen, und webte die neueren, seit der Zeit gemachten Entdeckungen, ein. Dieß ist nun zwar sehr gut, und die Leser sind Hr. W. dafür nicht wenig Dank schuldig; allein auf der andern Seite geht dadurch die Eigenthümlichkeit des Fourcroy durchaus verloren. Warum zeigte Hr. W. das von ihm Eingeschobene nicht durch ein gewisses Zeichen, oder mit ein paar Worten an? Uebrigens hat er so wenig, wie F. die Quellen, woraus die einzelnen Versuche und Erfahrungen genommen wurden, angeführt, welches allerdings eine große Unvollkommenheit dieses Werkes genannt zu werden verdient.

Mt.

Syste-

Systematischer Grundriß der allgemeinen Experimentalchemie, zum Gebrauche bey Vorlesungen ꝛc. Von D. S. Fr. Hermbstädt. Dritter Band. Zweyte Auflage. 12 Bog. über ein Alphabet. Berlin, bey Rottmann. 1802. 2½ Rℓ.

Dieser Band enthält den funfzehnten und sechzehnten Abschnitt, welche die Erden und metallische Körper in sich fassen, und mit allen neuern Entdeckungen bereichert sind.

Va.

Vermischte Schriften.

Ueber Truhten, Truhtensteine, Barden und Bardenlieder, Feste, Schmäuse ꝛc. und Gerichte der Deutschen. Nebst Urkunden, von Wilhelm Reynitzsch, Königl. Preußischem wirkl. Regierungsrath. Mit Kupfern u. Holzschnitt. 1 Bog. Einleitung und Elenchus, 368 S. das Buch, 87 S. die Anlagen und 2 Blätter Berichtigungen. 8. Gotha, bey Ettinger 1802. 2Rℓ.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Iungere si velit et varias inducere plumas — —

Das humanum caput mag in diesem schwärmerischen Buche den Theil bedeuten, der von alten deutschen Volksgebräuchen handelt, welche in schlichter Ordnung ohne Einmischung alles hieher nicht Gehörigen, Entbehrlichen, oder Beweisleeren, vorgetragen, des Lesers Dank verdienen würde; der cervix equina ist des Autors Steckenpferd, die Wörter-Herleitungssucht und die variae plumae (allerley Blümchen würde vielleicht der Verfasser, der stets nach ähnlichen Klängen hascht, dolmetschen) sind die eingestreuten Zwischensätze, poetische Stellen, Anekdötchen u. dgl. wohin unter andern die anachronische Anführung der Marchera S. 275 gehört, so daß man fast denken sollte, die Gewohnheit der praelibatio etc. habe noch im zwölften Jahrhundert, oder gar später noch, statt gefunden. —

Mels

Welchem Leser, der die altdeutschen Dialekte kennt und das Muthmaaßliche der ältesten teutonischen Geschichte weiß, müssen nicht die Ueberschriften der vier ersten §. zurückschreckend klingen: 1. Von dem Gott Tuis oder Teut. 2. Grundbegriff desselben. 3. Alle kältische Völker verehrten den Tûs, und heißen von ihm Teutsche (welche Verwirrung der Begriffe!) 4. Von der Mutter Erde und den Hannßen u. s. w., und wenn des V. erbaulicher Roman vom Gotte Tûs oder Teut folgendermaaßen anhebt:

„Tis, Tuis oder Tûhs, Tûht, Teuth, Toc, „Taut — die Urkraft, der Urheber alles Lebens, der die „Mannen — Mensken — Menschen mit der Artha — Erda — Hertha — Erde erzeugt, und solche nun durch sie, „die Mutererda, ernährt, ihr Ath, Tad, Tada, Atha — „Vater und Freund ist. Er heißt deßwegen auch Atis, Athdis — Vater Tûhs, Hanns Tûs (!!) Frotis, fron „oder heiliger Tûs — vornehmlich aber Vod, God, Odan, „Vodan, Codan, Guodan, God, Gôt, Gunt, Gaut „— der Gute, Persisch Chuda, Gott, auch Walt, Wold „— der Gewaltige, ohne Anfang und Ende. Man sprach „um der Kürze willen nur Od, Uod, God, und nach und „nach verlor sich der Name Tûs, u. s. w.“

Noch müssen wir die Note beym Namen Teut mitnehmen, wo der Autor dem Setzer die unnöthige Mühe verursacht hat, die Wörter Theut und Theudis mit runischen und ulphilanischen Buchstaben zu schneiden, die nothwendig verunglücken mußten, und vielleicht schon in der Handschrift verunglückt waren. Auf der folgenden Seite in der Note c) wird gelehrt, das Vater von dem kältisch-gothischen Wort fadan, zeugen, nähren, versorgen, herkomme; wir können aber dem Verf. versichern, daß fadan im Keltischen entweder gar nicht, oder wenigstens nicht in dieser Bedeutung existirt, und im Altdeutschen ganz etwas Anders heißt; daß aber fodan nähren, und foda Schwedisch, föde, Dänisch, und fôda Isländisch nähren, zeugen, und auch gebähren bedeutet. Käme aber das Wort Vater daher: so müßte es zugleich Mutter bedeuten; des lateinischen pater, des griechischen πατηρ u. des persischen paeder zu geschweigen, die nach der Analogie gleichfalls von einem Zeitwort abstammen müßten. —

S. 9. heißt es: „Alle altdeutsche südliche und nordische „Völker sind gemeinschaftlichen Ursprungs, und unter dem „Namen Cekae — die Kälten, Kaltländer, haben die älte-

„ ließen Schriftsteller alle diese Völkerschaften begriffen, auch die „ Deutschen am Rhein — (schlimm genug, daß sie das gethan „ haben!) die weiterfort gewalleten hießen Wallen, Galli — „ (bravo!) Unsre Leser werden nun weiter kein Zeugniß von der kühnhaften Einbildungskraft des Verf. verlangen, die bald mit seinem Gedächtniß, bald mit seiner historischen und Sprach-Kritik davon fliegt. Denn wer im Schwärmen Wollust findet, und sich in eine Meinung verliebt hat, der bildet sie sich nicht wie sie ist, sondern wie er wünscht daß sie sey, und erspart sich daher eine tiefere, seinen Flug hindernde Untersuchung ihrer Wahrheit sehr gern.

So schwebt er z. B. §. 5. in bunter freyer Luft, wenn er mit der Sylbe: drut und trut einen Kampf besteht, der in der That lustig anzuschauen ist, wo er durchaus will, daß auch die alten Deutschen, wie die Gallier Druiden gehabt haben sollen. Wir können ihm für gewiß melden, daß Druht, im Altdeutschen Volk; Druhtin, Drohtin Herr; trut (mit t geschrieben) aber lieb, charus, amatus, Trute, eine Geliebte hieß, auch noch jetzt in der Volkssprache mehrerer Länder eine Hexe bedeutet: Vielleicht hieß letzteres ehemals Teufels-Trude, Teufelsgeliebte, und man ließ, wie bey mehreren Wörtern, die erste Hälfte weg —) alles andere diese Sylbe trut Betreffende, ist unsicher oder grundlos, und man darf nie vergessen, daß die deutschen, so wie anderer Sprachen, Wurzeln oft mehrerley ganz verschiedene Bedeutungen hatten.

Wir wollen jedoch dem Verf. hiermit nicht ganz alle Schriftstellerey, am wenigsten die von alt-vaterländischen Sitten und Rechten, abrathen; nur müssen wir ihm unendlich mehr Prüfung, Anordnung, und das Horazische: et jam nunc dicat jam nunc debentia dici, ernstlich empfehlen. Es scheint, er zeige gern auch den besten Schriftstellern ihre Fehler; er nehme gleichen, und ihm noch nöthigern Rath an, und fasse weder Ausdrücke und Anekdoten aus Flüchtigkeit falsch auf, noch schließe aus wahren Vordersätzen falsch! S. 141. nennt er die Cottonische Evang. Harmonie gereimt, und eine Uebersetzung der Evangelien; da doch die von ihm angeführte Stelle keinen Reim hat, und eine Evangelienharmonie keine Uebersetzung, sondern nur ein Auszug seyn kann. — Doch dieß ist noch einer der kleinern unzählichen Fehler, deren einige wir gutmüthig für Druckfehler halten wollen, ob sie gleich ein ganz anderes Ansehn haben, und oft zu auffallend

lend sind, z. B. das Pas Breton (Bas Breton) S. 180 die Volupsa (Voluspa) S. 198 und mehrere. Woher mag er wohl die Nachricht S. 144. haben, daß die Iola högtid (nicht höstit) so viel als jordens högtid, das Erdefest heiße und jord schwed. wie jol ausgesprochen werde? — Von diesem Worte Iul, das Weihnachtsfest, kann ihn der angelsächsische Kalender, (menologium Saxonicum) eines bessern belehren. — Doch wir haben uns bey diesem Quodlibet schon zu lang verweilt, das, so wie es da liegt, dem Unkundigen zum Anstaunen, und dem Unterrichteten zur Kurzweil dienen kann.

Zh.

Die seidenen Schuh (Schuhe.) Ein dialogisirtes Familienspiel für häusliches Glück und Menschenkenntniß, von Familius Hausmann. Leipzig, bey Rein. 1803. 14 B. 8. 16 Groschen.

Als wir den ersten Bogen gelesen hatten, hielten wir es für unmöglich, daß Ekel und Widerwillen es aushalten würde, einen so äußerst elenden Wisch ganz durchzulesen. Wir haben aber doch unserer Recensentenpflicht dieses saure Opfer gebracht, und das Resultat ist: daß wir, in der völligen Ueberzeugung, daß unmöglich ein Mann, in dessen Kopf es helle ist, so gediegenen Unsinn in den Druck geben könne, den unter einem so witzig erfundenen Namen versteckten Verfasser für den würdigsten Kandidaten zu einem Irrenhaus halten. Von den Gesetzen eines guten Dialogs, wir wollen nicht sagen, Schauspiels, die nicht die Kritik, sondern nur der gesunde Menschenverstand giebt, weiß der V. so wenig, daß er fast alle seine auftretenden Personen, so widersprechend, verworren, zweckwidrig und undeutsch reden und handeln läßt, als wenn sie wahnsinnige wären. Erfindung und Ausführung ist beydes gleich elend: die Handlung geht nicht ihren natürlichen Gang; sondern in unzusammenhängenden unnatürlichen Sprüngen fort. Verwickelung und Auflösung sind beyde äußerst unwahrscheinlich und abentheuerlich. Selbst der Titel: die seidenen Schuhe, zeugt von dem verdirrten Kopf des V. er steht auch nicht in dem mindesten Zusammenhang mit der Handlung des Stücks, Vereitlung der Absicht einer witzigen Mutter, ihr Kinder gegen ihre Neigung zu verheyrathen,

und

und ist von einer durchaus unnöthigen Nebendichtung hergenommen, daß eine Schustersfrau, Mutter des einen Liebhabers, ein paar ihrem Mann zurückgeschickte seidene Schuhe, gegen den Willen des Mannes, für sich behalten will. Wir haben beym Durchlesen eine Menge Stellen angestrichen, die wir zum Beleg unsers hartscheinenden Urtheils ausziehen könnten — also nur eine ganz kleine Chrestomathie des Unsinns. Der Schuster spricht S. 155: „hütet euch, Thorheit und Weisheit, geht mir aus dem Wege. Ich schere euch beyde über einen Kamm heute, lasse die Wolle blau färben, und lasse mir ein paar Blauemontagsstrümpfe daraus machen. Hört ihrs, hütet euch vor der Laune, zu Blaustrümpfen mach ich euch das mit“ S. 174 „dem Justizrath steht die Nase einen Daumen breit über der Nase.“ Der Schwager der närrischen Mutter spricht von ihrer Wirthschaft S. 18. „sie ist ein Sandgemäure; der Leim des Witzes fehlt; hacke dein Weib (zu seinem Bruder) zu Stroh, mische es wohl mit besagtem Leim: so giebts „feste Wände“ nennt ihn einen wachenden Schlaf, und lebendigen Tod. — Etwas weniger Logik in dem Ding wäre logischer. — Ich will mein ganzes Leben an meinem Tode sterben — Feuchte deine Gedanken mit Thränen an, u. s. w.

Gi.

Die Kunst durch die Welt zu kommen. Ein Taschenbuch. Ohne Zeitangabe. (Leipzig, bey Sommer.) IV und 228 S. 12. 15 gr.

Ein Handbüchlein sehr zweideutigen Werthe, das in lateinischer Sprache vor 120 Jahren schon, und vielleicht noch früher zum Vorschein kam; in deutscher hingegen erst seit der Ostermesse 1803 sein Glück versucht. Ob es das seltne Schicksal gehabt, sich den Falkenaugen unsrer Uebersetzungsjäger bisher zu entziehen, oder unter anderm Titel längst verdeutscht worden, weiß Rec. nicht mit Gewißheit zu sagen; sein eigenes Nachsuchen deßhalb blieb vergeblich, und der nunmehrige Dolmetscher ließ diesen Umstand ganz unberührt. In alter Büchersammlung fand nämlich ein Ungenannter vor kurzem auch das Sedezbändchen mit folgender Ueberschrift: Breviarium Politicorum secundum Rubricas *Mazarinicas*. Coloniae Agrippinae, Typis Ioannis Seliba. Superiorum per-

permissa. 1684. Namen und Inhaltsanzeige machten ihn aufmerksam; und je weiter er las, desto willkommner ward ihm der Fund, desto fester der Entschluß, ihn mit seinen des Lateins unkundigen Landsleuten zu theilen. Bey der Ausführung indeß zeigten sich mancherley Schwierigkeiten. Falsche Interpunktion und den Sinn störende Druckfehler hielten ihn jeden Augenblick auf; daß der Vortrag ein oft lächerliches Unlatein war, hätte noch hingehen mögen; aber auch die ordnungslos aufgestellten Sätze selbst, fanden nicht selten sich dermaaßen räthselhaft und lakonisch, verfänglich wohl gar und gefährlich, daß ein nicht so muthiger Uebersetzer die Bearbeitung lieber ganz würde aufgegeben haben. Unser Landsmann half sich so gut er konnte. Was für den jetzigen Zeitgeist unbrauchbar oder bedenklich schien, ließ er weg; oder gab ihm eine minder anstößige Wendung; Mißdeutungen wurde vorgebeugt, das Schwankende bestimmt, und die Ergänzung gleich in den Text aufgenommen. Diesem in Anmerkungen nachzuhelfen, wäre nicht viel besser gewesen, als ihn ersäufen wollen. So entstand das Ganze, wie es jetzt erscheint; bey dessen Bearbeitung der Verdeutscher jedoch die Rubrikenordnung des Originals von Anfang bis Ende befolgt, und also die Vergleichung mit der Urschrift nicht gar zu arg erschwert hat. Daß außer seiner eignen Erfahrung, noch das nur Wenigen bekannte Werk eines großen **schen Staatsmanns (was für ein köstlicher Nachlaß mag das seyn?) von ihm benutzt worden, wäre mit Dank zu erkennen, fände der eigentliche Werth dieses dritten Anonymus und seiner Papiere sich nur irgend wodurch bemerkbarer gemacht!

Daß man übrigens eine, von der dürresten Selbstsucht ausgehende, bloß für Egoisten berechnete, Klugheitslehre hier vor sich habe, erräth man schon aus dem Titel der Uebersetzung; und noch geschwinder aus dem Namen des triumphirenden Schlau- und Gaunerkopfs, dem der unbekannt gebliebne Verfasser des Breviars die Ehre gönnte, es als Resultat vieljähriger Weltkenntniß unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Aus den 3 bis 400 Maximen, die, ihren Rubriken zum Trotz, doch meist sehr bunt unter einander laufen, (im menschlichen Leben, meint der Autor, gieng es nicht besser her,) auch nur die auffallendsten heben wollen, würde viel zu weit führen. Statt dessen lieber der Finger-

zeig, daß die Propädevtik und Exoterik des Italiäners; denn ein solcher hat das zweyschneidige Ding vermuthlich geschrieben; auf Nosce te ipsum, Nosce alios hinausläuft; seine Esoterik aber und Praktik auf die 5 kurzen Sätze: Simula. Dissimula. Nulli crede. Omnia lauda. Vide quid agas! Daß unter dem Schwarm hier zusammengetriebner Klugheitslehren, und bey deren Anwendung auf einzelne Fälle, es auch manche giebt, die mit reinerer Sittlichkeit ganz wohl harmoniren, und noch andre, die für zugespitzt und sonderbar genug gelten können, und ihr dennoch nicht nachtheilig sind, versteht sich unerinnert. Eben so wenig indeß läßt sich läugnen, daß auch Maximen und Rathschläge vorkommen, die offenbar in einen Gauner- und Taschendiebs-Kodex gehören. Dergleichen auszuzeichen, findet Rec. unnöthig, und noch überflüssiger, erst lange dagegen zu warnen. Ein mitunter so grob zu Werk gehender Egoismus kann in einem Jahrhundert wenig Schaden stiften, wo man ungleich feiner seine Absichten zu verfolgen und zu erreichen versteht. — Was der ungenannte Sospitator des saubern Schatzkästchens aus eignem Vorrathe hinzugefügt, (nirgend aber von der Arbeit des Ausländers durch Merkzeichen unterscheidet,) ist größtentheils nicht unbrauchbar, und läßt in Rücksicht auf Vortrag, wie das Uebrige, recht gut sich lesen. Bey dem Allen hätte der Landsmann die fremde Waare sowohl als den eignen Zuwachs ungleich schärfer sichten sollen; denn nicht selten führt seine Selbstsucht ihn noch viel weiter, als seinen doch schon allzueigennützigen Vorgänger. S. 214 f. B. wo dieser mit ein paar, obnein nicht sehr spitzfindigen Ausflüchten und Sicherheits-Maaßregeln beym Borgen es Andre sich begnügt; der Deutsche hingegen mit den dürren Axiomen herausplatzt: „Leihe Niemanden; denn nichts „macht leichter Feindschaft. — Leihest du Einem geradezu: „so gieb es geradezu verloren, und stelle dir vor, du hättst's „ihm geschenkt. Leihest du selbst dem, den du für deinen „besten Freund hältst, Geld ohne Pfand oder Schuldschein: „so halt es für verloren; und für gefunden, wenn du es wieder erhältst. Kannst du aber das Leihen schlechterdings nicht „vermeiden: so ꝛc. —“ Von diesen herzverhärtenden, mit der Menschenliebe so wenig verträglichen Maximen kein Wort in den beyden, vom Rec. deßhalb befragten Ausgaben des Buchs! Vermuthlich kamen sie aus der Brieftasche des grossen **schen Staatsmannes.

Noch

Noch etwas aus der Literargeschichte dieses, auch durch sein Sedezformat vom ersten Abdruck an sich empfehlenden Taschengesellschafters. Die dem Uebersetzer in die Hände gefallne Ausgabe von 1684 mag, wenn hier kein Druckfehler obwaltet, eine der ersten gewesen seyn; wenigstens hat Rec. keine frühere finden können. Wohl aber liegt eine editio *sexta* von 1695 vor ihm, die eben der Seliba will Lugduni gedruckt haben; worunter indeß weder *Leiden* noch *Lyon* zu verstehn; denn Alles trägt das Gepräge obersächsischer Presse. Nicht weniger erlogen ist das auf dem Titelblatt prangende: multis locis *auctius* et *correctius*; denn das ohne Vorbericht und Register 132 Seiten zählende Buch hat keine Zeile mehr als die vorhergegangnen Ausgaben, und wimmelt von eben so groben Druckfehlern, wie die, worüber sich der Uebersetzer beschwerte. In der Vorrede des zuverlässig pseudonymen, oder anagrammatisch seinen Namen entstellenden Buchdruckers S. berichtet solcher: ein italiänischer Fürst habe den Traktat ihm handschriftlich verehrt, sein Inhalt sey aus Mazarini's Grundsätzen und Lebensweise (vitae modulo et norma) gezogen, und der große Ludwig XIV. — eine schöne Empfehlung! — nach eben diesen Maximen vom Kardinal wirklich erzogen worden. Nur wenig Notiz scheinen übrigens die Franzosen von diesem saubern Breviar genommen zu haben; denn ob es gleich Abdrücke giebt, die den vermuthlich ebenfalls erlognen Titel: Parisiis, apud Johannem Petit (dergleichen es in Paris damals nicht gab) 1695 an der Stirne führen, wollte doch in keinem Katalog von Belange sich ein Exemplar finden lassen; und bloß Fontette in seiner Bibliotheque historique de France erwähnt des Heftchens. Alle diese Maximen auf Rechnung des Kardinals zu schreiben, fand auch er mit Recht lächerlich und unverschämt; setzt aber doch am Ende ganz treuherzig hinzu: Au reste ce livre est assez curieux, et n'est pas mal fait dans son espèce *diabolique*. Ursprünglich italiänisch scheint das heillose Breviar auch nicht geschrieben zu seyn; denn Rec. besitzt eine Uebersetzung in dieß Sprache, woraus das Gegentheil erhellt. Sie führt zur Aufschrift: Epilogo de' Dogmi politici secondo i dettami rimastine dal Cardinal *Mazzarino*: dal *Latino nel' Italiano* idioma ultimamente *trasportati*. In Colonia, (vielmehr irgendwo in Italien, wie der nette Druck und andre Nebenumstände hinlänglich darthun) per Giov. Selliba. 1695. Con Licenza

de' Superiori; 240 Seit. gr. 12. Die Lic. de' Sup. hoffentlich eben so grundlos, wie die übrige Nomenklatur; weil es doch gar zu unvorsichtig gewesen wäre, einem Buche solcher Tendenz noch obenein das Siegel der Kirche aufzudrücken! Die äußerst schwerfällig geschriebne Uebersetzung ist dem Reichs-Erb-Postmeister, damals noch Freyherrn von Thurn und Taxis, von einem Ilario Amante, Mitgliede vermuthlich irgend einer italiänischen Akademie, zugeeignet, und vom 1sten Dec. 1695, angeblich aus Köln datiert; enthält aber so wenig als der dunstreiche Vorbericht irgend etwas, das über den wahren Verfasser oder Komplitator dieser Maximen Aufschluß gäbe.

Nl.

Blätter zur Kunde des preußischen Staats und seiner Verfassung. Berlin, bey Himburg. 1803. Erstes Stück. 180 Seit. 8. 16 gr.

Die Herausgeber, Hr. Friedr. Rambach und Hr. Friedr. Cramer, (letzterer jetzt in Erfurt) hatten beym Schluß der Jahrbücher der preuß. Monarchie, ein Jahrb. der preuß. Mon. für 1803. angekündigt, und den Plan desselben mitgetheilt. Dieß ist aus mehrern Ursachen nicht zu Stande gekommen, wohin, nach der Versicherung der Redaktoren, unaufhörliche Verbote der Censurbehörden gehören. Besonders sollte über die neuen preuß. Acquisitionen damals gar nichts geschrieben werden. Hier werden nun einige Abhandlungen und Notizen geliefert, die einen Theil des erwähnten Jahrbuchs ausmachen sollten; dessen auch hin und wieder erwähnt worden ist. Es verräth aber eine unverzeihliche Flüchtigkeit und wenig Achtung für das lesende Publikum, wenn man das Mspt. nicht darnach umändert, und eine Schrift anführt, die, so wie sie angekündigt worden war, nach Titel und Inhalt gar nicht existirt. Unter den Abhandlungen zeichnen sich durch Gründlichkeit und Sachkenntniß die beyden aus: über den neuesten Zustand der Kriminaljustiz; und über die Verbesserung der preuß. Gefangenanstalten. Sie sind aber nur aus einem größern Werke entlehnte Bruchstücke. Die meisten Aufsätze betreffen neue preuß. Verordnungen, und

haben

haben die medicinische Policey, die jüdische Nation, Armenanstalten, u. a. m. zum Gegenstande. Es sind bekannte Dinge. S. 33 ist aus dem, dem großen Ausschlusse der Stände vorgelegten, Extrakt von dem Zustande der kurmärkischen Armenanstalten die Berechnung vom 1sten Jun. 1800 bis 1801 abgedruckt; wobey Rec. nur bemerkt, daß bey dieser oder der folgenden Berechnung ein Irrthum in der Angabe obwalten muß. Nach S. 36 blieben im Irrenhause zu Neu-Ruppin überhaupt 31 Personen am 1sten Jun. 1801. Nach der Berechnung vom 1sten Jun. 1801 bis 1802 hingegen ist der am 1sten Jun. 1801 angegebene Bestand nur 6 männliche und 3 weibliche Irren; also überhaupt 9 Personen. Dieß ist auch wahrscheinlicher, da die Aufnahme in dieses Haus erst seit 1sten März 1801 statt gefunden hat. — Die S. 161 ff. mitgetheilte Biographie des verstorbenen preuß. Staatsministers von Heinitz stand schon mehrentheils wörtlich in der 1802 bey Unger in Berlin erschienenen Beschreibung zur Ausstellung der Kunstwerke der Akademie der bildenden Künste in Berlin, wovon sich auch ein Auszug im Intelligenzblatte der A. L. Z. befindet. Da schon andere Journale existiren, die sogleich neu die merkwürdigsten Ereignisse und Verordnungen in den preuß. Staaten anzeigen: so dürften diese Blätter schwerlich ihr Glück machen; daher die Fortsetzung nicht anzurathen ist.

Ww.

Reliquien alter Sitten und Meinungen, für Jünglinge nach Bedürfnissen unsers Zeitalters, herausgegeben von Johann Georg Müller. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. Erster Theil. XII und 267 Seit. gr. 8. 1 Rl.

Ueber den Inhalt, in Verhältniß zu dem etwas unbestimmten Titel, erklärt sich der Verf. in der Vorrede so, daß er „Gedanken und Meinungen, Sitten und Lebensweise merkwürdiger Leute aus ihren oder Anderer, zumal seltnen Schriften auszuheben gedenke, um sie unverdienter Vergessenheit zu entreißen. Auch bloß literarische Anekdoten sollen nicht „ausgeschlossen bleiben.“ — Er hat sich Gellius attische

Nächte zum Vorbild genommen, und will seine gegenwärtige Arbeit, zwar nicht als Fortsetzung seiner Briefe über das Studium der Wissenschaften. Zürch. 1798; aber doch als Nachtrag dazu angesehen wissen. Er glaubt mit Recht, daß ihm der Stoff nicht mangeln werde; aber um so mehr wünschten wir, daß er seinen Plan mehr einschränken als erweitern möchte, um nicht unter den Schwarm der jetzt sich so sehr häufenden Allerleyschreiber zu gerathen. Das was er uns in diesem Bändchen giebt, ist dankenswerth; besonders waren uns die Aeußerungen kluger Köpfe der vorigen Menschenalter im Fache der Moral und Politik, die durch die Erfahrungen unsrer Tage bestätiget werden, überraschend willkommen; denn daß die Vorzeit gegen unser, von Aufklärung umschimmertes, Zeitalter auch in diesen Fächern noch als unmündig zu betrachten sey, glauben wir so wenig als der Verfasser. —

Er begleitet die ausgehobenen Stellen mit eignen schätzbaren Anmerkungen. Unter den funfzehn Rubriken dieses ersten Theils bemerken wir vorzüglich: 1) die sieben Weisen. 2) Hesiodus Werke und Tage. 4. Atterbury Rede von Revolutionen, und die folgende damit verbundene Rubrik: Brief eines gebeugten Vaters. 6) D'Aguesseau Räthe (Rath) an seinen Sohn über die Einrichtung seiner Studien. 7) Ueber die Abfassung der Gesetze. — Die vorstehenden Nummern äußern eine sichtbare Tendenz auf des Vers. Vaterland die Schweiz (er ist Professor in Schaffhausen), und er sagt ihm starke Wahrheiten. Die zehnte Rubrik über J. J. Rousseau ist zwar nicht zu Gunsten dieses Weltweisen, dem er eine hinreißende Beredtsamkeit nicht abspricht; den er aber einer gränzenlosen, oft genug mit reiner Herzensgüte streitenden Eitelkeit beschuldigt. — Die Reliquien eines deutschen Dichters Nr. 11. betreffen den nicht sehr bekannt gewordenen Joh. Heinr. Vest, Oberinspektor und Pfarrer zu Runkel in der Grafschaft Wied, geboren zu Kassel 1727, dessen Poesien 1751 erschienen; denen aber doch, nach des Rec. Gefühl, bey manchen neuen und kühnen Gedanken, (z. B. in dem Gedicht vom falschen Gottesdienst S. 193 u. f.) zu sehr das Gefällige abgeht. Lichtwers, des Fabulisten und praktischen Moralisten, Andenken ist bey dieser Gelegenheit mit Recht aufgefrischt. Die zwölfte Nummer enthält manche

seine

seltne Anekdote von Maximilian I., und Stellen aus dem weiß Kunig, einer Autobiographie dieses Kaiser, die von Treizsauerwein und Andern in Ordnung gebracht worden. Den originellen oder vielmehr excentrischen Charakter der Brigitta Bendisch, einer Enkelinn Cromwels, wird man hier S. 256 u. f. nicht ohne Interesse kennen lernen. Sie hatte mehrere Sonderbarkeiten von ihrem Großvater geerbt. Unter andern pflegte sie bey einem schwierigen und gewagten Vorhaben fastend und betend in ihr Zimmer sich einzuschliessen, bis ihr Blut in eine gewisse Gährung, und ihre Denkkraft in eine starke Spannung gerieth. Welche Stelle der aufgeschlagenen Bibel ihr alsdann in die Hände fiel, die irgend einen Bezug auf ihr Unternehmen zu haben schien, die betrachtete sie als einen göttlichen Wink, dem sie schlechterdings folgen zu müssen glaubte. — Ueberhaupt können wir diese Schrift als durchaus lesenswerth empfehlen, und den Verf. zu ihrer Fortsetzung aufmuntern. Folgende Auszüge mögen als Belege zu unserm Urtheil dienen: S. 65 scheint eine scharfsinnig aus Jesaias Kap. 10. V. 14 und 15 ausgewählte Stelle auf einen bekannten Machthaber eines grossen Reichs zu deuten. „Ich habe es durch meiner Hände „Kraft ausgerichtet, und durch meine Weisheit; denn ich „bin klug. Ich habe die Länder anders getheilt, und „ihr Einkommen geraubt, und wie ein Mächtiger die Ein„wohner zu Boden geworfen, und meine Hand hat funden „die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zu„sammengerafft wie man Eyer auffraffet, die verlassen sind, „da Niemand eine Feder regt, oder den Schnabel aufsperrt „oder zischet.“ — Hier ist besonders der Augenpunkt in der Schweiz genommen, dessen Lage auch S. 75 und 76 treu und rührend geschildert ist. Das S. 84 u. f. Gesagte, kann zu Ergänzung einer Synonymik dienen; wir schreiben es bloß abgekürzt ab. „Es ist ein Irrthum zu glauben, Ergebung „sey blinde Unterwerfung aus Furcht, Verzagtheit oder „Schwäche. Sie ist ein Ruhenlassen unsrer Kräfte, — die „in der gegenwärtigen Periode, statt Gutes zu wirken oder „Böses zu hindern, nur den Grimm und die Macht der „Bosheit reizen und vermehren würden, — bis der Augen„blick eines wahrscheinlich glücklichen Erfolgs komme: so wie „der Schiffer dem Sturme, und der Feldherr der entschiede„nen feindlichen Uebermacht nachgeben muß. Die Erge„bung ist also nicht Verzweiflung, als welche der Vorse„hung

„hung nicht Macht genug zutraut, die Dinge zu ändern. „Sie ist nicht Gleichgültigkeit, die es nicht kümmert, ob „das Gute oder Böse auf Erden die Oberhand habe. Auch „von furchtsamer Klugheit unterscheidet sie sich, die das „Böse ungehindert anwachsen läßt, wenn Widerstand gegen „dasselbe ihr Interesse in Gefahr setzen würde; und vom „Kleinmuth, der die Macht des Bösen zu hoch, und die „des Guten zu gering anschlägt. Vermessenheit hingegen „denkt sich ihre Kräfte zu groß, und den Widerstand des „Gegners zu klein, zählt wohl noch überdieß auf blindes „Glück. Hartnäckigkeit fährt fort den Widerstand zu be„streiten, wenn sie gleich von dessen Ueberlegenheit und von „der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte überzeugende Proben hat. „Die Wuth endlich achtet es nicht, wenn auch ihre Kräfte „durch den Angriff der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt „sind.“ —

S. 102, bey der Gelegenheit, daß der Kanzler D'Agues„seau seinem Sohne das Studium der Geschichte und des be„rühmten Bodins methodus historiarum empfiehlt, erfah„ren wir, daß zu des letztern Zeit Magistratspersonen (dem Wohlstand unbeschadet) schon früh um vier Uhr aufstehen, um zehn Uhr zu Mittag, und um sechs Uhr zu Abend essen durften, folglich auch bey dieser Tages-Eintheilung auch noch bey ihren Aemtern Geschichte und Rechte fortstudieren konnten. —

S. 150 steht eine merkwürdige Nachricht von drey Tafeln, die der Magistrat zu Bartenstein in Preußen im J. 1770 an's dortige Rathhaus hat anschlagen lassen, nämlich einer Sittentafel, einer Militärtafel, welche die Reihe der Officiere vom Regiment Anhalt enthält, die seit 1700 ihr Leben fürs Vaterland verloren, und einer Policeytafel, besonders für den Fall einer Feuersbrunst. — So wird auch unsere Leser die Beschreibung des von Kaiser Ferdinand I. Maximilian I. zu Inspruck errichteten Mausoleum, mit 28 metallenen kolossalischen Bildsäulen seiner Ahnen, außer andern Figuren, einem Meisterstücke des Alexander Colli„nus von Mecheln, eben so wie uns interessiren. Sie steht S. 225. Wir bemerken nur noch die unrichtige Erklärung des altdeutschen Worts Künne S. 136. Die Ausdrücke zu Anfang des Schwabenspiegels: „aller Menschen Künne“ heißen:

heißen: alles Menschengeschlecht; denn Künne bedeutet genus. —

Fk.

Das Neueste und Nützlichste der Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß, hauptsächlich für Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Handwerker. Nürnberg, in der Handl. Zeit. Expedit. 1801. Vierter Band. IV und 188 Seit. Mit 1 Kupfertaf. Fünfter Band. IV und 188 Seit. Mit 1 Kupfertaf. Ebendas. 1802. Sechster Band. IV und 180 Seit. gr. 8. Mit 1 Kupfertaf. Ebend. 1803. Nebst einem Register über alle 6 Bände. Jeder Band 1 Rf.

Die drey ersten Bände dieses Werks haben wir zu seiner Zeit in der N. A. D. Bibl. angezeigt; die drey vorliegenden sind von dem nämlichen Gehalte, indem sie das Neueste der Entdeckung in den, auf dem Titel vermerkten Wissenschaften bis auf die gegenwärtigen Zeiten verbreiten. Ungeachtet die Summe der hier mitgetheilt werdenden nützlichen Erfindungen aus einer Menge Bücher zusammen getragen worden, wodurch sie das Ansehn der Kompilation gewinnen: so haben sie doch das Verdienst, daß Alles kurz abgefaßt worden, ohne der Vollständigkeit und Deutlichkeit zu schaden. Zu wünschen wäre es daher, daß alle die Schriften, womit seit ein paar Jahren die Gewerbskunde in jeder Messe überladen wird, diese Tugend aufweisen könnten! Aber des Bücher-machens hat — zum Nachtheil der wahren Gelehrsamkeit und kritischen Literatur — kein Ende, sagte einstens Salomon.

An eine Auseinandersetzung einzelner Abhandlungen und Aufsätze in diesem Werke ist nicht zu denken; denn da in jedem der vorliegenden 3 Hefte — Bände können es nicht genannt werden — einige vierzig Aufsätze enthalten sind: so

würde es um so mehr ein undankbares Bemühen seyn, d viele der hier vorkommenden Gegenstände, in andern volu minösen Werken der Art schon mitgetheilet, und von kriti schen Sachverständigen beleuchtet worden. Mit unter wer den auch verschiedene Verfahrungsarten, aus Runkelrüben Zucker zu bereiten, mitgetheilt; aber die Mittel und Wege wie durch dergleichen Prozeß der Zucker aus dem Dekokt des Runkelrübensafts gewonnen werde, sind mit Vortheil nicht anzuwenden, obgleich sie im Wesentlichen mit dem Ver fahren des Herrn Achards übereinstimmen. Rec. hat meh rere vornehme und begüterte Landwirthe, auch geschickte Che misten seiner Gegend, die er vor Kurzem mit Wehmuth verlassen, um seinem neuen Berufe zu folgen, mehrmals aufgefordert, und das Achardsche Verfahren, genau nach der Vorschrift des Erfinders anwendbar zu machen gesucht; — hat aber nie Zucker, wohl aber recht guten Syrup erhalten. Es ist daher zu zweifeln, daß der Zucker auf diese Art, wenigstens mit Vortheil wird nie fabricirt werden können, was auch von einigen Neuern dafür im Publiko verbreitet, und das Berliner Fabrikat, das auf Kosten des Königs verfertiget ist, deßwegen zum Beweise angeführet wird. —

Die zu diesen Bänden angehängten 3 Kupfer, sind ziemlich gut gestochen, und die Zeichnungen derselben erläu tern den Text hinlänglich. Dem 6ten Bande ist ein Regi ster über alle 6 Bände angehängt, welches in alphabetischer Ordnung die vornehmsten Sachen enthält, die in allen 6 Bänden vorkommen. Mitunter werden auch einige Bogen Text aufgenommen, die in der Nürnbergschen Handlungszei tung vorkommen, und hier von neuem wieder versilbert wer den. Wann wird die Literatur, eine kaufmännische Spekulation zu seyn, aufhören? —

A.

Beyträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden, herausgegeben von Paul Jakob Bruns, Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Hofrathe, Professor und Biblio-

Bibliothekar in Helmstädt. Erstes Stück. — Zweytes Stück. — Braunschweig, bey Reichard. 1802. VI und 248 Seit. 8. 1 Rg.

Das erste Stück dieser sehr unterrichtsreichen Sammlung enthält erstlich unter der Rubrik: Handschriften, eine Nachricht von der noch ungedruckten Chronik des Dominikaner-Mönchs im St. Pauls-Kloster zu Minden, Henricus de Hervordia, (nicht, wie einige Geschichtforscher ihn fälschlich nennen, de Erphordia,) der daselbst 1370 starb. Von ihr besitzt die Helmstädter Universitäts-Bibliothek den letzten Theil oder sexta aetas in zwey Foliobänden. Dessen erster Band geht von Christi Geburt bis auf den K. Valens; der zweyte vom K. Gratian bis zum J. 1335, dem achten des K. Karls des 4ten. Leibnitz muß diesen Autor bey Durchsuchung der Bibliotheken des nördlichen Deutschlands nicht angetroffen haben; sonst hätte er ihn sicher unter seine Scriptores rerum Brunsvic. mit abdrucken lassen. Er ist gleichwohl von Wichtigkeit. Der Mönch war gelehrt, wie die Reihe seiner, hier S. 7—9 angeführten, durchlesenen Schriftsteller bezeugt, ja er trug mit Auswahl und guter Urtheilskraft zusammen, und da er genau citirt: so kann man aus seinen Anführungen theils nicht mehr vorhandene Geschichtschreiber kennen lernen, theils die noch vorhandenen ergänzen oder berichtigen. Die Handschrift von jenem sechsten Weltalter wäre daher allerdings des Druckes sehr werth, und selbst die ersten Theile, wenn man sie wiederfände, verdienten studiert zu werden, sie würden einen nicht geringen gleichen Nutzen gewähren, wie schon aus dem einzigen Umstand erhellet, daß Heinrich den Trogus Pompejus gelesen zu haben in der gedachten Reihe seiner Quellen versichert, und ihn genau von seinem Epitomator dem Justinus unterscheidet. —

Die übrigen Rubriken des ersten Stücks bestehen in alten Drucken — ohne und mit der Jahrs-Anzeige, von S. 51—110, wodurch hier und da die Panzerischen Annalen erläutert werden. Das Buch in niedersächsischer Mundart: van der bedroffenisse unde herteleyde der hochgeloveden konnigynnen unde soten moder marien, 1485 dorch Johann Grashove zu Magdeburg gedruckt, scheint nicht

nicht ohne poetischen Werth zu seyn, wenigstens in Ansehung seiner naiven Stellen.

S. 111—121 werden Urkunden mitgetheilt, die von Herrn Pastor Kinderling in Calbe an der Saale herrühren.

Das zweyte Stück enthält: I. Handschriften von S. 123—168, namentlich: 1) Der König im Bade. 2) Zwey Erzählungen im Meistergesang. 3) Originalbriefe von Luther.

Der König im Bade ist eine gereimte fromme Legende (nach Le Grand in seinen Fabliaux: *conte devot*) die auch schon 1493 in Bamberg gedruckt ist. Sie handelt von einem Könige, der in seinem Hochmuth sich soweit verstieg, daß er von Gott nicht mehr abhängig seyn, und die Worte im Magnifikat: deposuit potentes de sede, in seinem ganzen Reiche zu lesen und zu singen verbot, ja ganz zu vertilgen befahl. Sie ist in der Poesie des vierzehnten Jahrhunderts nicht übel erzählt. Rec. wünschte, daß statt mehrerer erklärten Wörter, die kaum einer Erklärung bedürfen, manche andere dunklere erhellt wären. Einige wenige Bemerkungen seyen ihm erlaubt beyzufügen. S. 125 Note 6: nu wart im — schin, heißt genauer: ward ihm kund; denn schin wird in der altdeutschen Sprache als Adjektiv und Adverbium, manifestum bedeutend, gebraucht. — S. 126 Note 13: wie ein speher-list Got dem Konige erzeigte, eigentlich: wie Prophetenkunst, oder Herzenskündigers-Weisheit, Gott an dem Könige bewies. Ebendas. N. 15: Dem Engel wart zugesehen, auf den Engel ward gesehen, man bewies ihm Aufmerksamkeit (Attention.) S. 129 N. 25: er vecht dass er König sy, und ist doch aller Welte sy, heißt vielmehr: er sagt, er sey ein König, und hat doch keine Leute um sich (kein Gefolge.) Man s. unter andern das Scherzische Glossar bey diesem Worte. — S. 132 um die Mitte, muß gewant durch Stand, conditio, erklärt werden, und dagegen gewat durch Gewand, Kleid. S. 133 Zeile 2 heißt arbeit Trübsal, und Zeile 6: sie wondet den lip verlorn han, sie wähnten das Leben verloren zu haben, d. i. des Todes zu seyn (vor Schrecken), und N. 36 ist E. genauer durch Gesetz zu übertragen, da die Bedeutung Wort zu allgemein ist.

Die

Die Erzählungen im Meistergesange handeln von einem keuschheitsprüfenden Horne und Mantel, und die erste davon steht nachgeahmt im Ariost und la Fontaine. Man s. Orlando furioso Canto XLII. Stanza 98 und die Contes et nouvelles des letztern im 1. Theil unter der Rubrik: la coupe enchantée.

III. Die Originalbriefe von Luthers eigener Hand, von welchen hier die Rede ist ist, fand Herr B. vor kurzem erst, sechs und dreyßig an der Zahl, irgendwo versteckt, auf der Helmstädter Universitäts-Bibliothek. Davon sind 28 in der Schützischen Sammlung in 3 Bänden. Leipzig. 1780. und 81 abgedruckt. Von den vorher schon abgedruckten ist wohl einer der wichtigsten, der den 6ten März 1530 an Kurfürst Johann zu Sachsen geschrieben, die Gegenwehr wider den Kaiser in Religionssachen betreffend. Er ist wörtlich eingerückt. Von allen schon gedruckten sind die falschen Lesarten gegen die Originale angezeigt, eine Mühe, die sehr nöthig war, und oft die letzteren von dem Verdacht des Unsinns retet. Den Beschluß machen drey hier zum erstenmale gedruckte.

Die Beschreibung alter Drucke geht von S. 169 — 216.

Unter der Rubrik: Urkunden, liest man zuerst einen Aufsatz vom Herrn Generalsuperintendent Lichtenstein in Helmstädt, mit seiner Erklärung der Inschrift auf den nach London geschickten Babylonischen Backsteinen, dem der Hagerische aus dem Londner Monthly Magazine August vom 4ten Jun. 1801 datierte eingeschaltet ist. Eine Fortsetzung der von Herrn Pastor Kinderling in Calbe gelieferten Urkunden von Nr. 5 — 17 macht den Beschluß. Nicht nur die beschriebenen Stücke selbst; sondern auch die überall eingestreuten Bemerkungen des Herausgebers und der Einsender, die dem Literator wichtig seyn müssen, verdienen seinen vielfachen Dank, und erregen in ihm den Wunsch einer fleißigen Fortsetzung dieser Beyträge.

Fr.

Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. Nebst Bruchstücken aus einer Handschrift. Köln, bey Hammer. 1803. 1 Alphab. 3 Bog. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Diese Betrachtungen oder Gedanken sind aus der Feder eines Mannes, (der Ruf nennt als Verfasser den Herrn General-Major Klinger in Petersburg,) der, entfernt lebend von den Stapelplätzen der Literatur und an den Intriguen der Höfe keinen Theil nehmend, sich seine reine Ansicht bewahrt hat, und über die Erscheinungen in der politischen und gelehrten Welt eben so unbefangen als treffend urtheilt. Der einzelnen, bald größern bald kleinern Abschnitte, sind zwey hundert und fünf und sechzig, an Gehalt wie an Inhalt allerdings von einander sehr unterschieden; aber alle lesenswerth. Geprüfte Erfahrung, unparteyische Würdigung des Guten und Schlechten, und unbestechliche Wahrheitsliebe offenbaren sich überall, und wenn man auch Manches in einem ganz andern Lichte sieht, als der Verfasser: so zeigt doch gewöhnlich der Gesichtspunkt, in den er sich gestellt hat, die Sache von einer Seite, die der Betrachtung nicht weniger werth ist. Wir heben zur Probe drey auf Literatur sich beziehende Betrachtungen aus.

„Der deutsche gedruckte Unsinn," heißt es S. 78 „unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen „Unsinn; denn er gränzt durch eine krampfhafte, oder, wie es seine reichen Schöpfer lieber hören, poetische Verzerrung „mehr noch an Wahnsinn, als Dummheit; ob er gleich mit „letzterer reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wohl auch „englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer „von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung, „und läßt sich meistens mit der Dummheit genügen. Das „letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders „viele dieser originellen Verzuckungen hervorgebracht, und „nach der blühenden Jugendkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretnen daran nicht Mangel leiden lassen. Allein die Herren müssen auch bedenken, daß sie davon „leben

„leben wollen, daß das Publikum es bezahlen soll, und daß „man im Eifer für eine nützliche Sache zu viel thun kann.“

Ueber das Haschen nach dem Neuen und Ausschweifenden, drückt sich der Verf. S. 131 also aus: „Warum kann „ein welterfahrner Mann nichts Excentrisches vertragen? „Weil er gesehen hat, daß es zu nichts führt, zu nichts „taugt, nichts befördert, selbst das Lachen nicht. Alles, „was es wirkt, besteht darin, daß es dem ein Zeichen an„klebt, der sich damit schleppt, oder der von diesem Wesen „besessen ist. In der Welt ist ihm keine Stelle angewiesen, „und in der Literatur ist es gegen den Menschenverstand. „Aber warum treten so viele unsrer jungen Leute mit diesem „Zeichen als Schriftsteller auf? Eben darum, weil sie jun„ge Leute sind, und es ihnen noch an allem dem fehlt, was „sie zum Auftreten berechtigen könnte.“

Ueber Wieland steht S. 168 folgende merkwürdige Stelle: „In Wielands vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer „Art, als Musarion, Oberon, den Rittergedichten, Mähr„chen, u. s. w. herrscht eine griechisch-italiänische Phantasie, „mit deutschem Gefühl erwärmt, und durch schöne, mensch„liche Philosophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als „Dichter genannt; aber braucht man den zu nennen, der „ganz Europa gezeigt hat, daß die Grazien, im Geleite schö„ner Weisheit — und doch ohne fieberhafte Ueberspannung „immer gefälligerer Dichtung, feiner Sinnlichkeit und Har„monie der Sprache, auch in einem Deutschen sich vereinigt „haben? Von allen unsern Dichtern ist er derjenige, wel„cher den Ausländern am meisten gefällt und gefallen muß„te. Seine Stoffe gehören allen Völkern, und liegen der „Phantasie eines jeden gleich nah; und ob ihm gleich die „Behandlung derselben eigenthümlich zugehört: so ist sie doch „dem Geiste jedes kultivirten Volks angemessen. Wie viel „könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, „wenn ich hinzusetze: er allein hat den sanften Rosenschim„mer über unsern Parnaß gezaubert, der die grelle, ernste „Farbe desselben erheitert, und das düster erhabene, ihn oft „verhüllende Gewölke erhellt. Wer ihn hier verkennt, dem „haben nie die Musen gelächelt; aber vielen ihrer Seyn wol„lenden Priester in Deutschland lächeln die Musen nie.“

Wenn

Wenn auch unsere seyn wollende Schöngeister und genialische Kritiker über diese, aus dem kalten Norden uns zukommenden, Ansichten die Nase rümpfen sollten: so werden sie doch wenigstens eingestehn, daß der Parteygeist und Sektenhaß dießmal die Urtheile nicht diktirt hat.

Bb.

Verbesserungen.

Im LXXVIII. Bd. 2. St. S. 489. gegen die Mitte, ist nach Zeitgenossen das beynahe wegzustreichen.

— — — — — — Z. 2. von unten st. Pedant l. Pendant.

Im Register zum 49. bis 68. Bd. S. 2198 um die Mitte, st. Pfarr zu Schorina l. Pfarr zu Schwerin.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Flora europaea inchoata a *Joh. Jac. Roemer*, Med. et Chirurg. Doct. eorundemque in Instituto medico-chirurgico quod Turici floret, Professore. *Fasciculus VII.* Norimbergae, ex officina Raspeana. 1801. 8. Zehn Blätter Text in 8 illum. Tafeln. Geh. 20 Gr.

Die Ausführung von diesen Heften läßt keinen andern Wunsch übrig, als ihre schnellere Erscheinung. Verleger und Herausgeber verdienen deßwegen besonders zur eifrigen Fortsetzung aufgemuntert zu werden. Es enthält diese Lieferung wieder acht sehr gut nachgebildete und beschriebene Pflanzen. Campanula mollis Lin. Campanula diehotoma β. Lamark. Einheimisch in Sicilien, Spanien. Leicht aus Saamen zu erziehen. Bupleurum graminifolium Vahl, und, wie es scheint, auch das gleichnamige von Suter (Flor. helv. p. 153.), wenn gleich das Hallerische Citat, vielleicht durch einen Druckfehler, davon abweicht. Ob Bupleurum petraeum, welches mit Recht von dem vorigen getrennt wird, mit B. ranunculoides nach Guan einerley seyn, läßt der Verf. dahin gestellt seyn. Tulipa sylvestris. Daphne collina, welche D. Smith in Italien, bey Cattera aufgefunden hat. Nach diesem wird auch

war für jetzt, und ist für diese Beyträge geeignet. Zunächst geht die Absicht des Verf. vorzüglich dahin, Bemerkungen über ganze Familien und Gattungen, Berichtigungen zweifelhafter, und Beobachtungen neuer Gattungen und Arten zu liefern. In der ersten Abhandlung über das Befruchtungsgeschäfte der Gewächse, zeigt der Verf. sehr bündig, daß man, auch ohne die Gegenwart der Staubkolben und des gebildeten Saamenstaubs, eine Befruchtung vermittelst der, in verschiedenen Werkzeugen abgesonderten, oder mit andern Substanzen verbundenen, Saamenfeuchtigkeit (wie bey den Tangarten einen eigenthümlichen Schleim) annehmen, so wie bey den weiblichen Theilen eine unmittelbare Berührung, oder durch besonders dazu bestimmte Gefäße, in der Substanz der Pflanze eine Zuleitung dieser befruchtenden Materie statt finden könne. Von denen mehr organisirten Kryptogamen geht der Verf. zu noch einfachern dieser Klasse, zu den Konferven, über, wo der äußere Schleim, welcher die noch jungen Fäden zusammenklebt, entweder der befruchtende Stoff selbst, oder wenigstens damit verbunden seyn soll. Die zweyte Abhandlung enthält Erinnerungen und Beyträge zu der neuen Ausgabe der Spec. Plantar. Linnaei, vom Hrn. Prof. Willdenow. Bey diesen sehr reichen und mannichfaltigen Zusätzen beschränkt sich der Verf. größtentheils nur auf eigene Bemerkungen und Beobachtungen, die auch gewiß mit Dank aufgenommen und in den Supplementbänden jenes mühevollen Werkes nachgetragen werden dürften. Veronica *Teucrium* wird in ihre vorige Rechte wieder hergestellt, unter Scirpus Holoschoenus, auch romanus, gezogen, den wir aber auch ganz verschieden davon finden, Scirpus trigonus, als eine neue Art von S. triqueter, abgesondert, ein neuer Bromus maximus aufgestellt, Galium *spurium*, das ehemalige hispidum des Verf., genannt; dagegen aus dem Linnéischen G. spurium eine Valantia tricornis gemacht; das ehemalige Lepidium Pollichii des Verf. mit dem Namen Lepid. incisum belegt wird, und so zuletzt mit einigen kryptogamischen Gewächsen diese kritische und reiche Nachlese (von S. 63 — 238.) geendigt. — Die Bemerkungen über die Rivularien, und die mit ihnen verwandten Gattungen, füllen die dritte Abhandlung, und betreffen sowohl ihre Vermehrungsart und Struktur, als auch ihre specielle Verschiedenheit (von S. 239 — 332.). Ein Versuch zur Be-

richti-

richtigung der Conferva bullata Lin., welche der Verf. nun lieber mit dem Namen C. dilatata belegen möchte, da der Linnéische Name auf mehrere Conferven anwendbar ist. Die fünfte und letzte ist eine vom Hrn. Prof. Mertens aus dem Französischen gezogene Abhandlung: Ueber die Valisneria spiralis Lin. von P. P. Lapeyrouse. Ihre große Menge in dem Kanal von Languedoc gestattete dem Verf. eine neue, größtentheils mit der Michelischen übereinkommende, Untersuchung.

Lg.

Anleitung zur Forstwissenschaft. Von G. A. Dätzel, Prof. der Mathematik und Forstwissenschaft in München. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Erster Band. München, bey Lindauer. 1802. 412 S. gr. 8. Mit einem illuminirten Kupfer. 1. Rl. 20 Kr.

Wir haben zuther mit der Anzeige dieser Anleitung zur Forstwissenschaft gezögert, weil wir immer hofften, den zweyten Band zugleich mit anzeigen zu können; da aber bis jetzt unsre Hoffnung nicht erfüllt wurde: so können wir nicht länger anstehen, das Forstpublikum mit diesem sehr lehrreichen Werke bekannt zu machen.

Der Verf. fand es nothwendig, für seine Zuhörer, mehrentheils junge Leute, die zu Förstern sollen gebildet werden, ein Lehrbuch zu entwerfen, in welchem der Unterricht nach Form und Materie, der Faßkraft derselben angepaßt ist. Er fängt daher die Forstwissenschaft gleich mit dem wichtigsten Theile, der Erhaltung der Waldungen, an; und schaltet das, was auch der gemeine Förster aus der Naturlehre, Naturgeschichte, oder andern Wissenschaften, zu wissen braucht, jedesmal gehörigen Ortes ein. Er hat dabey die ersten und besten Forstschriftsteller, Bechstein, Borkhausen, Gmelin, Hartig, Hennert, Laurop, Späth, Uslar, Walther, Witzleben, benutzt. Diejenigen also, die sich jene, zum Theil theuren, Werke nicht anschaffen können, finden in dieser Anleitung zur F. W. das Brauchbarste und Nothwendigste daraus.

macht über die Kirche behaupten, oder ob diese in ihre längst verlorenen aristokratischen Rechte und zu einer neuen bessern Verfassung hergestellt werden sollte? Dabey behauptete freylich ein jeder Theil seine Forderungen und Rechte, in Reden und Beschlüssen, sehr muthig und standhaft. Das Basler Konzilium fuhr, wie das Konstanzer, fort, sein Ansehen auch über die päpstliche Gewalt zu erheben; es forderte den Papst Eugen IV. (nach S. 61, auf) innerhalb 60 Tagen vor seiner Versammlung zu erscheinen. Als er nicht erschien, ward er für einen hartnäckig Ungehorsamen erklärt, nachher sogar suspendirt, abgesetzt und ein anderer Papst, Felix V., zur Papstwürde erhoben. Dagegen hatte der Papst Eugen nun eine andere, nach seinen Absichten gestimmte, Synode zu Ferrara zusammenberufen; er führte auch mit seinem Gegenpapst einen für ihn selbst so glücklichen Streit, daß Felix und sein Basler Koncil in seinem Ansehen immer tiefer sank. Im Ganzen also behauptete sich die päpstliche Uebermacht, vermöge ihrer klugen Unterhandlungen mit den fürstlichen und königlichen Höfen, und vermöge der fanatisch abergläubischen Meinung, als ob die Gewalt der Päpste zum Nutzen der christlichen Religion selbst gereichte, wie die Kardinäle (S. 132) sagten, noch immer in ihrem alten Kredit. Wenn daher der gelehrte Herr Verfasser in seiner Vorrede meint, es habe das Ansehen gewonnen, eine gewisse innere Stärke, welche diese Kirchenmonarchen besaßen, habe sie auf immer unüberwindlich machen müssen: so kann er damit wohl keine andere innere Stärke verstehen, als diejenige, welche der so allgemein herrschende Aberglauben ihren bisherigen Usurpationen gab; denn sonst ließe sichs nicht einsehen, wie er ohne den geradesten Widerspruch vorher hätte sagen können: »diese »Monarchen seyen nicht ohne tiefliegende innere Schwächen, und so vielen Angriffen ausgesetzt gewesen, ja sie »hätten ihren Thron bisweilen selbst so sehr untergraben, »daß man die Zeit ungusbleiblich nahe zu seyn glaubte, da »sie von demselben stürzen, oder doch äußerst darauf warten »müßten.« Denn der Aberglaube kann nie innere Stärke, d. h. Stärke, die sich auf innere ewig gültige Gründe stützt, geben, sondern nur Vernunft und Wahrheit. — Einer der bedeutendsten Siege über die deutsche Kirche war derjenige, welchen P. Nikolaus V. durch die Aschaffenburger, oder vielmehr Wiener Konkordate, davon trug. Denn dadurch

durch wurden nicht nur die Schlüsse des Basler Konzils vereitelt; sondern auch unzählige geistliche Stellen, willkührliche Veränderungen kanonischer Wahlen, grosse Geldtaxen, kurz alles, was die römische Kurie nur verlangen konnte, dem Papste überlassen, und das Verlangen der Deutschen nach einer allgemeinen Kirchenversammlung, und nach Abstellung so vieler kirchlichen Beschwerden gegen die Päpste, in die weite Welt hineingespielt. Und, da der römische Hof immer der einzige gewesende Ausleger dieses, der deutschen Kirche so nachtheiligen, Reichsgrundgesetzes, blieb: so wurden die Deutschen dadurch auf das schändlichste hintergangen; ob sie gleich lange Zeit bey ihrer ehrlichen Unfähigkeit, Andere zu hintergehen, sich nicht für getäuscht hielten. S. 159—173.

Eben so giengen die Päpste beständig darauf um, auch die von dem König von Frankreich, Ludwig IX., errichtete pragmatische Sanktion, dieses, den Eingriffen des päpstlichen Hofes in die Wahlen der Stifter und seinen Gelderpressungen entgegengesetzte, Palladium der gallikanischen Kirche, wieder aufzuheben. Besonders erwies sich der gelehrte, schlaue, und in der römischen Politik sehr gewandte, Aeneas Sylvius, oder P. Pius II., sehr geschäfftig, den Franzosen diese Schutzmauer gegen Rom zu entreißen. Es ist wahr komisch, wenn man ihn S. 280. 59 über das Verderben und den Untergang der französischen Seelen klagen und den Ausspruch thun hört: »er, als der Hoheprie»ster müßte alle Gemeinschaft mit den Franzosen abbrechen, »wenn sie sich mit diesem sündlichen Gesetze noch länger ver»unreinigen würden. Man könne es nicht ausstehen, daß »Layen (wie die Könige und ihre Parlamentsräthe) Rich»ter der Kleriker geworden seyen, daß die Schaafe die »Streitsachen ihrer Hirten untersuchen wollten. Denn »durch die pragmatische Sanktion seye der römische Bischof, »dessen Pfarre die Welt sey, dessen Kirchsprengel nicht ein»mal durch das Weltmeer umschlossen sey, in Frankreich nur »so viel Gerichtsbarkeit haben solle, als es dem Parlament »beliebe. Gestatte er dieses: so würde die Kirche eine viel»köpfige Hydra und alle Einheit in derselben getilgt werden. »Ja, wegen einer solchen Trennung von der römischen Kir»che, befürchte der Papst sogar die nahe Ankunft des An»tichrists.« König Ludwig XI. hob auch wirklich (S. 287)

bis auf ihre letzte Spur unterdrückt werden, oder daß das Kirchenoberhaupt selbst sich zuerst bessern und reinigen müßte, wenn der großen, ganz von ihm abhängenden, Religionsgesellschaft der Christen geholfen werden sollte, blieb ihr noch Jedermann fremde und unerkannt. Ueberdieß waren die Streitschriften, welche für die kirchlichen Rechte der Fürsten geschrieben wurden, meistentheils schwerfällige Deduktionen, nicht bündig und einleuchtend in der Sprache des gemeinen Lebens abgefaßt, ohne sichern Grundsatz; nicht bloß zwischen beyden Theilen ungewiß herumwankend; sondern auch mit Vorurtheilen beladen, die das Uebergewicht natürlich auf päpstlicher Seite hinziehen mußten, weil der ganze Geist des Zeitalters sich immer dorthin neigte. — Daher blieb dann auch die Abhängigkeit der Fürsten von dem päpstlichen Stuhle in diesem Zeitraume sehr tief und demüthigend, so daß sie nicht nur fortfuhren, den Päpsten die Kleidung, den Fußkuß, das Halten des Steigbügels und andere solche Ehrenbezeugungen zu erweisen; sondern auch die von einer Lehnsherrlichen gar nicht verschiedene Hoheit der Päpste anerkennen, und denselben ihre Lehnszinse und andere solche Geldsteuern fortbezahlen mußten. Auch die Bischöfe wußten die Gelegenheiten, die sie hätten, um sich von ihrem Oberbischof zu Rom weniger abhängig zu machen, nicht wohl zu benutzen; ihre Neigung und die Rücksicht auf bleibendes hohes Ansehen zog sie mehr auf die Seite der Kirche, oder eigentlich des Papstes, hin. Und durch die wiederholten Kirchenversammlungen besorgten sie, daß die Fürsten zuletzt wieder mehr Herren über sie werden möchten, als es ihnen lieb gewesen wäre. — Dagegen waren die Sitten dieses so mächtigen und angesehenen Klerus im höchsten Grade verdorben; die Bischöfe waren größtentheils der Habsucht und Kriegslust ergeben; die Pfarrer oder Priester waren unwissend, krag, üppig, wollüstig, und bloß Besitzer von ihren oft erkauften, und so flüchtig als möglich verwalteten Stellen; denn da dachte man gar nicht mehr daran, Kenntnisse, Fähigkeiten und Gaben von ihnen zu verlangen, wodurch sie zum Lehramte hätten tüchtig gemacht werden können. Keine Verordnungen waren in diesem Zeitraume häufiger, als diejenigen, welche Ehelosigkeit und Keuschheit des Klerus einschärften, ungeachtet man einmal anfieng einzusehen, daß beydes nicht

wohl

wohl neben einander bestehen könnte. Solche Verordnungen mußten am Ende auch lächerlich werden; denn, wenn ein Pfarrer seinem Bischofe einen gewissen Preis bezahlte, um sich eine Beyschläferinn halten zu dürfen; so nahm der letztere weiter keinen Anstand, jenem diese Erlaubniß zu ertheilen (S. 80). Ja in manchen Pfarreyen wollte man keinen Priester dulden, der nicht eine Beyschläferinn hielt, um wenigstens die Eheweiber einigermaßen vor ihm in Sicherheit zu stellen. Daher fieng man nach S. 85 doch auch jetzt schon an, es einzusehen, daß es besser wäre, wenn man den Priestern die Ehe wieder gestattete.

In dem 5ten Abschnitte dieses Theiles fährt der Verf. fort, die Geschichte des Mönchslebens und der geistlichen Ritterorden ebenfalls mit einer so lieblichen Unbefangenheit, und in einem so gravitätischen Ton und Anstand zu erzählen, daß man ihm das Lob der Unparteylichkeit gewiß nicht versagen kann.

So werden hier alle die Sottisen, die unter dem Franziskanerorden bey Gelegenheit ihrer großen Fehde und Zwiespalt über die freywillige Armuth und Lossagung von allen irdischen Gütern vorgiengen; alle die recht ärgerlichen Anmaaßungen und Eingriffe, die von den Bettelmönchen überhaupt in die Rechte des weltlichen Klerus und der Universitäten gewagt wurden; alle die alberne Mährchen von Wundern, göttlichen Offenbarungen und Weissagungen, die von Mönchen und Schwärmern ausgebrütet wurden; alle die als göttliche Wahrheit angestaunten Visionen einer heiligen Birgitte; alle die so großes Aufsehen erregende Einsiedlers-Prahlereyen eines Franciskus de Paula, des Stifters der Minimen, mit einer so Chronikenmäßigen Geradheit und Unbefangenheit dargestellt, daß man die Verehrer dieser Heiligen, selbst die Heldenthaten ihrer Schutzpatronen erzählen zu hören meint. Dennoch wird auch hier wieder ein solcher Aufwand von Gelehrsamkeit, Kritik und Belesenheit gemacht, daß alle diejenigen, welche nicht bloß Unterhaltung; sondern auch Belehrung in der Geschichte suchen, und die vom Verf. angegebenen Geschichtsdata zur weitern zweckmäßigen Bearbeitung benutzen wollen, hier volle Genüge finden werden. Was der Verfasser (S. 167—176) von Menschenliebe der Kollharden, Celliten oder Alexianer,

sehr selten aber waren solche Predigten, da man zuweilen noch eine etwas erträglichere Moral zu hören bekam. Die Mystiker waren, wie der Verfasser auch hier (S. 484) bekennet, unter den öffentlichen Religionslehrern noch die einzigen, welche auf den ersten Grund der christlichen Frömmigkeit, auf Besserung des Herzens, so ferne sie selbst deutliche Vorstellungen davon hatten, zurückführten. Was aber aus dem gelehrten und feinern Alterthum für ein Licht auf einige Kanzeln dieses Zeitalters gefallen seyn sollte, davon weiß uns der Verf. sehr wenig zu sagen.

As.

Ehrenrettung der Duttenhoferischen Religionsgeschichte, gegen die in der A. L. Z. Nr. 297 vom Jahr 1802 erschienene Beurtheilung derselben von J. L. G. H. Heilbronn, bey Claß. 1803. 28 S. gr. 8. 2 M.

Ein Freund des Hrn. Duttenhofer vertheidigt diesen gegen die angegebene Recension nicht ganz ohne Glück. Wenngleich Rec. ebenfalls der Meinung ist, daß Hr. D. den Begriff der Religionsschwärmerey viel zu weit ausgedehnt hat, und deßhalb durch seine Geschichte derselben, wenn er fast die ganze Kirchengeschichte hinein zwang, Anstoß erregen mußte: so kann er es doch nicht billigen, daß der Rec. in der A. L. Z. ihm vorwirft, er habe in seiner Geschichte einen kahlen und todten Naturalismus mit Rohheit und Heftigkeit vertheidigt. Dieses Urtheil war zu unbillig und zu inhuman, als daß es Hrn. D. nicht kränken, und in seiner Lage äußerst nachtheilig werden mußte. Es scheint dasselbe auch der vorzügliche Grund zu seyn, daß ein Freund zu seiner Vertheidigung aufgetreten ist. Rec. will daher bloß bey dem stehen bleiben, was diesen Vorwurf abwendet, und was aus der Lage des Hrn. D. zu seiner Vertheidigung beygebracht wird. Alles Uebrige scheint überdem von geringerer Bedeutung zu seyn. Der Vertheidiger antwortet auf den Vorwurf des Naturalismus, der wahrscheinlich für Rationalismus gesetzt sey, S. 21 Folgendes: »Wie »wenig der Verdacht des Naturalismus auf einen Mann, »wie er ist, und auf seine Denkungsart fallen könne, das

»weiß

»weiß Niemand besser, als wer ihn aus seinen zum Theil »auch öffentlich gedruckten Religionsvorträgen zu beurtheilen gelernt hat. Er kennt die Verstandesbeschränktheit »des gemeinen Volks, und die niedrige Stufe seiner intellectuellen und moralischen Ausbildung viel zu gut, als daß »er sich bereden könnte, eine Religion, die sich auf bloße »Vernunftgründe und Naturbeweise beruft, könne bey dem »im Denken noch so ungeübten Volke eben so viel Beyfall, »Ueberzeugung, Beruhigungs- und Besserungskraft wirken, wie eine Religion, die sich auf ein Wort Gottes, »oder auf den Unterricht eines von Gott gesandten, und mit »so vielen Beweisen seiner göttlichen Sendung ausgerüsteten, Lehrers gründet. Wir wären deßwegen begierig zu »hören, was der Rec. diesem freymüthigen Glaubensbekenntniß für eine Art von — — ismus als Brandmal »öffentlich aufdrücken möchte! Doch wir hoffen, der bloße »Name des Verfassers, sein anerkannter trefflicher Charakter, als Mensch und als Gelehrter, werde dem frechen (diesen Ausdruck wünschte Rec. weg) »Tadler Ehrerbietung »gebieten.« Die Humanität verlangt es allerdings, daß man alle Ausdrücke vermeide, die etwas Verketzerndes mit sich führen (dergleichen der Ausdruck Naturalismus unter uns ist), und einem wohldenkenden Manne, der in einem öffentlichen geistlichen Amte steht, nachtheilig werden können. Man kann es daher dem Vertheidiger, der den Charakter und die Verdienste des Hrn. D. genauer kennt, nicht verdenken, daß er bey der Abwendung dieses Vorwurfs so warm geworden ist; allein man muß sich in solchen Fällen sehr hüten, daß man sich nicht ebenfalls übereilt, und dadurch die gute Sache wieder verdirbt. Bloß das einzige Prädikat, was dem Tadler hier mit einer großen Uebereilung beygelegt wird, schwächt die Apologie wieder. — Anserdem erfuhren wir noch, daß auch in der Lage des Hrn. D. ein Grund lag, warum er den Titel Geschichte der Religionsschwärmerey wählte, und sich in seinem Werke einer so derben Sprache bediente. S. 26. »Duttenhofer »war als vieljähriger, von ängstlichen Zionswächtern wenig »er beschränkter, Prediger einer freyen Reichsstadt, einer »der ersten, der in Schwaben dem schwärmerischen, zu »Tändeleyen und würklichen Unfug herabgesunkenen, Geiste »vieler Pietisten, eine bessere Richtung gab; der, indem »er den Nimbus von gewissen Häuptern zerstreuete, zu gleicher

»ehe Zeit ein Befreyer verfolgter, heildenkender Religions»lehrer, wie z. B. eines Straßberger's, vormals ge»worden ist. Da hievon im nördlichen Deutschland wenig »bekannt worden ist: so war es auch kein Wunder, daß »man den eigentlichen Zweck des Verfassers verkennen konn»te, u. s. w.« Aus dem Schluß sieht man, daß Hr. D. eine aktenmäßige Geschichte der Betrügerinn und Prophetinn Kummerinn von Kleborn als Dokument der neuesten Religionsschwärmerey in Schwaben liefern wird.

K.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Spaziergang nach Syrakus, im Jahre 1802. Von *J. G. Seume.* (Mit dem Motto: Veritatem sequi et colere, tueri justitiam, aeque omnibus, bene velle ac facere, nil extimescere.) Braunschweig und Leipzig. 1803. 491 Seiten. 8. 2 M.

Ein ziemlich langer Spaziergang von Dresden aus über Prag, Wien, Triest, Rom, ꝛc. nach Syrakus, und der Verf. kann sich schon, wie er sich selbst ausdrückt, indem er die Ursache seiner Wanderschaft angiebt, das Zwergfell auseinander gewandelt haben, das er sich über dem Drucke von Klopstocks Oden etwas zusammengesessen hatte.

Der Ton der Erzählung ist freylich nicht immer der gebildetste; aber fast durchgängig malerisch, launig, und oft sehr drollig, wovon wir nur ein Beyspiel anführen wollen. S. 44 u. f.: »Als die Nacht einbrach, blieb ich »in einem Dorfe zwischen Günselsdorf und Neustadt. So »wie ich in die große Wirthsstube trat, fand ich sie voll Sol»daten, die ihre Bacchanalien hielten. Die Reminiscenzen »der Wachstuben, wo ich ehemals Amtswegen eine Zeitlang »jede dritte Nacht unter Tabacksdampf und Kleinbierwitz »leben mußte, hielten mich, daß ich nicht sogleich zurück»fuhr. Ich pflanzte mich in einen Winkel am Ofen, und

»ließ

»blos ungefähr dreyßig Weiblinge ihr Unweſen ſo toll um »mich her treiben, daß mir die Ohren gellten. Einige ſpiel»ten Karten, andere ſangen, andere diſputirten in allen »Sprachen der Pfingſtepiſtel, mit Mund und Hand und »Fuß. Da entſtand Streit im Ernſte, und die Handfeſteſten »ſchienen ſchon im Begriffe, ſich einander die Argumenta ad »hominem mit den Fäuſten zu applicitren, da fieng eine alte »Kerl an, in der entfernteſten Ecke der großen gewölbten »Stube, auf einer Art von Sackpfeife zu blaſen, und alles »ward auf einmal friedlich und lachte. Bey dem dritten »und vierten Takte ward es ſtill: bey dem ſechſten faßten »ein Paar Grenadiere einander unter die Arme, und fiengen »an zu walzen. Der Ball vermehrte ſich, als ob Hüons »Horn geblaſen würde; man ergriff die Mädchen, und ſo »gar die alte dicke Wirthinn, und aller Zank war vergeſ»ſen. Dann traten Solotänzer auf, und tanzten freyeriſch, dann koſakiſch, und dann den ausgelaſſenſten unge»zogenſten Kordax, daß die Mädchen davon liefen, und »ſelbſt der Sackpfeifer aufhörte. Dann gieng die Scene von »vorn an. Man ſpielte und trank, und fluchte und zankte, »und drohte mit Schlägen, bis der Sackpfeifer wieder an»fieng. Der Mann war hier mehr als Friedensrichter, er »war ein wahrer Orpheus. Der Wein, den man aus gro»ßen Glaskrügen trank, that endlich ſeine Wirkung; Alles »ward ein volles, großes, furchtbar bachantiſches Chor. »Hier nahm ich den Riemen meines Torniſters auf die linke »Schulter, meinen Knotenſtock in die rechte Hand, und »zog mich auf mein Schlafzimmer, wo ich ein herrliches »Thronbette fand, und gewiß wie ein Fuhrknecht geſchlafen »hätte, wäre ich nicht von den Grenadieren durch eine ſchröm»liche Bataille geweckt worden, u. ſ. w.«

Die verſchiedenen Aeußerungen des Verf. über einige von Fügers Werken ſind ſehr naiv und richtig; ſo wie ſie zugleich ein Beweis ſind: daß ein Laye in der Kunſt bisweilen ſchöner und unterhaltender über ein großes Kunſtwerk ſprechen kann, als ein Künſtler, der hier die Kompoſition zu tadeln ſucht, dem dort ein Finger oder eine Hand verzeichnet zu ſeyn ſcheint, dem die eine Linie zu grade, die andere zu krumm geht, u. ſ. w.

Hier und da wird Hr. S. von ſeiner Laune auf ſonderbare Digreſſionen geführt, als z. B. S. 47: »Wir ſchmeck-

»Horaz und die gute Mahlzeit hinter dem warmen Ofen mei»nes kleinen Zimmers vortrefflich. Der Horaz schmeckt »mir, d. h., viele seiner Verse; denn der Mensch selbst, mit »seiner Kriecherey, ist mir ziemlich zuwider. Da ist Ju»venal ein ganz anderer Mann, neben dem der Oktavianer »wie ein Knabe steht, u. s. f.« — Bisweilen philosophirt er auch, wie z. B. S. 52 u. ff., über Billigkeit und Gerechtigkeit; aber seine Bemerkungen über Livius S. 107—109 haben Rec. vorzüglich gefallen.

Hätte der Verf. manchen plebejen und unschicklichen, manchen unrichtigen und sonderbaren Ausdruck, und manches Ueberflüssige zu vermeiden gesucht: so würde sein Werk in den Augen gebildeter Leser noch mehrern Werth haben. Etwas Weniges hiervon zum Beweis.

S. 13. »Muß ist ein Bretnagel.« — S. 59. »Hier »mache ich« (schreibt er an seinen Freund) »wieder eine »Pause, und lasse meine Hemden waschen und meine Stie»fel besohlen.« — S. 63. »Ob ich gleich schwer bereift »war, und der ganze Kerl wie schlechte verschossene Silber»arbeit aussah.« — S. 66. Wo der Verf. erzählt, daß er von einem Wirthe in St. Oswald sehr unhöflich behandelt worden war, drückt er sich auf diese Art aus: »Ich gab dem »Heiligen im Geiste drey Nasenstüber, daß er seine Leute »so schlecht in der Zucht hielt, und schritt ganz trotzig an »dem Berge durch die Schlucht hinunter in die Nacht hin»ein.« — So sagt er auch: »eine sehr zähe lederne Brate »von einer Gans. — Schade, daß man nicht in dem »Tone fortgefahren ist, den Weise angeschlagen (statt an»gegeben) »hatte« — »Die Nacht war ich angekommen, die »Nacht fuhr ich wieder ab« (statt in der Nacht). — Eine »Pyramide in der Kirche kommt mir vor, als ob man den »Blocksberg in eine Nachtmütze stecken wollte« — — »Die »Gegend um Loretto ist ein Paradies von Fruchtbarkeit, »und die Engel müssen ganz geschenkte Leute gewesen seyn, »da sie nun einmal das Häuschen im gelobten Lande nicht »behaupten konnten, daß sie es durch die Luft aus Dalma»tien (?) hierher bugsiert haben.« — (Ueberhaupt scheint das Wort bugsieren eins seiner Lieblingswörter zu seyn, denn es kommt oft vor.)

Doch alles dieses benimmt diesem Buche seinen Werth nicht, das Rec. mit Vergnügen gelesen hat, und das gewiß auch von vielen unserer Leser mit eben dem Vergnügen gele

gelesen werden wird. Rec. hielt es nur für seine Pflicht, diese Anmerkungen zu machen, weil er glaubt, daß jeder Schriftsteller seinem Publikum Achtung schuldig ist, und daß er diese Achtung nicht besser zu erkennen geben kann, als durch einen guten und wohlgeordneten Vortrag, so wie auch durch anständige und passende Ausdrücke, wenigstens darf er, im Unterlassungsfall, sich nicht schmeicheln, daß er den vollen Beyfall seiner gebildeten Leser hat.

Rh.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. — Zwey und zwanzigster Band. Berlin, bey Voß. 1801. 1 Alph. 4 Bogen. gr. 8. Mit einer Landkarte. 1 Rt. 20 gr.

Desselben drey und zwanzigster Band. Mit zwey Kupfern. Berlin, bey Voß. 1801. 1 Alph. 7 Bogen. gr. 8. 1 Rt. 20 gr.

Desselben vier und zwanzigster Band. Mit einem Kupfer. Berlin, bey Voß. 1801. 1 Alphabet 3½ Bogen. gr. 8. 2 Rt.

Wir haben bereits, bey der Anzeige der frühern Bände dieses Magazins, welches sich sowohl durch inneren Werth und sorgfältige Auswahl, als durch ein, seinem Zwecke angemessenes, schönes Aeußere, von vielen ähnlichen Sammlungen vortheilhaft unterscheidet, demselben die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die nachstehende summarische Anzeige der vorliegenden drey Bände wird beweisen, daß die in demselben gelieferten Reisebeschreibungen der Aufnahme in diese schätzbare Sammlung nicht unwerth waren.

Die Reise nach China und Bengalen, von Charpentier-Cossigny, welche den größten Theil des zwey und zwanzigsten Bandes füllt, enthält eine Menge

neuer und höchst interessanter Nachrichten über die bereiseten Länder, ihre Staatsverfassung, Produkte, die Sitten und Gewohnheiten ihrer Bewohner, u. s. w. Sie ist als eine reichhaltige Nachlese zu Macartney's bekannter Gesandtschaftsreise zu betrachten. Vorzüglich belehrend sind die von einem Superkargo der Schiffe der alten ostindischen Kompagnie herrührenden sehr genauen Nachrichten von dem Bau des Thee, den verschiedenen Arten desselben, der Art ihres Einsammlung ꝛc. S. 61 folg. — S. 135 lernt man eine, bey den Chinesen herrschende, seltsame Methode, die Blattern einzuimpfen, kennen: sie streuen nämlich gutgetrocknetes, und zu Pulver geriebenes, Blatterngift auf ein wenig Baumwolle, und stecken diese in die Nasenlöcher. — Nach einer S. 20 mitgetheilten Nachricht sollen die, von Vaillant und andern Reisenden beschriebenen natürlichen Schürzen, oder Bedeckung der weiblichen Geburtstheile bey den Hottentotten daher entstehen: daß die Männer ihren Weibern, nach deren Entbindung, den Leib mit Kuhmist oder Eingeweiden von Thieren reiben, während die Weiber die Haut des Bauches nach unten ziehen, um das Schaambein damit zu bedecken. Diese Operation wird neun Tage hintereinander vorgenommen, und so entsteht die Schürze, über welche so viel gesprochen worden ist. Sie nimmt bey jeder Niederkunft zu, so daß sie, nach öftern Wochenbetten, eine Länge von 12 Zoll erlangt.

Die, diesem Bande, als Anhang beygefügten, Betrachtungen über die Sitten und Gebräuche der Einwohner der Südsee-Inseln, sind ein gedrängter Auszug aus den *Voyages chez les peuples sauvages, ou l'homme de la nature, par Babié. à Paris* 1801. Diese wenigen Bogen enthalten einen großen Reichthum der erlesensten Notizen und interessantesten Beobachtungen über die Südsee-Insulaner, aus den Werken mehrerer Reisenden, mit strenger Auswahl gesammlet, und mit vielem Geschmacke geordnet.

Der drey und zwanzigste Band liefert einen Auszug, aus einem im Jahre 1804 in Paris erschienenen Werke, das folgenden Titel führt: *Voyage dans la haut Pensylvanie, et dans l'état de New-York; par un membre adoptif de la Nation Oneida; traduit et publié par l'auteur des lettres d'un Cultivateur américain.* — Ob diese aus

gebli-

gebliche Beschreibung eines Augenzeugen gleich viele, nicht uninteressante Bemerkungen, und bisher unbekannte Nachrichten über mehrere Stämme der Nordamerikanischen Wilden liefert, und überhaupt eine ganz unangenehme Lektüre gewährt: so gestehen wir doch, daß wir sie nicht in dieß Magazin aufgenommen zu sehen gewünscht hätten. Sie hat, wie der gelehrte und scharfsinnige Uebersetzer, Herr H. R. Tiedemann in Marburg, sehr richtig in der Vorrede bemerkt, das Ansehen einer in der Stube gemachten Reise, in welcher insbesondre die vielen oratorischen Floskeln in den Reden der Wilden, und die Verschweigung der meisten Namen den Anstrich des Romanhaften und Erdichteten noch beträchtlich vermehren. Wir halten mit dem Uebersetzer dafür, daß der Urheber dieser Reisebeschreibung von Personen, welche den hier beschriebenen Theil von Nordamerika besucht haben, mancherley Nachrichten erhalten, und diese zu dem vorliegenden Ganzen verarbeitet hat.

Uebrigens muß man dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, daß er seiner Beschreibung, durch anziehende und lebhafte Malerey von Naturscenen, einen hohen Reiz zu geben weiß, und daß er sehr angenehm und oft hinreißend erzählt.

Der Uebersetzer hat sich um diese Reisebeschreibung dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben, daß er die drey starken Bände des Originals in einen mäßigen Oktavband zusammengedrängt hat, ohne daß der deutsche Leser etwas Wesentliches verliert; vielmehr, durch Wegschneidung aller Wiederholungen, die in der Urschrift im reichern Maaße vorhanden sind, durch Weglassung flacher Raisonnements, und durch Ausmerzung vieler üppigen, auf empfindelnde Deklamation hinauslaufenden Auswüchse, wahrhaft gewinnt.

Was die von dem Uebersetzer hinzugefügten Anmerkungen betrifft: so sind einige derselben interessant und belehrend; ein großer Theil aber scheint uns durchaus überflüssig zu seyn, und gar nicht an seine Stelle zu stehen. Wir wenigstens vermögen nicht einzusehen, wie die in der Vorrede angegebene Absicht, »von dem, was der Verfasser anmerkt, Grund anzugeben, und so die Lebens- Denk- und

»Gefühlsweise der Wilden, aus den ersten Principien« durch Bemerkungen, wie folgende sind, erreicht werden soll. S. 16. »An Vorbedeutungen glauben, ist ein Charakterzug »aller rohen unaufgeklärten Menschen.« Ebendaselbst: »Die Furcht ist bey uns überall mächtiger als die Hoffnung.« S. 196. »Alles Neue wird so lange verworfen, bis entweder »ein Zufall es näher bekannt, oder die Noth es unentbehrlich »macht« S. 131. »Sonnen- und Mondfinsternisse halten »alle alten Völker, wie vormals die Griechen und Römer, »für unglücksschwanger.« Dergleichen triviale Sätze und allgemein bekannte Dinge hätten hier nicht wiederhohlt werden sollen.

In dem vier und zwanzigsten Bande finden wir eine, von Herrn Legations-Rath Weyland in Weimar besorgte, sehr wohlgerathene Uebersetzung von Sonnini's Reise nach Griechenland und der Türkey. Der Verfasser dieses Werks hat sich bereits durch seine, auch in dieser Bibliothek mit verdientem Lobe angezeigte, Reise durch Aegypten, als einen kenntnißreichen trefflichen Beobachter bekannt gemacht. Auch durch die gegenwärtig anzuzeigende Reise nach Griechenland und einem Theile des türkischen Reichs hat er von neuem bewiesen, daß es ihm an keiner Eigenschaft eines scharfsichtigen Beobachters und glücklichen Darstellers fehlt. Er liefert hier, wie er selbst S. IV. der Vorrede sagt, die Frucht zweyjähriger, mit der genauesten Aufmerksamkeit, an Ort und Stelle gemachter, und mit dem größten Fleiße zusammengetragener Beobachtungen. Hauptsächlich beschäftigt er sich mit der Beschreibung des Klima der griechischen Inseln, ihres Bodens, ihrer Produkte, ihrer Naturgeschichte, ihrem jetzigen traurigen Zustande, und den unerschöpflichen Hülfsmitteln zur Verbesserung desselben; zugleich giebt eine detaillirte getreue Schilderung von den Sitten, Gebräuchen und dem Genie ihrer Einwohner, und einer Parallele ihres jetzigen Zustandes mit demjenigen, in welchem sie sich zu den Zeiten ihres Flors befanden. Außerdem hat der Verf. aber auch einige Gegenden in dem türkischen Klein-Asien, in Morea und Macedonien besucht, über welche er seine Beobachtungen mittheilt.

Schließlich wollen wir unsern Lesern noch einen seltsamen, in den Inseln des Archipels herrschenden abergläubischen

bischen Gebrauch mittheilen. Die Weiber dort glauben, wie S. 210 erzählt wird, daß es, bey schweren Entbindungen in der Macht des Ehemannes der Kreißenden stehe, alle Hindernisse zu heben. Die ihnen dazu angeblich beywohnende magische Kraft besteht (mirabile dictu! —) bloß darin, daß sie mit ihrem Schuh dreymal auf den Rücken der Kranken schlagen, und dabey jedesmal ausrufen:

»ich habe dich geladen, und jetzt will ich dich aus»laden!«

T.

Gemälde von Valencia. Herausgegeben von Christian August Fischer. Erster Theil. Leipzig, bey Gräff. 1803. 293 S. 8. Zweyter Theil. 291 S. 3 Mg. 8 gr.

Wer des Verf. Gemälde von Madrid gelesen hat, wird gewiß auch dieses Gemälde von Valencia mit angenehmen Erwartungen in die Hände nehmen, und dieselben beym Lesen vollkommen befriedigt finden. Denn es enthält in der That eine Menge neuer interessanter, sittlicher, geographischer und naturhistorischer Details, erregt schöne Ideen, und läßt einen angenehmen Totaleindruck zurück.

Der Verf. hat das Werk von Cavanilles dabey zum Grunde gelegt, und erkennt die Verdienste dieses berühmten spanischen Schriftstellers mit Vergnügen an; indessen nöthigt ihm die Gerechtigkeit gegen sich selbst eine Erklärung ab, die man ihm hoffentlich nicht mißdeuten wird. »Es »ist wahr, sagt er, Cavanilles hat eine Menge botanischer, »topographischer und physikalischer Bemerkungen geliefert; »aber er hat fast gar nichts von dem so interessanten Lebendigen gesagt; es ist wahr, seine Bemerkungen verrathen »überall den Mann von Wissenschaften; aber sie sind chaotisch in dem ganzen Werke zerstreut; es ist endlich wahr, »er beschreibt alles mit der größten Genauigkeit; aber er »scheint dennoch im Ganzen viel zu trocken, oder zu schwülstig zu seyn.«

Nach diesen Voraussetzungen wird man leicht vermuthen, daß der Verf. dieses Gemäldes bey weitem nicht die

erwartete Hülfe bey ihm fand. Er mußte daher alle Details über Menschen und Sitten aus seinen eigenen Beobachtungen hinzufügen; er durfte keine Mühe scheuen, jene zerstreuten botanischen, topographischen und physikalischen Bemerkungen zu sammeln, zu ordnen, zu verbinden; und er mußte endlich die Schönheit der Form und der Darstellung auch hier, wie überall, als eine nothwendige Bedingung ansehen.

Alles dieses hat auch Rec. bey der Vergleichung gefunden; nur, glaubt er, würde Hr. F. wohl gethan haben, die Artikel minder nach ihrem Kontraste, als nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen. Für das große Publikum mag jenes allerdings anziehender seyn, der Kenner würde dieses lieber sehen. Bey einer zweyten Auflage, woran es diesem vortrefflichen Werke gewiß nicht fehlen wird, bittet Rec. den Verf. ausdrücklich, darauf Rücksicht zu nehmen; sein Buch wird darum nicht weniger Leser finden. Dieses vom Ganzen, nun auch etwas von jedem Theile insbesondere.

Erster Theil. Die Mannichfaltigkeit und Anzahl der Details ist hier so groß, daß Rec. nur einige der allerwichtigsten daraus anführen kann.

Die Provinz, oder das sogenannte Königreich, Valencia, hat einen Flächeninhalt von 838 Q. Leguas, 20 auf den Grad gerechnet, und eine Bevölkerung von 932,150 Seelen, die täglich im Steigen ist. Der größte Theil der Provinz ist gebirgig, so daß man für flaches Land kaum 240 Q. Leguas annehmen kann. Klima, Boden, Fruchtbarkeit, u. s. w. sind sehr verschieden, je nachdem die Lage der Thäler höher oder niedriger ist. Der flächste und fruchtbarste Theil der Provinz ist der lange, schmale Küstenstrich, der etwa 30 Leguas in der Länge und 1½ in der Breite haben mag. Nur auf diese wirklich paradiesische Ebene sind eigentlich die Beschreibungen von dem reitzenden Valencia anwendbar; und nur von diesem entzückenden Thale wird bey den Schilderungen einer ewig blühenden und ewig freundlichen Natur die Rede seyn. — Die mittlere Höhe des Barometers ist 25 L., die größte Veränderung seines Standes 1⅓ L., so daß sie oft in 48 Stunden kaum ½ L. beträgt. Das Thermometer hält sich im Sommer zwischen 17—20, im Winter zwischen 7—13 Grad. Die

Hitze

Hitze wird durch beständige Seewinde gemildert, und eine Kälte von 3 Graden über 0 ist eine Seltenheit. Im Sommer ziehen zwar häufige Gewitter auf, doch pflegt mit einigen Schlägen alles vorüber zu seyn; im Winter hat man seit 500 Jahren nur zweymal Reif und Nebel bemerkt. Die herrschenden Winde sind die Südostwinde, wobey der Himmel immer klar und heiter ist. Nur um die Zeit der Aequinoktien bringt der Westwind einige Regenwolken mit, sonst werden das ganze Jahr kaum 18 bis 20 Regentage gezählt. Im Allgemeinen ist die Luft so rein und trocken, daß Salz und Zucker Monate lang im Freyen liegen können, ohne die mindeste Feuchtigkeit anzunehmen.

S. 16. Die Stadt Valencia liegt in einer reitzenden Ebene, hart am Quadalaviar, und hat eine ziemlich vollkommene Cirkelform. Sie ist, nach der alten Befestigungsmanier, mit Mauern und Thürmen umgeben, worunter 5 Thore sind, und mag, die ansehnlichen Vorstädte ungerechnet, etwa eine halbe Legua im Umfange haben. Die Bevölkerung soll sich auf 105,000 bis 106,000 Seelen belaufen. Die Zahl der Häuser soll 5890, der Kirchen, worunter 14 Parochialkirchen, 59, der Klöster 40, der Hospitäler 10 seyn, u. s. w. — Was dieser Stadt für den Beobachter einen ganz eigenen unbeschreiblichen Reiz giebt, das ist die Thätigkeit, der Wohlstand und die Fröhlichkeit, die man hier bey allen Einwohnern, und in allen Theilen der Stadt bemerken kann. Hier sind keine Bettler, keine Müssiggänger, keine brodtlosen Fabrikanten zu sehen; wohin man blickt, überall wird man nichts als heitere, fleißige und glückliche Menschen gewahr. Das tausendfältige Getümmel von unzähligen Handwerkern, die hier alle im Freyen arbeiten; das Rauschen der Seidenstühle, vom Gesange der Arbeiter begleitet; die Stimmen von tausend Orgeaten-, Obst- und Wasserverkäuferinnen, die sich zu dem Spiele der Orgeln, Triangeln und Tambourins von unzähligen wandernden Murcianern, mischen — in tausend Gestalten, in tausend Tönen, nichts als Leben, Freude und Lebensgenuß. Und wie harmonisch vereinigen sich nicht alle Bilder der nächsten Umgebungen damit! Hoch von den Spitzen der Häuser wehen lange Strähnen gefärbter Seide herunter, und Gewölbe an Gewölbe sind mit den herrlichsten Stoffen verziert. — In stiller Schönheit blühen auf den

hohen

hohen Terrassen, Orangen, Citronen und Lorbeerbäume, und von den Balkonen winken die herrlichsten Blumen in bunter Mischung herab; dort duften ganze Haufen von allen Früchten des Südens entgegen, und an den geschmückten Botellerias laden Palmen und Epheukränze die Durstigen ein.

S. 24. Die innere Einrichtung der hiesigen Häuser ist außerordentlich bequem. Die Zimmer sind gut vertheilt, und pflegen sämmtlich durch eine Gallerie verbunden zu seyn. Jedes Haus hat sein eignes Wasser, das meistens bis in die Küche geleitet ist, und aus jedem Hause fließen die Unreinigkeiten durch unterirdische Röhren in die Strassenkanäle ab. Wände und Fußböden sind fast überall mit Fayencetäfelchen oder geschliffenen Ziegelsteinen ausgelegt, wodurch sich das Ungeziefer, bey nur mäßiger Reinlichkeit, völlig abhalten läßt. — Die Dächer sind platt, und häufig mit kleinen Thürmchen versehen, die man zu Taubenschlägen zu brauchen pflegt; doch werden auch auf vielen Terrassen kleine niedliche Gärtchen angelegt, wo man, ohne Nachtheil, neun, zehn Monate des Jahrs im Freyen schlafen kann. Dasselbe gilt von den Balkonen, die, so zu sagen, in lauter Blumenparterres verwandelt sind.

S. 29. An Lebensmitteln ist Ueberfluß, wie sich bey diesem Klima und bey diesem Ackerbau leicht begreifen läßt. Das Pfund vortreffliches Waizenbrodt wird zu 3½ Quartos verkauft (8 Pfennige Sächsisch), das Pfund vom besten Rindfleische für 7 Quartos. Ein Huhn kostet 16 Quartos (etwa 3 Gr.), ein Paar Tauben 3 — 4 Quartos, und ein Gericht Fische für zwey bis drey Personen kommt nicht über 3 Groschen zu stehen. Gemüse, Obst und dergleichen pflegt ebenfalls äußerst wohlfeil zu seyn, und in gleichem Verhältnisse mit dieser Wohlfeilheit scheinen auch die Preise fast aller übrigen Bedürfnisse zu stehen.

S. 43. Was die Kultur der Ländereyen im Allgemeinen anlangt: so werden sie in gewässerte und ungewässerte, (in Huertas und Secanos) getheilt. Bey jenen, die immer, in Ebenen liegen, wendet man künstliche Bewässerungen an; bey diesen, die sich am Abhange der Gebirge befinden, ist man auf Thau und Regen eingeschränkt. Die Seltenheit der Quellen, besonders an den nördlichen Gebirgen,

und die Kostbarkeit der künstlichen Bewässerung, scheint diese Verschiedenheit hervorgebracht zu haben, die auf den ersten Anblick sichtbar ist. Die meiste Sorge, die beschwerlichste Arbeit bey den Huertas, verursacht zwar dem hiesigen Landmanne die Bewässerung; aber dafür wechselt auch jeder Monat mit neuen Saaten und neuen Aerndten ab; die Wiesen kann man neun Monate des Jahrs aller acht Tage mähen; die Maulbeerbäume geben jährlich drey bis viermal neue Blätter, und der Boden auf einem Felde liefert, in unaufhörlichem Wechsel, Getraide, Gemüse, Baumfrüchte, Gartengewächse, u. s. w. — Dieser Artikel ist überhaupt vom Verf. mit vieler Sorgfalt bearbeitet, und mit Kunst und Geschmack zusammengestellt.

S. 56. Die ganze reizende Gegend von Valencia scheint freylich nur ein einziger großer Garten zu seyn. Indessen müssen die eigentlichen Promenaden, die Alameda jenseits des Flusses, die Alleen von Mont Olivete, Brio, u. s. w., um künftiger Reisenden willen, nicht vergessen werden. Was besonders die Alameda betrifft: so zweifle ich, sagt der Verf., ob es eine schönere Promenade in ganz Europa geben kann. Welche Alleen, welche Vegetation, welche erquickende Kühle, selbst im heißesten Augustmonat! Hier kann man Ulmen, Cypressen und Platanen, Pomeranzen, Granaten, Zimmet (Laurus cinnamomum) und Mastixbäume (Schinus molle) in ihrer ganzen südlichen Ueppigkeit neben einander sehen, während dazwischen noch eine Menge hoher schattiger südamerikanischer Bäume in der ganzen Schönheit ihres Vaterlands blühen.

Nach einer sehr deutlichen Beschreibung der äußerst complizirten Bewässerungsmethode, sagt der Verf. (S. 75): »Dieses große allgemeine Bewässerungssystem, diese von »tausend blumigen Kanälen durchschnittenen fruchtbaren Gegenden, bieten dem Reisenden einen äußerst interessanten »Anblick dar. Jedes Feld ist gleichsam die Provinz im »Einzelnen, und scheint mit seinem Hauptkanale und dessen »unzähligen Nebenästen gewissermaaßen eine mikroskopische »Verkleinerung derselben zu seyn. Alles grünt und blüht, »alles glänzt in frischer lieblicher Ueppigkeit, und mit sanftem Gemurmel rieseln die kleinen krystallenen Bäche zwischen den schattigen Bäumen hin.«

Der

Der Artikel: Palmen (S. 84), ist ein äußerst interessanter, sehr gefälliger und unterhaltender Theil dieses Werks, besonders 87. u. ff., wo die verschiedenen Arbeiten, bey der Kultur dieser Bäume, sehr malerisch beschrieben sind.

Die Beschreibung von dem kleinen, wohlgebauten und äußerst bevölkerten Küstenflecken Benidorms (S. 125), ist, nebst der Geschicklichkeit der Bewohner desselben, in der Thunfischerey, sehr malerisch, lebendig und musterhaft dargestellt.

Die Beschreibung der Sodabrennereyen hat Rec. nirgends so umständlich gefunden, als hier S. 133 u. ff. — Das Zuckerrohr wird nur in den wärmsten Theilen von Valencia, bloß um des frischen Saftes willen, und zur Verbesserung der Felder, gebaut. — Der Artikel vom Seidenbau (S. 147) ist sehr gut zusammengestellt. Man rechnet, daß in Valencia jährlich, im Durchschnitte, an anderthalb Millionen Pfund Seide; zu 4 bis 5 Pesos, gewonnen werde. Von diesen mögen etwa 384,130 Pfund theils nach den übrigen spanischen Provinzen, theils, da die Ausfuhre verboten ist, als Kontrebande, nach England, Frankreich und Portugall gehen; alles Uebrige wird im Lande verbraucht. Wohin man in Valencia auch blicken mag, überall wird man an den Seidenbau erinnert. Die unzähligen Pflanzungen von Maulbeerbäumen, das beständige Geräusch der Haspeln und Weberstühle, der Ueberfluß an seidenen Kleidern, Tüchern und Strümpfen, endlich eine Menge aus Seide verfertigter kleiner Verzierungen, Vorhänge, Decken, u. s. w. — alles giebt die Idee von einer Beschäfftigung, die in der schönsten Harmonie mit dem milden lieblichen Klima steht. — Unter den Salinen, deren in Valencia drey merkwürdige sind, zeichnen sich die Salinas de la Mata besonders aus. Die Krystallisation fängt gewöhnlich mit der zunehmenden Hitze in der Mitte des Frühlings an, und pflegt spätestens gegen die Mitte Augusts vollendet zu seyn. Die Kruste ist dann so hart wie Marmor, wobey sie hier und da zehen, ja zwölf Zoll Dicke hat. Sie wird mit Aexten herausgehauen, und nachher auf die gewöhnliche Weise klein gestampft. Man giebt den jährlichen Ertrag, nach Abzug aller Kosten, auf 100,000 Piaster an; von den beyden andern Salinen soll die eine

16 bis

16 bis 18000, die andere 80,000 Piaster reinen Gewinn geben. — Unter den mancherley künstlichen Anstalten zur Bewässerung der hiesigen Ländereyen, verdienen besonders die großen Wasserbehälter, oder sogenannten Pantanos (S. 160) erwähnt zu werden, die an mehrern Orten zu finden sind. Einer der größten Pantanos ist der von Alicante; er hat eine halbe Legua im Umfange, und ist eigentlich nichts als eine natürliche Bergschlucht, die theils mit Kalkfelsen umgeben, theils mit einer hohen elliptischen Mauer eingefaßt ist. Er mag in der Regel zwanzig, an mehrern Orten wohl funfzig Fuß tief seyn, und wird von einer Menge kleiner Bäche und wilder Wasser angefüllt, die man zu diesem Ende von den benachbarten Gebirgen hineingeleitet hat. Um nun dieses Wasser zur Bewässerung nutzen zu können, ist neben der Mauer am Fuße des einen Felsens eine Oeffnung angebracht, deren Schutzbret nach dem jedesmaligen Wasserstande bald höher, bald niedriger, gestellt werden kann. Zu dieser Oeffnung wird das Wasser durch einen Kanal geleitet, der in den Felsen gearbeitet, und mit dem Pantano verbunden ist. Der auf diese Art erhaltene Wasserstrom wird nun sogleich in vier Kanäle getheilt, und dann vermittelst einer Menge kleiner Seitenäste zur Bewässerung der ganzen Huerta gebraucht.

Der Artikel von den Küstenwächtern ist sehr unterhaltend und interessant. Als ihn Hr. F. niederschrieb, war von Algier wahrscheinlich der Friede noch nicht gebrochen. — Eben so angenehm ist das Kapitel von Wasserfesten vorgetragen (S. 179). Wie in Gebirgsstädten der Bergbau, so wird in Crevillent der Wasserbau mit einem Eifer, mit einer Leidenschaft, mit einem Erfolge betrieben, die wirklich bewundernswürdig sind. Ueberall wird man Norias, Cisternen, Wasserleitungen und Kanäle gewahr; überall hört man von Wasser und von nichts als Wasser sprechen; überall sieht man dieses lebenbringende Element in reicher Fülle zwischen fruchtbare Felder und Gärten vertheilt. Die ganze Thätigkeit, die ganze Ideenmasse, die ganze häusliche Oekonomie der Einwohner von Crevillent, dreht sich um Wasser und Wasserschätze herum. Dieser Enthusiasmus scheint denn auch die sogenannten Wasserfeste veranlaßt zu haben, deren es in Crevillent jedes Jahr immer mehrere giebt. Sie werden gewöhnlich bey der Einweihung einer neu entdeck-

ten

ten Quelle gefeyert, und zeichnen sich vor allen übrigen durch ihre schöne symbolische Deutung aus. — Dieser Theil enthält überdieß noch eine Menge anderer interessanter Artikel, unter denen einem die Wahl schwer wird.

Der Anhang enthält 1) Beyträge zu einer künftigen Valencianischen Flora. 2) Einen kurzen Versuch über die Mauren in Spanien, der einige scharfsinnige Ideen enthält. 3) Einen statistisch-geographischen Aufsatz über die pityusischen*) Inseln im Golfo von Valencia, der dem Geographen sehr willkommen seyn wird. 4) Einen guten Reiseplan durch Südfrankreich nach Barcelona, den balearischen und pityusischen Inseln ꝛc., der keines Auszugs fähig ist, aber wofür Reiseliebhaber dem Verf. sehr danken werden.

Der zweyte Theil, der besonders an sittlichen Details sehr reich ist, eröffnet sich mit einem Gemälde: die vier Jahrszeiten, das in Ansehung der Form und der Materie zu den schönsten Parthien dieses Werkes gehört. Welches Klima z. B. im December, in welchem das Theermometer nicht tiefer als 10, 11 Grade fällt! Und schon zu Ende dieß Monates kann man wieder Veilchen, Primeln, Narzissen, u. s. w. pflücken; so endigt sich also das Jahr mit Blumen, wie es angefangen hat.

Alicante (S. 9.) liegt am Ausgange eines gegen das Meer zu geöffneten Thals, im Hintergrunde einer kleinen, von zwey Vorgebirgen eingefaßten, Bay. Die Huerta de Alicante, die ohngefähr eine halbe Stunde oberhalb der Stadt anfängt, bildet ein reizendes Thal, das auf drey Seiten mit hohen pittoresken Bergen eingefaßt, und nur gegen die Stadt und die Seeseite geöffnet ist. Hier sieht man überall Weinstöcke, Pomeranzen-, Citronen-, Feigen-, Mandeln-, Aprikosen-, Kirschen-, Pflaumen-, Aepfel-, Granaten-, Maulbeer- und Pfirschenbäume, in der schönsten Mischung, während die dazwischen liegenden Felder zu Getraide, Gartengewächsen, Hülsenfrüchten, Futtergräsern, u. s. w.

*) Pythyussische ist vermuthlich ein Druckfehler, welches Hr. F. schon durch die Anmerkung zu erkennen giebt, daß diese Inseln von den Griechen wegen ihrer Fichtenwälder so benennt worden seyn; denn πίτυς heißt, wie bekannt, eine Fichte.

s. w. auf das mannichfaltigste benutzt sind. Uebrigens ist diese Huerta mit unzähligen Landhäusern bedeckt, worunter es einige sehr prächtige giebt. — Beaterio (S. 26) ist ein Jungfrauenstift bey Liria, für funfzehn unverheyrathete Frauenzimmer, die zwar in die Dreyßig seyn müssen; sonst aber keiner klösterlichen Regel, oder irgend einem geistlichen Obern, unterworfen sind. Sie genießen jede anständige Freyheit, können sich verheyrathen, und erhalten dann ein kleines Kapital als Mitgift. Uebrigens treibt das Beaterio einen kleinen Handel mit Spitzen und Konfituren, die in der ganzen Nachbarschaft in großem Rufe stehn. Beaterio von Liria! — O möchten dergleichen menschenfreundliche Anstalten doch auch in unserm Vaterlande zu finden seyn! Wie viel unglückliche weibliche Wesen, die ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Erwerbsmittel, dem trostlosesten schrecklichsten Alter entgegen sehen, würden dann ein milderes Schicksal haben. —

In den nördlichen Theilen der Provinz Valencia zwang der rauhe Himmel und der undankbare Boden die erfindsamen Einwohner zu tausend neuen Erwerbszweigen; daher die Menge Gaukler, Taschenspieler, Seiltänzer, Marionettenkomödianten ꝛc., die ihrer Künste wegen in der ganzen Halbinsel im Rufe stehen (S. 46). Ihre Kunst, die man auf allen Jahrmärkten u. s. w. sehen kann, pflegt in den Familien fortzuerben, und wer durch ihre Gebirge reist, trifft beynahe in jedem Dorfe dergleichen zwey- oder vierbeinigte Artisten in Menge an. —

S. 50. Ohngeachtet aus dem Saamen gezogene Orangenbäume weit größer werden, und ein höheres Alter erreichen, als solche, die durch Reiser gezogen werden: so pflegen doch die Valencianer die letzte Methode vorzuziehen, da es ihnen um schnellen Gewinn zu thun ist. Man nimmt gewöhnlich Citronenreiser dazu, weil diese am leichtesten fortkommen. Sie werden in den drey Frühlingsmonaten, in ein vorher gut gewässertes Erdreich, etwa anderthalb Fuß weit von einander gesteckt, und können beym Pflanzen ohngefähr einen guten halben Fuß lang seyn. So läßt man sie bey hinlänglicher Bewässerung wachsen, bis sie ohngefähr einen Zoll dick geworden sind. Jetzt werden sie, eine halbe Hand hoch, über der Erde gepfropft, bleiben hierauf bis zum nächsten Januar, Februar oder März in demselben

Lande stehen, und werden endlich zwölf bis vierzehn Fuß von einander weiter versetzt. Sie wachsen dann, bey guter Bewässerung, schnell und lustig fort, bis sie etwa zehn Fuß Höhe und zwanzig im Umfange erreichen, was spätestens im achten Jahre zu geschehen pflegt. Aber im zwölften oder vierzehnten Jahre fangen sie auch schon an zu kränkeln, und gehen im zwanzigsten, oder spätestens im fünf und zwanzigsten, völlig ein.

§. 69. Die Lage der Einsiedeleyen, deren es mehrere in Valencia giebt, ist meistens vortrefflich, und ihre Aussichten bezaubernd. Alle bestehen in der Regel aus kleinen niedlichen Häuschen von Lehm oder Baumrinde, die meistens nur mit Esparto oder Palmzweigen gedeckt sind. Rund herum sind immer einige Algarrobos-, Feigen-, Orangen- oder Mandelbäume gepflanzt, und dazwischen kleine Gemüsgärten, meistens mit einer Quelle angelegt. Das Ganze athmet eine Ruhe, eine Stille, eine Abgeschiedenheit, die unwillkührlich ergreift.

Der Handel der verschiedenen Distrikte von Valencia unter sich besteht in einem beständigen Tausche (S. 73). Der nördliche Theil versorgt den südlichen mit Baumaterialien, Töpferwaaren, Leinwand und Wollarbeiten, Esparto, Branntwein, Schlachtvieh, u. s. w. Der südliche schickt dafür Getraide, Fische, Levantewaaren, Seide, Algarrobos, u. s. w. Der westliche Theil liefert Salz; der östliche Reis und Gemüse. Ein solcher Tauschhandel besteht auch mit den benachbarten Provinzen, Kastilien, Arragon, Murcia und Granada. Was den Handel mit dem Auslande anlangt: so wird besonders Oel, Wein, Barrilla, Soda, Sardellen, Esparto, Salz, Seide, u. s. w., nach Italien, England, Frankreich, Holland, den nordischen Reichen und Südamerika verschiffet, und man erhält dafür ost- und westindische Waaren, Getraide, Stockfisch, Schiffbauholz, Theer, Pech, Eisen und feine Leinwand. Den Totalwerth sämmtlicher Exporten gab schon Cavanilles vor dreyßig Jahren auf zehn Millionen Piaster an; nach der neusten Berechnung beträgt er zwölf Millionen. Zu diesem Handel mit dem Auslande dienen die Häfen von Alikante, Valencia, Vinaroz, Benikarlo, Murviedro und Guardamar, unter welchen der erste den Vorzug hat.

Das

Das Kapitel von den Tauben (S. 102) enthält viel neue Details über die Taubenproben. Die Taubenposten, von welchen zum Schlusse auch geredet wird, sind von derselben Art, wie die im Orient, und pflegen bey wichtigen Vorfällen von großem Nutzen zu seyn, da eine solche Posttaube einen Weg von 10 bis 12 Stunden in 43 bis 50 Minuten zurück legt.

Der Artikel von den Hochzeiten (S. 129) ist einer von den schönsten Aufsätzen, voll Wärme, Feinheit, Lieblichkeit und Begeisterung, aber keines Auszugs fähig.

In Valencia ist ein glückliches Alter häufig (S. 149), und ein außerordentliches keine Seltenheit. So starb z. B. in Gandia im J. 1796 eine 123 Jahre alte Frau, die alle ihre Sinne, das Gehör ausgenommen, bis auf den letzten Augenblick, behielt. Sie hatte keine besondere Diät beobachtet, nur in den letzten zehn Jahren hatte sie fast allein von Brode und Früchten gelebt. — In Benimamet starb im J. 1799 ein Mann in einem Alter von 120 Jahren, der bis in sein 60stes Jahr Matrose gewesen war, und noch in seinem 80sten Jahre große Fischerkörbe auf dem Rücken trug. In seinem 86sten Jahre konnte er noch einen Kanonenschuß weit vom Ufer die Flaggen vorbeysegelnder Schiffe erkennen, und in seinem 90sten Jahre gieng er noch fast täglich anderthalb Stunden weit. Er war dreymal verheyrathet gewesen, und hatte sein letztes Kind im 74sten Jahre gezeugt. Seine Diät war nie besonders gewesen; doch hatte er immer einen Abscheu vor Branntwein gehabt. Er starb an einem Beinbruche, nachdem er niemals krank gewesen war. — In Moxente lebte noch im Jahr 1798 ein alter Winzer von 130 Jahren, und zu Chiva starb im J. 1800 eine gewisse Maria Augustina Neroz in einem Alter von 142 Jahren. Ihr Lieblingsessen war Ziegenmilch gewesen, worzu sie dann und wann gebratne Sardellen aß. Bis zu ihrem 130sten Jahre verdiente sie noch täglich 2 Reales mit Espartoarbeit. Sie hatte nur zwey Tage vor ihrem Tode Gehör und Gesicht verloren, und schlief fast unbemerkt beym Abendessen ein.

S. 157 u. ff. stellt der Verf. Vergleichungen mit Hieres, Nizza, Neapel und Montpellier gegen Valencia an. In Hieres ist zwar das Klima vortrefflich; aber die

Winter pflegen zuweilen hart zu seyn; der Ort ist klein, von allen Ressourcen entblößt, alles ist hier theuer, und man kann nur in den Wintermonaten hier leben, da die Luft, der benachbarten Sümpfe wegen, im Sommer sehr ungesund ist. — In Nizza sind die vier Wintermonate schön; aber Frühling und Sommer sind fast unerträglich. Dazu kömmt Mangel an Schatten, schlechtes Wasser, viel Ungeziefer, Feuchtigkeit der Wohnungen, Theurung der Lebensmittel, und der boshafte Charakter der Einwohner. — Neapel ist für einige Wochen ein angenehmer Aufenthalt. Aber die vulkanische Atmosphäre, die gewöhnlich sehr feuchten Winter, der unerträglich heiße Sommer, der abscheuliche Lavastaub, machen es unangenehm. — Montpellier hat zwar eine sehr reine Luft, und im ganzen eine vortreffliche Temperatur. Aber der kalte ertödtende Cers, der feuchtwarme erstickende Autan, die Nähe der Moräste von Magalon, die theure Miethe, der Mangel an schattigen Spaziergängen, machen diesen Ort nicht zu dem angenehmsten Aufenthalte. — Valencia verdient in jeder Rücksicht den Vorzug, man mag auf Klima, Gegend, Wohlfeilheit, gesellschaftliches Leben, ꝛc. sehen.

Der Aufsatz S. 171 vom südlichen Lebensgenuß ist voll schöner kräftiger Ideen, und enthält gleichsam eine poetische Rekapitulation des Ganzen.

Anhang. 1) Geographisch-statistische Uebersicht von Valencia. Flächeninhalt 838 Q. Leguas. — Bevölkerung, 932,150 Seelen. — Der größte Theil der Provinz ist gebirgig, so daß man für flaches Land kaum 240 Q. Leguas annehmen kann. Der Distrikt von Gandia ist der schönste, fruchtbarste und mildeste von der ganzen Provinz; hier herrscht der höchste Grad von südlicher Anmuth und Kultur, Reichthum, Ueberfluß, und täglich zunehmende Bevölkerung. Nach Gandia ist die Huerta von Valencia unstreitig der schönste Theil jenes ganzen reizenden Küstenstriches. Man kann daher auf die vielen darinnen zerstreuten kleinen Ortschaften gegen 58,000 Einwohner rechnen. Alle übrige Distrikte der ganzen Provinz, sind, nebst ihren Städten und andern Ortschaften, ihrer Industrie und Erwerbszweigen, ihren Naturprodukten und der Zahl ihrer Bewohner durchgängig sorgfältig angegeben.

2) Die

2) Die Balearischen Inseln. Mallorca, die größte dieser Inseln, hat, bey einem Flächeninhalte von 1234 geographischen Q. Meilen, eine Bevölkerung von 135,906 Einwohnern. Das Klima ist äußerst mild, gesund und angenehm. Die Produkte sind: Waizen; aber weit weniger, als zur Konsumtion der Insel erforderlich ist; Oel, Wein und Früchte in großem Ueberfluß; Zugemüse, sehr viel und von vorzüglicher Güte; Safran, in etwas geringerer Quantität. Die Viehzucht ist hier nicht beträchtlich, die Einwohner scheinen die Maulthierzucht vorzuziehen. An Federwildpret, besonders an Rebhünern, Schneppen und allerhand Zugvögeln, hat die Insel Ueberfluß. — Der Handel von Mallorca ist nichts weniger als unbeträchtlich, die Ausfuhr und Einfuhr ist ziemlich stark, doch scheint die Bilanz zum Vortheil von Mallorca zu seyn. — Die Mallorcaner würden sich vielleicht auch in den Wissenschaften ausgezeichnet haben, wenn nur zweckmäßigere Anstalten dazu vorhanden wären. Unterdessen hat die mallorcanische patriotische Gesellschaft eine Freyschule für Mathematik und Zeichnen, ingleichen eine Navigationsschule errichtet, denen es auch wirklich nicht an Schülern fehlt. In Palma, der Hauptstadt dieser Insel, sind zwey öffentliche Bibliotheken, eine Menge vortrefflicher Gemälde von Raphael, Correggio, Titian, Rubens ꝛc., und der 1784 verstorbene, durch mehrere historische Schriften über Mallorca bekannte Chronist der Insel, Don Buenaventura Serra, hat, unter vielen andern Werken, auch eine vollständige Naturgeschichte von Mallorca, mit den darzu gehörigen Zeichnungen, im Manuskript hinterlassen, die in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Es sollen vier Bände in Folio seyn, wovon zwey für die Flora von Mallorka bestimmt sind.

Minorka hat einen Flächeninhalt von 236 geogr. Q. Meilen, und eine Bevölkerung von 26,994 Einwohnern. Die Hauptstadt Mahon liegt auf einer Anhöhe, die den ganzen Hafen beherrscht. Dieser ist einer der größten und sichersten, die nur zu finden sind. Wein, Wolle, Käse und Honig sind die vorzüglichsten Produkte dieser Insel. An Gemüsen aller Art, an Wildpret, an Fischen und an andern kleinern Schaalthieren, worunter die Austern im Hafen von Mahon die gesuchtesten sind, ist auch Ueberfluß vorhanden. Man handelt hier mehrentheils nach der Küste,

Winter pflegen zuweilen hart zu seyn; der Ort ist klein, von allen Ressourcen entblößt, alles ist hier theuer, und man kann nur in den Wintermonaten hier leben, da die Luft, der benachbarten Sümpfe wegen, im Sommer sehr ungesund ist. — In Nizza sind die vier Wintermonate schön; aber Frühling und Sommer sind fast unerträglich. Dazu kömmt Mangel an Schatten, schlechtes Wasser, viel Ungeziefer, Feuchtigkeit der Wohnungen, Theurung der Lebensmittel, und der boshafte Charakter der Einwohner. — Neapel ist für einige Wochen ein angenehmer Aufenthalt. Aber die vulkanische Atmosphäre, die gewöhnlich sehr feuchten Winter, der unerträglich heiße Sommer, der abscheuliche Lavastaub, machen es unangenehm. — Montpellier hat zwar eine sehr reine Luft, und im ganzen eine vortreffliche Temperatur. Aber der kalte ertödtende Cers, der feuchtwarme erstickende Autan, die Nähe der Moräste von Magalon, die theure Miethe, der Mangel an schattigen Spaziergängen, machen diesen Ort nicht zu dem angenehmsten Aufenthalte. — Valencia verdient in jeder Rücksicht den Vorzug, man mag auf Klima, Gegend, Wohlfeilheit, gesellschaftliches Leben, ꝛc. sehen.

Der Aufsatz S. 171 vom südlichen Lebensgenuß ist voll schöner kräftiger Ideen, und enthält gleichsam eine poetische Rekapitulation des Ganzen.

Anhang. 1) Geographisch-statistische Uebersicht von Valencia. Flächeninhalt 838 Q. Leguas. — Bevölkerung, 932,150 Seelen. — Der größte Theil der Provinz ist gebirgig, so daß man für flaches Land kaum 240 Q. Leguas annehmen kann. Der Distrikt von Gandia ist der schönste, fruchtbarste und mildeste von der ganzen Provinz; hier herrscht der höchste Grad von südlicher Anmuth und Kultur, Reichthum, Ueberfluß, und täglich zunehmende Bevölkerung. Nach Gandia ist die Huerta von Valencia unstreitig der schönste Theil jenes ganzen reizenden Küstenstriches. Man kann daher auf die vielen darinnen zerstreuten kleinen Ortschaften gegen 58,000 Einwohner rechnen. Alle übrige Distrikte der ganzen Provinz, sind, nebst ihren Städten und andern Ortschaften, ihrer Industrie und Erwerbszweigen, ihren Naturprodukten und der Zahl ihrer Bewohner durchgängig sorgfältig angegeben.

2) Die

2) Die Balearischen Inseln. Mallorca, die größte dieser Inseln, hat, bey einem Flächeninhalte von 1234 geographischen Q. Meilen, eine Bevölkerung von 135,906 Einwohnern. Das Klima ist äußerst mild, gesund und angenehm. Die Produkte sind: Waizen; aber weit weniger, als zur Konsumtion der Insel erforderlich ist; Oel, Wein und Früchte in großem Ueberfluß; Zugemüse, sehr viel und von vorzüglicher Güte; Safran, in etwas geringerer Quantität. Die Viehzucht ist hier nicht beträchtlich, die Einwohner scheinen die Maulthierzucht vorzuziehen. An Federwildpret, besonders an Rebhühnern, Schneppen und allerhand Zugvögeln, hat die Insel Ueberfluß. — Der Handel von Mallorca ist nichts weniger als unbeträchtlich, die Ausfuhr und Einfuhr ist ziemlich stark, doch scheint die Bilanz zum Vortheil von Mallorca zu seyn. — Die Mallorcaner würden sich vielleicht auch in den Wissenschaften ausgezeichnet haben, wenn nur zweckmäßigere Anstalten dazu vorhanden wären. Unterdessen hat die mallorcanische patriotische Gesellschaft eine Freyschule für Mathematik und Zeichnen, ingleichen eine Navigationsschule errichtet, denen es auch wirklich nicht an Schülern fehlt. In Palma, der Hauptstadt dieser Insel, sind zwey öffentliche Bibliotheken, eine Menge vortrefflicher Gemälde von Raphael, Correggio, Titian, Rubens ꝛc., und der 1784 verstorbene, durch mehrere historische Schriften über Mallorca bekannte Chronist der Insel, Don Buenaventura Serra, hat, unter vielen andern Werken, auch eine vollständige Naturgeschichte von Mallorca, mit den darzu gehörigen Zeichnungen, im Manuscript hinterlassen, die in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Es sollen vier Bände in Folio seyn, wovon zwey für die Flora von Mallorka bestimmt sind.

Menorka hat einen Flächeninhalt von 236 geogr. Q. Meilen, und eine Bevölkerung von 26,592 Einwohnern. Die Hauptstadt Mahon liegt auf einer Anhöhe, die den guten Hafen beherrscht. Dieser ist einer der größten und besten, die nur zu finden sind. Wein, Wolle, Käse und Honig sind die vorzüglichsten Produkte dieser Insel. An Gemüsen aller Art, an Wildpret, an Fischen und an andern kleinern Schaalthieren, worunter die Austern im Hafen von Mahon die gesuchtesten sind, ist auch Ueberfluß vorhanden. Man handelt hier mehrentheils nach der Küste,

den Inseln, und nach Genua; weniger nach Frankreich, England und dem Norden. Die Einfuhr besteht in den meisten Industrie- und Luxus-Artikeln, und die Bilanz ist zum Nachtheil der Insel. Die Einwohner von Menorka sind feurig, muthig, gewandt, und vortrefflich zum Seedienste geschickt.

3) Noch ein Wort für Reisende, die sich in Valencia einige Zeit aufhalten (und ihre Gesundheit wieder herstellen) wollen. Der Verf. thut hier Vorschläge, wie man am schnellsten und wohlfeilsten dahin kommen kann, und giebt verschiedene Verhaltungsregeln, theils für die Gesundheit, theils um sich diese Reise so angenehm als möglich zu machen, dann auch in Rücksicht auf den Aufenthalt in Valencia selbst, und auf kleine Lustreisen, die man von da aus zu seinem Vergnügen machen kann.

Die Leser sehen aus dieser Anzeige, wie wichtig und unterhaltend dieses Werk ist, und die angenehme Darstellungsart des Hrn. F. ist zu bekannt, als daß Rec. nöthig hätte, etwas darüber zu sagen. Den zu Ende des ersten Theils angekündigten Bergreisen sieht gewiß jeder Freund einer angenehmen und unterhaltenden Lektüre mit Vergnügen entgegen.

Hn.

Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und der Schweiz, in den Jahren 1798 und 1799. Von C. A. D. von Eggers, Königl. Dänischen Legationsrath und Deputirten im Finanzkollegio. Kopenhagen, bey Prost. 1800. Zweyter Band. VIII. und 471 Seiten. Dritter Band. VIII. und 509 Seiten. 8. 3 Rth. 8 gr.

Der Hauptinhalt dieser beyden Bände der gehaltreichen Briefe des Hrn. v. E. ist, so viel sich davon eine allgemeine Uebersicht geben läßt, folgender. — Der größte Theil des zweyten Bandes ist eben so vollständigen als authentischen Nachrichten über Straßburg gewidmet, mit steter Rück-

sicht

sicht auf die damalige Lage der Dinge und auf den kurz vergangnen Jahre der Revolution.

Auf dem Wege dahin fand er, besonders bey Kehl, Spuren der Kriegsverheerungen und des für den Preis der Eroberung dieses Forts unnütz vergossenen österreichischen Bluts. — Das Fest der Volkssoberherrschaft in Straßburg, am 20sten März (30. Ventose) 1798, entsprach — wie das der Fall mit den meisten dieser Feste in dem republikanischen Frankreich war — der gespannten Erwartung des Verf. nicht. Schlechte Reden, Volksgesänge ohne Theilnahme, und ein Pöbeltanz zum Schluß, waren die Hauptakte des Festes. Eben so gieng es ihm mit den getäuschten Erwartungen von den Wahlversammlungen. Kaum der zehnte Theil der stimmenfähigen Bürger hatte sich dabey eingefunden; viele entfernten sich während der leeren Diskussionen, Andre kamen unvorbereitet, wem sie ihre Stimme geben wollten; nirgend eine Vereinigung der Bessern; Parteygeist, Kabale überall. »Wir verzichten gern auf »die Mitherrschaft,« sagten die redlichen Bürger, »wenn »wir nur Ruhe haben, nur Sicherheit für Personen und »Eigenthum. Darauf beschränken sich alle unsre Wünsche.« — Hier folgen im 18ten Briefe philosophische scharfsichtige, und durch traurige Erfahrungen bestätigte Reflexionen, über den Systemgeist, als eine Hauptquelle des Antheils der Revolutionen im Innern Frankreichs. — Konsequentes Benehmen der Stadt Straßburg bey dem Anfang der Revolution. Maire Dieterich, bey allen seinen aus Eitelkeit und Intriguensucht entstandnen Fehlern des Kopfs, immer ein merkwürdiger Mann der Geschichte, so wie es im umgekehrten Sinne Eulogius Schneider auch war. — Die eingeschalteten Reden Dietrichs und Bießigs, welche einige Bogen füllen, scheinen hier als sehr überflüssig zu stehen, da sie längst bekannt und gedruckt sind. Das ist noch mit mehrern vorkommenden nachgedruckten Aktenstücken der Fall, welche, ohne in diesen Briefen ein besonderes Interesse zu behaupten, den Platz füllen. — Der folgende Brief enthält traurige Erinnerungen an die Revolutionsleiden der Stadt, deren Folgen damals noch schwer auf den Gemüthern lasteten, und in der ganzen Stimmung der Einwohner bemerklich war. Die topographischen und statistischen Nachrichten von Straßburg füllen mehrere

Briefe, mit eingestreueten interessanten ältern historischen Zügen und Reflexionen über die jüngst verflossene Periode Frankreichs. In der damaligen Organisation der Dinge unter der Direktorialverfassung, fand der Verf. manche wesentliche Mängel — die Frankreich seit dem 18ten Brümaire gehoben — aber bey weitem noch nicht gebessert — sind. Die Procéduren des Civilprozesses hatten, gleichfalls mit den alten pedantischen Formen, noch die alten Mängel; die des Kriminalprozesses hingegen waren zwar verbessert, verglichen mit den ehemaligen französischen peinlichen Verfahren; jedoch noch nichts weniger als vollkommen. Sehr lesenswerth sind die hier folgenden Bemerkungen über einzelne Gegenstände der damaligen Gerichtsverfassung, die auch jetzt noch besteht. —

Verschiedenen Notizen über den Elsaß, jetzigen Departementern des Ober- und Niederrheins, folgen im 2ten Theil dieser Briefe noch Nachrichten über die bekannten damaligen Revolutionsauftritte in der unglücklichen Schweiz, mit einigen schönen Zügen der Tapferkeit der unterliegenden Schweizer, — und hier unerwartete Bemerkungen über die Versammlungen der Franzosen in Hamburg unter der Autorität des weniger übel gesinnten als äußerst schwachköpfigten und schwankenden Generalkonsul Lagau, welcher bloß ein Werkzeug versteckter Intriguanten war.

In den ersten Briefen des 3ten Theils erhalten wir sehr interessante Uebersichten und Bemerkungen über die Badenschen Länder. Es sind Gegendbeschreibungen, unter welchen besonders die des Amalienberges merkwürdig und anziehend ist, Ortbeschreibungen, Nachrichten von industriösen Anlagen und Erwerbzweigen der Bewohner, von Policey- und wohlthätigen Anstalten, statistische Bemerkungen, Charakteristiken der Menschen aller Klassen, Beobachtungen über die Staatsverwaltung und den Geist der Regierung und der Gesetze. — Unstreitig haben alle diese ins Einzelne gehende, aber manchmal fast zu sehr gedehnten Notizen, mannichfachers Interesse; da sie ein Land betreffen, welches in aller Hinsicht als Muster einer weisen Verwaltung und einer glücklichen Verfassung zu achten ist. Man lese (S. 174 u. ff.) den Aufsatz, den der Marggraf 1783 selbst schrieb (und der bey Gelegenheit der neulichen Besitznahme seiner neuen Länder von dem Mannheimer Magistrat

gistrat aufs neue vertheilt ward), um diesen seinen Negenten in seinem ganzen Werth kennen zu lernen. Diese fürstliche Antwort auf die Danksagung des Landes, wegen Aufhebung der Leibeigenschaft, ist der schönste Spiegel für alle Negenten. — Die in dem folgenden 34sten Briefe ausführlich vorgetragenen Betrachtungen: über die Wichtigkeit der Bestimmung diplomatischer Agenten, enthalten treffliche Grundlinien, sowohl zur Bildung derselben, als zum praktischen Handeln eines diplomatischen Geschäftsmanns. Der folgende Brief erinnert an den verkehrten Gang der Friedensunterhandlungen in Rastadt. In dem 36sten wird das Säkularisationsprincip von seiner rechtlichen, und seiner, von dieser sehr verschiedenen, politischen Seite entwickelt, und die Sache der Entschädigung (welche der Verf. ganz verwirft) nur in dem Fall wünschenswerth gefunden, wenn dadurch die Säkularisationen ganz allgemein, und damit wichtige Gebrechen der deutschen Reichsverfassung gehoben würden. Es gewähret viel Interesse, die Ansicht der Dinge und der Lage des Ganzen, in Absicht auf die Friedensunterhandlung und auf die bevorstehenden Veränderungen Deutschlandes, dieses einsichtsvollen und wahrheitsliebenden Verfassers, mit dem jetzigen wirklichen Ausgang dieser, für unser Vaterland traurig wichtigen Angelegenheit zu vergleichen. — In den folgenden zwey Briefen wird der Leser von allen diesen, wahrlich wenig erheiternden, Gegenständen der neuen Politik schnell abgezogen, und von dem Verf. in das französische Schauspiel und in die romantische Gegend von Baden geführt. In dem ersten findet man wohl ganz unvermuthet einen etwas paradoxen Vertheidiger der tragischen Deklamation (die der Verf. doch selbst »wüthendes Geschrey« nennt) und der krampfhaften Gestikulationen dieser tragischen Theaterhelden, deren mittlere Klasse nun vollends unerträglich ist. In Absicht des leichten Tons der französischen Schauspieler in ihren Gesellschaftsstücken, sind wir allerdings des Verf. Meinung von ihren großen Vorzügen, selbst der mittelmäßigen, vor den schwerfälligen, größtentheils durch Erziehung und Weltton ungebildeten deutschen Schauspielern. — Schauderhaft ist in dem letztern Briefe die Beschreibung der Badenschen Schloßkeller, in welchen, der Sage nach, die Vehmgerichte gehalten wurden. — Nach einem episodischen Gespräch mit einem republikanischen Gesandten, über den Einfluß und die Behal-

Behauptung des Adels, und über damit kommene Gegenſtände, führt uns der Verf. noch einmal zurück, zu den traurigen Erinnerungen der Revolutionirung der unglücklichen Schweiz, wovon er die Hauptmomente, nach damals bekannt gemachten Nachrichten, zuſammenfaßt, und mit einigen Reflektionen begleitet. — Dann folgt ſeine Reiſe in die Schweiz, wovon die letzteren Briefe dieſes 3ten Bandes den Weg von Raſtadt über Brugg und Baden nach Zürich enthält. In dem folgenden Bande werden wir den Verf. in dem ſchönen, damals ſehr zerrütteten, Lande ſelbſt finden.

Rp.

Gelehrtengeſchichte.

Epiſtolas II. Ulrici ab Hutten ad Richardum Crocum nunc primum luce publica donavit et notis illuſtravit — *Chriſt. Gottfr. Müller*, Rector ſcholae Cizenſis. Lipſiae, typis Breitkopf-Härteliis. 1801. 22 Seiten. gr. 8. 4 *Gr.*

Unter den alten Drucken der Leipziger Univerſität, befindet ſich die, auch zu Straßburg 1509 in Folio wieder aufgelegte Teutſche Rhetorik Friedr. Riedrers; ein im 15ten und noch im 16ten Jahrhunderte mehrmals, 1483 an zwey Orten ſogar viermal friſch abgedrucktes, itzt völlig unbrauchbares Machwerk; in erwähnter Ausgabe jedoch von einer andern Seite merkwürdig. Beſagtem Exemplar nämlich ſteht von gleichzeitiger Hand vorangeſchrieben: Hic Liber ſit pro *Notario Univerſitatis*; und das beygebundene Papier (wie viel Blätter? wird für dießmal nicht angezeigt;) findet ſich voller Kopien, deutſch und lateiniſch, von Zeitgenoſſen geſchriebner Briefe. An mehreren dieſer Schreibereyen erkannte Herr D. Eberhard, ein überaus kundiger Dilettant, die Schriftzüge manches damals berühmt genug geweſenen Mitgliedes der Leipziger Univerſität; kein Zweifel mithin, daß es auch mit den übrigen Briefſchaften und ihrer Glaubwürdigkeit, keine zweydeutigere Bewandtniß haben werde.)

Ein

Ein paar Stücke daraus zogen sogleich seine Aufmerksamkeit an sich; zwey Briefe nämlich von Ulrich v. Hutten an den Engländer Richard Crocus, der um 1516 Professor der griechischen Sprache zu Leipzig war, und dessen persönliche Bekanntschaft Jener während seines Aufenthalts in Kölln gemacht hatte. Da in Huttens gedruckt vorhandnen Schriften nichts davon anzutreffen war, theilte Herr E. sie dem Rektor Müller mit, der, mit der Geschichte des gleichzeitigen Julius von Pflug gerade beschäftigt, ihre Bekanntmachung für nicht weniger der Mühe werth hielt. Daß man auf die Genauigkeit vorliegenden Abdrucks sich verlassen könne, dafür bürgt der Scharfsinn des Hrn. Prof. Beck, der als Aufseher gedachter Bibliothek selbst sich die Mühe gab, Alles kritisch zu berichtigen. Die beyden Briefe sind aus Bologna datiert, und enthalten, in Hinsicht auf Styl, Inhalt und Geistesstimmung, schlechterdings nichts, was Huttens so bekanntem Charakter und seiner Lebensgeschichte im geringsten widerspräche. Daß beyde zwar die Monatstage, nämlich V Idus Augusti und XI mens. Sept., nicht aber das Jahr angeben, ist ein Umstand, der in ehemaliger Briefschreiberey freylich oft genug vorkommt; in vorliegender aber doppelt unangenehm ist, weil bestimmtere Zeitangabe hier in der That mancherley Dienste leisten würde.

Die Anzeige nun aller der Gründe, woraus Herr M. darthut, daß es kein anderes als das Jahr 1516 gewesen, in dessen Laufe Hutten diese Briefe schrieb, untersagt der Raum, und Rec. muß sich auf die Versicherung einschränken, der Historiker werde die hiezu gebrauchten Beweisstücke völlig hinreichend finden. Aus dem solchergestalt festgesetzten Datum, und der Stelle des ersten Briefes, wo H. von schon neun in Italien zugebrachten Monaten spricht, geht sodann von selbst hervor, daß unser Ritter weit länger in Wälschland verweilt haben müsse, als seine Lebensbeschreiber Burckhard, Meiners, Panzer, u. s. w., bisher geglaubt. Kaum 9 Monat wollen diese seinem ganzen dasigen Aufenthalte zugestehn; da, wenn es mit besagten Briefen ihre Richtigkeit hat, deren doch beynahe 19 daraus werden; was nicht nur H — s eigne Lebensgeschichte, sondern auch manchen andern literarhistorischen Nebenumstand jener Zeit wichtig genug ist. Wer z. B. hat bis itzt nicht getrost nacherzählt:

erzählt: auch vom ersten Theile der so berühmten Epistolar. obscuror. virorum sey Hutten, wo nicht der einzige Verfasser, doch einer der emsigsten Mitarbeiter gewesen? Aus den neu aufgefundnen Briefen zeigt sich nunmehr: nur etwas gehört hat der Ritter von Erscheinung des ersten Theils besagter Satyre; und als er ihn endlich in Bologna zu lesen bekommt, wird Crocus ausdrücklich von ihm um Widerlegung derer gebeten, die keine Scheu trügen, ihn, nämlich Hutten selbst, als den Verf. der Epistolar. auszuschreyen. Sich von so etwas hinterher lossuzusagen, und überhaupt sich zu verstellen, lag gar nicht in seinem Charakter. Am zweyten Theile der Epistolar. mag er allerdings Theil genommen haben; wo überdieß auf Kosten Italiens und seiner Obskuranten am meisten gespottet wird; was auch aus seinem längern Aufenthalte daselbst sich recht gut erklären läßt; denn, wenn die übrigen Data seines Lebenslaufes zutreffen sollen, muß er nicht erst 1516, sondern ein Jahr früher schon über die Alpen gegangen seyn. Weiter ergiebt sich aus den beyden Briefen ganz klar, daß der erste Tomus gedachter Epistolar. schon 1516, und dieß sehr früh, die Presse verlassen habe, weil sonst H. nicht bereits im Monat August ihrer füglich hätte habhaft werden können. Hr. Meiners also wird seine Angabe, daß solche im Anfange des Jahrs 1517 erst zum Vorschein gekommen, hier berichtigt finden.

Genug hoffentlich zum Belege, daß Hr. Rektor M. durch Bekanntmachung der beyden Huttenschen Briefe aus den Leipziger Kopien, gar nichts Ueberflüssiges unternahm. Auch durch andere in die Literatur jenes Zeitraums einschlagende, und in gutem Latein vorgetragne Notizen empfiehlt sich die Diatribe. Sie diente zur Prolusion einer Redübung, die Hr. M. von seinen Schülern anstellen, und diese dem Verdienst eines Gottscheds, Bodmers, Gellerts und andrer Beförderer der reinern Büchersprache darin huldigen ließ. Ein so achtungswerthen Vorgängern dargebrachtes Dankopfer wird um desto zweckmäßiger, je mehr in unsern Tagen über das per quos profecimus nur allzu leichtsinnig denke; auch den geschmackwidrigsten Gaukeleyen, wird nur was Neues angeboten, ein williges Ohr leihe, und Jeden geradezu für Zwerg oder Schwächling erkläre, der sich ein Allerneuestes nicht sogleich anstaunt, und noch we-

niger

nigen es Andern zu empfehlen sich will geneigt finden lassen.

B.

Essai sur les Monumens typographiques de Jean Gutenberg, Mayençois, Inventeur de l'Imprimerie. Par *Gottheif Fischer*, Professeur et Bibliothécaire à Mayence. Ebendaselbst, auf Kosten des Verfassers und bey demselben zu haben. An X. (1802). VI. und 102 S. gr. 4. Mit Gutenbergs Bildnisse und 6 andern Kupfertafeln. 1 Rl. 12 gr.

Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'Imprimerie. Par *Daunou*, Membre de l'Institut national. Paris, chez Renouard et Baudouin. An XI. IV. und 138 Seiten. gr. 8. 20 gr.

Kurz vor Abdruck vorliegender Essais waren die, im 75sten Bande der A. A. D. B. bereits angezeigten, Annales de la vie de Jean G. etc. aus der Feder des Straßburgischen Professors, Hrn. Oberlin, erschienen, und, wie sich erwarten ließ, dem Mainzer Gelehrten nicht unbekannt geblieben. Bloß an Thatsachen, die mit sichern Urkunden sich belegen ließen, hatte Jener sich gehalten, und nur die nächsten Folgerungen daraus gezogen. Schon etwas weiter, wie sogleich sich zeigen wird, holt Herr F. aus; und da setzte nunmehrigen Mitbürger, die Franzosen, von älterer Literargeschichte der Stadt Mainz, so wie von der eigentlichen Druckerfindungs-Epoche, wohl noch immer sehr unvollständige Begriffe haben mögen, geschieht ihnen, durch Nachweisungen hierüber in ihrer eignen Sprache, unstreitig ein wahrer Dienst; gesetzt auch, daß uns Deutschen das rein Historische der Sache schon hinreichend bekannt wäre.

Bis S. 10 hat also das Buch es mit dem Lokal und den Annehmlichkeiten der Stadt M., auch ihren etwanigen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu thun. Um

lehrr

sogar noch anschaulicher zu machen, sind am Ende der ganzen Diatribe von S. 94 an einer Table chronologique mit doppelter Kolumne gewidmet. Hier figuriren vom Bischof Maximus im Jahr Christi 360 bis auf Georg Forster im Jahr 1794 herab, nicht weniger als an die 400 Namen solcher Einwohner, denen die Gelehrsamkeit mehr oder minder soll zu danken gehabt haben. Daß auf dieser zahlreichen Liste ein Bonifazius, Eginhard, Raban Maurus, Frauenlob, Wimpfeling, Hutten, Tritheim, Serrarius, Leibnitz, u. s. w., nicht vergessen worden, kann man sich vorstellen; so kurz auch der Aufenthalt Mancher zu Mainz mag gewesen seyn. Von noch Andern indeß, deren Namen sich hier gleichfalls mit gesperrter Schrift abgedruckt finden, wird Herr F. Mühe genug haben, uns irgend etwas Bemerkenswerthes dereinst zu erzählen; was man jedoch erst abwarten muß, eh über den ihnen zuerkannten Vorzug sich sprechen läßt.

Von S. 11 bis 21 wird von allerhand Kunstarbeiten früherer Jahrhunderte und von Aeußerungen alter Schriftsteller gehandelt, die so nah auf's Wesentliche der Buchdruckerey hinzudeuten scheinen, daß man sich doppelt wundern muß, dergleichen Winke nicht ungleich eher von Zeitgenossen oder Nachkommen benutzt zu sehen. Zwar sind die hier beygebrachten (mitunter fehlerhaft abgedruckten) Notizen einzeln bekannt genug gewesen; auch manchen Zusatz gibt es noch; ihre Zusammenstellung indeß ist mit Dank anzunehmen; zu Erschöpfung des Gegenstandes aber hier der Ort nicht.

Von S. 22 bis 53 kommt nunmehr die Reihe an Joh. Gutenberg selbst, der hier, wie auf dem Titelblatt und anderwärts mehr, ohne weiters, als Inventeur de l'Imprimerie begrüßt wird, obgleich bisher auf keine Weise sich beurkunden ließ, daß der Ehrenmann früher als Fust und Schöffer ein wahres, das heißt, mit beweglichen Lettern gefertigtes, Druckstück habe zu Stande bringen können. Um also den ihm gebührenden Theil an der Erfindung zu bestimmen, müßte man erst ein neues Wort prägen, das einen solchen Kopf bezeichnete, dem zwar die Möglichkeit eines Kunststücks vorschwebt; noch aber nicht die Art und Weise, es mit Beseitigung jedes Hindernisses auszuführen. Es sey mit dem Verdienste E — s um eigentliche Buchdruk-

kerey,

kerey, wie es will, bewandt, da sich das Wenige, was man von seinem Leben und seinen Projekten mit Sicherheit weiß, schon in der Oberlinschen Abhandlung zusammengedrängt findet, und diese, wie bereits gesagt, unlängst erst in unsern Blättern angezeigt worden, muß Rec. auf eines von beyden verweisen, und sich hier bloß darauf einschränken, ein paar Folgerungen, als womit Hr. F. ungleich freygebiger ist, zur Probe auszuheben. Ueberhaupt aber drängt bey dem Gegenstande sich der Wunsch auf, daß, so lange nicht frische Entdeckungen aus handschriftlich gebliebnen Papieren jenes Zeitraums zum Vorschein kommen; denn aus den abgedruckten dürften schwerlich noch Aufschlüsse von Bedeutung zu holen seyn, man vor der Hand die Akten lieber für geschlossen ansehen, als den schon unübersehlich gewordnen Konjekturenkram mit neuen vermehren möchte! Trotz aller der Wahrscheinlichkeit, wodurch manche darunter sich empfiehlt, hat bisher doch keine einzige sich zu historischer Gewißheit heben lassen. So ist z. B. die Bemerkung, womit Herr F. den seinen Helden betreffenden Abschnitt anhebt, ganz artig; daß nämlich der um 1420 zwischen dem Mainzer Stadtadel und dasiger Bürgerschaft ausgebrochne Zwist für einen der ersten Anlässe zu Erfindung der Buchdruckerkunst gelten könne; als die außerdem vielleicht noch lange nicht würde statt gehabt haben. Auch der noch junge Patrizier G. flüchtete nämlich nach Straßburg, und versplitterte da sein Geld mit Projekten, worunter, wie bekannt, auch eines die Buchdruckerey zum Zweck hatte; nur aber mit hölzernen Lettern es erst versuchte; wie denn das Wort Buch in den gerichtlichen Verhandlungen, wozu das Unternehmen Anlaß gab, nirgend ausdrücklich vorkommt; und eben so wenig, daß Jemand anders in Straßburg ihn auf die Spur gebracht habe. Wer sieht nicht, daß G. eben so gut in seiner Vaterstadt darauf hätte verfallen können? und daß, nach einmal erfundnem Holzschnitte von Bilderreihen voller Beyschriften, es unmöglich noch lange mit dem Versuch anstehen konnte, dergleichen Bücher auch ohne Bilder, mittelst beweglicher Buchstaben zu Stande zu bringen. Ohne dieses Exil, meint Hr. F., würde Gutenberg, als ein, jener Zeit gemäß, unwissender Edelmann, mit dergleichen sich schwerlich abgegeben haben. Dieß letztre mag an seinen Ort gestellt bleiben; den Edelmann indeß vergaß G. auch lange

nachher

nachher so wenig, daß dieses vielleicht eine der Ursachen seyn mag, weßhalb kein einziges in der Folge zu Mainz von ihm gedruckter, oder seiner Presse wenigstens zugeschriebner, Bücher den Namen des Mannes angiebt. Als Patrizier nämlich und Hofjunker scheint er des mechanischen Theils der Kunst sich geschämt zu haben; und selbst in der vor kurzem erst aufgefundnen Donations-Urkunde, laut der er Exemplare aller bis 1459 von ihm gedruckter Bücher einem Mainzer Nonnenkloster geschenkt haben will, wird kein einziges namentlich angegeben. Eine Reticenz oder Eitelkeit, für die er, wie billig bestraft worden; weil man nunmehr nicht mehr auszumitteln weiß, was er eigentlich gedruckt, und wieviel die in Mainz endlich zur Reife gediehene Kunst ihm etwa zu danken gehabt?

Allein statt nach mehrern Anzeichnungen dieser Art sich umzusehn, als deren Erörterung gar zu viel Raum verlangen würde, will Rec. lieber einen Umstand in diesem Kapitel berichtigen helfen, der so was in der Kürze zu thun erlaubt. In Stuttgard nämlich giebt es eine sehr alte, glaublich zu Straßburg gedruckte, lateinische Bibel, an deren Schlusse der Miniator das Jahr 1466 als ihr Druckjahr angiebt, und S. 36 des Essai liefert diese Unterschrift treu nachgestochen. Nur handschriftlich ist besagte Zeitangabe; Herr F. aber hält unbegreiflicher Weise sie nicht nur für gedruckt, sondern noch obenein die ganze Bibel für auf hölzerne Tafeln geschnitten; und weil der Miniator oder Kalligraph in dieser Nachschrift sich geirrt, und quinquagesimo statt sexagesimo geschrieben, jenes aber ausgestrichen und dieses dafür hingesetzt hatte, glaubt Hr. F. hieraus folgern zu können, daß gedachte Bibel nicht wohl mit beweglichen Lettern, ja nicht einmal mit hölzernen gedruckt seyn; sondern ganze Tafeln dazu gebraucht worden!! Nicht weit von dieser grundlosen, völlig unbrauchbaren Bemerkung, nämlich S. 62, hat Herr F. das alles wieder vergessen, spricht von eben dieser Stuttgarder Unterschrift ganz recht als einer Manuscrite, und hält nicht ohne Grund sie noch dazu für verdächtig; denn auch andre Sachkenner schon waren eben dieser Meinung gewesen.

Für vorsichtige Leser, und die noch nicht Partey nahmen, schon belehrender wird das dritte Hauptstück: Monumens typographiques de Jean G.; von S. 54—88; obschon

schen auch hier noch mancher Mißgriff mit unterläuft. Gleich S. 55, wo Charles VIII. statt XII., und statt Waldskiair Wadskiär zu lesen ist: denn so hieß der Däne, dem es einfiel, den berühmten Buchdrucker, Nikol. Jenson, zu seinem Landsmanne zu machen; als ob die Erfindungsgeschichte dieser Kunst der Fabeleyen noch nicht genug hätte! Neun Druckstücke sind es übrigens, die Hr. F. der Presse Gutenbergs in diesem Abschnitte unbedenklich zuspricht, und in Beschreibung ihrer Außenseite sehr genau zu Werke geht. Daß die lateinische Bibel, von meist 42 Zeilen auf jeder Kolumne, sich hierunter befände, war zu erwarten. Die Statuta provincialia Moguntina jedoch werden seiner Officin abgesprochen; und das aus keinem andern Grunde, als weil die klein geschriebnen Anfangsbuchstaben der Kapitel oder Hauptabsätze, womit man in den ältesten Druckereyen dem Miniator zu Hülfe kam, hier schon gedruckt erscheinen. Dieß, sagt Hr. F., sey nur in Italien, nicht aber in Deutschland, üblich gewesen; und besagte Statuta möchten etwa gegen 1480 (doch nicht gar in Italien?) zum Vorschein gekommen seyn. Ohne der uralten, lange vor 1480 in Deutschland erschienenen, aber ohne Zeitangabe gelassenen Drucke zu gedenken; z. B. eines Sedulius, oder Thomas a Dorniberg, Albertus Magnus, will Rec. nur des Codex repetitae praelectionis aus Schöffers Officin von 1475, und der ebendaselbst 1477 herausgekommnen Novellen erwähnen, wo dergleichen zum Behuf des Miniators klein vorgezeichnete Anfangsbuchstaben sich bereits gedruckt finden lassen, und von andern Druckstätten gewiß nachgeahmt wurden; wie denn die Augsburger deutsche Bibel von 1477, aus Günther Zainers Presse, schon dergleichen von Anfang bis zu Ende aufweiset. Wie viel Druckerstlinge mag es nicht erst geben, wo sie deßhalb nicht mehr zu erblicken sind, weil die Miniatoren vorschriftmäßig den Raum wirklich ausgefüllt, und eben dadurch diese kleineren Merkzeichen unsichtbar gemacht hatten! Was die 9 im Essai desto zuversichtlicher auf G—s Rechnung gesetzten Impressa betrifft: so giebt, wie man längst weiß, kein einziges seinen Namen an; als wodurch der ganze Handel auf einmal geschlichtet wäre, und nur eines, das Catholicon nämlich von 1460, führt eine Jahrzahl; kann aber eben so gut, wie alle die übrigen, unter einer dritten Mainzer Presse geschwitzt haben; denn in den Jahren 1459

und 60 war die Fustische mit andern, gleichfalls erheblichen, Artikeln beschäfftigt.

Was nun die Donat-Fragmente anlangt, worüber Hr. F. schon in seinen typogr. Seltenheiten umständlich genug gewesen war: so finden deren, und das von ganz verschiednen Ausgaben, immer mehrere sich ein: problematischer mithin als je wird es, welche darunter der Officin G—s angehören? Auch muß ein solches Bruchstück schon mit einzelnen, gegossenen Lettern gedruckt seyn, und dennoch Spuren eines ersten Versuchs enthalten; weil es außerdem zu Aufklärung der Erfindungsgeschichte gar nichts beytragen würde; denn, wie schon mehrmals in unsern Blättern erwähnt, bis zu Ende des 15ten Sekuli, und vielleicht noch später, fuhr man fort, dergleichen Donate mit Missallettern zu drucken; worunter es einige giebt, die fürwahr alt und plump genug aussehen; ohne die Zeit angebende Nachschrift daher sehr leicht irre führen könnten! — S. 77 wird dem National-Archivar Camus das Kompliment gemacht, d'avoir *prouvé*, daß die berühmte Bamberger lateinische Bibel von 36 Zeilen wirklich vom dasigem Albr. Pfister gedruckt sey! Beweisen hat Hr. C. so was nicht füglich können, weil er gedachte Bibel nicht aus eigner Ansicht kennt; und auch nicht wollen, weil er sich begnügt, deßhalb auf deutsche Literatoren zu verweisen, die vor 10 Jahren schon den Gegenstand erörtert, und das Nöthige beygebracht hatten. — S. 85. Note 94. ist der Druckfehler 1456 statt 1459 stehen geblieben; denn von letzterm Jahre datiert bekanntlich das Fustische Rationale divinorum officiorum. Ein auf immer merkwürdiger Druck! weil er für den ersten mit sicherer Jahrzahl versehenen gilt, wo die endlich zu Stande gebrachte Kunst mit in Matrizen gegoßnen Lettern zu drucken nicht mehr zweifelhaft erscheint. Zwar ist die typographische Ausführung des Psalterium von 1457 noch künstlicher; dabey aber zweifelhaft, ob Letternschrift und Guß damals schon zur letzten Vollständigkeit gediehn, und nicht andre Hülfsmittel noch, und mühsamere Vorrichtungen mußten angewandt werden? Eine Ungewißheit, die man seit Breitkopfs Tode (der indeß so was selbst vermuthete), wohl sobald nicht hoffen darf, befriedigend gehoben zu sehn! — Für dergleichen Versehen des Essai, die Rec. zum Belege seiner Aufmerksamkeit doch auch nicht

über-

übergehen durfte, wird man durch eine Menge andrer Notizen entschädigt, die zu Bestätigung mancher noch nicht hinreichend dokumentirter Nebenumstände das ihrige beytragen; so wie durch ein halbes Dutzend Kupfertafeln, wo sich abermals allerhand angeblich Gutenbergische Drucksachen so geschickt nachgestochen finden, als der Unterschied der Werkzeuge nur immer es erlauben wollte.

Bey dieser Gelegenheit darf die Anzeige nicht vergessen werden, daß Hr. F. durch Veranstaltung des ganzen Essai etc. seinen Mitbürgern einen Beweis des thätigsten Patriotismus vorgelegt hat. Alles an diesem Druckstück ist von der Hand Mainzer Künstler; der hierzu also gebrauchte, nicht kärglich versehene, Letternvorrath ebenfalls in dem Geburtsorte der Kunst neu gegossen, und von gebornen Mainzern gehandhabt. (Vor ein paar Jahren noch war, wie Rec. sich erinnert, der ehemalige General-Verwalter Rudler so vorschnell gewesen, kurzweg zu erklären, nur von Paris aus könne den Mainzer Druckereyen mit besserm Apparat geholfen werden!) Daß Hr. F. es an eindringlicher Zueignungsschrift an den nunmehrigen Generalkommissar Jean Bon St. André — ehedem entschiednen Jakobiner — nicht habe fehlen lassen, versteht sich. Auch der Minister des Innern, Hr. Chaptal, findet hier einen ihm gewidmeten Kupferstich; wo die damals ein wenig ausruhende Fama nur aufs Signal horcht, um wieder in die Trompete zu stoßen; was sie, zum Schrecken der Menschheit, auch wirklich leider gethan hat! Bey solch einem Reichthum an Verzierungen wär es befremdend, die Erfinder der Kunst selbst übergangen zu sehn. Ein punktierter Mavier gestochnes Bildniß Gutenbergs, nach was für Gemälde? wird nicht gesagt, ist daher gleichfalls beygefügt; so wie, nach Dassier's Denkmünze, die Brustbilder Gutenberg's und Fust's. Nur der wackre Peter Schöffer geht leer aus; ohne dessen Beytritt doch vielleicht nie etwas von Belang würde zu Stande gebracht haben! Et hic tulit alter honores!

Den Beschluß des die Mainzer Druckgeschichte betreffenden Abschnitts macht eine 5 Seiten füllende, und mithin für ungemein zahlreich gelten könnende Table chronologique der aus Fust's und Schöffer's des Aeltern Officin

gekommnen Impressen; nebst der mit Dank anzunehmenden Anzeige, wo für itzt Exemplare davon sich finden lassen. Nur indeß solche macht Herr F. namhaft; die er selbst untersuchen können; daß man sich also nicht zu wundern braucht, wenn der Vorrath noch nicht ganz erschöpft worden. Hat es mit der Autopsie in Hinsicht auf's Uebrige seine Richtigkeit: so kam auch der berühmte, und hier wie billig zuerst aufgeführte Indulgenzbrief, mit der angeblichen Jahrzahl 1454, itzt in Lord Spencer's Bücherschatze befindlich, ihm zu Gesicht, und nunmehr wäre es so gut als ausgemacht, daß die Typen zum Rationale, schon 5 Jahre früher beym Abdrucke des Indulgenzbriefes gebraucht worden; da andre, scharf genug sehende, Druckkenner, in diesem doch etwas größre Lettern wollen gefunden haben. Noch mehr; denn auch die bisher bekannt gewordnen 4 Exemplare des kleinen Druckstücks sind zum neuen Zankapfel in der Erfindungsgeschichte geworden! In Nummer XXI. des Intelligenzblattes der Erlangischen Literatur-Zeitung 1801, ruft nämlich Herr Prof. Ortloff den Umstand wieder ins Andenken zurück, daß der ältere Schelhorn, ein bekanntlich sehr vorsichtig zu Werk gehender Mann, in seinem, dem berühmten Meerman nachher verehrtem, Exemplar ein paar Wörter antraf, die sich genau mit den Missallettern der lateinischen Bamberger Bibel abgedruckt fanden, dergleichen die Fust- und Schöfferische Officin doch niemals gebraucht hat. Man sieht, daß dieser Indulgenzbrief noch weit strengere Untersuchung verlangt, eh über seinen historischen Werth in Rücksicht auf Druckerfindung und deren Epoche, sich entscheiden läßt! — Der im Verfolge der Table chronologique unterm Jahre 1479 von Hrn. F. gleichfalls angezeigte Tractatus Joh. Langeri de Bolkinhayn (nicht Bockenhayn, wie hier steht) de censibus, ist allerdings mit den zum Rationale gebrauchten, obschon ziemlich stumpf gewordnen Lettern gedruckt; keinesweges aber schon 1479, sondern erst 1490; wie sich nicht nur aus dem angehängten Chronodisticho, sondern auch der zu Ende Augusts 1489 datierten Zueignungsepistel ergiebt; denn von Breslau in Schlesien aus ließ ein Pack Handschriften damals nicht so geschwind wie jetzt sich nach Mainz befördern, und in der schon ziemlich gesunknen Officin wohl auch nicht gleich abfertigen. Sonderbar genug übrigens, daß bey weit näher gelegnen Pressen man den Tröster von einer

Grän-

Gränze Deutschlands an die andre zum Abdrucke wandern ließ; denn um die Ehre, mit Fusts Typen ihn erscheinen zu sehn, wird dem Autor wohl schwerlich zu thun gewesen seyn. Auch bleibt die Frage, ob besagte Lettern von Fusts Tochtersohn nicht wo anderehin verkauft worden; weil nämlich das Traktätchen seinen Druckort gar nicht angiebt. Noch eins! Schon dieses Quartbändchen konnte Hrn. F., wenn er es wirklich gesehn, in Betreff der oben erwähnten kleingedruckten Anfangsbuchstaben eines bessern belehren. Auch hier giebt es deren mehrere, die vom Miniator gar nicht beachtet wurden, und wiederum andre, um die herum er mit rother Farbe zwar einen größern Buchstaben zeichnete, die ihm zum Merkzeichen aber gedient habenden klein gedruckten plumper Weise in der Mitte stehen bleiben ließ; was indeß auch in andern alten, vom Miniator rubricirten Drucken mitunter vorkommt.

Noch näher diese Druckliste zu beleuchten, fehlt es hier an Raum. Kaum ist dessen zur beyläufigen Anzeige übrig, daß kurz nach Erscheinung des Fischerschen Essai, ein geborner Franzose, Herr Daunou, Tribun, Mitglied des Instituts, und Bibliothekar am Pantheon, ci-devant St. Geneviève, diesen Gegenstand seiner itzigen Muße gleichfalls werth hielt; denn eben der Mann hat, wie bekannt, die letzte Reichskonstitution anlegen helfen, worin der Großkonsul itzt so viel Centralkraft zu bringen weiß! Seine Abhandlung ist, was Fleiß und Umsicht betrifft, nicht ohne Verdienst. Daß ein Deutscher, nämlich der Benediktiner Aemilian Reif, Professor zu Ingolstadt, in den Jahren 1785, 86, u. f. einige sehr brauchbare Programme (deren zwey Erste die ältere A. D. Bibl. im 76sten Bde. angezeigt hat,) über eben diese Materie geschrieben, blieb ihm jedoch unbekannt; da hingegen der Essai unsers Landsmanns schon von ihm benutzt, und zum Theil gründlich berichtigt worden. In wesentlichen Punkten stimmt seine Meinung mit der unsers Heinecken überein; und wo er von diesem abgeht, betrifft es doch auch nur solche historische Dunkelheiten, wo ohne Dazwischenkunft neuentdeckter Urkunden eine Muthmaßung die andre verdrängen wird. Mit Widerlegung indeß, oder Nachhülfe, der von Meermann gewagten Konjekturen, hat Hr. D. sich doch zu viel abgegeben, und daher auch dem fabelhaften Coster der

Holländer einen wichtigern Platz eingeräumt, als solchem gebührt. Ueberhaupt kann man nicht oft genug wiederholen, daß nachdem Meerman am Ende selbst eingestanden, in seinem Eifer für Haarlem viel zu weit gegangen zu seyn, man auf Bestreitung seiner Hypothesen nicht weiter so viel Zeit und Papier verwenden sollte! Die Genauigkeit, womit Herr D. alle die xylographischen Vorspiele der eigentlichen Buchdruckerkunst kenntlich macht; die in lateinischer Sprache, wenigstens, denn die mit deutschem Text sind nicht vollständig angegeben, ist an sich selbst lobenswerth; aber auch hierin sollte man in einer Geschichte der Buchdruckerfindung es bey nur kurzer Anzeige hinfür bewenden lassen; weil der Holzschnitt mit nunmehr üblichem Druckapparat doch nur Weniges gemein hat, und zu Beantwortung der Frage: wenn und wie dieser erfunden ward? bisher gar nichts beytrug. Keine bessere Bewandtniß mit den einander um die Wette nachbetenden Chronikenschreibern und andern Kompilatoren, die der neu erfundnen Kunst etwa erwähnen, und wenn sie einander widersprechen, dieß ohne Gewährleistung thun. Dergleichen gewichtlose Zeugnisse wußte die Umsicht des Hrn. D. noch mit bisher unbekannt gebliebnen zu vermehren, ohne daß man hierdurch irgend eine Aufhellung von Belang gewönne. Unstreitig hat durch Mittheilung der in Straßburg vor 45 Jahren entdeckten Urkunden Schöpflin um die Buchdruckergeschichte sich sehr verdient gemacht; seiner daraus gezognen Folgerungen aber, und vorgeblich Gutenbergischer, in Straßburg gefertigter Holzdrucke, sollte man auch nicht mehr mit so viel Umständlichkeit gedenken, weil das alles ja durch bessere Einsichten im mechanischen Theile der Kunst seitdem meist unbrauchbar geworden. Recht gut, z. B., wenn, laut Hrn. D. Versicherung, sein Landsmann Camus unlängst mit einzeln aus Holz geschnitzten Lettern zwey Zeilen abdrucken konnte. Noch aber heut dieser Versuch nicht den Zweifel, daß sich ganze Bücher (und in welchem Format?) solchergestalt zu Stande bringen lassen. — Obgleich Hr. D. Deutsch zu verstehen scheint, und nach historischen, nur in dieser Sprache vorhandnen Hülfsmitteln sich fleißig umsah, laufen in der, wie natürlich, zu Paris gedruckten Abhandlung doch auch Mißgriffe mit unter, wo es sehr ungewiß wird, wem solche anzurechnen: dem Setzer? oder der Handschrift? Das Alles hindert

nicht,

nicht, besagte Analyse etc. als einen Versuch zu empfehlen, der mit Dank anzunehmen ist. Was in hundert Büchern und Heftchen, oft von heillosem Wortschwall erstickt liegt, findet sich hier größtentheils desto gedrängter und zur Uebersicht brauchbar beysammen. Neue Entdeckungen waren dem Hrn. D. nicht vorbehalten. Dieß gesteht er selbst; ist aber auch zugleich bescheiden genug, seine Muthmaßungen auch für nichts weiter als dergleichen auszugeben. Was nunmehr sein Mitbürger und Kollege, Herr Camus, noch leisten wird, muß hoffentlich in kurzem sich zeigen.

B.

Leben des Hieronymus von Prag. Fortsetzung der Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, bey Voß. 1803. 122 S. 8. Mit dem von Endner gestochnen Bildnisse des Hieronymus. 12 gr.

Kein Wunder eben, wenn mit einer diesen Hieronymus allein darstellenden Lebensbeschreibung bisher sich noch Niemand befaßte. Seine Geschichte ist in die des Joh. Huß so stark verflochten, daß mit jener sich nicht vorrücken läßt, ohne sogleich in diese einzugreifen; da sich denn sehr bald ergiebt, daß wenn auch Hieron., wie seine Zeitgenossen wenigstens versichern, ein gelehrter, und in damaliger Scholastik gut bewanderter Mann war, er dennoch nur untergeordnete Rollen spielte, und Huß, den er überdieß wenig überlebte, immer die Hauptperson bleibt. Hierzu kommt noch, daß eben dieser Hieron. ein gewaltiger Hitzkopf gewesen, und als solcher sich Uebereilungen und Ungleichheiten zu Schulden kommen ließ, die von einer besondern Lebensbeschreibung desselben wohl gar hätten abschrecken können, söhnte die bittre Reue über den zu Kostnitz von ihm geleisteten Widerruf, und sein desto standhafterer Märtyrertod selbst, uns mit dem Andenken des unglücklichen Böhmen nicht wieder aus.

Was nun die neueste Arbeit des, seinen Vorbericht mit A. G. unterzeichnenden Biographen, betrifft: so enthält sie schlechterdings nichts, was in der ersten besten, von Pro-

testanten geschriebnen Kirchengeschichte nicht eben so gut anzutreffen wäre. Die von Lenfant in seiner bekannten Geschichte des Kostnitzer Konciliums benutzten Quellen will zwar auch er zu Rath gezogen haben; Rec. indeß stieß nirgend auf etwas von Belang, das beym Lenfant vermißt würde. Wollte Herr G. den Gegenstand erschöpfen, und seinen Beytrag auf immer brauchbar machen, hätte billig Bohnstedts Registerbändchen zu von der Hardts Verhandlungen gedachten Konciliums von ihm befragt werden sollen; da er denn auf Manches stoßen müssen, das zur noch genauereren Charakteristik seines Helden, und der so unverantwortlich ihm mitspielenden Richter sehr gute Dienste leisten konnte. Statt dessen sind, um das Heftchen zu ein paar Bogen mehr anschwellen zu lassen, der Prager Universitätsstreit, den Huß, wie man weiß, benutzte, um noch freyer in Religionssachen (nach Wicklefs Vorgange) sich zu äußern, und die nächsten Folgen seiner Hinrichtung in die dürftige Erzählung aufgenommen, und ein paar langweilige Aktenstücke vollständig übersetzt worden. Das Ganze mit Nutzanwendungen verbrämt, die hier völlig überflüssig waren, und mit Herzenserleichterungen bepackt, die um so unwirksamer bleiben, da sich oft kaum errathen läßt, worüber eigentlich, und gegen wen? Herr G. sich Luft machen wollen.

Und eben so wenig, für wen er seine Feder ansetzte, oder was für Zuhörer er sich wünscht. Gelehrte vom Handwerk können dieß nicht seyn; denn diese werden das prunkende und doch gehaltlose Schriftchen in der ersten Viertelstunde aus der Hand werfen. Leser vielleicht aus minder gebildeten Ständen? Wirklich scheint er so was noch immer zu beabsichtigen; mit was für geringem Erfolg aber, mag aus dem Vorbericht die Stelle selbst belegen, wo er über Ton und Tendenz seiner Darstellungen, wie folgt, für den großen Haufen noch unverständlicher als je, sich vernehmen läßt: »Uebrigens habe ich auch hier nicht die Klasse »von Lesern, für welche dieß Werk zunächst bestimmt ist, »so tief herabgewürdigt, als der Hause der sogenannten »Volksschriftsteller thut, welche den Stumpfsinn und die »Dummheit der Ungelehrten gar nicht groß genug denken »müssen, indeß die Lebendigkeit und Unbefangenheit vieler »Ungelehrten die Versteinerung mancher Gelehrten ganz

»unbe-

»unbegreiflich findet. Man dürfte demnach geneigt seyn, zu »glauben, daß es auch jenen Volksschriftstellern begegnet »sey, ihre eigne Blödsinnigkeit in andern vorauszusetzen, »und wieder zu finden, oder, wenn dieß nicht der Fall seyn »sollte, ihre eigne Ungeschicktheit (sie) und Nachlässigkeit »hinter jener Voraussetzung zu verbergen; denn leichteres »Spiel haben sie so allerdings, und es ist nichts bequemer, »als sich mit einem trost- und salbungreichen Tugendgebot »für den Hausbedarf abzufinden, wenn man ein Ganzes »nicht in seinen einzelnen Beziehungen vor- und rückwärts »aufgefaßt und in einer Darstellung niederzulegen weiß. »Hievon genug! Das Todte kann nicht beleben. —«

Wer dieses Gallimathias zu verstehen glaubt, erbaue sich noch an folgendem, S. 9: »Wenn wird doch einmal »nur so viel Besonnenheit in die Menschen zurückkehren, »als dazu eben gehört, um einzusehen, daß eben jene völlige Ge»trenntheit und Verschiedenheit von dem Gewöhnlichen die »Größe solcher Männer mit bezeichnet, und daß, je ausgebil»deter und beschlossener ihre Eigenthümlichkeiten sind, desto »weniger sie den Maaßstab der ihnen fremden Gewöhnlich»keiten vertragen?« — Oder, um doch etwas aus des Buches letzten Blättern zu heben, S. 121. »Ohne Huß »würde Hieronymus bey allen Geistesgaben nicht geworden »seyn, was er war, und seines Lebens schwächste Augenblicke, »wiewohl er sie büßte und wieder gut machte, beweisen doch, »daß er nicht so rein und aus seinem Innern, und mit »göttlicher Nothwendigkeit das Höchste wollte, wie »Huß. Wenn dieß für einen strengen Vorwurf gehalten »werden sollte: so könnte nur das Festhalten an dieser ein»zelnen Person daran Schuld seyn, und ändern würde sich »bald die Ansicht, wenn man entweder Hussens stete Kraft »vergliche, oder auch ganz von diesen Verhältnissen ab, »auf das Höchste, über alle Verhältnisse Erhabene, hin»sähe.« —

Mit solchem Pathos ist die ganze Deklamation des Volksschriftstellers, wie er nicht seyn soll, durchspickt. Daß ein Skribent dieses Schlags zum Historiker noch weniger tauge, sein Buch mithin geradezu für schlecht und unbrauchbar zu erklären sey, bedarf nunmehr keines umständlichern Erweises. Was man übrigens für Excentricitäten noch von einem Kopfe zu erwarten habe, der unserm Zeit-

alter Schuld giebt, Schlafsucht für gleichbedeutend mit Humanität zu halten, braucht ebenfalls keinen weitern Fingerzeig.

Rk.

ΑΝΑΞ ΑΠΟΛΛΩΝ: oder Versuch über die Verdienste der Fürsten um die Wissenschaften. Ein Beytrag zur Literargeschichte und Politik, von *Immanuel Berger*. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1803. XXIV. und 392 Seiten. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Bekanntlich hat es an dankbaren Lobrednern, so wie an feilen Schmeichlern niemals gefehlt, die alles, was Fürsten für Kunst und Wissenschaft etwa gethan, oft auch nur thun wollen, himmelhoch zu erheben wußten. Eben deßwegen indeß, weil es hier unendlich mehr Uebertreibungen und Kriecherey als treue Darstellungen giebt, wäre der Versuch, beydes von einander zu scheiden, und nur das Erprobte in Sicherheit zu bringen, jeder Aufmunterung werth. Wer aber begreift nicht, daß, um solch eine Prüfung anzustellen, schon der reinste Ertrag geschichtlicher Ueberlieferungen und die gründlichste Kenntniß der Wissenschaften und Künste selbst, vom Saamkörnchen bis zur Reife, dem Scheidekünstler zu Gebot stehen müßten; denn wie oft wird das Verdienst eines Fürsten, der in Rücksicht auf diesen oder jenen Zweig der Geisteskultur seiner Nation die erste Richtung gab, da nicht weit heller strahlen, als aller hochgepriesne Schutz, den man Wissenschaften und Künsten nur dann erst angedeihen ließ, wenn diese, auch ohne die Pflege des Mächtigern sich fortgebildet, wohl gar vielleicht ein noch gesünderes Wachsthum gewonnen hätten! Lehrt uns die Geschichte nicht etwan, daß so mancher durchs Patronatrecht eines Einzigen hervorragende Zeitraum, der z. B. eines Alexanders, Oktavius, Ludwigs XIV., nichts weiter als Vorläufer eines desto schnellern Verfalles gewesen? Was also für Kraftäußerungen menschlichen Geistes es sind, um deren Schwung sich Potentaten verdient machen konnten, und dieß wirklich gethan; und was für welche wiederum, die nur unter der Obwalt alles befruchtender Zeit, nie

aber

aber in den Treibhäusern fürstlicher Fürsorge gedeihen, ist eine der vielen Fragen mehr, deren Beantwortung man in einem Buche dieser Art vorzüglich suchen wird; ohne deßhalb, wenn nicht Alles zum Preise der Fürsten ausfällt, den kaltblütigen Untersucher sogleich einen Thronenstürmer zu schelten. Wie thöricht unsre berauschten Nachbarn sich eine Zeitlang hierin benahmen, und den Alleinherrschern jedes noch so anerkannte Verdienst lieber ganz abgesprochen hätten, ist in frischem Andenken; und wem ist unbekannt, wie schwer solche für den kurzen Taumel noch immer büßen müssen? Von dem zu solch einer Himmelsstürmerey etwa noch übrigen Kitzel den Leser vollends zu heilen, war die gutgemeinte Absicht des Verfassers. Dem Verdienste einzelner Fürsten oder Dynastien gesteht er selbst, habe man schon längst Gerechtigkeit widerfahren lassen; noch von Niemanden aber sey der Gegenstand in seinem Umfange bearbeitet worden. Einen Versuch, das Ganze unter einen Gesichtspunkt zu stellen, hat man hier vor sich.

Mehr als Versuch aber, und ein noch dazu ziemlich kahler, ist es auch in der That nicht. Statt den so eben angegebnen Bedingungen, oder andern nicht minder wesentlichen Genüge zu leisten, hat Herr B. mit Excerpten aus historischen Lesebüchern sich begnügt, die in Jedermanns Händen sind; und wenn er dergleichen Auszüge, was freylich oft genug geschieht, mit Nutzanwendungen verbrämt: so finden sich diese von einem Schlage, wie jeder nicht ganz geistlose Leser sie ohne fremden Wink anstellt. Nicht einmal vorbereitet scheint er an die Darstellung sich gewagt zu haben; denn wenn auch die Bereitwilligkeit des verdienten Herrn Daßdorf ihn aus der Dresdner Bibliothek mit den nöthigen Hülfsmitteln zu unterstützen, dankbar gerühmt wird: so waren es doch nur wenige, noch oben ein für ihn sehr unruhige Monate, die er auf Benutzung derselben verwenden konnte. Kein Wunder, wenn bey so bewandten Umständen, und bey Ausarbeitung eines Werks, dessen Basis reichhaltige Belesenheit und Sachkenntniß seyn mußten, das seinige höchst dürftig nur und einseitig gerieth! — Weil man des französischen Revolutionskitzels oben erwähnt hat, mag aus dem von unserm Landsmanne den Musageten dieser Nation errichteten Ehrendenkmahle hier der Beschluß stehen, nicht nur als Probe des Vortrags, sondern auch der

unge-

ungemeinen Leichtigkeit, womit Herr B. alles auf den Satz zurückzuführen weiß, daß nur in der Nähe des Throns Kunst und Wissenschaft fröhlich emporblühen können. Diesem Axiome gemäß heißt es S. 244 u. f. f. »Seinen Thaten »gen also, und vorzüglich Einem unter ihnen« (Ludwig XIV. vermuthlich, dem im Auge des Forschers Franz I. doch wenig nachstehen wird!) »verdankt Frankreich die Höhe der »wissenschaftlichen Kultur, auf die es gestiegen ist. Während »rend der Revolution suchten Anarchisten und wilde Demagogen alle wissenschaftliche Bildung zu unterdrücken und »zu verhöhnen; und nur seit dem Frankreichs Verfassung »sich der monarchischen mehr genähert hat« (nicht nur dieser, sondern auch dem Despotismus sogar!) »haben auch »die Wissenschaften in demselben angefangen wieder aufzuleben. Der Held, dem Frankreich gehorcht, den Europa »bewundert, und dem es keinen Titel verweigern würde, »welchen menschliche Hoheit jemals geführt hat, gefällt sich »oft in dem bescheidnen Titel eines Mitglieds des französischen Nationalinstituts für die Wissenschaften. Sie dürfen sich von ihm den schönsten Tag ihres Daseyns versprechen.« —

Weil also der Großkonsul sich oft (nicht ein für allemal mithin) in dem Titel eines Akademicien gefällt, haben die Wissenschaften Alles von ihm zu erwarten!! Amen! — Zu Begründung und weiterer Ausführung des über Frankreichs geistige Kultur in diesem Abschnitte beygebrachten, verweist Hr. B. am Schlusse desselben bloß auf Voltaires Siècles de Louis XIV., das vom Ausländer doch mit vieler Behutsamkeit gebraucht seyn will; auf die Histoire de la Vie privée de Louis XV.: eine der unsichersten Quellen; auf die Histoire littéraire de la France der Benediktiner, deren weitschichtiges Werk nicht einmal bis ans Ende des XII. Jahrhunderts (1167) reicht, und also mehr eine Verfinsterungs- als Aufklärungsgeschichte darbietet; auf Goujets Bibliotheque françoise, die es doch meist nur mit alten längst vergessenen Büchern zu thun hat; und endlich auf Velly's und Villarets Histoire de la France, die freylich für eines der am besten geschriebnen historischen Werke Frankreichs gelten kann; noch aber aus einem Zeitraume datiert, wo wirklich pragmatische, der Wahrheit gemäße, Darstellung dem Geschichtsschreiber keineswegs vergönnt war.

gar. Dergleichen Angaben der vom Verfasser benutzten Quellen befinden sich hinter jedem Abschnitte, und die von ihm getroffne Wahl belegt allein schon, daß der Leser von auch nur einiger Kultur hier nichts Anderes, als was er längst gewußt hat, antreffen werde. Die Völkerschaften, deren Literatur und Kunstfortschritte solchergestalt hier behandelt, das heißt, ihren Fürsten gut geschrieben werden, folgen einander in nachstehender Ordnung: Indier, Aegypter, Hebräer, Griechen, Römer, Araber, Italiäner, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Engländer, Dänen, Schweden, Polen, Ungarn, Russen und Deutsche. Was für ein Ueberblick läßt von Spaziergängen sich versprechen, die einander so oft durchkreuzen, und zu Rückschritten, folglich auch Wiederholungen nöthigen, deren selbst der geduldigste Leser zeitig genug müde werden muß.

Mit wie-mancher höchstunsichern Ueberlieferung, baaren Fabeleyen wohl gar, alles noch durchwebt sey, was wir von der Kultur, hauptsächlich der beyden ersten Länder, wissen, bedarf keines Fingerzeiges. Unsern Lobredner, der überall nur von Oben herab den Wissenschaften zugeströmte Wohlthaten sieht, kümmert das wenig, und wenn ihm daher die redseligen Araber besonders lieb geworden sind, braucht man darüber sich eben nicht zu wundern. Aus der Geschichte dieses Volks und seiner Ausbildung ergab sich, ihm nämlich, zum tröstlichen Resultat, und mehr als einmal wird es dem Leser ans Herz gelegt: »daß bey keinem Volke »jemals die Fürsten, aber auch bey keinem die Gelehrten, »mehr geehrt worden sind, als bey den Arabern!« — Wenn, wie uns Reiske u. Andre berichten, die arabische Sprache schon mehrere hundert den Löwen bezeichnende Ausdrücke zählt: so wird ihr Wörtervorrath zu Bezeichnung des Fürsten oder Gelehrten hoffentlich noch weit zahlreicher seyn! und mehr wäre sodann nicht nöthig, um die Möglichkeit des engsten Bundes, der unter Wissenschaften und unumschränkter Alleinherrschaft in Arabien einst wirklich statt gehabt haben soll, uns anschaulich zu machen. — Was den Vortrag des Verfassers betrifft: so ist solcher, im Durchschnitt genommen, klar und deutlich genug; zu oft nur vielleicht auf Kosten der Lebhaftigkeit, die einer historischen Kompilation aus bekannten Büchern am wenigsten fehlen darf. Nur dem noch ganz Unwissenden kann mit kahl und

locker

locker zusammengereihten Auszügen gedient seyn, und daß Hr. B. den ächten Geschichtsstyl noch nicht in seiner Gewalt habe, belegt schon das oben mitgetheilte Pröbchen. Noch genauer diesen Αναξ Απόλλων zu beleuchten, wird nach dem bisher davon Gesagten schwerlich Jemand der Kritik zumuthen. Hinzugefügt aber muß doch werden, daß der Verf. seine historische Darstellung auch mit einer Vor- und Hinterhalle versehen hat. In jener wird auf 20 Seiten monarchische Verfassung als die den Wissenschaften vortheilhafteste gepriesen, und in dieser auf wirklich nur 5 Blättern der mit Recht also kurz genannte Beweis geführt, daß alle Arten von Wissenschaften ihre größten Fortschritte edlen Fürsten zu danken gehabt. Beyde enthalten theils Erweise von Dingen, woran kein vernünftiger Mensch je gezweifelt hat, theils Scheingründe, über die man noch manches eben so dicke Buch schreiben wird, ohne der Wahrheit näher zu kommen. Z. B. weil der Luxus nur in monarchischer Verfassung feste Wurzel fassen könnte, die Wissenschaften aber beym Luxus am besten gediehen, sey jene allen andern vorzuziehn!! Oder: weil die Griechen, genau besehn, niemals recht frey gewesen, habe es auch der Freyheitsgeist nicht seyn können, dem sie das goldne Zeitalter ihrer Literatur und Kunst zu danken gehabt. Noch viel unhaltbarer und flacher steht es, wie sichs denken läßt, mit dem kurzen Beweise, daß die Fürsten Alles, andre ehrliche Leute und Zeitumstände hingegen desto weniger gethan. Was endlich das Wort Politik auf dem Titelblatt andeuten soll, ist gar nicht abzusehn; denn mit Politik, selbst im weitesten Sinne genommen, befaßt die Abhandlung sich auf keine Weise; und durft' es auch nicht, weil ihr Verf. nur die literarische Seite seiner Helden beurtheilen wollte.

Da ihm die Erlaubniß geworden war, seinen Versuch dem Könige von England, so wie dem Kurfürsten von Sachsen, widmen zu dürfen, wird solcher ihnen denn auch im Namen der gebildeten Menschheit (wer bevollmächtigte ihn hierzu?), als ein Opfer des reinsten Dankgefühls, von ihm dargebracht. Schwerlich indeß hat der gute Mann die Frucht seiner Mühwaltung einärndten können; denn, wie man aus öffentlichen Blättern ersieht, ist er als Oberprediger zu Schneeberg, im sächsischen Erzgebirge, schon am 23sten Mai 1803, noch nicht 30 Jahre alt, nach einer kurzen

kurzen Krankheit gestorben. Für den Lebensgenuß allerdings zu früh; weil er, um jeden Verdacht des Eigennutzes zu entfernen, im Vorberichte keinen Anstand nahm, seine Lage zu S., selbst schon am Ende des Jünglingsalters (sein eigner Ausdruck), für so vortheilhaft beschaffen zu erklären, wie mancher würdigere Gelehrter sie kaum im Greisenalter erreiche; nur dann also eine Veränderung ihm noch wünschenswerth dünken könne, wenn diese einen noch größern Wirkungskreiß anwiese. — Die übrigen Verdienste des Mannes kann und darf Rec. um so weniger bezweifeln, da er die Existenz desselben nur erst durch vorliegendes Buch erfuhr. Vermuthlich indeß würde Hr. B. auch bey noch längerer Lebensreise, die, wie es scheint, gleichfalls schon fertig gelegne, Beantwortung der Frage: Wie können Fürsten in unsern Tagen die Wissenschaften am zweckmäßigsten befördern? im Pulte behalten haben. Nur die Aufnahme des vorliegenden, schon zu stark gewordnen Bandes, sollte über ihre Bekanntmachung entscheiden; da dem Verf. dann nicht lange hätte unbekannt bleiben können, daß auch der beste Wille bey Behandlung eines so schwierigen Gegenstandes dem Publiko noch bey weitem nicht hinreichend scheine. Auch die leidigen Kritiker suchte der wackre Mann im Vorbericht und anderwärts im Voraus zu verständigen; die wiederum ihrerseits nicht ermangelt haben würden, ihn vor jeder Fortsetzung, in den ersten zehn Jahren wenigstens, pflichtschuldigst zu warnen!

P.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

L. Annäus Seneka. Herausgegeben von Joh. George Karl Klotzsch, ord. Lehrer der Dichtkunst auf der Universität zu Wittenberg. Zweyter Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1802. XXXVI. und 474 S. gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Im

Im 2ten St. des 57sten Bds. S. 463 ff. ist der erste Band dieses Werkes, welcher schon im J. 1799 erschien, beurtheilt worden. Der Verf. deutete schon damals auf die grossen Schwierigkeiten hin, die Seneka's Geschichte im 2ten Bande haben würde: »Leider, sagte er, ist die Familiengeschichte des Germanikus, von Agrippinen, seiner Tochter, »geschrieben, verloren gegangen. Eben so die Regierungsgeschichte des Kaisers Klaudius von ihm selbst. Sueton »nius sammelt gleichsam nur Anekdoten, und Dio liefert »in seinen letzten Büchern bekanntlich bloß Auszüge, beobachtet überdieß die Zeitfolge nicht genau, und ist, so wie »Tacitus, mangelhaft. Zum Glück findet sich dieser gerade zu der Zeit wieder, da Seneka aus Korsika an den »Kaiserhof zurückberufen wird, und hält bis zu seinem »Tode aus. Die Nachrichten, welche man bey ihm findet,« (die doch der Verf. für parteyisch zum Nachtheil des Seneka hält) »hat der Verf. dieser Geschichte aufs neue »gesammelt, und wird sie, zusammengenommen mit demjenigen, was in andern Geschichtschreibern und in den Schriften des Seneka selbst, auch sonst hin und wieder zerstreuet »vorkömmt, in Verbindung mit einem gedrängten Auszuge »der Natur- und Moralphilosophie desselben, zur Vollendung des Ganzen, herausgeben.« Dieß ist im 2ten Bde geschehen, der vom Seneka am Hofe des Klaudius anfängt, und mit dem Tod des Weisen schließt. Daß hier mehr Auszüge aus den Werken des Seneka, weniger eingestreute Betrachtungen und geschichtliche Scenen vorkommen, als im vorigen Bande, wird derjenige vielleicht nicht ungern sehen, der sich erinnert, wie romanhaft der Verf. im ersten Bande die Geschichte des Seneka behandelt. Noch itzt läßt er nicht ganz von dieser Gewohnheit, wiewohl er sich mehr mäßigt und zurückhält. Das Buch verlangt einen kritischen und prüfenden Leser.

Ow.

Jütel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Michaelis-Messe 1803 sind in meinem Verlage erschienen:

Hahnemann, D. S., der Kaffee in seinen Wirkungen nach eignen Beobachtungen. 8. 6 Gr.

Ideen und Vorschläge zur Verbesserung der Landschulen durch Vermittelung der Prediger. 8. 6 Gr.

Lehre, die, vom Abendmahle, für Christen die sich bey der Lehre ihrer Kirche nicht beruhigen können. Ein Dialog von einem Theologen. 8. 6 Gr.

Pestalozzis Menschenlehre, aus seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts gezogen, und mit untermischten kritischen Anmerkungen katechetisch-dialogisch bearbeitet von M. C. G. Hempel. 8. 12 Gr.

Rüdigers, J. C. C., kurze Nachrichten für die Gärtnerey, Haus- und Landwirthschaft, Künste, Handel und das gesellige Leben. Mit bemalten Abbildungen. 18 St. gr. 8. 4 Gr.

Simon, C. F. C., was muß der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen?

Dessen, Psyche. Ein Singspiel in zwey Aufzügen. 8. 1797. 6 Gr.

Dessen, was kümmerts mich. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 1797. 4 Gr.

Dessen, hier ist das mittelste Stockwerk zu vermiethen. Posse in zwey Aufzügen. 8. 1796. 6 Gr.

Dessen, das Geheimniß. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 1796. 4 Gr.

Dessen, das verunktionirte Serail. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 1796. 4 Gr.

Dessen, Jamenide, ein dialogirtes Feenmährchen. 8. 1796. 3 Gr.

Leipzig, im Oktober 1803.

E. F. Steinacker.

Neueste Verlagsbücher von Fr. Herm. Nestler in Hamburg.

Die bevorstehende Landung in England. Eine Prophezeihung. Aus dem Engl. übersetzt. 8. 1803. 6 Gr.

Bellerophon, oder der geschlagene Gratfenauer, nebst einer Dedikation an den Teufel. Von H. J. Lefranck. 8. 1803. 6 Gr.

Thieß, J. O., wie kann ein Mensch so tief sinken, daß er zum absichtlichen Mörder an seiner ganzen Familie wird? und wie ist ein solcher Fall nach menschlichen und nach göttlichen Gesetzen zu beurtheilen? Eine am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis in Hadeln gehaltene Predigt, über Matth. 6, 27. gr. 8. 1803. 3 Gr.

Erläuterungen einiger der neuesten kirchlichen Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen. Mit Anmerkungen. 8. 1803. 2 Gr.

Aufruf an die französischen Officiere der Armee von Hannover, welche die Muße ihrer jetzigen Lage benutzen können und wollen. Aus dem Französischen des Herrn Villers in Lübeck übersetzt. 2e Aufl. 8. 1803. 2½ Gr.

Das

Das Landleben. gr. 8. 1804. 4 Gr.

Meyer, Dr. und Domherrn, Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. 5s Heft mit 2 Kupfern. gr. 8. 1803. 20 Gr.

Schmidts, D. J. J., Gesundheitsbuch für Schwangere, Gebärende, Wöchnerinnen, Ammen und Kinder in den ersten Jahren, nebst einer Einleitung über die Ursachen, warum so viele Kinder gleich nach der Geburt sterben. 8. 1803. 1 Thlr.

Louis, das gegenwärtige Interesse der europäischen Staaten, und die neue Organisation des Militär- und Finanzwesens in Dänemark. 8. 1803. 16 Gr.

Louis, Lais und Theodor. Platonisch-Lucianischer Dialog. gr. 8. 1803. 16 Gr.

Nächstens erscheint:

Der unglückliche Dauphin von Frankreich. Dialogisirt von Louis. Mit 1 Kupfer. 8. 1804. 20 Gr.

Europa's gegenwärtige Krisis von Louis. 8. 1804. 16 Gr.

Das Geheimniß, von G. Bertrand. Verfasser des Mazarino. 2r Theil mit Kupfern. 8. 1803. Beyde Theile 2 Thlr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Hofrath Schlözer zu Göttingen, hat von Sr. Kaiserl. Majestät, dem Kaiser von Rußland den Wladimirorden der vierten Klasse erhalten.

Anzeige kleiner Schriften.

Specimen observationum criticarum et grammaticarum in Sophoclis Ajacem Lorarium, edid. C. A. Lobeck, AA. M. et Ord. Phil. Adjunct. Viteberg. 1803. 12 S. 4.

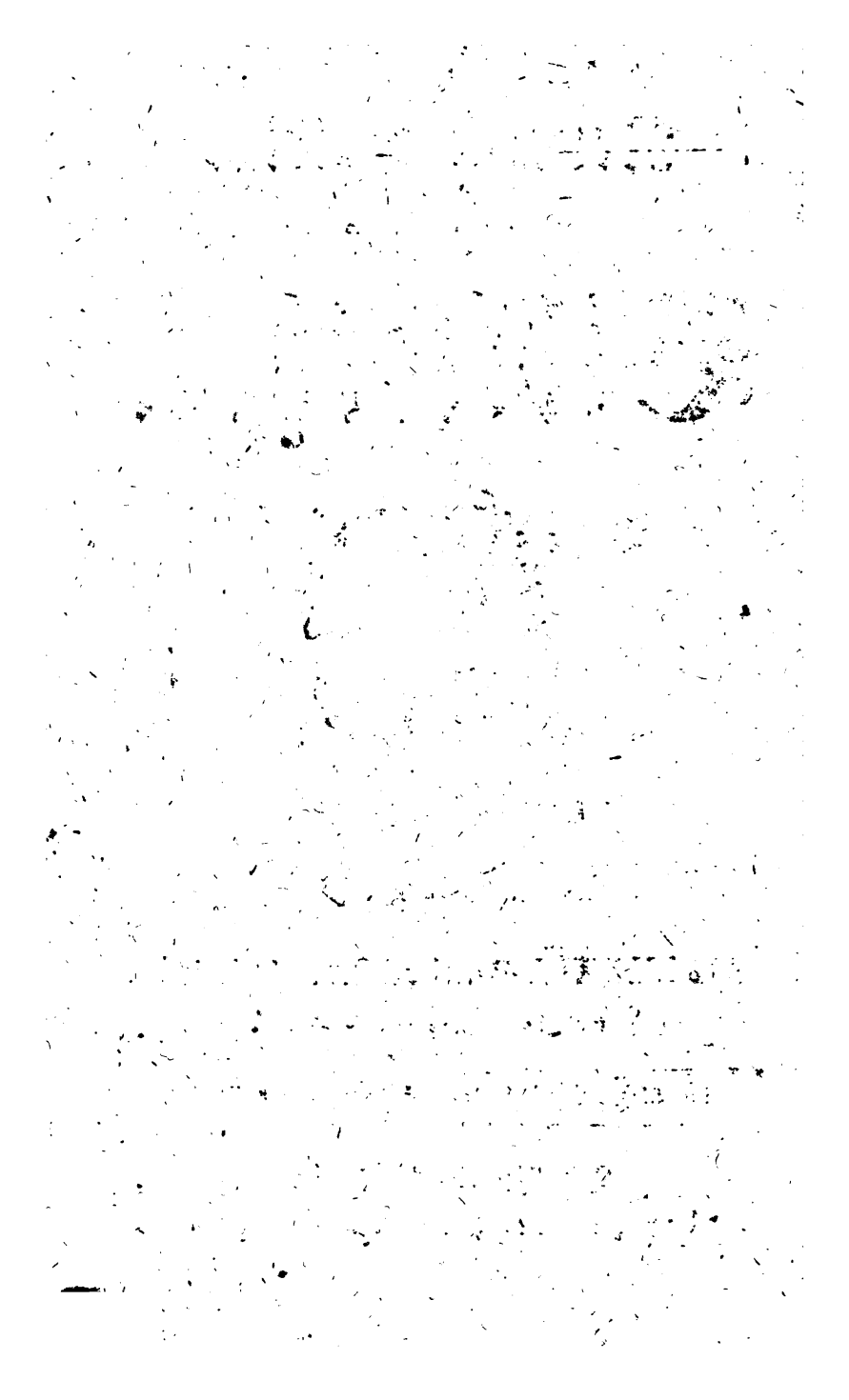
Zuerst entwickelt der Verf. nach Pollux und dem lateinischen Sprachgebrauch die seltnere Bedeutung von ἀρπάζειν, (im 2. V.) indem er zugleich die verwandten Bedeutungen genetisch bestimmt. Nach andern Bemerkungen, die den 14. und 15. V. erörtern, bewährt er die aktive Bedeutung von ἄσσειν (V. 40) gegen Pierson und Ruhnkenius, durch die Analogie und Induktion aller von Brunck und Musgrave übersehenen Stellen, vom Euripides herab bis auf Nonnus. Beym 65. V. hebt eine ausführliche Untersuchung an, im Charakter der alten Tragodumenen, über die frühesten Nachrichten von den letzten Schicksalen des Ajax, und ihre Ausbildung durch die cyklischen Dichter, aus denen Sophokles schöpfte, mit steter Rücksicht auf die Zeugnisse der übrigen Schriftsteller. Zuletzt noch einige kritische Muthmaaßungen. Der Verf., den schon andere ähnliche Schriften rühmlich bekannt gemacht haben, verspricht nicht wenig für die griechische Literatur.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des LXXXIV. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.



Verzeichniß

der

im 2. Stücke des vier und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Verbesserung der Liturgie, denkend. Freunden d. Christenthums zur Prüfung mitgetheilt, v. J. H. B. Präseke. S. 281

Das Zeitalter d. Harmonie, d. Vernunft u. der bibl. Religion. — Eine Apologie d. Christenthums gegen Th. Paine u. sein. Gleichen in Deutschland. Herausgeg. u. mit ein. Einleitung versehen v. D. G. F. Seiler. 289

Handbuch f. Kandidaten, die ins Predigtamt treten, v. H. W. Rotermund. 288

Der Kandidat der Theologie, od. mitgetheilte Erfahrungen f. Kandidaten der Theologie, u. solche, die es werden wollen, ꝛc. v. W. Schenk. 289

Für Deutschlands Völker u. Volkslehrer. Reden u. Abhandl. zur Förderung d. Ruhe, Ordnung u. Sittlichkeit im Staate. Von d. vorzüglichst. Kanzelrednern Deutschlands. 1r Th. 290

II. Rechtsgelahrheit.

Versuch ein. theoret. prakt. Kommentars üb. d. peinl. Recht, nach d. Herrn Geh. Raths u. Kanzl. D. Koch Lehrbuch bearbeitet, v. L. A. Schultes. 1r Th. 292

Handbuch d. gemein. in Deutschland üblichen Kirchenrechts, als Kommentar üb. seine Grundsätze desselben, vom Hofr. Wiese. 3r Thls. 1e Abtheil. 293

Handbuch d. deutschen gemeinen Prozesses in ein. ausführl. Erörter. sein. wichtigst. Gegenstände, v. Gönner. 1r bis 4r u. letzt. Bd. 296

III. Arzneygelahrheit.

Ideen zu ein. neuen Darstellung des Brownischen Systems, v. Dr. L. A. *Liffmann*. 2r Th. 313

Beyträge zur prakt. Arzneykunde, v. D. J. G. F. Henning. 1r Th. 319

Taschenbuch f. angeh. Aerzte u. Wundärzte üb. d. prakt. Arzneylehre in ihr. ganz. Umfange. 3r Th. 1e Abth.

Auch unter dem eigen. Titel:

Praktische Anleitung zum Receptschreiben u. zur Verordnung u. Zusammensetzung d. innerlich. u. äußerl. Heilmittel. 1e Abtheil. 322

A. H. Hinze's kleinere Schriften, medicin., chirurg. u. hebärzt. Inhalts. 1r Bd. 323

Jac. van der Haar's auserlesene medicin. u. chirurg. Abhandl. u. Beobachtungen. Aus d. Holländ. Mit Anmerkung. u. Zusätzen v. J. A. Schmidt. 1r u. letzt. Bd. 324

Allgemeine Anatomie, angewandt auf d. Physiologie u. Arzneywissensch., v. X. *Bichat*. Aus d. Franz.

Franz überf. u. mit Anmerk. verſehen, v. C. H. *Pfaff.* 1r Th. 1e Abth. 326

IV. Schöne Wiſſenſchaften und Gedichte.

Das Weltende. Erſtlinge v. Fr. *von Sonnenberg.* 1r Th. 345
Orientaliſche Gemälde, v. S. Aſcher. 354
Kalile Wadimne Dilpay. Verdeutſcht u. metriſch bear beit. durch L. Weber. 1r u. 2r Bd. ebd.
Phantaſus. Tauſend u. ein Mährchen. Vom Verf. d. grauen Mappe. 1r u. 2r Bd. 375

V. Romane.

Julius, der Verworfene. Von K. G. Cramer. 1r Th. 358
Andreas Paraſch, Zigeunerhauptmann, u. Mutter Anna. 2r Th. Oder: Goldchen, das Zigeunermädchen, v. C. A. Seidel. 4r Th. ebd.
Das Muttergottes-Bild, od. d. Himmelsſtadt. 1s bis 3s Bchn. 359
Natalia. Vom Verf. der Novelle Carlo. 1s Bchn. ebd.
Adolar. Vom Verf. d. Romans Heliodora. 1r u. 2r Th. 360
Fauſtins Halbbruder, od. Ludwig Schobinger, eine wahre Geſchichte aus d. neueſten Zeit, v. zwey Freunden. 1r, 2r u. letzt. Th. 362
Der Roman im Romane, od. Siegfrieds Angelv. Herausgeg. von d. Verf. des Weibes, wie es iſt. 1r u. 2r Th. 366
Kleine Romane u. Erzählungen. 1r u. 2r Th. 368

VI. Schöne und bildende Künſte.

Archiv f. Künſtler u. Kunſtliebhaber. Angelegt u. beſorgt v. J. G. *Meuſel.* 1n Bds. 1s St. 370

Geſchichte d. Wegnahme u. Abführung vorzüglich. Kunſtwerke a. d. erobert. Ländern in d. Länder d. Sieger. Ein Beytrag zur Kunſt - u. Kulturgeſchichte. — Nebſt tabellar. Ueberſchriften, v. F. K. L. *Sickler*. 1r Th. 378

VII. Muſik.

K. v. Dittersdorfs Lebensbeſchreibung. Seinem Sohne in d. Feder diktirt. 330

VIII. Weltweisheit.

Geofeologie, v. W. Kern. 381
Verſuch einer vollſtänd. analyt. Denklehre als Vorphiloſophie, u. im Geiſte d. Philoſophie, v. G. E. A. Mehmel. 389
Verſuche in d. ſcientifiſchen u. populären Philoſophie, v. M. Engel. 403

IX. Mathematik.

Theorie des Windſtoßes, welche in d. Anwendung auf Windflügel, ꝛc. mit d. Erfahrung begründet wird, v. A. L. Crelle. 409
Beſchreibung u. Abbildung ein. wandernd. Roßmühle. Erfunden v. Herrn Walker. Aus d. Engl. überſ., v. J. C. H. ebd.
Abbildung u. Beſchreibung ein. ſehr vortheilhaft. Hand-Mahl- u. Schrotmühle, f. ein. jeden Oekopomen — brauchbar eingerichtet v. H. Ernſt. ebd.
Lehrbuch d. reinen Arithmetik u. Geometrie, vorzügl. f. d. öffentl. mathematiſch. Unterricht in Gelehrten- u. Bürgerſchulen — v. J. G. Schmidt. 413

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

Lehrbuch d. Naturgeschichte zum Gebrauch f. Schulen. 413
Annalen d. Physik. Herausgeg. v. L. W. *Gilbert*, Jahrg. 1801. 1s bis 12s Heft od. 7r bis 9r Bd. 415
A. *Libes* Anfangsgründe d. Physik. Uebersetzt u. mit Anmerk. herausgeg. v. Dr. J. F. *Droysen*. 1r u. 2r Th. 428
Geschichte d. Physik seit d. Wiederherstellung d. Künste u. Wissenschaften bis auf d. neuesten Zeiten, v. J. K. Fischer. 3r Bd. 433

Auch unter dem Titel:

Geschichte d. Künste u. Wissenschaften seit d. Wiederherstellung derselben bis an d. Ende d. 18n Jahrh., u. s. w. 8e Abtheil. Geschichte d. Naturwissensch. — 3r Bd.
Magazin f. d. neuesten Zustand d. Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörig. Hülfswissenschaften, herausgeg. v. J. H. Voigt. 4r Bd. 2s u. 3s Heft. 434

XI. Chemie.

Chemische Grundsätze d. Gewerbskunde; od. Handbuch d. Chemie f. Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler u. Handwerker, v. W. Fischer. 1r Th. 438
Beyträge zur Erweiterung u. Berichtigung d. Chemie, durch C. F. *Bucholz*. 3s Heft. 439
Französische Annalen f. d. allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie, Physiologie, u. ihre gemeinnützig. Anwendungen. Herausgeg. v. D. C. H. Pfaff u. D. *Friedländer*. 1s bis 4s Heft. 442

XII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Flora europaea inchoata a J. J. *Römer*. Fascic. VIII. 454
Tabula affinitatum regni vegetabilis, quam delineavit, et nunc alterius adumbratam tradit A. J. G. C. *Batsch*. ebd.

Deutschlands Flora in Abbildungen nach d. Natur, mit Beschreibungen, v. J. Sturm. 1e Abtheil. 7s bis 11s Heft. 455
Handbuch d. pharmaceutischen Botanik, etc. 9s bis 10s Heft. ebd.
Hayne Termini botanici, od. botanische Kunstsprache. 8s u. 9s Heft. 456
Handbuch d. Forstwissenschaft, worinnen d. prakt. Betrieb d. Waldungen, ihre möglichste Erhaltung, Verbesserung u. kameralistische Benutzung abgehandelt wird, v. J. L. Späth. 3r Th. ebd.

XIII. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Die Weltgeschichte f. Kinder u. Kinderlehrer, v. K. F. Becker. 4r u. 5r Th. 457
Geschichte d. Kur- u. Herzogl. Sächsischen Lande, v. K. A. Engelhardt. 1r Th. 460
Sammlungen f. Geschichte u. Staatskunde aus dem Braunschweig-Lüneburg. Kurlanden, v. F. A. Freyhrn. v. Ende u. A. L. Jacobi. 1r Th. 463
Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, ein histor. Gemälde, v. F. Schlenkert. 2n Bds. 1r u. 2r Th. 464
Geschichte d. Sittenlehre Jesu, v. K. F. Ständlin. 2r Bd.

Auch unter dem Titel:

J. D. Michaelis Moral. 2n Thls. 2r Bd. 465
Unterhaltungen mit jungen Freunden d. Vaterlandsgeschichte, v. Ign. Cornova. 3s u. 4s Bdchn. 470
Denkwürdigkeiten d. französ. Revolution, vorzügl. in Rücksicht auf Staatsrecht u. Politik, u. E. U. D. v. Eggers. 5r Bd. 472
Leonard Meisters helvetische Geschichte während d. zwey letzt. Jahrtausende. 3r Bd. 473
Die schwimmende Republik. Eine Erzählung d. Aufstandes d. brittisch. Seeleute auf d. Themse, i. d. J. 1797. Nebst Rich. Parkers Vertheidigung, u. ebd.

Geſchichte d. Deutſchen, f. d. Jugend. 7te Bdchn. 474
Germanien u. Europa. Von E. M. Arndt. 475
Nekrolog a. d. J. 1798. Geſammlet v. F. Schlichtegroll. 9r Jahrg. 2r Bd. 477
Nekrolog d. Deutſchen f. d. 19r Jahrh. Herausgeg. v. Ebendemſ. 1r Bd. ebd.
Die deutſche Reichsverfaſſung ſeit d. Lüneviller Frieden, in Hinſicht auf ihre Form u. ihre Natur betrachtet. 482
Die hildesheimiſche Stiftsfehde d. J. 1519, v. Delius. 484
Mein Vaterland unter d. hohenzollerſchen Regenten. Ein Leſebuch f. Freunde d. Geſchichte aufs neue bearbeit. v. K. H. Krauſe. 1r u. 2r Th. 487

XIV. Erdbeſchreibung, Reiſebeſchreibung und Statiſtik.

Reiſe d. Oeſterreich u. Italien, v. J. J. Gerning. 1r bis 3r Th. 489
Ehſtland u. d. Ehſten; od. hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Ehſtland, v. J. C. Petri. 3r Th. 491
D. J. G. Georgi's Nachtrage ſ. deſſen geographiſch-phyſikaliſch. u. naturhiſtor. Beſchreibung d. ruſſiſch. Reichs. 498
Repoſitorium f. d. Geſchichte, Staatskunde u. Politik. Herausgeg. v. A. F. Lüder. 11r Bds. 2s Heft. ebd.
Statiſtiſche Aufſchlüſſe üb. d. Herzogth. Baiern, aus ächten Quellen geſchöpft — v. J. Hazzi. 2r Bds. 1e u. 2e Abtheil. 500
Geographiſch-ſtatiſt. Beſchreibung d. Fürſtenth. Wolfenbüttel u. Blankenburg, v. G. Haſſel u. K. Bege. 1r Bd. 504
Literatur d. Staatsrechts u. d. Statiſtik v. Sachſen, v. B. G. *Weinart*. 1r u. 2r Th. 505

XV. Klaſſiſche, griechiſche und lateiniſche Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Vorleſungen üb. d. klaſſiſchen Dichter d. Römer, fortgeſetzt v. J. F. Haberfeldt, nebſt van Ommerens

Vorleſungen üb. Horaz, u. ein. krit. Anh. vom Hofr. Eichſtädt. 4r Bd. 507
Euripidis Tragoediae. Ad fidem Mscrptor. emendatae et brevibus not. inſtructae. Edidit Ric. *Porſon.* Tom. I. editio 2da. 510
Q. Horatii Flacci opera. Recenſuit et illuſtravit F. G. *Döring.* Tom. I. 512
C. Plinii Caec. Sec. Epiſtolar. libb. X. Recenſuit notisque illuſtravit G. E. *Gierig.* Tom. II. 522
Arrians Unterredungen mit ſein. Schülern. Uebersetzt u. mit hiſtor. philoſoph. Anmerk. u. ein. kurz. Darſtellung d. Epiktetiſch. Philoſophie begleit. v. J. M. Schultz. 2r Th. 524
Lexicon Xenophonteum. Vol. III. 525
Homers Werke, v. J. H. *Voß.* 4 Bde. 2e verb. Aufl. ebd.
Phaedri, Auguſti liberti, Fabulae Aeſopicae, ad optim. edition. collatae juventutique inſtructioni accommodatae — ſtudio et cura J. J. *Bellermanni.* 533
Des P. Ovidius Naſo ſämmtliche Werke, od. Ovids Klaggeſänge in 5 Büchern, überſ. v. M. G. Eichhoff. 534
J. H. M. *Ernſti* Clavis Horatiana, ſ. indices rer. et verbor. philologico-critici in Opera Horatii, etc. Vol. II. ebd.

XVI. Deutſche und andere lebende Sprachen.

Nouveau Dictionnaire manuel françois-allemand et allemand-françois, deſtiné à l'uſage des écoles des deux nations, par J. G. *Haas.* P. I. II. 536
Ueber d. tagaliſche Sprache, v. F. K. Alter. 537
Vollſtändiger theoret. prakt. Unterricht in d. ital. Sprache, v. J. G. Conradi. 539
J. A. Eberhards ſynonymiſches Handwörterbuch der deutſchen Sprache. 540
Handbuch d. allgemein. deutſch. Synonymik. Bearbeit. nach d. größern Werke d. Herrn Prof. J. A. Eberhard. ebd.

XVII. Erziehungsschriften.

Sechzig kleine Geschichten u. unterhaltende Gespräche f. Kinder, die lesen können, u. auch denken lernen wollen, v. G. K. Claudius.

Oder:

Der sechzig kleinen Geschichten f. Kinder, die gern lesen lernen u. sich selbst üben wollen. 2r Th. 545
Neue Kinderbibliothek, v. Ebendemf. ebd.
Erster Unterricht f. d. Jugend, üb. Gegenst. d. Natur u. Kunst. 547
Lehr- u. Lesebuch f. Volksschulen. ebd.
Die Erziehung d. Menschen zu Staatsbürgern. Vorrede u. Ideen zu jeder Pädagogik f. unser Zeitalter, v. K. A. v. Rade. 548
Le Livre du second age, ou instructions amusantes sur l'Histoire naturelle des Animeaux, etc.

Auch mit dem deutschen Titel:

Das Buch f. zweyte Kindesalter, od. angenehme Unterhaltungen üb. d. Naturgeschichte d. Thiere. Aus d. Franz. übers. v. S. Cerille. 550

XVIII. Vermischte Schriften.

Einige Betrachtung. üb. Gegenstände v. allgemein. Interesse. Herausgeg. v. C. C. M***. 328

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des vier und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

Grulich, J., Compendia Scripturae sacrae in usum plebis juventutisque christianae non esse facienda, probate studer. In Joachims literar. Magazin in Leipzig. S. 406

Meltzers, D. A. H., Dreschmaschine. Nachtrag von Vervollkommnung in Verbesser. u. Erfahrungen mit der neu erfundenen Dreschmaschine. 406

Mond, der volle, in sein. Pracht. Abbildung u. Beschreibung. Bey dem Buchhändl. Joachim in Leipzig. 407

Reden, kleine, an künftige Volksschullehrer, vorzügl. zur Beförderung d. Weisheit in Lehre u. Leben. Ein Erbauungsbuch f. nicht ganz ungebildete Schullehrer. In Joachims literar. Magazin in Leipzig. 403

Rüdigers, Ch. Fr., prakt. Anweisung zur Berechnung der mit Hadleyischen Spiegel-Sextanten angestellten Beobachtungen am Himmel. Bey dem Buchhändler Joachim in Leipzig. 408

Triumph der schönen Gartenkunst; ꝛc. Bey Ebendemf. 406

Verlagsartikel, neue, aus Ebendesselben Buchhandl. 405

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Ide 556. Lampe 555. Mosche 555. Purrmann 555. Rambach 555. Reuß 555. Schmidt 555. Stoll 555.

3. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Nicolai's, Herrn, Erklärung üb. die ihm zugeschickten Recensionen u. Anzeigen von genannten u. ungenannten Verfassern. 556

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.
Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Verbesserung der Liturgie, denkenden Freunden des Christenthums zur Prüfung mitgetheilt, von J. H. B. Dräseke, erstem Prediger in Mölln. Lüneburg, bey Herold. 1802. 164 S. 8. 12 Gr.

Der Verf. entwickelt in einem schönen lichtvollen Styl die Gründe, welche, von der Zeit und den Umständen dargeboten, einen Jeden, der Kraft und Muth in sich verspürt, laut auffordern, die bey einzelnen religiösen Feyerlichkeiten noch übliche Formulare und Cerimonien einer genauen Prüfung zu unterwerfen, um denselben nach und nach die alte, bloß durch das Herkommen sanktionirte, Hülle abzustreifen, und sie, jene ursprünglich ehrwürdige Religionsgebräuche, dem Bedürfniß, Urtheil und den Sitten des Zeitalters anpassender zu machen. Wer erkennt nicht die Wahrheit des Ausspruches (S. 7.): „Der Lehre Jesu sollten alle Menschen „und alle Zeiten huldigen, alle Bedürfnisse sollte sie befriedigen, Allen sollte sie Alles seyn. Dem Geiste nach, der durch „und durch in ihr wehet, kann sie das auch. Nur das Gewand, in welches sie ihre Wahrheiten, Forderungen und „Verheißungen kleidete, trug das Gepräge der Nation und „der Zeit, in welcher sie erschien, an sich. Dieß Gewand „kann nicht bleiben; denn Menschen und Zeiten ändern sich, „Einsichten und Bedürfnisse, Geschmack und Sitten bleiben „nicht immer dieselben. Folglich ist es erlaubt, umzufor-

„men und anzupassen, so weit es ohne Nachtheil des Allein„wesentlichen der Lehre Jesu geschehen kann.“ Der Verf. macht von diesen Grundsätzen die Anwendung auf die alten Tauf- und Kopulationsformulare. Er nennt sie mit Recht anstößig, weil sie Stellen enthalten, die gegen den Wohlstand, gute Sitten und Zartgefühl, und, wir setzen hinzu, selbst gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen. Den Beweis giebt die in so vielen Ländern noch übliche Taufformel, in welcher gefragt wird: Widersagst du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen? Bey dem Gebildeten wird darüber ein gerechter Unwille erregt; der Ungebildete aber in seinem Aberglauben bestärkt, als ständen die Kinder vor der Taufe in einer Gemeinschaft mit dem Teufel. Allerdings ist das neue Taufformular, welches der Verf. im zweyten Abschnitte giebt, weit zweckmäßiger und vernünftiger, auch verdient es überall Nachahmung, wo es Predigern erlaubt ist, liturgische Aenderungen vorzunehmen, damit die Gemeinen, die gewöhnlich so sehr am Alten kleben, und Religion mit der äußern Hülle verwechseln, zur willigen Annahme des Bessern, durch eine schickliche Belehrung vorbereitet werden. Was Rec. an dem Formular selbst nicht gefällt, ist die unnöthige Anhäufung der Fragen an die Taufpathen (S. 69). Ueberdieß sollten die Fragen selbst so kurz als möglich, der Ungebildeten wegen, gestellt seyn; denn wenn sie so lang sind, wie Nr. 2: so wissen viele Pathen am Ende gar nicht einmal, wovon die Rede war, und sind darüber verlegen, ob sie mit Ja oder Nein antworten sollen. Auch ist es ganz unschicklich, und der Natur der menschlichen Willensfreyheit zuwider, daß Taufpathen nach S. 70 ff. im Namen (d. h. in die Seele) des Kindes versprechen sollen, daß das Kind einst nach den Grundsätzen der Christusreligion handeln und leben wolle. Was dem Verf. gegen seine Fragen an die Taufpathen (Nr. 4 und 5) nach seiner eigenen Angabe eingewendet worden ist, dem pflichtet auch Rec. bey: denn so schön die Idee ist, durch stärkere Verpflichtung der Taufzeugen den großen sittlichen Menschenbund enger zu verflechten: so ist doch das gewählte Mittel nicht hinreichend; — es wäre dann, daß von oben herab, wegen der Taufzeugenwahl etwas Bestimmtes verordnet, und darob gehalten würde. Wo es noch Sitte ist, 50 und mehrere Personen, die man zuweilen kaum dem Namen nach kennet, zu Gevattern zu bitten, da müßte eine feyerlichere Verpflichtung sehr profa-

nirt

nirt werden. — In dem Kopulationsformular ist eine solche Betheurung vorgelegter Fragen weit schicklicher und nothwendiger, wie solches wirklich der würdige Verf. (S. 141) auf eine sehr geschickte, die Empfindung aufregende Weise zu treffen wußte. Ueberhaupt ist die Kopulationsrede, so wie das Trauformular sehr durchgedacht, und kann als Muster mit Recht empfohlen werden. Rec. schließt mit dem traurigen Gedanken: was helfen alle solche Vorarbeiten? Sie müssen doch nur den Unwillen der Gebildeten über das Obsolete unsrer gottesdienstlichen Handlungen um so stärker aufreizen, je länger gewisse Konsistorien bey allem Lichte, das sie umleuchtet, in ihrem lethargischen Schlummer beharren mögen, und weder guten Willen noch Muth genug haben, durch schickliche Verbesserung und Abwechslung in der Liturgie mit dem Zeitalter gleichen Schritt zu halten: — aber eben damit zeigen, daß sie die Finsterniß mehr lieben, als das Licht.

Das Zeitalter der Harmonie, der Vernunft und der biblischen Religion. — Eine Apologie des Christenthums gegen Thomas Paine und seines Gleichen in Deutschland. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen, von D. Georg Fried. Seiler. Leipzig, bey Crusius. 1802. 221 S. gr. 8.

Wenn ein Veteran, wie der Verf. obiger Schrift, sich an die Widerlegung der Irrthümer macht, die durch Paine neuerdings in Umlauf gesetzt worden sind: so darf man voraus annehmen, daß weder Streit- noch Spottlust; sondern allein die Liebe zur Wahrheit, in Verbindung mit einem eben so edlen Verlangen, Wankenden oder wirklich Irregeleiteten nützlich zu werden, die Feder dürfte geführt haben. In dieser zwiefachen Hinsicht fand Rec. seine Erwartung befriediget; auch stimmt er willig bey, wenn es in der Einleitung heißt: daß ein ungöttlicher Geist der gegenwärtigen Zeit, sich in vielen Gegenden Deutschlands, sogar in ganzen Familien zu verbreiten, und in gewissen Gesellschaften herrschend zu werden, anfange. Die Ursache hievon ist, nach der weitern Behauptung des Verf. ganz einleuchtend. Die Halbwisser sind zugleich die leichtgläubigsten und leichtsinnigsten Menschen von der Welt. Die Bibel, haben sie einmal im Vorbeygehen gehört, ist ein veraltetes Buch, welches

für Juden und Judenchristen gut genug gewesen; jetzt aber für unser aufgeklärtes Jahrhundert nicht mehr tauge. Sie widerkäuen die längst aufgewärmten Zweifel und Einwendungen um so zuversichtlicher, als sie sich die Mühe nicht nehmen mögen, außer ihren Romanen, Schauspielen, u. s. w. ein mit Ernst und Nachdenken geschriebenes Buch über die wichtigste Menschenangelegenheit, aufmerksam zu lesen. Sobald sie nur am Titel eines Buches die auf Ehrenrettung der Bibel oder des Christenthums hinzielende Tendenz seines Inhalts wahrnehmen, werfen sie solches mit einer vornehmen Miene beyseite, gleich als ob die Revision eines so lange geführten, ihrer Meinung nach auf immer entschiedenen Prozesses unter der Würde eines denkenden Mannes wäre. Ob ein so frivoles Betragen vieler unserer Zeitgenossen, dem Einflusse dieser so gut gemeinten Schrift des Verf. nicht eben so nachtheilig werden möchte, das muß die Zeit lehren. Jedoch nun zur Sache selbst. Der Verf. entwickelt Paines Irrthümer zuerst psychologisch: er geht deßwegen auch auf seine Jugendbildung zurück. Seine politische Laufbahn und sein Aufenthalt in Frankreich brachte ihn den dortigen Geistesverirrungen näher, davon seine Schrift: Das Zeitalter der Vernunft, oder Untersuchung über wahre und fabelhafte Theologie, nur allzutraurige Zeugen geworden sind. Mit Recht sagt der Vf., daß Paine der neuern Fortschritte der Theologie in Deutschland unkundig mit seinem eigenen Schatten kämpfe; auch hätten die meisten Zweifel und Einwendungen bey Paine ihren Ursprung aus Unwissenheit hergenommen. Rec. unterschreibt dieses Urtheil, und findet an der Widerlegung das besonders lobenswerth, daß sie bey allen Painischen Armseligkeiten, selbst bey offenbaren Bitterkeiten, den Gang der Untersuchung ruhig verfolgt, und somit jenen Geist der Liebe und Duldung athmet, der in des Verf. zahlreichen Schriften überall zu finden ist. Um der Widerlegung ein gefälligeres, von aller Polemik verschiedenes, Ansehen zu geben, und der Untersuchung ein regeres Leben einzuhauchen, bediente sich der Apologist der dialogistischen Form. Dabey wird zuerst (§. I.) der Streitpunkt festgesetzt. Nach Paine ist alle geoffenbarte oder positive Religion — Aberglaube, der größte Theil der Bibel — Fabelwerk. Die jüdischen Priester waren so gut Betrüger, wie die heidnischen. Offenbarungen, Weissagungen, Wunder, sind schlechtweg Mittel des Betrugs. Sie müssen fallen; denn das Zeitalter der Vernunft

nunft und Freyheit ist gekommen. Der Apologist untersucht diese Paineschen Orakelsprüche nach allgemeinen Principien, die auch Paine zugestehen muß (§. II. III.), und giebt der Vernunft, was ihr von Rechts wegen gebührt. Bey §. IV., ob die Bibel Gottes Wort, und was göttliche Offenbarung sey? fängt der Prozeß schon an, etwas schwieriger zu werden. Dem Paine wird zwar eingeräumt, daß er die Benennung der Bibel, als eines Worts Gottes, da sie eigentlich nur göttliche Belehrungen enthält, mit Recht tadle; dann aber sucht der Apologist die Vernunftmäßigkeit eines absolut vorhandenen Worts Gottes damit zu retten, daß er sagt: es sey doch möglich, und der Weisheit Gottes anständig gewesen, mehrere Male, um gewissen höchstnöthigen Bedürfnissen der Menschheit abzuhelfen, und hohe Zwecke zu erreichen, auf irgend eine Art, durch Mittel der Natur, gewisse Menschen, menschliche Worte hören zu lassen. Allein mit solchen Argumenten reicht man gegen einen Paine und seines Gleichen nicht weit. Sie werden immer sagen: Gott bedarf solcher Mittel, wie dieß ist, menschliche Worte hören zu lassen, zur Erreichung höherer Zwecke keineswegs: er kann auf einem viel nähern und sicherern Weg, durch das Medium der gesunden Menschenvernunft solche erreichen. Die Methode, welche Rec. gegen Läugner einer unmittelbaren Offenbarung immer mit dem besten Erfolg gebrauchte, war ungefähr diese, daß er bekannte: derjenige ist schon ein außerordentliches Werkzeug göttlicher Vorsehung zur Erleuchtung und Besserung Vieler, der nach Geist und Herz sich gedrungen oder berufen fühlt, den lebendigen Gottesbegriff, sammt allen damit verketteten Wahrheiten öffentlich vorzutragen, mit Kraft gegen alle, der Moralität besonders gefährliche Irrthümer zu streiten, und der endlich alles aufbietet, um die Menschen zu Erfüllung ihrer Pflichten geneigter und geschickter zu machen. Von einem solchen Geiste getrieben, redeten alle heiligen Männer Gottes, die immer um so viel größer waren, jemehr sie Schwierigkeiten zu überwinden hatten, und jemehr eben diese Schwierigkeiten ihren Muth zu immer größern, schönern und verdienstvollern Thaten entflammten. Sie täuschten nun weder sich noch Andere, wenn sie ihre Lehren als Wort Gottes, oder als Offenbarung von Gott ausgaben. Denn eben jene Lehren giengen ja aus ihrem Inwendigen, aus dem, was Gott nach der gewöhnlichen Einrichtung der menschlichen Seele in sie gelegt hatte,

oder noch dem Göttlichen in ihnen hervor. Ein solches moralisches Bewußtseyn höherer Absichten Gottes, und das damit verbundene Selbstgefühl, diese Gottesabsichten durchführen zu können, wenn es sich durch Lehren der Weisheit und Tugend nicht bloß zu Tage legt, sondern auch im Leben und Leiden lebendig sich darstellt, ist ein weit sichereres Kriterium göttlicher Offenbarung, als Traum und Ekstase, welche der Apologist gegen Paine geltend machen will. — Bey dem VIten §. Wie die Europäer zur Vernunftreligion gekommen seyen? macht Paine unter andern den Einwurf: die Christen beten ja drey Götter an. Aber da sieht Rec. ungerne, wie der Apologist dem Paine hier gleichsam unter den Händen wegschlüpft. Denn, statt zu zeigen, daß der Christenlehre dieser Vorwurf mit Unrecht gemacht werde, sagt der Verf. bloß, daß sich manche Lehrer eine unrichtige Vorstellung von Gott, Vater, Sohn und heiligem Geiste gemacht haben; aber nicht, welches die richtigere Vorstellung sey. Dieß wäre ein Wort zu rechter Zeit gegen Paine und seines Gleichen gewesen. Der VIIte §. Ob die von Jesus und seinen Aposteln gelehrte Vernunftreligion dadurch nicht verdächtig und verdorben werde, daß sie mit wunderbaren Geschichten in Verbindung gesetzt worden ist? möchte für einen Paine, und für solche, die in Hume's Geist grübeln, auch nicht wohl hinreichend seyn. Immer wird die Frage von der Wirklichkeit der in der evangelischen Geschichte erzählten Wunder viel schwieriger seyn, als die §. IV von der Offenbarung. Rec. fällt immer bey jedem feindlichen Angriffe Rousseaus Ausruf bey: Nehmet die Wunder weg, und alle Welt wird Jesu zu Füßen fallen. Zwar rathen liberale Theologen, man lasse solche, als ad acta genommen, liegen; allein, dieß ist nicht wohl möglich, wenn man es mit einem Feinde des Christenthums, wie Paine ist, zu thun hat, der solche ausbeut, um den Charakter der Apostel dadurch verdächtig oder verächtlich zu machen. Mit der neuern Methode, die Wunder, so viel möglich, natürlich zu erklären, will es eben auch nicht recht gelingen: man fällt damit, salva venia, in das Unnatürliche. §. VIII. Gründe und Zwecke des Todes Jesu und seiner Auferstehung. Der Verf. gesteht, daß die ältern theologischen Vorstellungen viel dazu beygetragen haben, diese Materie anstößig zu machen. Wird sie aber wohl minder anstößig, wenn man nicht bey dem Wort καταλλαγης, wie es sein Sprachgebrauch auch mit sich bringt,

bringt, bloß eine totale Veränderung in den Gesinnungen der Menschen gegen Gott, die durch die Lehre und den Tod Jesu bewirkt wurde, versteht? §. IX. Gewißheit des Todes Jesu. §. X. Was geschehen seyn würde, wenn Jesus nicht auferstanden wäre? gewiß nichts Anders, als daß wenigstens einige unter seinen Schülern, deren doch viele hundert waren, die Sache entdeckt, und aus Eifer für das Judenthum den Aposteln widersprochen haben würden. Allein, so ist unter den Schülern Jesu vollkommene Uebereinstimmung; sie bezeugen seine Auferstehung nicht nur öffentlich; sie klagen die Mitglieder des Synedriums sogar an, daß sie ihn ungerechter Weise umgebracht hätten. Sie bilden sich sammt den übrigen Verehrern Jesu mitten in Jerusalem zu einer neuen Religionsgesellschaft, die bis gegen die Zerstörung Jerusalems daselbst ihren Hauptsitz hatte. §. XI. Warum Jesus nach seiner Auferstehung sich seinen Jüngern nicht öffentlich gezeigt habe? §. XII. Wie die Moral der Vernunft durch Jesu Religion und Sittenlehre gestärket und gemeinnütziger gemacht worden sey. Paine findet z. B. in Jesu Moral das Gebot der Feindesliebe der Vernunft zuwider. Der Verf. zeigt dagegen ganz richtig, daß Jesus hier weder etwas Unmögliches, noch etwas Widersinniges fordere. Wirklich hätte Rec. wünschen mögen, daß sich der Apologist bey demselben etwas länger verweilt hätte. Auf dieses Gebot läßt sich mit Recht ein großes Gewicht legen, und Paine steht in dieser Hinsicht tief unter den ältern und neuern Ungläubigen, die wenigstens diese Zierde Jesu, dem Größten aller Lehrer, nie rauben wollten. Man höre hierüber den einigen Rousseau: „Ou Jesus avoit-il pris chez les „Siens cette morale elevée et pure, dont lui seul a donné les leçons et l'exemple? Du sein du plus furieux fanatisme la plus haute sageſſe ſe fit entendre, et la simplicité des plus heroiques vertus honora le plus vil de „tous les peuples. La mort de Socrate philoſophant tranquillement avec ſes amis eſt la plus douce, qu'on puiſſe „deſirer; celle de Jeſus expirant dans les tourmens, injurié, raillé, maudit de tout un peuple, eſt la plus horrible, qu'on puiſſe craindre. Socrate prenant la coupe „empoiſonnée, benit celui, qui la lui preſente, et qui „pleure; Jeſus au milieu d'un ſupplice affreux prie pour „les bourreaux acharnés. Oui, ſi la vie et la mort d'un

„Socrate sont d' un sage, la vie et la mort de Jesus sont „ d' un Dieu.“

Wir mögen, um den Raum zu ersparen, nicht die ganze nachfolgende Paragraphenreihe nach ihrem ganzen Inhalte anzeigen. Aber gereuen wird es sicher Niemanden, der über die Fragen, die darin wieder zur Sprache gebracht werden, ernsthaft nachdenken mag, sie gelesen zu haben. So enthält §. XIV.: Ob es vernünftig sey, Geheimnisse zu glauben? einen trefflichen Dialog, der als Muster dienen mag, wie Zweifler, die an Vorkenntnissen arm, an Sophismen reich, in ihren Anmaaßungen besonders trotzig sind, am besten in ihren eigenen lüstigen Netzen können gefangen, und zum Gefühl ihrer Schwäche gebracht werden. Auch die beyden Paragraphen XV und XVI über die Aechtheit der Schriften des alten und neuen Testaments, so wie über die Art und Weise, wie die ersten Christen zur Ueberzeugung gelangten, daß diese und jene Schrift von einem Evangelisten und Apostel herrührte, gewähren zum Theil ganz neue Ansichten, und lassen sich mit ähnlichen Arbeiten neuerer Gottesgelehrten rühmlichst vergleichen. Rec. glaubt deßwegen, daß nicht bloß Layen; sondern auch angehende Theologen daraus einigen Nutzen schöpfen können: und wenn auch das Wenigste geradezu neu ist: so ist doch die richtige Zusammenstellung und Ordnung verdienstlich.

As.

Handbuch für Kandidaten, die ins Predigtamt treten, von H. W. Rötermund, Domprediger in Bremen. Hannover, bey Ritscher. 1802. 17½ Bogen. 8.

Diese Schrift enthält in der Kürze eine größtentheils zweckmäßige Anweisung, wie sich ein angehender Landprediger (denn hierauf hat sich der Verf. beynahe nur allein eingeschränkt) in seiner Amtsführung, und zwar in allen Angelegenheiten und Fällen, die dabey vorkommen können, gehörig benehmen, und allen seinen besondern Pflichten genau und gewissenhaft nachkommen kann und soll. Die Rathschläge selbst, und die besondern Anweisungen, sind aus verschiedenen

nen bekannten Schriften zusammengetragen, welche der Verf. besonders der Reihe nach angeführt hat. Man findet hier nichts Anders, als was einem jeden Prediger schon bekannt ist, und vielleicht auch manchem Kandidaten des Predigtamts bekannt seyn dürfte, welcher ein Kollegium über die Pastoral-Theologie bey einem vernünftigen Universitätslehrer gehöret hat, und mit einsichtsvollen Landpredigern umgegangen ist. Indessen wird doch das, was hier gesagt wird, manchem Andern, mit dem das nicht der Fall ist, nützlich seyn können. Nur sind freylich hin und wieder Vorschriften anzutreffen, welche nicht auf alle Länder passen, oder auch Regeln, welche zu allgemein sind, als daß sie nützlich seyn könnten. Auch ist damit wohl nicht viel ausgerichtet, wenn man einem angehenden Prediger sagt, daß zu diesem oder jenem Amtsgeschäffte ein feines Gefühl gehöre; ob es gleich an diesem seinem Gefühl insgemein anfänglich zu fehlen pflegt.

Der Kandidat der Theologie, oder mitgetheilte Erfahrungen für Kandidaten der Theologie, und solche, die es werden wollen, zur Erlangung vortheilhafter und glücklicher Verhältnisse im bürgerlichen Leben, von W. Schenk. Weimar. 1802. 1 Alph. 1 Bog. 8.

Diese Schrift macht mit der vorhergehenden gewissermaaßen ein Ganzes aus; wenigstens werden beyde Schriften sehr füglich mit einander verbunden werden können. Wenn in der vorhergehenden die Regeln angegeben wurden, wonach sich ein angehender Prediger (vornehmlich auf dem Lande) in den mancherley Geschäfften und Verrichtungen seines Amts zu richten hat: so werden in der gegenwärtigen die Regeln angegeben, welche ein Kandidat der Theologie oder vielmehr des Predigtamts zu befolgen hat, wenn er sich zu seinem künftigen Amte geschickt, sich desselben würdig machen, und sich Liebe und Achtung schon als Kandidat erwerben will. Sehr Vieles von dem, was der Verf. sagt, ist aus andern Schriften entlehnt; worauf er auch hin und wieder verweiset. Aber der Verf. hat doch auch seine eignen Erfahrungen da-

bey genutzt, und sehr auf den Geist unsrer Zeiten Rücksicht genommen. Alle seine Rathschläge sind also zweckmäßig vernünftig, und dem Geiste der gegenwärtigen Zeiten angemessen, und werden einem jeden angehenden Kandidaten sehr nützlich seyn können, zumal da sie auch ins Besondere gehen. Nur wäre es zu wünschen, daß der Verf. sich etwas kürzer gefaßt hätte. Schon die Hälfte der Bogenzahl wäre hinlänglich gewesen, um alles das deutlich und überzeugend zu sagen, was hier in 25 Bogen gesagt worden ist.

V.

Für Deutschlands Völker und Volkslehrer. Reden und Abhandlungen zur Förderung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit im Staate. Von den vorzüglichsten (?) Kanzelrednern Deutschlands. Erster Theil. Küstrin und Leipzig, bey Neumann. 1802. 496 S. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Durch die großen, in unsern Zeiten entstandenen Revolutionen mehrerer Staaten, ist unstreitig eine nicht geringe und sehr achtungswerthe Anzahl fruchtbarer und folgereicher, politischer und moralischer — Ideen, in Umlauf gebracht worden, die ohne jene, in ihren Wirkungen noch unübersehbaren Weltbegebenheiten, vielleicht lange noch nicht ihre jetzige Schwungkraft und ihr ausgebreitetes Interesse erreicht haben würden. Die von Frankreich ausgegangene Revolution hat die Kräfte des menschlichen Nachdenkens und Forschens über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit eben so sehr, als ihre Kräfte des Handelns und Wirkens auf die erstaunlichste Art in Bewegung gesetzt, — obgleich bis jetzt jener Vortheil — einer zum Besten der Menschheit angestellten Geistesübung und Vernunftaufklärung immer noch der entscheidendste zu seyn scheint. Denn das Handeln während jener neuen Staatsumwandlungen, hat sowohl von der Seite der Agirenden als Reagirenden dem Menschengeschlechte wenig Nutzen geschafft, und die Helden des Zeitalters mögen wahl wenig an das Beste der Menschheit selbst gedacht haben, wenn sie nur ihren beginnenden

Ruhm

Ruhm erhalten, oder mit Ehren noch zur rechten Zeit von dem Schauplatze zurücktreten, oder überhaupt sich selbst und ihr — Eigenthum retten konnten. —

Zu den heilsamen Wahrheiten, die der menschliche Geist, — wie aus seinem Schlummer gerissen, — auf Veranlassung der Revolution von neuem zu mustern und lebhaft zu verbreiten anfieng, gehören vornehmlich die wichtigsten Untersuchungen über die originellen Rechte des Menschen, über recht- und mißverstandene Gleichheit, über wahre und verkehrte Vaterlandsliebe, über die Nothwendigkeit bürgerlicher Eintracht, über bürgerliche und Religionsfreyheit, u. s. w. Und eben dergleichen Betrachtungen sind es denn auch, die in gegenwärtigen Predigten und Abhandlungen, XVI an der Zahl, vorgetragen werden. Die Namen der Verfasser, worunter sich denn auch einige nicht sehr bekannte befinden, — sind Ammon, Grot, Hahn, Hanstein, Herzlieb, Löffler, Parisius (vielleicht Parrhysius nach Meusel) Reinhard, Ribbeck, Zollikofer, u. s. w. Diese Herren in dem Undsoweiter sind nicht genannt, und dieß zeugt — von der Flüchtigkeit, mit welcher diese Sammlung zusammengetragen ist. Vielleicht rühren die Reden ohne Namen von dem Herausgeber selbst her; vielleicht ist auch das Ganze nur eine gewinnsüchtige Buchhändlerspekulation, wodurch in neueren Zeiten so viel neue Bücher aus alten zusammengesetzt werden. — Uebrigens kann es denn doch den nachdenkenden Lesern nicht anders, als erfreulich seyn, hier die Meinungen mehrerer wirklich schätzbarer deutscher Kanzelredner über einerley Gegenstände wahrzunehmen, und die Verschiedenheit der Denkmanier sowohl, als des Vortrags zu bemerken, welche in diesen sogenannten — Revolutionspredigten (ein nicht ganz paßlicher Ausdruck, der wahrscheinlich nur zur Herbeylockung der Käufer angenommen wurde) herrscht. Freylich ist denn auch hier nicht alles von gleichem Werthe und Gehalte, und gewiß hätten hier an die Stelle einiger matten Vorträge, viel vortrefflichere gesetzt werden können, wenn der Herausgeber nicht besürchtet hätte, seinen Vorrath zu folgenden Bänden — zu früh zu erschöpfen. Selbst in den bessern Stücken, die Zollikoferschen und Reinhardschen Reden ausgenommen, — bemerkt man auf einzelnen Seiten eine nur prunkvolle, nach Floskeln haschende Beredtsamkeit, und langgedehnte Wiederholungen, welche so leicht den Volkslehrern

lehrern zur andern Natur werden, weil sie zu viel reden müssen, die Zuhörer auch leicht mit dem Gesagten aus guten Gründen zufrieden sind, wenn es nur einigermaaßen gut oder angenehm gesagt wird.

Sm.

Rechtsgelahrheit.

Versuch eines theoretisch-praktischen Kommentars über das peinliche Recht, nach des Herrn Geheimenraths und Kanzlers D. Koch zu Gießen Lehrbuche bearbeitet, von Ludwig August Schultes, Amtskommissair zu Altenburg. Erster Theil. Jena und Leipzig, bey Gabler (1803). Ohne Tabellen und Vorrede 295 S. 8. 1 Rg. 4 K.

Wir brauchen die Kommentare über die Pandekten nicht zu nennen, die ganz unter aller Kritik sind; die gelehrten Zeitschriften haben sie zu einstimmig für solche erklärt. Diesen Kommentaren ist der vorliegende, über das peinliche Recht, ganz und in jeder Hinsicht gleich. Wer in jenen die Schriftstellerey bis zur geistlosesten Schreiberey herabgesunken gefunden hat, der findet sie hier eben so tief gefallen. Außer dem, was Hr. S. aus Grolmann, Kleinschrod, Quistorp und einigen andern guten Schriftstellern abgeschrieben hat, (was er sich nach Art der Kommentarenschreiber nicht übel nimmt,) findet man nicht einen Satz, der von einiger Kenntniß in diesem Theile der Rechtswissenschaft zeugte; dagegen aber so viel Blößen einer überall sich verrathenden Unwissenheit und totalen Mangels an Beurtheilungskraft, daß wir nicht im Stande sind, einzelne Beyspiele auszuheben, um unser Urtheil, daß dieses Werk ganz unbrauchbar sey, auch demjenigen sogleich als vollkommen gegründet darzulegen, der noch kein Blatt von Hrn. S. Feder zu lesen Gelegenheit gehabt hat. Aus diesem Grunde referiren wir dem Verf. den Beweis des Gegentheils; sind aber des Erfolges desselben bey der Gewißheit einer absoluten Unmöglichkeit, vollkommen versichert. Wir bemerken hier nur dieß Einzige, daß dieser Theil sich über die ersten 71 Paragraphen des Kochschen

Lehr-

Lehrbuches erſtreckt, und das Ganze mit Inbegriff eines erwartgen Regiſters, zwölf Theile ungefähr geben müßte, wenn die Schulteßiſche Feder über alle die tauſend Paragraphen, die Koch enthält, fließen wollte. Doch dieß wollen wir nicht fürchten.

Ag.

Handbuch des gemeinen in Deutſchland üblichen Kirchenrechts, als Kommentar über ſeine Grundſätze deſſelben, von dem Hofrath Wieſe in Gera. Dritten Theils erſte Abtheilung. Leipzig, bey Fleiſcher. 1802. 695 S. 8. 2 Rth. 8 Gr.

In dieſem dritten Bande kommt nun der Verf. auf das proteſtantiſche Kirchenrecht. Zur Vorbereitung beginnt er mit der Geſchichte der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung; entwickelt ſodann die Grundprincipien des proteſtantiſchen Kirchenrechts; und handelt endlich von den eigenthümlichen Quellen und Hülfsmitteln deſſelben. Hierauf geht er zum Kirchenrechte ſelbſt über. Im erſten Buche, vom proteſtantiſchen Privat-Kirchenrechte, giebt er folgende Hauptſtücke: 1) Von der Kirche und ihren Gliedern; allgemeine Grundſätze davon; von den Kirchenbeamten, als den Religionslehrern und übrigen Beamten zum gemeinſchaftlichen Gottesdienſte; von den Beamten zur Führung des Kirchenregiments, insbeſondere der landesherrlichen Kirchenregierung; von den Konſiſtorien, Presbyterien und Miniſterien; von den Superintendenten; von den Kirchengliedern, deren beſondere Rechte auf beybehaltene Einrichtungen der katholiſchen Kirchenverfaſſung beruhen. Zweytes Hauptſtück. Rechtliche Grundſätze über den Gottesdienſt, und die Mittel zur Beförderung deſſelben: Zuerſt von den Religionsdogmen; den Sakramenten; den religiöſen Handlungen in liturgiſcher Form; dem Verlöbniß und der Ehe; vom Gelübde und dem Eyde; ſodann von den Mitteln zur Beförderung des Gottesdienſtes; als der geſetzgebenden Gewalt und den Kirchengeſetzen; der oberaufſehenden Gewalt, und den Kirchenviſitationen; der vollziehenden Gewalt, beſonders von der geiſtlichen Gerichtsbarkeit; von den Kirchenämtern und Pfründen; von den Kirchengütern. Das zweyte Buch enthält das proteſtanti-

ſtantiſche Kirchen-Staatsrecht. Im erſten Hauptſtück handelt der Verf. vom Verhältniſſe der proteſtantiſchen Kirche zu Kaiſer und Reich. Im zweyten Hauptſtück. Von deren Verhältniß zu dem Landesherrn gleicher Religion: zuerſt von deſſen Verhältniſſe zur Kirche im Ganzen und zu ihren einzelnen Gliedern; ſodann zu den einzelnen Theilen des Gottesdienſtes, zu den Rechten der Kirchenregierung, und endlich zu den Kirchengütern. Auch dieſer Band entſpricht vollkommen dem Zwecke dieſes Handbuchs. Man ſoll darinnen eine ausführliche Darſtellung der gemeinen Rechtslehre haben, und man findet ſie da auch wirklich. Durchweg hat der gelehrte Verf. die beſten Schriftſteller davon benutzt und angeführt. Steif und feſte hielt er ſich durchaus an das Kollegial-Rechtsſyſtem mit Verwerfung des Epiſcopal- und Territorialſyſtems. Ohne Bedenken hielt er da, wo Landſtände ſind, dieſe für die konſtitutionellen Repräſentanten der Landeskirche. Laut der bekannten Religionsreverſalen, ſoll in einem proteſtantiſchen Lande, der, von der Landesreligion abfallende, Regent dadurch des bisher geführten Kirchenregiments verluſtig werden. S. 196. Nur die äußern Geſellſchaftsverhältniſſe der Kirche, ſetzt der Verf. zum Gegenſtande des Kirchenregiments; die Vervollkommnung der Religionslehre und ſittliche Bildung der Kirchenglieder, ſo wie die nöthigen Miniſterialhandlungen beym Gottesdienſte, hielt er für das Kirchenminiſterium geeignet. S. 197 — 198. Aus der Zuziehung und dem Beytritte der Landſtände zur Kirchenreformation des Landes, will der Verf. das Kollegialſyſtem im proteſtantiſchen Kirchenrecht erweiſen, S. 31, 32 u. 75; und doch reformirten auch da, wo Landſtände waren, und anſehnliche landſchaftliche Rechte im Weltlichen hatten, nichts deſto weniger die Landesfürſten durchaus ohne einen formellen Beytritt und Konſens derſelben, die Kirche des Landes. Die Kirchengewalt unterſcheidet der Verf. wie billig, von der Kirchenregierung; aber nur dieſe, keineswegs aber zugleich auch jene, ſoll von der kirchlichen Geſellſchaft des Landes dem Landesregenten übertragen worden ſeyn. Daher hält der Verf. den proteſtantiſchen Landesregenten auch nur bloß für den erſten Beamten ſeiner Landeskirche, und dieſer für ſeine Kirchenregierung reſponſabel. S. 84, 194, 606, 607. Die Beſtimmung des kirchlichen Lehrbegriffs gehöre für jede einzelne Kirche im Ganzen zum einmüthigen

Schluſſe.

Schlusse. S. 292. Vielleicht soll das nur so viel sagen, daß die einzelnen Dissidenten hierinne nicht an die Stimmenmehrheit gebunden seyen. Den Ausdruck: bischöfliches Recht, höchster Landesbischof — vom protestantischen Landesherrn — haben wir im §. 1. Art. VII. des W. Fr. J., wie der Verf. S. 195 angiebt, nicht gebilliget gefunden, ob er gleich übrigens gewöhnlich war. Die kirchlichgesetzgebende Gewalt, als ein der Kirche selbst zustehendes Kollegialrecht, soll nur vertragsweise ausgeübt werden können. S. 444 — 445. In die Ableitung der verbindenden Kraft der Kirchengesetze — aus dem Vertrage — kann Rec. sich nicht wohl finden. Das Verleihungs-Recht der Kirchen-Aemter, soll den protestantischen Landesherren einzig dadurch, daß sie an die Stelle der katholischen Bischöfe getreten wären, erworben worden seyn. S. 495. Gemahlinnen, Kinder und die nachgebornen Herren, sollen in Kirchen- und geistlichen Sachen der geistlichen Jurisdiktion des protestantischen Landesregenten unterworfen seyn, weil sie sonst, (ungeachtet sie Private wären, nur doch) für unabhängig angenommen werden müßten. S. 610. Aus den Staatsprivilegien der protestantischen Kirchenbeamten, folgert der Verf. S. 626: daß eine gewaltsame Störung des Gottesdienstes durch persönlichen Angriff des administrirenden Geistlichen, den Umständen nach, mit dem Tode bestraft werden könne." Aber wir glauben fast: zur Entscheidung für die Todesstrafe, werden nicht sowohl die Staatsprivilegien der Kirchenbeamten, als vielmehr die allenfalls eintretenden, höchst gravirlichen Nebenumstände in Betracht zu ziehen seyn. Aus einem Obereigenthumsrechte die Kirchengüter zu säkularisiren, und zum Nutzen des Staats zu verwenden, — räumt der Verf. dem Landesregenten an mehrern Stellen ein. Er sucht zwar diesen hartklingenden Rechtssatz durch die Unverletzlichkeit der allenfallsigen Verträge und Reversalen zu mäßigen und einzuschränken. Wenn er aber, über den Nothstand des Staats zu entscheiden, dem Staatsregenten das ausschließende Recht einräumt, und gegen diesen Nothstand auch Verträge und Reversalen nicht aufrecht erhalten werden können: so wird es schwer fallen, dem Säkularisiren der Kirchengüter zuzumuthen, wenn der Gottesdienst und die Religionsübung nicht darunter Noth leidet, zu steuren. Man schreyet gegenwärtig gewaltig über das Säkularisationsunwesen im deutschen Reiche

Die

Die Schuld liegt wohl allein an der unersättlichen Streitsucht gegen die Franzosen, und der unglücklichen Führung des Kriegs. Aber auch von dem Allem abgesehen: wer mag wohl behaupten, daß es um die Wohlfahrt des deutschen Reichstags geschehen seyn werde, wenn nun nicht mehr Bischöfe und Prälaten und reichsstädtische Magistrate an der Reichsregierung Theil nehmen dürfen? Ob in dem Kirchenrechtssysteme selbst, der Kirchen-Gewalt und Regierung unerachtet, doch alles zum Privat-Rechte gehöre: darüber wollen wir eben, mit dem Tübingischen Recensenten, dem Verfasser keinen so bittern Vorwurf machen. In der Vorrede hat sich hierüber der Verf. umständlich geäußert. Dagegen scheint der Verf. auf den Unterschied in der Kirchenverfassung, je nachdem sich der Staat selbst für eine Religion erklärt, oder nur den Unterthanen ihre Religionsübungen, als eine bloße Privatsache, verstattet, — nicht genug Rücksicht genommen zu haben. Im Ganzen genommen liefert übrigens der Verf. mit seiner, nicht ohne vielen Fleiß geschehenen Arbeit, ein sehr brauchbares Handbuch. Hier und da dünkt es dem Recensenten etwas zu weitschweifig zu seyn.

Gt.

Handbuch des deutschen gemeinen Prozesses, in einer ausführlichen Erörterung seiner wichtigsten Gegenstände, vom Hofrath und Professor Gönner zu Landshut. Erlangen, bey Palm. Ersten Band. 1801. 519 S. Zweyter Band. 1801. 487 Seit. Dritter Band. 1802. 462 Seit. Vierter und letzter Band. 1803. 650 Seit. LVIII S. Inhaltsanzeige. 7 Rth. 8 gr.

Absichtlich zeigen wir dieses wichtige Werk erst jetzt an, wie es vollendet vor uns liegt. Es schien uns überflüssig, durch eine baldige Anzeige des Inhaltes jeden Bandes, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Buch, als auf einen neuen interessanten Meßartikel, zu lenken; denn wir wußten, daß auf ein solches Werk des Verfassers der Erörterungen zu Danz die Aufmerksamkeit des Publikums schon hinlänglich gespannt war, um demselben den Eintritt auch in

in die beschränktesten Bücherſammlungen jedes, nur nicht ganz ſtumpfen Praktikers zu ſichern. Dagegen iſt es uns Pflicht, nun das vollendete Werk, in Hinſicht des Gewinnes, welchen es der Wiſſenſchaft, im Ganzen und im Einzelnen, gewähret, ſorgfältig zu prüfen, unſer Intereſſe für das Wiſſenſchaftliche ſelbſt dadurch zu dokumentiren, und, was wir können, auch von unſrer Seite zum Beſten der Wiſſenſchaft beyzutragen.

Schon in der Form dieſes Werkes ſpricht ſich der Zweck des Verf., für die Wiſſenſchaft ſelbſt, und bloß für dieſe arbeiten zu wollen, aus. Darum hat er uns nicht einen Kommentar über irgend ein beliebtes Lehrbuch gegeben, wie davon in neuerer Zeit der fruchtbare juriſtiſche Boden in allen Theilen der Rechtslehre erzeugt hat; denn wozu eine ausführliche Expoſition deſſen, was aus dem Lehrbuche verſtanden wird, und was richtig bisher dargeſtellt wurde? Und wer möchte zu dem Zwecke bloß arbeiten, am ſtudierenden Jünglingen die Mühe, einen mündlichen Vortrag anzuhören, auf eine doch immer unvollkommene Art zu erſparen? Dagegen hat uns der Verf. in einer Folge von einzelnen Abhandlungen ſeine Anſichten über die allgemeinen Grundſätze des Prozeſſes ſowohl, als über einzelne Lehren deſſelben mitgetheilt, in ſo ferne dieſelben Stoff zu neuen Forſchungen, zu Erörterungen des Unerörterten, und zur Ergänzung des Mangelhaften darboten. Wie ſehr viel die Wiſſenſchaft dieſen Forſchungen und Erörterungen dankt, wird die Folge beweiſen.

Ueber den geſetzlichen Zuſtand der deutſchen Juſtizgewalt, und die Verhältniſſe derſelben zu der Regierung, hat uns der Verf. drey vorzüglich intereſſante Abhandlungen geliefert, nämlich die erſte des erſten Bandes: Von der landesherrlichen Gewalt in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, ihren Einſchränkungen und dem daraus flieſſenden außerordentlichen Rechtsmittel des Rekurſes an den deutſchen Landesherrn; — dann die erſte des dritten Bandes (oder XXXVII.): Vollſtändige Unterſuchung über das Verhältniß der Inſtanzen in Deutſchland; und endlich die erſte des zweyten Bds (oder XXVI.): Berichtigung des Begriffs von Juſtizſachen und Darſtellung des Verhältniſſes der geſetzgebenden, vollzie-

henden und richterlichen Gewalt gegen einander in Beziehung auf Justizsachen.

Die beyden ersten dieser genannten Abhandlungen, sind ein schönes Muster philosophisch-historischer Bearbeitung. Vortrefflich leitet der Verf. aus dem Geiste der Gesetze die anerkannte Nothwendigkeit, die Rechtssprechung den ordentlich besetzten Gerichten zu überlassen, ab, und eben so scharfsinnig ist die Entwickelung der Behauptung: daß drey Instanzen als das reichsgrundgesetzliche Maximum der Instanzen in Deutschland betrachtet werden müßten. Wenn aber der Verf. drey Instanzen auch als das reichsgrundgesetzliche Minimum betrachtet, und daher das, von den höchsten Reichsgerichten so oft verworfene Recht des Reichsritters zu einer Appellationsinstanz behauptet: so muß Rec. gestehen, daß es ihm beynahe scheint, als habe den Verf. sein Wunsch, Einheit und Konsequenz in einer für den Deutschen so sehr wichtigen Angelegenheit zu finden, verleitet, dieselbe da anzunehmen, wo sie in der Wirklichkeit doch nicht sich darstellt, und eine reichsgrundgesetzliche Bestimmung über eine Angelegenheit aufzufinden, für welche der philosophische Forscher der Staatskonstitutionslehre sich freylich beynahe gedrungen fühlt, eine solche zu postuliren. In der That dürfte diese Bemerkung wohl auf die Auslegung, welche der Verf. von dem §. 15. des R. D. A. de 1600 für seine Behauptung aufstellt, passen; denn wenn gleich diese Stelle allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs, auch allen andern des Reichs Eingesessenen, Zugethanen und Verwandten, wie die Namen haben mögen, befiehlt, mit verständigen Urtheilern Unter- und Ober-Gerichte, in denen Orten es noch nicht geschehen, baldigst zu besetzen, etc. so kann daraus keineswegs gefolgert werden, daß allen Obrigkeiten befohlen worden, Unter- und Obergerichte einzurichten; sondern es ergiebt vielmehr die Verbindung dieser Stelle mit den unmittelbar vorhergehenden, den Grund der Disposition angebenden Worten, daß nur eine zweckmäßige Organisation der hergebrachten, und wirklich zu der Zeit existirenden Unter-, Ober- und Hofgerichte anbefohlen, keineswegs aber etwas über die Berechtigung zu den Gerichten habe bestimmt werden sollen. — Vollkommen stimmt übrigens Rec. mit dem würdigen Verf. in Ansehung seiner überaus befriedigenden Entwickelung dessen, was unter dem Verbote

der

der Kabinetsinstanz begriffen sey, überein. Es ist gewiß richtig, daß auch jede Bestimmung der einzuschlagenden Verfahrungsart, unerlaubte Einmischung des Regenten in die Justiz sey; daß mithin der Befehl des Regenten nicht, mit Danz, zu den Quellen summarischer Prozesse gerechnet werden dürfe, und daß selbst das, häufig nicht bezweifelte Recht des Regenten, aus eigenem Antriebe Kommissionen an die Stelle der ordentlichen Gerichte zu setzen, sehr gegründeten Zweifeln unterliege. Wenn aber der Verf. annimmt, daß es dem deutschen Regenten frey stehe, „dem Richter die Gründe zu „eröffnen, aus welchen er die Rechtmäßigkeit des richterli„chen Benehmens bezweifle," und daß in so ferne in Justizsachen ein Rekurs an den Landesherrn rechtlich zulässig sey: so muß Rec. sich zu einer ganz entgegengesetzten Meinung bekennen und gestehen, daß er solche geheime Reskripte, Mißbilligungen und Empfehlungen des Regenten nicht nur mit dem Deutschen, alle Kabinetseinmischung in die Justizverwerfenden Principe im Widerspruche findet; sondern nicht einmal für eine mögliche Justizorganisation eine Zulässigkeit von dergleichen Rescripten für rathsam hält, vielmehr mit Schick (über das reichsständische Instanzenrecht, S. 261. Not. k) überzeugt ist, daß nichts gefährlicher sey, als wenn man es dem Richter noch erschwert, über sein Amt den Menschen, welcher es bekleidet, und welcher ohnehin so leicht seine Rechte behauptet, zu vergessen.

Auch die letzte der oben angegebenen Abhandlungen enthält einen scharfsinnigen neuen Versuch, den Begriff der Justizsachen, und ihr Verhältniß zu Polizey- und Regierungssachen überhaupt fest und richtig zu bestimmen. Das Bedürfniß einer befriedigenderen Bearbeitung dieser so wichtigen Lehre, an welcher schon mancher treffliche Kopf vergeblich sein Heil versuchte, macht diese Abhandlung zu einer vorzüglich interessanten. Auch verdient ihr Inhalt ganz die Aufmerksamkeit, welche ihr Gegenstand fordert. Vortrefflich ist die Kritik der bisherigen Darstellungen, womit der Verf. seine Abhandlung beginnt, gerathen. Allein, so eigenthümlich und scharfsinnig auch die nachherige Darstellung der Ansicht des Verf. ist: so muß Rec. doch gestehen, daß ihn dieselbe nicht ganz befriedigt hat. Wenn nämlich der Verf. als das einzige Kriterium der Justizsache Rechtsverletzung annimmt und behauptet, daß jede Rechtsverle-

tzung, seyen auch die übrigen Verhältnisse des Objektes, welche sie wollten, Justizsache werden könne, sobald das verletzte Subjekt gegen das verletzende bey dem Richter über die Verletzung Klage führe; so muß Rec. gestehen, daß er dieß nur im Verhältnisse der deutschen Regentengewalt und der deutschen Regierungssachen zu der deutschen Reichsjustizgewalt zugeben kann. Es ist gewiß, daß der durch Regierungshandlungen verletzte deutsche Unterthan gegen den Regenten und seine Regierungs- und Policeykollegia bey der Reichsjustiz Hülfe suchen und finden kann. Aber so wenig Verletzungen der Reichsregierungsgewalt durch die Hülfe der Reichsjustiz-walt abgeändert werden können; so wenig können es Verletzungen der Landesregierungsgewalt durch die Landesjustizgewalt; und so wenig wie die Reichsgerichte bey einer Handlung der Reichsregierung auch nur darüber: ob diese Handlung Reichsregierungshandlung sey? urtheilen können; so wenig gebühret den Landesjustizstellen bey irgend einer, von einer Landesregierungsbehörde, als solcher, unternommenen Handlung ein Urtheil darüber: ob diese Sache als Regierungssache hätte behandelt werden sollen. Für die Landesgerichte bedarf es daher durchaus keiner Entwickelung des Begriffs einer Regierungs- oder Policeysache; sondern jede Sache, in welcher eine Regierungs- oder Policeybehörde, als solche, handelt, ist Regierungs- oder Policeysache, wenn sie es auch nicht seyn sollte. In jeder solchen Sache — kann man sich nur bey der höheren Regierungs- oder Policeybehörde, oder bey dem Fürsten selbst — beschweren; wenn dieser aber den Schritt billigt: so ist nur bey den Reichsgerichten Hülfe, alle Kognition der Landesgerichte aber cessirt; es müßten denn dieselben, (wie von Neurath de cognitione et potestate judiciaria in causis, quae politiae nomine veniunt §. XXVIII sehr schön bemerkt) ex speciali principis permissione, und nach vorausgegangener und gewährter Bitte um den Weg Rechtens, als Schiedsrichter auftreten können.

Sehr reichhaltige Beyträge für den allgemeinen Theil der Prozeßtheorie liefert uns der Verf. in dem ersten Bande No. VI. VII. XI. XII. XIII. XIV. XVII., und im zweyten Bande No. XXVII. Vorzüglich interessant und voll neuer, genialischer Blicke ist unter diesen No. VI und XI: über den Geist des ganzen gerichtlichen Verfahrens und

über

über die möglichen Maximen, auf welche jede Prozeßordnung berechnet seyn kann, erläutert durch eine Vergleichung des gemeinen Prozesses mit der preußischen Prozeßordnung. Die wahre Tendenz des preußischen Prozesses ist hier mit Schärfe ergriffen, und die ihm zum Grunde liegende Maxime unter dem Namen der Untersuchungsmaxime sehr bezeichnend der, als Verhandlungsmaxime charakterisirten Maxime des gemeinen Prozesses entgegengestellt. — Eben so reich an fruchtbaren neuen Ansichten sind die XIIIte und XIVte Abhandlung: über die wesentlichen Bestandtheile des Prozesses und die Formalitäten. In der erstern dieser Abhandlungen nimmt der Verf. die von Grolmann angegebene Eintheilung der wesentlichen Stücke in absolut und bedingt wesentliche an; glaubt aber, daß diese Eintheilung nicht erschöpfend sey, um eine vollkommene richtige Vorstellung von dem Unterschiede zwischen den wesentlichen Theilen und den Formalitäten zu erhalten. Er behauptet deßhalb, daß die wesentlichen Stücke auch noch in allgemein, d. i. bey allen Prozeßarten; und besonders, d. i. nur in einer bestimmten Prozeßart wesentliche Stücke eingetheilt werden müssen. Hier scheint aber nun Rec. der Verf. zu irren; denn, ob gleich nicht zu läugnen ist, daß in jeder einzelnen Prozeßart bestimmte Handlungen so nothwendig erscheinen, daß ohne sie diese Prozeßart nicht als vorhanden betrachtet werden kann; und obgleich eben aus diesem Grunde man allerdings sagen kann: für die se oder jene Prozeßart ist dieses oder jenes schlechterdings nothwendiges Erforderniß; so kann doch hiervon in der allgemeinen Theorie des Prozesses nicht die Rede seyn, wo man das Wesentliche des Prozesses von dem Formellen darum unterscheidet, um in jedem Falle zu wissen, ob ein Verfahren tumultuarisch und unheilbar nichtig; oder ob es doch möglicher Weise zu Recht beständig sey, und wo offenbar die Unterschiede der einzelnen Prozeßarten, selbst nur als formelle Bestimmungen, als Formalitätsunterschiede erscheinen, folglich auch das, was sie bloß in ihrem Eigenthümlichen charakterisirt, nichts anders als Formalität seyn kann.

*) Um so mehr hat dagegen den vollen Beyfall des Rec., was der Verf. über die Folgen versäumter Formalitäten sagt. Es gebührt demselben das Verdienst, diese so überaus wichtige Lehre reformirt, und die Unrichtigkeit des Princips bey

den bisherigen Darstellungen dieser Lehre, selbst bey der Pütterschen und Grolmannschen, überzeugend ins Licht gestellt zu haben. Gerade entgegengesetzt geht der Verf. von dem Grundsatze: daß in der Regel die unförmliche Handlung nichtig sey, aus: modificirt aber diesen Grundsatz, durch die Rücksichten, daß diese Nichtigkeit auf die unförmliche Handlung beschränkt, und durch Einwilligung der einen oder beyder Partheien in den Mangel der Form, entfernbar sey.

Ganz vorzüglich viel hat indessen der Verf. für die bessere Bearbeitung der einzelnen, wichtigsten Lehren des Prozesses gethan. Rec. will hiervon nur dasjenige ausheben, was den Namen des Verf. unter der Reihe der glücklichen Reformatoren der Wissenschaft nothwendig verewigen muß. Dahin gehört 1) die Theorie des Kontumacialverfahrens, welche in der 18ten Abhandlung des ersten Bandes eine vollkommen neue Bearbeitung erhalten hat. Nach Voraussschickung des Beweises, daß es keine absolute Verbindlichkeit der Partheien zur Erörterung und Vertheidigung ihrer Rechte, folglich auch keinen direkten Zwang gegen die Partheien in Ansehung der Verhandlungen geben könne, zeigt der Verf., wie unrichtig, unvollständig und verkehrt die bisherige Darstellung von einer Strafe der Kontumaz, der Grundsatz: daß nur bey versäumten arctatarischen Terminen eine Strafe eintrete, und die Eintheilung dieser Strafe in generelle und specielle sey. Sehr richtig bemerkt dagegen der Verf., daß für die Verbindlichkeit zur Zahlung der Kontumacialkosten ein ganz andres Princip, als für die nachtheiligen Folgen in der Sache selbst, welche die Versäumung der Termine herbeyführen muß, aufgestellt werden müsse. Erstere betrachtet er als natürliche Folge der Entschädigungsverbindlichkeit; letztere dagegen leitet er aus stillschweigender Verzichtleistung der Partheien ab. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Princip alle Formen unsers Kontumacialverfahrens vollständig erklärt; daß es vollständiger ist, als das bisherige, indem es auch die nachtheiligen Folgen, welche das Versäumen monitorischer Termine nach sich zieht, umfaßt, daß es dem, mit den möglichen Vortheilen, welche eine bestimmte Verhandlung verspricht, bekannten Richter, einen sicheren Leitfaden für die Bestimmung des Versäumungs-Präjudizes gewähret, welchen derselbe in der Thesis einer Strafbarkeit der Versäu-

säumung nimmermehr finden kann, und daß es endlich der Natur der Sache, welche nur relativen Zwang zur Rechtsvertheidigung und Rechtswörterung anerkennt, vollkommen entspricht, während das bisherige Princip dieser Natur der Sache widerstreitet. Indessen hat neuerdings der verdienstvolle Herr Prof. Martin in seinem Antrittsprogramme: de indole contumaciae zu zeigen gesucht, daß dennoch das, für die aus der Versäumung fließenden Nachtheile von Gönner aufgestellte Princip nicht ganz erschöpfend sey, und die Sanktion der positiven Gesetzgebung nicht für sich habe. Allein Rec. muß gestehen, daß ihn Martins Einwürfe nicht bestimmen können, das Gönnersche Verdienst um diese wichtige Lehre geringer zu achten. Es ist freylich gewiß, daß das Gönnersche Princip nicht diejenigen Fälle wahren Ungehorsams umfaßt, welche alsdann eintreten, wenn eine Parthie, die ihr rechtskräftig auferlegte unbedingte Verbindlichkeit nicht erfüllt, oder ein Dritter in dem Prozesse dasjenige nicht thut, was er vermöge einer durch positive Gesetze erzeugten staatsbürgerlichen Verbindlichkeit, zum Vortheile einer Parthie zu thun verpflichtet ist; allein, nach Rec. Meinung, war es gerade Gönners Absicht, zu zeigen, daß für die Folgen der versäumten Termine bey den Verhandlungen, obgleich diese unter dem Begriffe der Kontumacialfolgen stünden, doch ein ganz anderes Princip entscheidend seyn müsse, als für die Folgen der Verletzung wahrer unbedingter Verbindlichkeiten. Auch kann Rec. sich nicht überzeugen, daß das positive Recht sich nicht mit Gönners Ansiche aussöhnen könne; vielmehr kann Rec. die Bestimmung des Z. R. A., durch welche alle, aus andern Gerichtsorganisationen erklärbare, bisher übliche direkte Zwangsmittel aufgehoben und festgesetzt worden ist, daß gegen die versäumende Parthie nur durch Präjudizien in der Sache selbst vorgeschritten werden solle, nicht anders, als aus der Ueberzeugung der Verfasser erklären, daß direkte Zwangsmittel gegen Versäumende der Natur der Verhandlungen widersprächen.

H) Die neue Theorie der prozeßhindernden Einreden. (I. VIII.) Eine überaus geistreiche Bearbeitung dieser schwierigen Lehre! Der Verf. geht hier von dem Beweise aus, daß das bekannte Cap. I. de Lit. cont. in 6to gar keine Quelle dieser Lehre sey, weil es nie, auch nicht in

den entscheidendsten Stellen der Reichsgesetzgebung, berücksichtigt; sondern vielmehr durch die prozessualischen Verfügungen derselben entkräftet worden sey. Nach dieser Voraussetzung baut er nun seine Theorie auf den Satz: daß die für den Kläger (im exekutivischen Verfahren) anerkannte Beunstigung schleuniger Beweise der ganzen Klage eben so gut von dem Beklagten für seine auf der Stelle bewiesenen zerstörlichen Einreden müsse in Anspruch genommen werden können. So wird ihm denn das Verfahren über prozeßhindernde Einreden nichts anders, als der umgewendete Exekutivprozeß, welcher jedoch, sobald des Klägers Replik zeige, daß die auf der Stelle bewiesene Einrede doch nicht zur vollständigen Ueberzeugung vom ganzen Ungrund der Klage hinführe, dem höheren Zweck eines vollständigen Divinitivverfahrens untergeordnet bleibe. Wie eingreifend dieser Grundsatz sey, wie bestimmt sich aus ihm die Erfordernisse der wahrhaft prozeßhindernden Einrede ableiten, wie fest sich nach ihm die Thesen für die richterliche Leitung des Prozesses entwickeln lassen, fällt in die Begriffe. Rec., welcher ganz dem Verf. beystimmt, kann nicht anders, als mit wahrem Dankgefühl an das reine Vergnügen zurück denken, welche ihm die Lektüre der trefflichen und konsequenten Entwickelung gewährt hat, die der Verf. aus jenen Grundsätzen aus über das feinere Detail seiner neuen Theorie geschenkt hat.

III) Die Theorie vom Beweise, deren Berichtigung der Verf. die 22ste bis 30ste Abhandlung des zweyten Bandes bestimmt hat. Der Verf. fängt hier in der ersten Abhandlung mit einer Revision des Begriffes vom Beweis an, und leitet so aus dem berichtigten Begriffe die allgemeinen Grundsätze über den Beweis ab. Diese Abhandlung enthält viele neue, interessante Blicke, und ist um so schätzbarer, je weniger bisher diese Lehre, ohnerachtet Tevenars Bemühungen, sich einer genügenden Bearbeitung zu erfreuen hatte. Sehr richtig unterscheidet der Verf. Beweis im allgemeinen Sinne von dem engeren Begriffe desselben, als einer prozessualischen Handlung, und erkennt daher Eingeständnisse und Vermuthungen als Beweismittel in diesem letzteren Sinne (Mittel zur Beweisführung) nicht an, weil diese selben, so sehr sie auch dem Richter Ueberzeugung zu geben vermögend seyn können, doch nur als Gegenstände und Resultate eines zu führenden oder geführten Beweises, nicht als

Mit-

Mittel zu dieser Führung selbst erscheinen. Wenn dagegen der Verf. auch den Beweis durch Kunstverständige und Augenschein von dem Begriffe des Beweises im engeren Sinne, und von der Reihe der eigentlichen Beweismittel ausschließt, weil durch beyde kein neues faktisches Vorbringen der Partheien zu der Wissenschaft des Richters gebracht werde: so scheint zwar der Umstand, daß der Richter beyde Beweismittel ex officio gebrauchen darf, und daß beyde eben darum ungezweifelt nicht als nothwendig gebundem an den Beweisterminin betrachtet werden, der Behauptung des Verf. das Wort zu reden; allein auf der andern Seite ist dieselbe nicht mit den eben so unbezweifelten Sätzen der Praxis: daß der zu führende Beweis durch das Berufen auf Augenschein, oder das Gutachten der Kunstverständigen angetreten, ja sogar: daß der ganze zu führende Beweis möglicher Weise genügend durch den Gebrauch dieser Beweismittel geführt werden könne, zu vereinigen. Rec. glaubt daher nicht, daß die Begriffe des Verf. vollkommen befriedigend seyen; sondern ist vielmehr überzeugt, daß drey verschiedene Begriffe aufgestellt werden müssen. Von dem allgemeinen Begriffe des Beweises nämlich, unter welchem man alles, was dem Richter Gründe für die Annahme der Wahrheit einer Thatsache giebt, versteht, muß der engere Begriff des Beweises, als prozessualischer Handlung, unterschieden werden. In diesem Sinne ist Beweis jede neue prozessualische Handlung, welche dem Richter Gründe für die Annahme der Wahrheit einer behaupteten Thatsache liefert, und in diesem Sinne genommen, erscheinen denn Augenschein und Beurtheilung durch Kunstverständige offenbar, als wahre Mittel zur Beweisführung. Da nun aber die neue prozessualische Handlung, welche die Beweisführung bildet, bald ein neues Vorbringen der Partheien seyn kann, bald nicht: so kann man die Beweisführungen der ersteren Art als Beweisführungen im engsten Sinne betrachten, und man wird zu dieser Unterscheidung einen Grund darin finden, daß nur der Gebrauch dieser Beweismittel an die Präklusivkraft des Beweisterminus darum gebunden seyn kann, weil nur das neue Vorbringen der Partheien an einen bestimmten Termin zu beschränken rechtlich möglich ist. Daß der würdige Verf. diesen Unterschied nicht gemacht, und den Augenschein, so wie die Beurtheilung durch Kunstverständige ganz aus der Reihe der eigentlichen Beweismittel ausgeschlossen hat, ist ihm, nach

Rec. Ueberzeugung, die Quelle eines bedeutenden Irrthums geworden, durch welchen er sich bestimmt gefühlt hat, eine richtigere, von ihm selbst ehemals vertheidigte Lehre zu verlassen. Er behauptet nämlich (B. II. S. 417.) jetzt, daß der Augenschein mit Kunstverständigen zu den sogleich liquiden Beweisen gerechnet werden müsse, zu welcher Behauptung kein Grund vorhanden seyn würde, wenn man den Augenschein in die Reihe der eigentlichen Beweismittel setzet, indem die große Ueberzeugungskraft, welche der Gebrauch eines Beweismittels mit sich führt, für die Schleunigkeit der Beweisführung durch dasselbe nichts entscheidet; in Hinsicht dieser Schleunigkeit aber der Augenschein, zumal mit Kunstverständigen, zum Theile gar nichts, zum Theile doch nur sehr wenig vor den übrigen Beweismitteln voraus hat. Rec. glaubt, daß eine probatio in continenti liquida, so wie dieselbe im exekutivischen Verfahren, und bey prozeßhindernden Einreden erfordert wird, durchaus nur durch instrumenta guarentigiata, für persönliche Klagen angeführt, erbracht werden könne. Nur diese geben, entweder ohne alle weitere Handlung, wie instrumenta publica, sogleich den vollsten Beweis, oder sie erfordern doch höchstens nur noch eine einzige Handlung — den Rekognitionstermin, — und auf dieses Beweismittel beschränkt auch die gesetzliche Bestimmung das exekutivische Verfahren eben so sehr, als die Geschichte seiner Entstehung.

Sehr schätzbar sind unstreitig auch die Abhandlungen über anticipirten Beweis (II. XXXIII), vom Gegenbeweise (II. XXXIV.) und vom qualificirten Geständnisse (IV. XLIV.), wobey nur Sibeths Theorie kaum die Berücksichtigung verdient hätte, welche sie gefunden hat; — unter allen aber zeichnet sich die treffliche Abhandlung aus, welche uns der Verf. (II. XXXV.) über den Beweis durch Augenschein und Kunstverständige geschenkt, und worin er diese wahrhaft schwierige Lehre auf eine überaus gelehrte Art reformirt hat. Es ist bis zum höchsten Grade überzeugend, wenn der Verf. behauptet, daß die Kunstverständigen, sie mögen nun bey dem Augenschein, oder bloß durch Gutachten thätig seyn, in ihrem rechtlichen Verhältnisse zu den Parthieen und zu dem Richter nicht nach der entfernten Aehnlichkeit, welche sie mit den Zeugen haben, beurtheilt; sondern durchaus als Gehülfen des Richters, bald zu der

Unter-

Unterstützung seiner Anschauung, bald zur Konstruktion des Urtheils über das Angeschaute betrachtet werden müssen. Dieß führt der Verf. auf eine überaus schöne Weise durch die bedeutendsten Gesichtspunkte durch. So zeigt er, wie die Kunstverständigen nicht als Zeugen von dem Beweisführer willkührlich denominirt; sondern entweder von dem Staat zu der Ertheilung der Kunstgutachten niedergesetzt, oder von beyden Parthieen und dem Richter gemeinschaftlich erwählt werden. So zeigt er, wie der Gebrauch von Verdachtsgründen gegen die Kunstverständigen nicht bloß, wie bey Zeugen, mindere Glaubwürdigkeit ihres Gutachtens, sondern Verwerflichkeit derselben, wie bey dem rekusirten verdächtigen Richter, zur Folge habe. So zeigt er endlich, wie, der Natur der Sache nach, der Kunstverständige nicht, gleich dem Zeugen, sinnlich wahrgenommene Fakta bekunde; sondern über Fakta urtheile, wie bey dem Widerspruche der Kunstgutachten nicht die Regeln von der Kollision der Zeugenaussagen; sondern einzig — den Fall der Schätzungen ausgenommen — Majorität entscheide; wie endlich zwar der Richter durchaus keine Gewalt über das Kunsturtheil, und kein Urtheil in höherer Instanz über dasselbe habe, dagegen aber doch die rechtliche Möglichkeit, ein Kunstgutachten anzugreifen, eben so gut den Parthieen gelassen werden müsse, als ihnen dieselbe in Ansehung des Rechtsurtheils des Richters, durch die Einführung der Instanzen, zugeführet sey, wie denn auch nur die Analogie von den Rechtsurtheilen in Ansehung der Zahl der gegen Kunstgutachten möglichen Angriffe entscheidend seyn könne. — Im Ganzen stimmt Rec. ganz in diesen Ansichten mit dem würdigen Verf. überein; nur möchte er die Befugniß zu Angriffen gegen die Gutachten der, von den Parthieen selbst gewählten Kunstverständigen einschränken, weil ihm hier die Analogie von Schiedsrichterlichen Sprüchen um so entscheidender scheint, je mehr selbst der Umstand, daß der Richter den von den Parthieen gewählten Männern noch eben so viele, als jede Parthie ernannt hat, ex officio hinzufügt, aus dem Gedanken an die Nothwendigkeit eines Obmannes entsprungen zu seyn scheint.

III.) Die schöne Entwickelung der Theorie der Rechtsmittel, welche den größten Theil des dritten Bandes einnimmt, und zu welcher noch die XLVste Abhandlung

des

des IVten Bandes von den Extrajudicialappellationen gehört. — Manche sehr wichtige Theile dieser Theorie haben hier nicht unbeträchtliche Berichtigungen erhalten. Die Lehre von den Wirkungen der Rechtsmittel überhaupt, vorzüglich von der Befugniß zu adhäriren, und die Lehre von dem Verzichte auf Rechtsmittel und den Wirkungen desselben haben hierzu Belege. Ganz besonders aber hat die Lehre von dem Rechtsmittel der Appellation unter der pflegenden Hand des Verf. gewonnen. Hier findet man eine befriedigende Kritik der bisher so sehr oberflächlich behandelten Fälle, in welchen Appellation statt findet, eine treffende Bestimmung des wahren Verhältnisses der sogenannten Extrajudicialappellation nebst einer eingreifenden Kritik einiger neueren, nicht aus der richtigen Theorie erklärbaren Präjudicien des K. und R. Kammergerichts in Ansehung solcher Berufungen, endlich eine vortreffliche Entwickelung der Wirkungen der Appellation und des Verhältnisses der Befugnisse des Unterrichters zu den Rechten des Oberrichters.

Auch die Abhandlung über die Ordinationen, welche der Verf. am Ende des dritten Bandes geliefert hat, enthält eine geistreiche Ansicht dieser, mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten versehenen Lehre; obgleich Rec. gestehen muß, daß er sich noch nicht ganz befriedigt gefunden habe, wovon die Gründe indessen zu tief in seiner eignen Ansicht dieser Verfahrungsart liegen, als daß er hier, wo für die Entwickelung und die Beweise dieser Ansicht kein Raum ist, davon reden dürfte.

Dagegen kann aber Rec. der neuen Theorie durchaus nicht beypflichten, welche der Verf. über die Klage wegen unheilbarer Nichtigkeit aufstellt. Nach der Theorie des Verf. soll — einzelne besondere Bestimmungen positiver Gesetze ausgenommen — alles auf den Charakter der Veräußerlichkeit, oder Unveräußerlichkeit der Rechte, wovon die Rede ist, ankommen. Auf das unveräußerliche Recht kann nicht verzichtet werden — darum ist ihm eine Verletzung dieses Rechtes eine unheilbare. Dieß will der Verf. als reine Konsequenz aus dem Geiste des J. R. A. darstellen; dieses Prinzip soll, nach ihm, in den drey bekannten Fällen, worin der J. R. A. defectum insanabilem findet, leben, und diese drey Fälle sollen sichtbar nur Beyspiele seyn, weil es nicht denkbar sey, daß die Verfasser dieses Reichsgesetzes

bey

bey Aufzählung der unheilbaren Nullitäten den Zweck alles gerichtlichen Verfahrens aus den Augen gelassen, und die unheilbaren Nullitäten nur auf die Formen, nur auf die Mittel zum Zwecke beschränkt hätten. Von allem diesem muß Recensent das Gegentheil annehmen. Nach seiner Ueberzeugung können, wie auch Pütter schon richtig bemerkt hat, die drey Fälle des J. R. A. durchaus nicht aus dem Princip der Unveräußerlichkeit des zum Grunde liegenden Rechtes erklärt werden; denn warum sollte die Parthie, welche ihr behauptetes Recht, mit Verzicht auf allen Rechtsstreit, daran geben kann, nicht auch, mit Verzichtleistung auf die Angriffe gegen einen summarischen Rechtsstreit, über das Ihrige verfügen können? Schon dieses schlägt die Theorie des Verf. zu Boden, und führt zu der, beynahe durch jedes Wort des J. R. A. §. 108 — 109, und noch mehr durch die ganze Geschichte des Streites über die Begriffe sa einer sententia nulla und iniqua bestätigten Ueberzeugung, daß die Verfasser jenes Reichsgesetzes unter einem defectus insanabilis schlechterdings nicht an einen, durch keinen Verzicht möglicher Weise zu heilenden Fehler gedacht haben können; sondern einzig einen positiven Unterschied zwischen dem, worauf die versäumte Appellation einen Verzicht enthalten, und worauf diese Versäumung keinen Verzicht enthalten solle, haben festsetzen wollen. Und hierzu scheint denn wirklich, nach Rec. Ansicht, nichts mehr der gesetzgeberischen Klugheit sich zu empfehlen, als gerade der, von dem Verf. des J. R. A. zum Grunde gelegte Unterschied zwischen einer scheinbaren Sentenz; bey welcher es aber an den wesentlichen Voraussetzungen für eine Sentenz überhaupt, mehrt, welche mithin eben darum im Grunde gar keine Sentenz ist; sondern als nicht vorhanden betrachtet werden muß, — und einer solchen Sentenz, welche auf die wesentlichen Voraussetzungen einer Sentenz aufgebaut ist, folglich als vorhanden und Rechte möglicher Weise bestimmend betrachtet werden muß, aber durch ihren Inhalt Rechte verletzt. Da die Größe der Verletzung hier keinen Unterschied machen kann, und jeder Versuch, nach diesem Gesichtspunkte zu unterscheiden, nothwendig scheitern muß, wie der Verf. von dem Unterschiede zwischen dem, was contra jus in thesi und contra jus in hypothesi ist, überzeugend dargethan hat: so ist nichts consequenter, als daß die Gesetzgebung gegen alle, aus den ungültigen Bestimmungen des formellen Rechts hervorgehende

Rechts-

Rechtsverletzungen nur einerleyartige Rechtsmittel gestattet. Wo es hingegen an den wesentlichen Voraussetzungen zu einer Sentenz fehlt, wo mithin gar keine wahre Sentenz vorhanden ist, da bedarf es keines eigentlichen Rechtsmittels, sondern nur einer Schutzrede gegen den, welcher aus der scheinbaren, aber als nicht existirend anzusehenden Sentenz Rechte ableiten will (exceptio nullitatis), oder einer in gewöhnlicher Zeit verjährbaren Klage, um einen durch eine solche Sentenz wirklich eingeführten rechtswidrigen Zustand zu vernichten (querela nullitatis.)

IV.) Die Darstellung der Theorie der summarischen Prozesse, welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt. Die Entwickelung der Fälle, wo summarisches Verfahren eintritt, die feste Zeichnung der Begriffe des bestimmten und unbestimmten summarischen Prozesses, die überaus treffliche Darstellung der Lehre von der provisorischen und interimistischen Verfügungen, und die neuen Erörterungen über den Berichtsprozeß, das Verfahren bey Kommissionen, bey Theilungen und Vermögensabsonderungen, über den Provokations- und Rechnungsprozeß — alles dieses giebt dem Leser so viele neue fruchtbare Gesichtspunkte, so viele schätzbare Berichtigungen verworrener und dunkler Theile der Theorie, so viele einzelne treffliche Bemerkungen und Stoff zum Nachdenken, daß gewiß Keiner anders, als mit Achtung und Dankbarkeit gegen den würdigen Verf. erfüllt, diese Lektüre verlassen wird. Von sich kann dieß wenigstens Rec. versichern; obgleich die Resultate seines Nachdenkens nicht immer mit den Resultaten des Verf. übereinstimmen. So z. B. ergiebt es sich schon aus demjenigen, was Rec. bey den Abhandlungen über die wesentlichen Stücke des Prozesses und die Formalitäten erinnert hat, daß er nicht mit dem Verf. wesentliche Verschiedenheiten zwischen dem ordentlichen und den summarischen Verfahrungsarten anerkennen kann; sondern daß er den einzigen Unterschied zwischen beyden Verfahrungsarten allein in Formverschiedenheiten findet. Rec. würde daher auch das Verfahren bey Theilungen so wenig, wie den Konkursprozeß, als besondere summarische Verfahrungsarten darstellen; denn ob er gleich sehr gerne zugiebt, daß diese Verfahrungsarten sich wirklich durch wesentliche Verschiedenheiten auszeichnen: so liege ihm doch der Grund hiervon nur darin, weil hier nicht bloß Rechts-

streitig-

streitigkeiten zu entscheiden sind, sondern der Richter zum großen Theile als Policeybeamter auftritt. Es sind diese Verfahrungsarten offenbar gemischte Verfahrungsarten und Handlungen der streitigen und willkührlichen Gerichtsbarkeit; welche sich aber, in so ferne sie streitige Gerichtshandlungen behandeln, wie des Verf. eigene Darstellung zeigt, durchaus nicht von dem gewöhnlichen Verfahren auszeichnen, und daher, wegen der vorausgehenden und begleitenden Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit so wenig, wie das Verfahren bey willkührlichen Gerichtshandlungen überhaupt, eine besondere Art des summarischen Verfahrens bilden können. — Dem sey indessen, wie ihm wolle, immer vermehrt die lichtvolle Entwickelung der Grundsätze für diese gemischte Verfahrungsarten die großen Verdienste, welche der Verf. sich um die Verbesserung unsrer Praxis schon erworben hat.

Dieses Verdienst um Berichtigung der Praxis möchte aber Rec. für die 55ste Abhandl. des IVten Bandes: von possessorischen Streitigkeiten nicht in Anspruch nehmen. Statt diese Theorie, durch richtigen Gebrauch ihrer Quellen, zu vereinfachen, und der falschen Praxis, welche fast überall sich zwey possessorische Rechtsstreite als dem petitorio möglicher Weise vorausgehend denkt, dadurch zu begegnen, daß man die einfache Theorie des römischen Rechts wieder herstellt, und die Modifikationen der kanonischen Gesetze, und der in Nothfällen policeylichen Machtsprüche — als possessorium momentaneum — rechtfertigenden Reichsgesetze aus ihren wahren Gründen erläutert, hat der Verf. — zwar nicht ohne Scharfsinn — alle Fehler der Praxis gerechtfertigt, und — fast möchte dieß Rec. behaupten — diese Fehler selbst noch vermehret. Der Hauptgrund dieser Verirrung scheint Rec. darin zu liegen, daß der Verf. in der L. 1. §. 5. D. Uti possidetis: „Perpetuo autem hoc interdicto insunt haec: quod nec vi, nec clam, nec precario *ab illo* „possides" die wichtigen Worte: *ab illo* übersehen, und darum, statt hieraus bloß das, auf sehr natürlichen Gründen ruhende Recht des Beklagten zu einer exceptio abzuleiten, angenommen hat, daß nur der fehlerfreye Besitz durch dieses Interdikt Hülfe gefunden habe. — So kömmt denn nachher der Verf. dahin, daß er sich, als dem petitorio möglicher Weise vorausgehend, einen Rechtsstreit über das factum

pos-

possessionis, einen Rechtsstreit über die traditionem possessionis, und endlich einen Rechtsstreit über das jus possidendi denkt. — Es würde Rec. zwar eine sehr angenehme, aber für diesen Raum zu weitläufige Arbeit seyn, wenn er hier die richtigere Ansicht mit ihren Gründen auseinandersetzen sollte. Statt aller Ausführung will er sich daher auf die treffliche Schrift des Hrn. von Savigny, Das Recht des Besitzes. Gießen 1803, beziehen, wohin die reine Ansicht, auf das gründlichste und so überzeugend dargestellt ist, daß Rec. mit Gewißheit zum Voraus sieht, der Verf. werde sie der zweyten Auflage seine jetzige Ansicht aufgegeben haben.

Eine sehr schön gearbeitete Abhandlung, über den Konkursprozeß, beschließt den vierten Band, und dieses treffliche Werk. Rec. ist hier ganz mit dem Verf. einverstanden. Er ist vollkommen überzeugt, daß die Eintheilung des Verfahrens in das präparatorische und peremtorische an die Stelle der, in jeder Hinsicht unrichtigen und praktisch wahrhaft gefährlichen Eintheilung des Konkurses in materiellen und formellen treten müsse, und nichts ist ihm gewisser, als daß die Universalität des Konkursprozesses nur auf die Art, wie der Verf. sie rechtfertigt, gerechtfertigt werden könne. Aus den Gesetzen ziehen, zugleich, wird nach Happels gründlicher Schrift: Ueber einige der wichtigsten Gegenstände des Konkursprozesses. Gießen 1803, wohl Niemand mehr versuchen. Als polizeyliche Maaßregel dagegen ist sie der Rechtfertigung fähig; nur müssen alsdann, wie auch der Verf. sehr richtig bemerkt hat, manche daraus fallende Ungerechtigkeiten partikulärer Praxis verbannt werden, als da sind: Sistirung der Zinsen, ohne Auszahlung vor dem Distributionsbescheide, Nichtzulassung der Einzelgläubiger an die Liquidanten, oder umgekehrt, Abziehung der Prozeßkosten aus der Masse, u. dgl.

Noch hat Rec. manche treffliche Ausführung des Verfassers, welcher er seinen ganzen Beyfall giebt, mit Stillschweigen übergangen, z. B.: (I. XIX.) Prüfung des Satzes: daß eine Einrede kein Eingeständniß der Klage enthält. (I. XX.) Von der Gewalt des Richters in Verbesserung der Eidesformel bey einem zugeschobenen und angenommenen oder zurückgeschobenen Eide; — allein Recensent fürchtet ohnehin, schon den für eine Recension in diesen Blättern bestimmten Raum überschritten

schritten zu haben. Nur das muß er noch erinnern, daß der Verfasser (II. XXIX.) auch die schwierige Lehre von Interventionen, Litisdenunciationen und Adcitationen nach neuen Gesichtspunkten zu bearbeiten gesucht habe. Wirklich dankt diesen Bemühungen die Lehre von Interventionen, zumahl die Lehre von der Hauptintervention manche treffliche Berichtigung, — erschöpft aber ist, nach Rec. Ansicht, diese ganze Lehre noch nicht, am wenigsten die Lehre von der gemischten Intervention, welche Recensent als eine in den Wirkungen sich von der Nebenintervention unterscheidende Species kaum anerkennen kann. Auch die Lehre von den Adcitationen dürfte noch Stoff zu einer reichen Nachlese übrig lassen; denn wenn man aus den richtigen Grundsätzen, welche Martin in dem Magazine für den Prozeß H. I. Abh. I. über das Litis consortium mit siegender Gründlichkeit aufgestellt hat, mit Konsequenz fortfolgert, möchte man sich wohl bestimmt fühlen, die Theorie des Verf. über Adcitationen als richtige Folgerungen aus unrichtigen Prämissen zu betrachten.

Ew.

Arzneygelahrheit.

Ideen zu einer neuen Darstellung des Brownischen Systems. Von Dr. *Lucius Abrahäm Liffmann*. *Zweyter Theil*. Pathogenie. Göttingen, bey Röwer. 1802. 676 S. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Bey der Anzeige des ersten Theils dieser Schrift (N. Allg. D. Bibl. LXI. B. 2. S. V. Heft. S. 272.), wurde schon im Allgemeinen erinnert, daß des Herrn Verf. Bemühung, die Physiologie nach wahren Grundsätzen zu bearbeiten, und darauf ein richtiges System der Heilkunde zu gründen, sehr lohnswürdig sey; daß er aber die Schwierigkeiten, die einer solchen Unternehmung im Wege stehen, nicht zu überwinden vermochte. Manche scharfsinnige Bemerkungen bey der Erklärung physiologischer Phänomene, Hallerische Dogmen, Reilsche Lehrsätze über Form und Mischung der Materie, Wiederholungen aus Browns und Röschlaubs Schriften, und eigene Behauptungen, die nicht selten auf unerwiesene

Voraussetzungen gebauet, mithin widersprechend und strig sind, wechseln untereinander ab. Manches, was man in Schriften dieser Art zu suchen berechtiget ist, wird ganz vermißt, oder ist nicht sorgfältig genug bearbeitet, z. B. im ersten Theile, wo von der Nothwendigkeit aus der Wahlanziehung der Grundbestandtheile der thierischen Materie, die Form der thierischen Fasern oder der einfachen Organe, und von der Wahlanziehung der Fasern die Form der zusammengesetzten Organe abzuleiten — und von der Erregbarkeit oder Lebensfähigkeit, die Rede ist. Herrn Liffmanns Begriffe von Organisation, von der Reizfähigkeit oder Muskelerregbarkeit (die nicht indentisch sind), von der Eindrucksfähigkeit oder Nervenerregbarkeit, von der Empfindungsfähigkeit, und von den erregenden Potenzen — die nach ihm Reize heißen, wenn sie auf die Muskelerregbarkeit wirken, Eindrücke, wenn sie auf die Nervenerregbarkeit wirken — u. dgl. sind in der That sehr willkührlich und oberflächlich, und werden eben deßwegen bey vielen Verehrern der Erregungstheorie schwerlich Eingang finden.

Der vorliegende zweyte Theil (Herrn Schelling wegen seiner unsterblichen Verdienste um die Naturphilosophie, Physiologie und Heilkunde gewidmet) ist größtentheils physiologischen Inhalts, und begreift nur die ersten Sätze der allgemeinen Krankheitslehre in sich. Wir wollen untersuchen, welche Vorzüge er vor dem ersten Theile hat.

Da von der Erkenntniß des Lebens die wissenschaftliche Untersuchung über die Entstehung der Krankheit des individuellen Organismus ausgehet, die Pathogenie keine wissenschaftliche Pathogenie seyn kann, wenn wir nicht wissen, wie das Leben der Thiere und Pflanzen wirklich wird, ist, und fortdauert: so soll die Erkenntniß dieser Dinge aus dem Eingange, S. 1—126, hervorgehen. Die ganze Deduktion ist eine genauere Entwickelung der im ersten Theile enthaltenen Sätze über Leben, Organisation, Erregbarkeit und Erregung, wobey die Schellingischen Ideen benutzt worden sind. Heterogeneität ist die Bedingung der Selbstwirksamkeit der organischen Materie, und diese Selbstwirksamkeit ist Grund der Erregbarkeit und des physischen Lebens. Um diesen Satz dreht sich das ganze Raisonnement, das uns aber in der Erkenntniß dieser dunkeln Materie keinen Schritt weiter führet. Zufolge dieses Satzes unterscheidet Herr Liffmann das werdende Leben von dem seyenden Leben, und bedeutet jenes

atomi-

atomistisch, dieses dynamisch. So wird es auch, S. 98, mit der Erregbarkeit gehalten: „Es ist der Physik der lebenden Naturkörper äusserst viel daran gelegen, dass man sich von dem Unterschied in der Erklärung der Erregbarkeit überzeuge. Anders fällt die Erklärung aus, wenn man die Erregbarkeit (atomistisch) in dem ersten Moment der Konstruktion; anders, wenn man sie (dynamisch) in dem zweyten Moment der Konstruktion; und anders, wenn man sie (atomistisch und dynamisch) in dem dritten Moment der Konstruktion erklären will. „Unserer Untersuchung zufolge ist die Erregbarkeit atomistisch durch die ursprüngliche Selbstwirksamkeit der heterogenen Grundbestandtheile der organischen Materie erklärt. „Die Theorie stellt den Satz auf: die belebte Materie, die sich thätig äussert, muss zuvor durch den atomistischen Prozess der organischen Materie belebt werden; und durch dieses Belebtwerden aus dem Zustande der organischen Trägheit in den Zustand der organischen Wirksamkeit übergehen. Dynamisch ist die Erregbarkeit, unserer Untersuchung zufolge, erklärt durch den ursprünglichen Gegensatz der erregenden und erregbaren Thätigkeiten. „Die Erfahrung stellt den Satz auf: dass die erregbare Materie zur thätigen Gegenwirkung nicht erregt werden kann, wenn nicht Potenzen von aussen auf das Erregbare der Materie thätig einwirken. „Sobald wie die thätige Gegenwirkung der erregbaren Materie da ist, ist auch zugleich die thätige Einwirkung der Potenzen da, und umgekehrt. „Atomistisch und dynamisch ist, unserer Untersuchung zufolge, die Erregbarkeit erklärt durch die Wechselbeziehung der entgegengesetzten Thätigkeiten auf die ursprüngliche Selbstwirksamkeit der organischen Materie. „Die Theorie und Erfahrung stellen den Satz auf: die einmal belebte Materie kann nicht belebt bleiben, und in dem Moment, wo sie Leben producirt, keine erregbare Thätigkeit äusern, wenn nicht die sie ihre eigene Thätigkeit so wohl, als die erregende Thätigkeit der Potenzen auf sie bezogen werden, und beyde Thätigkeiten im Konflikt ihren Lebensprozess unterhalten." Bey der Erklärung der Naturphänomene sind beyde Erklärungsarten, die atomistische und die dynamische, zulässig; aber die letztere führt einen Schritt weiter,

terie, die sich in dem Lebensprozeß äußert, erklärt ist, wird untersucht, worin die Verschiedenheit der beyden kranken Zustände der Erregung und der Organisation (allgemeinen und örtlichen Krankheiten) bestehe. Sechstes Kapitel. Fundamentalgesetze der Physik des lebenden Organismus, in sofern sie auf Organisation, Leben, Erregung, Gesundheit Krankheit und Heilung überhaupt sich beziehen. S. 474 — 663. Unter einem Gesetze der Physik des lebenden Naturkörpers wird „eine Handlung des lebenden Organismus, die aus Naturnothwendigkeit bestimmt, da eintreten muß, wo die Bedingungen derselben gegeben „sind“ verstanden. Hr. L. stellt fünf und sechzig dergleichen Gesetze auf, die aber wenigstens auf die Hälfte reducirt werden könnten. Er will sie aus Vernunft- und Erfahrungsgründen beweisen. Rec. muß aber erinnern, daß die Gesetze der organischen Thätigkeit, wie sie durch die Induktion gefunden worden, schon von Röschlaub befriedigend erklärt worden sind, und daß unser Hr. Verf. mit dem häufig gebrauchten Worte Rationalismus keinen bestimmten Begriff verbindet. Er setzt jede Spekulation, wie sie bey einem philosophierenden Kopfe zu Stande kommt, unter diese Kategorie. Der Philosoph aber, der weiß, daß es jedem philosophischem System über den Ursprung menschlicher Erkenntnisse noch an wissenschaftlicher Begründung fehle, und daß alle Versuche darüber ins Reine zu kommen, bisher nichts als Versuche geblieben sind, wird Gesetze, wie z. B. folgende: Organisation kann ohne Leben, Leben aber nicht ohne Organisation existiren; ohne Selbstwirksamkeit der organischen Materie existirt in der organischen Natur kein Leben, keine Erregbarkeit, u. s. w. für das halten, was sie wirklich sind, nämlich für willkührliche Sätze, Hypothesen und gewagte Schlüsse. Herrn Lissmanns Raisonnement über diese sogenannten Gesetze, hilft seiner Schwierigkeit nicht ab. „Nicht selten giebt ein heller Kopf etwas für einen Ausspruch der Vernunft aus, was bloß innere Erfahrung oder Arbeit der produktiven Einbildungskraft ist. Schluß und Uebergang zum dritten Theile. S. 664 — 674. Die Begriffe von Opportunität und Krankheitsanlage werden erklärt, und die Unterschiede zwischen beyden untersucht.

Seitdem Rec. medicinische Schriften gelesen hat, ist ihm kein Buch in die Hände gekommen, das so viele unnöthige

ekige Ekel erregende Wiederholungen enthalten hätte, als diese neue Darstellung des Brownischen Systems. Es gehöret eine große Geduld dazu, sich durch 42 Bogen zu arbeiten, deren wesentlicher Inhalt bequem auf 8 Bogen hätte gebracht werden können. Es ist eine wahre Indiskretion gegen das medicinische Publikum, daß einige Kommentatoren Brown's ihre Ideen so weitschweifig vortragen, daß am Ende der Sinn der Worte nicht mehr verständlich bleibt, und die Gegenstände in Dunst verschwinden. Wo will man die Zeit hernehmen, alles, was der zergliedernde Scharfsinn solcher Genie's zu Markt bringen läßt, nur zu lesen? Brown's Styl ist gedrängt, und doch fiel er zuweilen in den Fehler der unnöthigen Wiederholung. Was würde er aber sagen, wenn er wieder käme, und die kraftlosen Kommentarien seiner meisten Anhänger lesen sollte? Wenn ein Genie den Gedanken ausführte, das Ganze der Erregungstheorie zu liefern, dann schenke der Himmel uns eine eiserne Geduld! Aus Liebe für Wahrheit durfte Rec. diese Bemerkung nicht unterdrücken; denn wenn Herr Liffmann fortfährt, die Erregungstheorie auf die Weise zu bearbeiten, wie sie in dem zweyten Theile vorliegt: so wird ein bändereiches Werk von wenigstens 6 bis 8 Alphabeten die Folge davon seyn.

Pr.

Beyträge zur praktischen Arzneykunde. Von D. J. Ge. Friedr. Henning, Hofrath und praktischem Arzt zu Zerbst. Erster Theil. Mit einem Kupfer. Gotha, bey Ettinger. 1802. 284 Seiten. 8. 18 gr.

Der Inhalt dieser Schrift besteht in Folgendem: Medic. topograph. Beschreibung der Stadt Zerbst. Zerbst liegt unter 29° 58′ der Länge und 52° 3′ der Breite, enthält zwischen 7 bis 8000 Einwohner, liegt gesund auf einem kaum merkbaren sandigen Hügel. Von ansteckenden Krankheiten weiß Zerbst nichts. (?) In 17 Jahren, die der Verf. praktizirt, hat er vier Blatternseuchen erlebt, wovon 1784 immer das vierte Kind starb (das ist doch gewiß eine bösartige Epidemie? —) Der Verf. impfte zuerst in Zerbst. Der letzte Fürst hatte die Impfung verboten. (?!) Der Keichhusten war auch jedesmal schlimm, und lief nicht selten

tödlich ab. Gewöhnlich folgte er auf Masern. Wechselfieber sind sehr gewöhnlich; auch Hämorrhoiden, Hektik, Skropheln, Würmer, unter Frauenzimmern Bandwürmer. Krankenhäuser und Hospitäler hat Zerbst nicht. Bauerwehzel; Influenza; Ruhr, besonders Frauenzimmern gefährlich. Fast alle Kranken bekommen Fußgeschwulst. Die Krankheit wanderte von Straße zu Straße, sie war rheumatisch-katarrhalisch-schleimigt. Alle ausleerenden Mittel schadeten. Nux vomica war gewöhnlich nachtheilig, Brechmittel gleich Anfangs nützlich, dann Demulcentia, Schleime und Oel, Salab mit Mindererisch, Geist und Laudanum; die noch etwas Reiz vertragen konnten, (?) Manna in schleimichten Dekokten, laue Bäder, Einreibungen ꝛc. bekamen gut (der Aufsatz ist auch in Hufelands Journal eingerückt). Epilepsie, mit Sache zu rechnen (die Rec. an mehreren Epileptischen beobachtet hat). Ein faulichtes Nervenfieber, das seiner Riesen wegen merkwürdig war. Es gieng eine Menge Blut und Eiter durch den Stuhlgang ab. Der Verf. schreibt die Genesung großen Theils der gebrauchten Phosphorsäure zu. Ueber den Gebrauch der Phosphorsäure, besonders bey Blutflüssen. (Verdient ferner versucht zu werden. Dieß Kapitel hat dem Rec. am besten gefallen.) Pollutionen (in der Behandlung haben wir die Mineralbrunnen zu tadeln, welche, wie alles Diuretische, gewöhnlich schädlich sind). Einige Bemerkungen über Thierkrankheiten und Vergleichungen mit ähnlichen Zufällen bey Menschen, der Kuhpocken wegen geschrieben. Der Verf. sucht in den Kuh- und Menschenblattern etwas Homogenes und Analoges. Auch ein Beytrag über Kuhpocken. Der Verf. ist von der Sicherung vor Menschenblattern durch Kuhpocken überzeugt. Schneller Tod eines Kindes durch unbestimmte Ursachen. Der Verf. hebt diesen Absatz folgendermaßen an: „Vom kleinsten „Sonnenstäubchen bis zum Elephanten, vom unbeträchtlichsten Moose bis zur majestätischen Palme, vom Sandkorne „bis zum unermeßlichen Gipfel der Kordilleras, ist alles Entstehen, Leben, Daseyn, Tod und Verwesung.“ (Wer wird dabey nicht unwillkührlich an die asiatische Baulse erinnert? Der Verf. mag es uns verzeihen!) Die Ursache sollte Wurmreiz und Verhärtung der Eingeweide gewesen seyn Elephantiasis und Herpes. Der Verf. nimmt eine Ansteckung und nervöse Natur des Flechtenübels an. Die Kran-

ke

ke mit der Elephantiasis wurde doch 81 Jahre alt; Rhabarber und China äußerlich that noch das Meiste. Gallopierende Schwindsucht. Ist es gut, die Blattern zu jeder Zeit und unter jedem Umstand zu impfen? Eine übelgestellte, schon besser beantwortete Frage. Eine gemachte Bemerkung bey einigen Wechselfiebern, daß sie sich durch Ansteckung fortpflanzen. Visa Reperta, altmodisch und höchst überflüssig. Ueberhaupt können wir nicht sagen, daß uns dieser erste Band nach einem zweyten lüstern gemacht habe. Der Verf. mag ein guter und thätiger praktischer Arzt seyn; aber schriftstellern sollte er nicht. Reine Theorie ist bald und größtentheils nach dem Humoralzuschnitte geformt, bald kommt ein nicht ganz passender Lappen von Brownianismus und Theorie der Lebenskraft. Die praktischen Bemerkungen mögen wohl gut seyn; sie liegen aber in einem unangenehmen Schutte vergraben. Der Vortrag wimmelt von Sprach- und Schreibfehlern, welche letztere zum Theil von der Sucht des Verf. herrühren, ausländische Wörter einzumischen. Der Styl ist weitläuftig und verworren, z. B. S. 16: Die Lummer fand sich nicht bey den Fabrikanlagen geschmeichelt; S. 17: der leidenden Menschen wird Genügheit geleistet; S. 18: es hat seinem Beyspiel mancher gefolgt. Was das Gesundheitswohl der Stadt anlangt ꝛc.; S. 25: Sobald die Bader nicht, sobald sie selbst nicht Lust haben. S. 26: Wohl sucht dieß den Grund darin; S. 27: zu verwundern ist es, daß die Zahl wenige sind; S. 34: Nimmt man an, daß unsere Nahrungsmittel im Winter von der Art sind, daß sie, statt unsere Säfte gehörig liquide zu erhalten mehr inspissieren ꝛc.; S. 38: Durch die Hitze wird die Lymphe in den Drüsen gleichsam in einen erschütternden Zustand gesetzt; S. 49: Weikards Katarrhthiorie sey von zu grossen hypothedischen Uebel entfernt; Seite 56: Würmer mit ihren ganzen Embellement; Seite 125: B. war blutreich aber von jeher immer Unordnungen in ihrer Menstruation bemerkt; S. 126: Laxität der Gefäße, oder nach Brown direkte Schwäche; S. 141: Es ist gewiß, daß auch der wo in der Sache unschuldig das Phänomen erfolgt, ein Uebelbehagen statt findet; wie räumt sich also ꝛc. S. 152: Das Liegen auf dem Rücken, welches viele Aerzte wiederriethen, habe ich als eins der besten Mittel erwähnen müssen.

Mz.

gebornen in Schlesien. Tout comme chez nous! Schade, daß die Rüge solcher Mißbräuche so wenig Nutzen stifter, sollte sie, wie hier, noch so gut gemeint und noch so herzlich und unterrichtend vorgetragen seyn!

Jac. van der Haar's auserlesene medicinische und chirurgische Abhandlungen und Beobachtungen. Aus dem Holländischen. Mit (sparsamen) Anmerkungen und Zusätzen. Von Joh. August Schmidt (Arzt zu Neuwied). Zweyter und letzter Band. Leipzig, bey Schäfer. 1802. 306 S. 8. 1 Rl. 18 Gr.

Es sind in diesem Bande 19 Abhandlungen gemischten Inhaltes begriffen: Ueber Milchversetzungen, die der Verf. in vollem Umfange, und besonders bey blonden Weibern annimmt. Bey einer binnen 3 Tagen gestorbenen Neuentbundenen fand man um die Därme herum, unter dem ganzen Bauchfelle, alles mit der (bekannten) milchichten Feuchtigkeit angefüllt. Entzündung war weder da (?) noch in der Gebärmutter zu bemerken. — Anweisung, die angebornen krummen Füße grad zu machen, (haben wir jetzt besser!) — Ueber das Zerreißen der Flechsen, besonders der Achillessehne. — Ueber die Wunden der Flechsen, und der Art, sie ohne Naht zu heilen. — Ueber das Anschwellen und Heraustreten der Zunge, sie entstehe meist von gebrauchten Merkurialien, bey Blattern, Scharlach, Faul- und andern Fiebern, bösen Hälsen, Schwämmchen; der Verf. empfiehlt besonders die Rückenlage mit Verschluckung des Speichels; Hr. Schmidt erinnert dabey, daß das Quecksilber in Holland leichter, als anderwärts Speichelfluß erregt. — Ueber den Nutzen eines vorbereitenden Verbandes vor der Operation der Hasenscharte und des Lippenkrebses, wodurch nämlich Haut und Muskeln verlängt und ihre Zusammenziehung geschwächt werden soll (die deutsche Art, zu operiren, scheint denselben überflüssig zu machen. — Ueber die Sackwassersucht der Eyerstöcke, der Zellstoff sowohl dieser, als der Hoden scheine eine besondere Ergießung von Wasser unterworfen zu seyn. Wenn der im Eyerstocke abgeschiedene

Stoff

Stoff sich nicht gehörig ausleeren könne, erzeuge sich jene Wasseransammlung. Die übrigens wenig oder nicht gestörte Gesundheit, nebst der örtlichen Ausdehnung sey das gewisseste Zeichen des Anfangs dieser Krankheit. Der Verf. fand einmal weit über 100 Pf. klares Wasser in solch einem Sacke. Von der Bauchwassersucht ist diese doch im Verlaufe schwer, im Anfange noch leichter zu unterscheiden, jene ist meist Folge eines allgemeinen Uebelbefindens, diese im gesunden Körper vorhanden. Von der Windsucht unterscheidet sie sich eben auch dadurch, die Abtreibung bey dieser ist nicht immergleich, bald größer bald geringer, der Ton beym Anprallen heller, mit Poltern im Leibe verbunden, die Sackwassersüchtigen wiegen schwerer. Der Verf. fügt die Abbildung eines Eyerstocks bey, der 36 Pinten Wasser enthielt. — Beschreibung und Abbildung eines Instruments zum Abbinden der Polypen in der Gebärmutter und Kehle. — Ueber das schädliche Herausholen der Nachgeburt unmittelbar nach der Geburt. Der Verf. will Nachgeburten mehrere Tage, selbst Wochen lang zurück bleibend gesehen haben, die oval, blutlos, gelblicht und so fest wie ein bökiger Meerrettich (S. 189) und fast geruchlos waren. (Obgleich der Rec. alle Achtung für den wahrheitliebenden Verf. hat: so glaubt er dieses doch nicht!) — Nachricht von vier schwammichten, ein Pfund schweren Gewächsen der Nase, die glücklich abgenommen wurden. — Freye Gedanken über das nicht Ansteckende einer Ruhr. Ehe die Ruhr eintrat, klagten viele über Jucken in der Haut und einen Ausschlag. Auch herrschten Gallenfieber. Der Verf. nimmt eine epidemisch wirkende Ursache an. (Mit Recht wundert sich der Uebers. über den Verf., wenn dieser (S. 224) von arsenikalischen Theilen der Luft spricht!) — Ueber den sogenannten Gliedeimgriff (im Harne). Der Verf. hält ihn für ein Zeichen von Verengerungen am Ende der Harnröhre, und empfiehlt dagegen Bougies. — Ueber die Speckhaut des Blutes. Der Uebers. widerspricht dem Verf., wenn dieser angiebt, daß in kalten Ländern und Jahreszeiten mehr Entzündungskrankheiten herrschten, aus Erfahrungen, welche er in Italien gesammelt hat. — Ueber die angemessenste Nahrung kleiner Kinder ohne Brust. Zwiebackbrey mit etwas Milch und Zucker. — Ueber erbliche oder angeborne Krankheiten. Der Verf. kannte eine hinkende

Mutter,

Mutter, deren 5 Kinder, die ihr ähnlich sahen, hinkten, 2 die dem Vater ähnlich sahen, hinkten nicht. Ein Mann mit einem Weibe zeugte 5 Kinder, wovon 2 Knaben und ein Mädchen, ihm ähnlich, Brüche, 2 Kinder der Mutter ähnlich, keine hatten. Der Verf. nimmt Erbkrankheiten in weiter Ausdehnung an. — Erklärung der Stelle Johannis, über die Seitenöffnung Jesu. Der Verf. nimmt daraus, wie Gruner, den Beweis, daß Jesus wirklich schon einige Zeit müsse todt gewesen seyn, als der römische Soldat ihn in die Seite stach.

Noch einmal muß Rec. bekennen, daß die deutsche Literatur nichts verloren hätte, wenn Herr Schmidt diese Sammlung nicht veranstaltet hätte.

Mz.

Allgemeine Anatomie, angewandt auf die Physiologie und Arzneywissenschaft, von *Xavier Bichat*, Arzte am grossen Hospice d'humanité zu Paris, Professor der Anatomie und Physiologie. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *C. H. Pfaff*, Doktor der Arzneywissenschaft und Philosophie, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Arzneywissenschaft und Chemie auf der Universität zu Kiel, etc. *Erster Theil, erste Abtheilung*. Leipzig, bey Crusius. 1802. 324 Seiten. 8. 1 Rt. 4 Gr.

Die Hauptidee, welche Hr. Bichat in diesem Werke ausführt, geht dahin, „die organischen Elemente des menschlichen Körpers, oder die einfachen konstanten Gewebe, aus welchen seine verschiedenen Organe zusammengesetzt sind, gleichsam in abstracto zu betrachten, überzeugt von dem mächtigen Einflusse, den sie auf die Physiologie und auf die medicinische Praxis haben müssen.“ Er nimmt 21 solcher Gewebe an, nämlich: Zellgewebe, Nervengewebe des thierischen Lebens, Nervengewebe des organischen Lebens, Arteriengewebe, Venengewebe, Gewebe der aushauchenden Gefäße,

Gefäße, Gewebe der einsaugenden Gefäße und ihrer Drüsen, Knochengewebe, Markgewebe, Knorpelgewebe, fibröses Gewebe, fibröseknorpelichtes Gewebe, Muskulargewebe des thierischen Lebens, Muskulargewebe des organischen Lebens, schleimichtes Gewebe, seröses Gewebe, Synovialgewebe, Drüsengewebe, Hautgewebe, Oberhautgewebe, Haargewebe. Bey dieser Auseinandersetzung lege der Vf. überall viel Gewicht auf die Unterscheidung des thierischen und organischen Lebens, der vitalen und organischen Eigenschaften, indem er bey dem letztern nur Vegetation, bewußtlose Empfindung, unwillkührliche Bewegung im Sinne hat. Aber sind denn Bewußtseyn und Willkühr nicht auch Eigenschaften des menschlichen Organismus, oder thierische und vitale nicht auch organische? Ueberhaupt wird der Verf. durch jene Vereinzelung der Gewebe selbst verleitet, sie auch in ihren Wirkungen und Leiden zu sehr vereinzeln, und über ihre Zusammenstimmung und Verknüpfung zur Einheit hinweg zu sehen. Wiewohl er (S. 57) doch wieder dahin einlenkt: „Daß sehr oft die „krankhafte Veränderung eines einzelnen der Gewebe eines „Organs hinreiche, um die Verrichtungen aller andern zu „stören, jenes aber nichts desto weniger das einzige sey, wo „sich die ursprüngliche Quelle des Uebels findet.“ Diese erste Abtheilung enthält: Allgemeine Systeme für alle Apparate; Zellgewebe; Nerven des thierischen Lebens — oder Nerven, welche das Hirn- und Rückenmark zu ihrem Mittelpunkte haben; Nervensystem des organischen Lebens — oder das System der Nervenknoten, davon jeder wieder als der Mittelpunkt eines besondern kleinen Nervensystems anzusehen seyn soll. — Der Verf. hat diese einzelnen Systeme von Geweben sehr ausführlich durchgegangen und von allen Seiten betrachtet. Nur auf die chemische Ansicht wollte er sich nicht einlassen. Und eben so lag die Beschreibung der einzelnen aus diesen Geweben zusammengesetzten Organe ausser seinem Plane. Dagegen findet man hier über den vorgesetzten Gegenstand viele neue Thatsachen, Versuche und Beobachtungen, oder doch neue Ansichten, aus welchen Hr. Bichat manche interessante Folgerungen zieht, obschon man ihm keineswegs überall beystimmen kann. Dieß Letztere bezeugt auch der Hr. Uebersetzer in seinen Noten, mit welchen er eben nicht verschwenderisch war. Die Uebersetzung selbst ist sehr wohl gerathen.

Pb.

Vermischte Schriften.

Einige Betrachtungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse. Herausgegeben für das Bedürfniß einer Noth leidenden Familie, und allen Edlen und Guten gewidmet von C. C. W****. 1802. VIII und 56 S. 8. 4 Gr.

In Buchhändlerverzeichnissen, als für die wegen heilloser Büchermenge der Raum immer enger wird, steht die letzte Hälfte obiger Aufschrift vielleicht gar nicht. Dem Vertriebe dieses Schriftchens selbst, mag indeß diese Lücke eher vortheilhaft als nachtheilig seyn; denn zu oft nur dringt man unter dem Aushängeschild der Menschenliebe, Schreibereyen uns auf, die so beschaffen sind, daß sie gleich auf dem ersten Blatte mißtrauisch machen, und also wenig Wirkung hervorbringen können. In vorliegendem Falle jedoch, sollte statt der am Ende genannten Druckoffizin zu Hof, lieber gleich auf dem Titelblatte, nicht bloß im Meßverzeichnisse der Name des Verlegers oder Kommissionairs, Herrn Schumann zu Zwickau, sich finden lassen? Wenn man dieß nicht weiß, an wen nunmehro sich wendet? denn auch der Herausgeber des Heftchens fand für gut, seinen Namen und Aufenthalt nur durch Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Bey einem Unternehmen dieser Tendenz, wirkliche Mißgriffe!

Mit der Veranlassung selbst hat es folgende Bewandtniß. Ein Freund des Verf. war so glücklich, einen braven kenntnißvollen Hausvater — mehr wird von ihm nicht erzählt — vom Verzweiflungstode zu retten. Damit aber war die Sache noch nicht abgethan. Der arme Mann hat eine kränkelnde Frau, vier kleine Kinder, und die damit entstandne Schuldenlast betrug vierzig Thaler. Ihn von dieser befreyen zu helfen, wurde Hr. W. dringend aufgefordert; der aber bey eignen sehr eingeschränkten Glücksumständen mit nichts Anderm, als Papieren aus seinem Schreibepult an die Hand gehen konnte; ein paar Fragmenten, nämlich von ihm gehaltner Predigten. Diese Bruchstücke hat man unter drey Rubriken hier vor sich; und da sie manches Erbauliche, auch gut Vorgetragene enthalten, bleibt ihrem Abdruck die Erreichung eines so löblichen Zweckes allerdings zu wünschen.

schen. I. Von dem gehörigen Verhalten gegen den Unterricht in der Religion, und den Vortheilen desselben. (des Verhaltens nämlich.) II. Ueber den Menschenhaß, und die Gründe zu dessen Bestimmung. III. Ueber die Wichtigkeit des Todes. — Wohl noch Niemand hat an dieser gezweifelt. Die bloße Frage: Was ist der Tod? wäre daher vielleicht noch anziehender gewesen. Auch war es nicht eben nöthig, den in Hinsicht auf ein künftiges Leben und darin zu erwartender Belohnung noch zu keiner Gewißheit gelangten; dennoch aber der Tugend nachstrebenden Erdenbürger, so schnöde wie hier geschieht, zu behandeln. — Ueber die Selbstprüfung. Aus den Papieren eines Ungenannten; der viel Gutes darüber zu sagen weiß; nur sehr beyläufig aber von den Vorkenntnissen spricht, ohne die jede Selbstprüfung höchst oberflächlich und unfruchtbar, nicht selten sogar verkehrt, und also zweckwidrig ausfallen muß. Auch von der Gemüthsstimmung, womit eine dergleichen Operation anzustellen ist, wenn solche heilsam werden soll, ist hier wenig oder nichts gesagt. Ein von eben diesem Verfasser nicht schlecht versificirtes Gebet um Leibesnothdurft und Seelennahrung macht den Beschluß; wo indeß die Bitte: durch Kriechen sein Menschenantlitz nicht schänden zu dürfen, den zweydeutigen Sinn giebt, als ob man zuweilen kriechen müßte; was doch keinesweges absolute Nothwendigkeit zu seyn scheint. Eben dieser Ungenannte hätte ungleich besser gethan, in der kleinen Abhandlung statt einer nur Gleims Gedichten entlehnten Strophe, die aber Inkorrectheiten und schwerfällige Wendungen enthält, aus Hellers Prüfung neue Abendstunden, das, viel passlicher aber, und nimmermehr sie zu brauchen. Daß man sie auswendig weiß, scheint noch kein Grund, ihr eine bessere vorzuziehen. Allenfalls könnte Gleims letzte Zeile,

Der Träumer schläft nicht gut, der seine Sünden träumt,

beybehalten werden.

Eg.

Musik.

Karl von Dittersdorfs Lebensbeschreibung. Seinem Sohne in die Feder diktirt. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. Ohne den Vorbericht und die Inhaltsanzeige 294 Seit. gr. 8. 1 Rg. 8 K.

Unstreitig gehörte D. in mehr als einer Rücksicht zu den bedeutendern Künstlern seines Zeitalters; denn er war bekanntlich nicht nur ein wirklich großer Violinspieler, sondern behauptete auch unter den Komponisten in verschiedenen Fächern der Tonkunst einen sehr ansehnlichen Rang; überdieß hatte er viel Bildung, und besaß dabey nicht gemeine Sprachkenntnisse u. dergl. seine Biographie mußte daher schon in sofern willkommen seyn. Allein auch davon abgesehen, können wir die vor uns liegende Schrift als sehr lesenswerth empfehlen, weil sie nicht nur viele lehrreiche, und von jungen Tonkünstlern sorgfältig zu beherzigende Winke enthält; sondern auch jedem Andern, welcher sich nicht ausschließend der Musik widmet, eine ungemein angenehme Unterhaltung gewähren wird. Die Verlagshandlung hat sich daher durch die Herausgabe dieser Schrift ein wirkliches Verdienst um das musikalische Publikum überhaupt, insbesondere aber um junge Musikstudierende erworben; denn diese finden darin eine Menge nützlicher Bemerkungen über den praktischen Theil der Kunst, über das erforderliche Studium derselben, über verschiedene merkwürdige Männer, über musikalische Kunstwerke, u. dergl. m. Auch können diejenigen, welche in die große Welt treten wollen, aus dieser Biographie sich eine ziemliche, oft gar sehr nöthige Menschenkenntniß erwerben.

In dem lesenswerthen Vorberichte schreibt der Herausgeber von dem verstorbenen Dittersdorf: „Gequält von „langwierigen Leiden eines zerrütteten Körpers, und dann „der gebeugt von Kummer und Unmuth über sein unverdientes Schicksal, das ihn und die Seinigen ein Opfer seiner „Rechtschaffenheit werden, und sein Leben, das einst so „glänzend gewesen war, sich in Nacht verlieren und so gemein werden ließ, wandte er die letzten Momente desselben

„dazu

„dazu an, zu seiner Erheiterung; zum Theil aber auch, um „auf seine Familie noch einen kleinen Nachlaß zu vererben, „der ihr nach seinem Tode zu Gute käme, sein Leben zu be„schreiben, und — da er selbst nicht mehr zu schreiben ver„mochte — dasselbe seinem ältesten Sohne in die Feder zu „diktiren.“ Dieß that er mit einer seltenen Offenherzigkeit; denn auch seine mancherley Schwächen, Fehltritte und Verirrungen verhehlte er nicht, sondern erzählte sie, Andern zur Warnung, ohne alle Schonung seiner selbst. Ja, man könnte wohl behaupten, daß er darin zuweilen vielleicht allzustrenge über sich geurtheilt habe. — Da jedoch Manches für das Publikum nicht interessant genug gewesen seyn möchte, Manches hingegen zu weitläuftig erzählt war; da ferner auch der Styl eines beynahe schon mit dem Tode Ringenden — denn zwey Tage nach der Vollendung dieser Schrift verblich er — natürlicher Weise mit unter einer, von ihm selbst gewünschten, Verbesserung bedurfte: so ersuchte die Verlagshandlung, den, als Schriftsteller rühmlich bekannten, Herrn K. Spazier, um die etwa nöthige Abkürzung des, ihr nach dem Willen des Verstorbenen von der hinterlassenen Wittwe übersandten Manuskripts, und um die erbetene Verbesserung des Styls. Beydes hat Hr. Sp. auf eine Art gethan, die ihm Ehre macht, und nur wenig dabey zu wünschen übrig läßt. Er selbst ist sich bewußt, dem ihm gegebenen Auftrage in jedem Sinne gewissenhaft nachgekommen zu seyn; doch mußte er sich zuweilen schlechterdings Freyheiten nehmen, worüber er sehr befriedigende Gründe angegeben hat. „Dem „Ganzen ist (seiner Versicherung nach) dadurch nicht das Ge„ringste von seinem Werthe, und von seinem eigenthümlichen „Charakter entzogen worden. Es ist wirklich Dittersdorfs „Lebensbeschreibung geblieben. Er hat so gesprochen, so er„zählt, so empfunden und geurtheilt; nur ist, wenn man so „will, etwas mehr Form, mehr Styl, mehr Zusammen„hang und Raschheit in sein Werk gebracht worden; ein„Dienst, den man den schriftstellerischen Resten eines sol„chen Mannes, der kaum sich selber mehr angehörte, wohl „erzeigen kann, ohne ihnen eben Gewalt anzuthun, und der „sogar von der Achtung zeugt, die man seinen Manen schul„dig ist.“

Wir erinnerten schon oben, daß man alle Ursache hat, mit Herrn Spaziers Verbesserungen zufrieden zu seyn; denn

bey sorgfältigem Durchlesen dieser Biographie ist uns nur Wenig aufgestoßen, was etwa noch abgeändert zu werden verdient hätte. Hierzu rechnen wir unter andern die folgenden Ausdrücke. S. 31 f. Daß du deinen Fehler reparirt hast. S. 81. Taschelte er ihnen einigemale zu. S. 92 Billard, Charten- und Kegelspiel machten mich ratzenkahl. S. 93 Reißaus nehmen. S. 95 Für meinen virtuosen Hoboisten. S. 113 Wir giengen recht ächt musice nach Hause. S. 140 In akuten Tönen. S. 156 Er war ein guter Akteur, und ganz Baß. S. 177 Blanc kommissionirte ꝛc. S. 199 Spießbürgerlich. S. 232 Der Keuschheitskommission in die Klappe gerathen. S. 254 Dieß Schlaraffenleben. S. 265 Akomineuse Affairen u. a. m. Daß aber das Ganze durch die Abkürzung ꝛc. des Herausgebers merklich gewonnen habe, bezweifeln wir im geringsten nicht; denn sehr richtig bemerkt dieser (S. V.), daß dasjenige, was ein kränkelndes Alter der Jugend mit aller Redseligkeit vorplaudert, sehr leicht dem Publikum zuwider werden, und das Hauptinteresse einer Erzählung schwächen könnte. — Um unsere Leser mit dem Inhalte dieser, in 27 Kapitel eingetheilten, sehr interessanten Schrift näher bekannt zu machen, zeigen wir das Merkwürdigste daraus an.

Karl Ditters — denn so hieß er vor seiner Erhebung in den Adelstand — war im Jahre 1739 zu Wien gebohren; er hatte, außer zwey Schwestern, noch einen ältern und jüngern Bruder. Sein Vater bekleidete einen Posten, welcher ihm so viel abwarf, daß er seinen fünf Kindern eine etwas bessere Erziehung, als sie sonst bey Bürgern gewöhnlich ist, geben konnte. Noch war D. kaum sieben Jahre alt, als er schon eine besondere Neigung zur Musik in sich verspürte. Er erhielt daher auf sein wiederholtes Bitten Unterricht im Violinspielen, und machte in Zeit von dritthalb Jahren solche Fortschritte darin, daß sein erster Lehrmeister — der ehrliche Mann hieß König — gerade heraus gestand, er könne ihn nichts mehr lehren. Nun wurde Joseph Jügler, ein sehr braver Violinist ꝛc. zum zweyten Lehrer gewählt. Ganz recht suchte dieser geschickte und verständige Mann den jungen D. vor allen Dingen zu einem guten Violinisten zu bilden. In dieser Absicht rieth J. dem letztern, fleißig bey den Kirchenmusiken mit zu spielen, welches denn

auch

auch mit vieler Emsigkeit geschah. Bey einer solchen Musik wurde dem kleinen D. ein Violinsolo zu spielen übertragen; die Ausführung desselben gelang ihm über Erwarten, so daß er sich dadurch bey dem dabey gegenwärtigen berühmten Virtuosen auf dem Waldhorne, Hubaczek, beliebt machte. Dieser empfahl ihn sogleich seinem Herrn, dem ungemein menschenfreundlichen K. K. Feldmarschall, Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, welcher ihn nach einigen Prüfungen im Violinspielen, als Kammerknaben in seine Dienste nahm. D. erkennt dankbar die ausgezeichnete Gewogenheit und Vorsorge, deren ihn dieser vortreffliche Prinz würdigte; denn nicht nur in der lateinischen, französischen und italiänischen Sprache; sondern auch im Reiten, Tanzen und Fechten, ja sogar in der Religion ließ er ihn unterrichten. — Die Episode (S. 16—24), welche die berühmte Sängerinn Vittoria Tesi betrifft, und die Anekdote von dem Papagey derselben, von dem krummbeinigen Matthes, von der Uhr (S. 25—32), u. a. m. sind zwar sehr interessant; verstatten aber keinen Auszug.

Zum Lehrer im Violinspielen erhielt D. nunmehr den sehr geschickten Trani, der sich die musikalische Bildung des eilfjährigen Knabens mit allem Eifer angelegen seyn ließ. Auch D. versäumte an seinem Theile nichts dabey, und giebt S. 37. 42 und 43 ꝛc. denjenigen, welche es auf diesem Instrumente zu einer gewissen Vollkommenheit bringen wollen, einige sehr nützliche Winke. Bey einem Aufenthalte zu Schloßhof, wohin sich der Prinz jährlich zu Anfange des Monats Juni zu begeben pflegte, erwachte in D., bey der Anwesenheit einer kleinen Schauspieler-Gesellschaft, zuerst der Trieb zur dramatischen Musik (S. 40). Als der Hof des Prinzen wieder nach Wien zurück kam, trat unser kleiner Virtuos das erstemal vor dem hohen Adel auf (S. 45), und erhielt allgemeinen Beyfall. Gelegentlich wird hier für junge Virtuosen, die es wagen, sich öffentlich hören zu lassen, eine so genannte zweckdienliche und sehr beherzigenswerthe Epistel eingeschaltet. Auch über Kadenzen und Fantasieren stehen S. 47 einige gute Bemerkungen. Bald darauf spielte D. zwölf nur eben angekommene Violinkonzerte von Benda mit vielem Glücke, und zur völligen Zufriedenheit der Anwesenden, worunter auch Gluck war, der Reihe nach, vom Blatte, (a vista.) Hierüber erfolgte von Trani, wie

billig, eine verdiente Lektion (S. 55). Von dem achten und neunten Kapitel, so unterhaltend sie auch zu lesen sind, können wir nur die Ueberschriften anzeigen, und dieß um so viel mehr, da diese beyden Kapitel wenig enthalten, was in Absicht auf D. selbst merkwürdig ist. Die gedachten Ueberschriften heißen: „Dem. Starzar. Therese Teiber. Vorbereitungen. Bauernballet. Die Geschichte mit vier Dudelsäcken. (Lustig genug!) Neuntes Kapitel: Kaiser Franz in Schloßhof. Bauernchor von zweyhundert Stimmen, zum Theil auf Bäumen. Wasserkarousel. Das schwimmende Gärtchen. Chinesische Oper von Gluck. Seltene Dekoration. Abfahrt der Kaiserl. Familie."

Da Trani bey dem jungen D. Anlage zur Komposition verspürte: so äußerte er dieß gegen den Kapellmeister Bonno, welcher sich sogleich erbot, ihm Ersteren freyen Unterricht zu geben. Sehr offenherzig schreibt D. S. 77: „Ich spielte mein (selbst verfertigtes, und von Bonno korrigirtes) Konzert. Aber wie vermöchte ich die Wonne zu beschreiben, die mein Innerstes durchdrang, als ich mein Machwerk zum erstenmale in meinem Leben von einem zahlreichen und vortrefflichen Orchester begleiten hörte! Ich schwamm in lauter Entzücken. Jeder, der je in meinem Falle war, wird aber auch wissen, was das auf sich hat, und sich mit Lächeln des hohen selbst eigenen Eindrucks seiner ersten genialen Emanzipationen (?) erinnern. — Um einige Zolle kam ich mir größer vor." In der That ein sehr treuherziges Geständniß. Nun studierte D. die Komposition ernstlich, und bemerkte bald, daß ein Komponist nicht bloß die Grundregeln dieser Wissenschaft inne haben; sondern daß er auch Geschmack und Einbildungskraft, überhaupt aber ein schöpferisches Genie besitzen müsse (S. 78). Eine freylich etwas lange; aber sehr belustigende Anekdote, können wir unsern Lesern unmöglich vorenthalten. — An einem Tage, wo D. den Prinzen, sammt der Tesi und Bonno bey dem venetianischen Gesandten zum Diner wußte, und daher nicht vermuthete, daß Konzert seyn würde, machte er einen Ausflug auf das Land. Er wurde an verschiedenen Orten gesucht, und erschien endlich. — Jetzt lassen wir ihn selbst weiter erzählen, da sichs ihm gut zuhört. „Des Prinzen ernster und finsterer Blick," (heißt es S. 79) „ließ mich deutlich sehen, daß es morgen ein tüchtiges Kapitel

setzen

„setzen würde. Das Konzert begann mit einer Sinfonie, und „da Trani, Unpäslichkeit halber, nicht zugegen seyn konnte: „so war ich à la Tête des Orchesters. Der Bothschafter „konnte sich schon hierüber nicht genug wundern. Wie viel „mehr aber ward er befremdet, als seine Gemahlinn eine „Arie, die ich nie gehört haben konnte, sang, und ich so„gleich das Tempo völlig richtig nahm. Der Gesandte gieng „nach der Arie zum Prinzen, machte ein erstaunliches We„sen aus meiner Direktion, und setzte hinzu: daß er dieß „am besten verstehen müsse, da er selbst, obgleich Dilettante, „ein Professore di Violino wäre. — Gut, sagte der Prinz, „ich werde ihn, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Solo „spielen lassen, damit Sie, als ein so großer Kenner, beur„theilen mögen, ob er Hoffnung giebt, einmal ein Virtuos „zu werden. — Ich hatte jedes Wort vernommen, und „dachte, ich müßte vor Angst in die Erde sinken; denn ich „hatte in der Eilfertigkeit vergessen, ein Konzert oder eine „Sonate zu mir zu stecken. Ich sann hin und her, um ei„ne List zu erfinden, durch welche ich mit guter Manier da„von loskommen könnte, um nicht eingestehen zu müssen, „daß ich sorglos genug gewesen sey, auf so Etwas nicht zu „denken; ein Fehler, den der Prinz nie pardonirte, um so „weniger, da er schon über mein Zuspätkommen Ursach ge„nug hatte, ungnädig zu seyn. Endlich nach vielem Ueber„legen verfiel ich auf ein verwegenes Mittel. Du mußt mir „aus der Noth helfen, sagte ich zu meinem jüngern Bru„der. Wenn ich ja noch eine Sonate spielen soll: so akkom„pagnire mir die aus dem G aus dem Kopfe, u. s. w. End„lich kam der gefürchtete Befehl, mich hören zu lassen. Mit „der unbefangensten Miene von der Welt gieng ich zu einem „Tischchen, worauf die Musikalien lagen, erwischte aus der „nächsten besten Sinfonie die erste Violinstimme und den „Baß. Die erste Stimme legte ich für mich, die andere „für meinen Bruder auf. Unglückseliger Weise aber war die „Sinfonie aus E dur; demungeachtet fieng ich meine So„nate aus G herzhaft an. Allein kaum hatte ich zehn oder „zwölf Takte gespielt: so bemerkte ich, daß der Bothschafter „von seinem Platz aufstand, im Vorbeygehn einem andern „italiänischen Kavalier zu folgen winkte, und Beyde hinter „mich traten. Man kann sich meine Angst vorstellen, die „mich überfiel, da ich den Professore di Violino so nahe „hinter mir hatte. Zum größten Ueberflusse nahm er ein

„Ferngias aus der Tasche, und gukte mir über die Achsel in „meine Stimme. Das wird schön werden, dachte ich. Unterdeß faßte ich auf der Stelle den Entschluß, nach Endigung des ersten Satzes dem Bothschafter die Wahrheit zu „gestehen, und ihn zu bitten, er möchte mich nicht bey dem „Prinzen verrathen. Allein ich wurde bald gewahr, daß „der Herr Bothschafter nicht nur kein Professor der Violine; „sondern ein leerer Windbeutel war, der auch nicht eine Note „kannte, und seinen Nachbarn nur seine erlogenen Kenntnisse aufdringen wollte; denn völlig der Wahrheit entgegen „tuschelte er ihnen einigemale zu: Adesso viene un' passagio! (Jetzt kommt eine Passage!) Ich war alsdann „Schalk genug, einen Lauf, einen Schnörkel, oder irgend eine „Variation aus dem Stegreif zu machen, welches mir „öftermals sehr gut gerieth. Da ich mich außer aller Gefahr sah: so wuchs meine Laune dermaaßen, daß ich meine „Sonate mit einer ungewöhnlichen Präcision durchspielte, „und sie zu aller Satisfaktion endigte. Der Bothschafter „applaudirte mir, und konnte dem Prinzen nicht genug sagen, welche herrliche Akquisition er an mir gemacht habe." Obgleich D. bat, man möchte ihn nicht bey dem Prinzen verrathen: so erfuhr dieser es doch, und war nicht nur so gnädig, ihm zu verzeihen; sondern beschenkte ihm auch noch obenein dafür, daß er sich so gut aus der Affaire gezogen hatte, mit 10 Dukaten. —

Als der siebenjährige Krieg ausbrach, wurde dem Prinzen im folgenden Jahre das Kommando über die Reichsarmee aufgetragen. Er nahm 14 Personen von seiner Kapelle mit in die Kampagne, worunter auch D. und seine zwey Brüder waren. Sie blieben den ganzen Winter hindurch in Hildburghausen, wo alle Wochen auf dem Herzoglichen Schlosse ein Konzert gegeben wurde. Hier lernte D. den, vorzüglich durch die Komposition der Alceste von Wieland, rühmlich bekannt gewordenen Schweitzer kennen. Da der Prinz das Kommando niedergelegt hatte, machte er verschiedene Reisen, während welcher seine Musiker viele Monate im Müssiggange zubrachten. Dieß war D. Verderben; denn er gerieth dabey in liederliche Gesellschaft (S. 91), und machte zwar eben nicht beträchtliche; ihm aber in seiner Lage unbezahlbar scheinende Schulden. Endlich ließ er sich sogar von einem gewissen Grafen dazu bereden, den Prinzen,

gen, welchem er so viel zu verdanken hatte, heimlich zu verlassen, und nach Prag zu entfliehen. Nach einigen Wochen wurde D. daselbst auf Verwenden des Prinzen arretirt, und wieder zurück nach Wien gebracht. Der leutselige Prinz bestrafte den tiefgerührten Entlaufenen äußerst gelinde. Diese Scene ist so schön dargestellt, und zeugt von so feinem, reulgen Gefühle des im Grunde sehr edel-denkenden Jünglings, daß sie nicht leicht Jemand ohne innige Theilnehmung lesen wird. — Noch bleibt D. — der jetzt vorzüglich fleißig studierte und schrieb — zwey Jahre lang auf den vorigen Fuß im Hause des Prinzen. Allein als der regierende Herzog von Sachsen-Hildburghausen starb, übernahm der Prinz die Administration und Regentschaft des Herzogthums; und da er an diesem Hofe schon eine Kapelle fand: so mußte er den größern Theil der Seinigen entlassen. Damit aber die Entlassenen ihr Brodt nicht verlieren möchten, wurden sie durch die Vermittelung des Prinzen bey dem Orchester des K. K. Hoftheaters angestellt. Herunter befand sich auch D., welchem es in Wien ziemlich wohlgieng. Nach beynahe fünf Vierteljahren nahm ihn Gluck mit nach Italien. Hier fand er sogar noch mehr, als er erwartet hatte; nur erlaubt es der Raum nicht, daß wir uns darüber in das Detail einlassen. Bloß einige Bemerkungen mögen hier stehen. In Bologna lernte D. den großen *Farinelli* und den weltbekannten *Padre Martino* kennen. Beyde waren damals beynahe schon achtzig Jahre alt. Unser deutscher Virtuos wurde aufgefordert, in der Kirche zu San Paolo ein Violinkonzert zu spielen, welches so ausgezeichneten Beyfall erhielt, daß man ihn an demselben Tage zum zweytenmal um dieselbe Gefälligkeit ersuchte, zu deren Erfüllung er sich denn auch endlich auf wiederholtes Zureden verstand. Am folgenden Tage erhielt er dafür, nach der dasigen Sitte, durch eine Deputation von dem Kloster San Paolo ein Präsent (S. 115). Auch *Padre Martino* bat ihn, sich in seiner Kirche hören zu lassen. „Es glückte mir vollkommen," schreibt er S. 117, „weil ich mich acht Tage darauf präparirt hatte." Am folgenden Morgen überschickte ihm ein Unbekannter — nachher fand sichs, daß es *Farinelli* gewesen war — eine goldene Uhr zum Geschenke. Es fielen bey der Ueberbringung dieses Geschenkes so komische Auftritte vor, daß wir die Geschichte umständlich, und zwar mit den Worten des Verf. erzählen würden, wenn es der Raum verstattete. — Weil

gegen den Anfang des Herbstes die römische Königskrönung, des nachherigen Kaisers Joseph II. zu Frankfurt am Main vor sich gehen sollte: so mußten Gluck und D. eher, als sie es wollten, wieder nach Wien zurück. Indeß ward doch die Krönung nachher bis auf das künftige Jahr verschoben, und D. hatte die Reue, Italien ganz unnöthiger Weise so frühe verlassen zu haben. Während seiner Abwesenheit war der große Violinist Lolli in Wien angekommen, und ungemein bewundert worden; D. hatte daher einen harten Stand, und mußte fleißig studieren, um den Sieg über seinen Rival davon zu tragen. Nachdem er mit einem neuen Konzerte fertig war, und sich damit hatte hören lassen, erscholl in Wien der allgemeine Ruf: Lolli erregt Erstaunen, Ditters erregt es auch; spielt aber zugleich fürs Herz (S. 123). Den Rest des Sommers und den folgenden Winter brachte er in öftermaliger Gesellschaft des liebenswürdigen Joseph Haydn zu. Ein Umgang, der Beyden sehr nützlich wurde, weil sie sich häufig über Kunstwerke unterhielten.

Die Zeit der Krönung des Erzherzogs Joseph nahete heran. D. mußte mit zu dieser großen Feyerlichkeit, und trat dabey zum erstenmal auf dem Römer; zum zweytenmal aber in des Kaisers Wohnung, jedesmal bey öffentlicher Tafel, mit einem Konzerte auf (S. 126). Nach seiner Zurückkunft in die Residenzstadt wollte er für den bisherigen sehr unbeträchtlichen Gehalt nicht mehr dienen. Er verlangte von nun an jährlich tausend Gulden; da man ihm aber diese nicht sogleich bewilligte: so engagirte er sich unter sehr vortheilhaften Bedingungen bey dem damals in Wien anwesenden Bischof von Großwardein als Konzertmeister. Bald nach seiner Ankunft in Preßburg erhielt er von dem Bischof den Auftrag, nach Wien und Prag zu reisen, um an diesen beyden Orten verschiedene neue Mitglieder für seine Kapelle zu engagiren. In Prag veranstaltete Pichel, den er ebenfalls als Mitglied der Kapelle des Bischofs angenommen hatte, binnen sehr kurzer Zeit ein Konzert, von welchem für D. 418 Fl. reine Einnahme übrig blieben. Nach der Ankunft in Großwardein wurde D. der, durch die neuen Mitglieder beträchtlich verstärkten, Kapelle als Direktor vorgestellt. Hier schrieb er auf den Namenstag des Bischofs sein erstes großes Singstück, welchem er selbst keinen sonderlichen

Werth

Werth beylegt (S. 143). Einige Zeit hernach komponirte er ein Konzert für eilf (konzertirende) Stimmen. Die Kadenz zu dem letzten Satze dieses Konzertes hatte das Eigene, daß sie sich mit einem neunfachen Sexttriller schloß (S. 145). Ein Einfall, den wir Andern eben nicht zur Nachahmung empfehlen möchten. — Fast zu eben der Zeit wurde D. mit seinem Oratorium Isaak fertig. Dieß gefiel so sehr, daß es vier Jahre hindurch jeden Sonntag in der Fasten wiederholt wurde. Nächstdem erlaubte der Bischof, daß auf einem kleinen, nach Ds. Vorschlage errichteten, Theater zur Fastnachtzeit auch lustige Stücke (S. 146) aufgeführt werden durften. (Hierbey hatte D. Gelegenheit, sich im komischen Opernstyle zu üben.) Aber eben dieses Haustheater wurde eine mitwirkende Ursache zu großen Veränderungen. Ein Feind des Bischofs klagte nämlich diesen bey der Kaiserinn an, daß er auf dem im Bischofshofe errichteten Theater in der Advents- und Fastenzeit Komödien zu spielen erlaubt habe, u. dergl. m. (S. 160). Der Bischof entließ daher sogleich, um sich keiner Untersuchung auszusetzen rc. den größten Theil seiner Kapelle. Zwar sollte, außer dem Pater Michael und zwey Waldhornisten, auch D. beybehalten werden; allein weil dieser ohne eine Kapelle sein Talent sowohl zur Violine, als zum Dirigiren und zur Komposition vergraben zu müssen glaubte (S. 164): so kehrte er nebst Picheln wieder nach Wien zurück. Hier wurde ihm das Engagement, das sich vor seiner Abreise nach Großwardein zerschlug, wieder angetragen. Er lehnte es aber, seiner vorhabenden Reisen wegen, von sich ab, und machte auch bald darauf eine Exkursion nach Venedig. Auf der Rückreise nach Wien wurde er mit einer eben dahin gehenden ersten Tänzerinn bekannt, die viel Eindruck auf ihn machte; von der er jedoch, durch die ernstlichen Vorstellungen eines biedern Freundes dazu vermocht, glücklicher Weise bald wieder abließ. —

Bey einer Reise über Troppau lernte ihn der Fürstbischof von Breßlau, der jetzt zu Johannisberg residirte, als Violinisten und Tonsetzer kennen, und ließ ihm ein Engagement antragen, welches auch D. vor der Hand auf sieben Monate lang annahm. Die S. 183 f. enthaltene Erzählung von den bekannten Mißverständnissen zwischen Friedrich dem Zweyten und dem Fürstbischof, verstattet keinen Auszug;

zug; sie verdient aber als sehr wichtig in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. — Als D. am Neujahrsmorgen 1770 dem Fürstbischof eine Gratulation abstatten wollte, überraschte ihn dieser durch die Ueberreichung eines Diploms, worin D. auf Verwenden des Fürsten von Rom aus zum Ordensritter vom goldenen Sporn erhoben wurde. (S. 189) Bey dem Grafen Hoditz in Roßwalde hatte er die Ehre, vor dem damaligen Kronprinzen von Preußen, nachherigem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweyten, sich dreymal hören zu lassen, und wurde von diesem Prinzen sehr verbindlich nach Berlin eingeladen. Mehrmals wollte D. die Dienste des Fürstbischofs quittiren; allein immer kam Etwas dazwischen, was ihn davon abhielt. Unter andern wurde ihm, da er viele Kenntnisse im Forst- und Jagdwesen gezeigt hatte, nebst Beybehaltung aller bisherigen Emolumente, der Posten eines Forstmeisters des dießseitigen Fürstenthums Neisse ertheilt, und zugleich die Anwartschaft auf die erste im Bisthum erledigte Amtshauptmannsstelle zugesichert. Bey so vortheilhaften Aussichten that er auf seine Reisen Verzicht, und blieb zu Johannisberg. Hier gab sich D. alle Mühe, die kleine Kapelle zu verbessern, und errichtete zugleich wieder ein Haustheater, woran er von jeher viel Geschmack gefunden hatte. Nebenbey schrieb er sein Oratorium David, und eine komische Oper: Il viaggiatore americano. (S. 190.) Die Dem. Nicolini, die er schon ehedem gekannt hatte, spielte die Rolle des David meisterhaft; er aber — verliebte sich in das wirklich sehr liebenswürdige und vortreffliche Mädchen, das er auch einige Zeit hernach heyrathete. — Ein Jahr nach dieser Heyrath machte D. eine Exkursion nach Wien. (Gelegentlich erzählt er S. 202 f. einige artige Anekdoten von Gaßmann.) Gleich nach seiner Zurückkunft schrieb er binnen vier Wochen das Oratorium Esther, welches er für sein bestes erklärt. Zuerst wurde es in Johannisberg einigemal probirt; und sodann in Wien von ihm selbst nach verschiedenen Proben, wobey der Kaiser Joseph zugegen war, zweymal zum Besten der Wittwensocietät aufgeführt. Diese gewann dabey, nach Abzug aller Unkosten, nicht weniger als 1450 Fl. —

Im Jahre 1773 starb der Amtshauptmann von Freyenwalhau. Sogleich ließ der Fürst Dn. rufen, und trug ihm die erledigte Stelle an. Da diesen einträglichen Posten, nach einem

einem existirenden Grundgesetze, Niemand erhalten kann, der nicht von Adel ist (S. 211): so war D. genöthigt, in Wien darum nachzusuchen, daß er in den Adelstand erhoben würde; wogegen er jedoch dem Fürstbischof einen Revers ausstellen mußte, dessen Dienste, so lange er (der Fürst) lebe, unter keinerley Vorwand zu verlassen. Beydes geschah, und D. sah sich nunmehr in einer sehr glänzenden Lage. — Von hier an erzählen wir nur noch das Wichtigste aus der vorliegenden Lebensgeschichte. —

Der Baierische Erbfolgekrieg, der um diese Zeit zwischen Oesterreich und Preußen ausbrach, hatte zur Folge, daß der Fürst seine Kapelle entließ, jedoch mit der Versicherung, nach erfolgtem Frieden ꝛc. jedes Mitglied derselben wieder in seine Dienste zu nehmen. D. verwaltete daher einstweilen bloß seinen Amtshauptmannsposten in Freyenwaldau; aber freylich unter mancherley damit verbündenen Verdrießlichkeiten. Nach wieder hergestelltem Frieden wurde auch die Kapelle, dem Versprechen des Fürstbischofs gemäß, wieder hergestellt (S. 228). Nur zu einem Theaterpersonale wollte er sich in seiner damaligen Lage nicht verstehen. D. schrieb auf Ersuchen der musikalischen Wittwensocietät in Wien, zu ihrem Benefiz, wieder ein Oratorium Hiob, welches er dort ebenfalls selbst aufführete (S. 229). Um sich für seine Reisekosten zu entschädigen, gab er im Augarten seine ersten sechs Ovidischen Sinfonien, (Ovids Metamorphosen;) die letztern sechs aber acht Tage später im Theater. Vorher hatte er eine sehr interessante Unterredung mit dem Kaiser Joseph. Auf des jüngern Stephani Antrag schrieb er zuerst, für das gewöhnliche Honorarium von hundert Dukaten, die deutsche Oper: der Doktor und Apotheker; sodann Betrug durch Aberglauben, und die Liebe im Narrenhause, die insgesammt alle Stelle giengen (S. 241); nur die italiänische Oper *Democrito* fiel durch. —

Da die Einkünfte des Fürstbischofs 1785 sehr beträchtlich geschmälert wurden: so verlor auch D. ansehnlich dabey; denn statt 2700 Fl. ward er nun auf 1800 Fl. gesetzt. Ueberdieß stellten sich die Vorboten des Podagra's bey ihm ein. Bey der Anwesenheit des Königs in Breßlau mußte er vor demselben spielen; ob dieß gleich außerdem schon seit 8 Jahren nicht mehr geschehen war. Er wurde dafür ansehnlich be-

beschenkt, und nachher bey der Aufführung seines Oratoriums Hiob sehr gnädig unterstützt: so daß er nach Abzug der Auslagen, der Reisekosten und der Zehrung in Berlin, noch einen reinen Gewinnst von 2675 Gulden übrig hatte. Bald nachher verfiel der Fürstbischof aus Gram in eine langwierige Krankheit. Auch Dr. wurde, des langen Sitzens, des Mangels aller Bewegung, und der bey dem Fürsten unruhig zugebrachten Nächte wegen, das Leben sehr lästig. Schon waren 25 Monate so verstrichen, als er die schrecklichsten Hämorrhoidalzufälle bekam. Er mußte sich deßhalb vom Schlosse entfernen, um wo möglich seine Gesundheit wieder herzustellen. Diesen Zeitpunkt benutzten seine Feinde, und brachten dem Fürsten einen Verdacht wider ihn bey, so daß er am 7ten April 1794 eine Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten, u. dergl. m. „Leider! (schreibt D. S. 289) „mit Ende Oktobers 1794 meine „Krankheit, und mit ihr mein Elend. Und seit diesem Augenblicke habe ich, so zu sagen, keine gesunde Stunde mehr „gehabt.“ Der Fürst starb am 5ten Januar 1795, und D. wurde nach 26 Dienstjahren mit einer jährlichen Pension von nicht mehr als 333 Thalern und 8 Gr. (500 Gulden Kaiserg eld) entlassen. Seit dieser für ihn und seine arme Familie so schrecklichen Epoche verschlimmerte sich seine Krankheit so sehr, daß er am Kreuz und an den Füßen ganz gelähmt wurde, und sich vom Bette in den Armstuhl, von diesem aber wieder in das Bette tragen lassen mußte. Sogar das Baadner Bad, welches ihm von einem der berühmtesten Aerzte angerathen wurde, konnte er aus Mangel nicht besuchen. Ein edler Menschenfreund, Ignaz Freyherr von Stillfried, erfuhr sein großes Elend, und erbat sich unaufgefordert, ihn und seine Familie aufzunehmen. „Gott „weiß es, schrieb der unglückliche D. S. 291, daß ich, „wenn ich diesen Wohlthäter nicht gefunden hätte, längst „von Noth und Kummer aufgerieben worden wäre; und alsdann — meine Angehörigen? — o Gott! das fühle, wer „es zu fühlen vermag.“ Und S. 293 „Will aber Jemand „nach der gänzlichen Zerstörung meiner schon morschen Hütte „meiner armen Familie etwas Gutes thun — o dann werde „ihm Gottes Lohn dafür!“ —

Möchten wir doch durch unsre, absichtlich etwas längere und umständlichere Anzeige, einen oder den andern bemittelten

ten Leser dazu vermögen, die ehemals so beglückte; nun aber so elend gewordene Familie einigermaaßen zu unterstützen! Denn gesetzt auch, D. habe in seinem ehemaligen Wohlstande zu viel aufgehen lassen, und zu wenig an die Zukunft gedacht — welches wir jedoch keinesweges behaupten wollen: — so war doch dieß nicht im mindesten die Schuld der nunmehr im Elende schmachtenden Familie.

Ak.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Lehrbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch für Schulen. Mit 260 Abbildungen aus den drey Naturreichen, nach Linne'ischer Ordnung mit dessen Bildniß. Potsdam, bey Horvath. 1802. VI und 287 Seit. gr. 8. (Ohne Kupfer 18 gr. mit schwarzen Kupfern 2 Rth. 18 gr. mit ausgemalten Kupfern 3 Rth. 18 gr.)

Der Herr Verleger dieses Buchs wünschte ein Lehrbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch für Schulen bearbeiten zu lassen, wobey er vorzüglich die Abbildungen zum Gesichtspunkt hatte. Die großen Werke, worin richtige Abbildungen befindlich sind, seyen für unbemittelte Liebhaber und Lehrer zu kostbar, und die Kupfer, welche bey den bis jetzt erschienenen Naturgeschichten für Kinder geliefert werden, oft wegen des unverhältnißmäßigen Maaßstabes undeutlich, und noch schlechter ausgemalt. Diesem Bedürfniß will er nun durch gegenwärtiges Werk abhelfen, und man könnte auch, im Ganzen genommen, damit zufrieden seyn, wenn nur mehr Rücksicht auf die neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft Rücksicht genommen worden wäre. Der Text ist in gedrängter Kürze; aber mit ziemlicher Vollständigkeit und deutlich abgefaßt; die Ordnung ist, wie schon der Titel sagt, die des Linne'ischen Systems, doch nicht überall, z. B. nicht bey den Gewächsen. Voraus geht eine allgemeine Einleitung; dann beginnt das Mineralreich, diesem folgt das Pflanzenreich, diesem das Thierreich, und den Beschluß macht der Mensch; (der

ja

ja aber doch zu den Säugthieren gehört.) Jedem dieser vier Abschnitte ist wieder eine besondere Einleitung vorgesetzt. Die Namen der hier erläuterten Gegenstände sind jedesmal mit größern Lettern gedruckt, und der Inhalt der Paragraphen (362 an der Zahl) ist am Rande beygesetzt worden. Zur allgemeinen Uebersicht, und zur Vorbereitung und Wiederholung kann das Buch als Leitfaden in Schulen recht wohl gebraucht werden; der geschickte Lehrer kann nun ergänzen und erläutern, was hier oft nur angedeutet werden konnte; aber auch Veranlassung zu Berichtigungen wird er finden. So wird z. B. S. 80 der Hahnenfuß, die Zeitlose und der Sturmhut zu den Gesträuchen gerechnet! Die weiße Ameise ist im Texte ungeflügelt; in der Abbildung aber geflügelt! — Die Kupfer sind größtentheils richtig und sauber gestochen, das Größenmaaß ist fast durchgängig gut verkleinert; aber manche Thiere wird der Leser doch nicht leicht wieder erkennen, z. B. den Fuchs. Bey den Abbildungen der Mineralien, ist das Kabinet des Herrn Packhofinspektors Oetzel in Berlin benutzt worden. Rec. hat ein Exemplar mit schwarzen Kupfern vor sich, und kann daher über die Richtigkeit der Illumination nicht urtheilen. Wenn dieses Unternehmen Beyfall findet: so will der Herr Verleger einen zweyten Heft mit interessanten Abbildungen folgen lassen, und erbietet sich, die Kupfer, sauber illuminirt, unter dem Titel: Kabinet zum Unterricht in der Naturgeschichte für 4 Thlr. abzulassen: ein Preis, der zwar sehr billig ist, aber für viele Schulen freylich immer noch zu hoch seyn dürfte.

Itz.

Neue Allgemeine Deutſche Bibliothek.

Vier und achtzigſten Bandes Zweytes Stück.

Sechſtes Heft.

Schöne Wiſſenſchaften und Gedichte.

Das Weltende. Erſtlinge vom (n) *Fr. v. Sonnenberg. Erſter Theil.* Wien, bey Camelina. 1801. 9 Bogen gr. 8. 1 Rthl.

Daß in dieſem Gedichte ein junger Mann von verſprechenden Dichtertalenten auftritt, iſt wohl keinem Zweifel unterworfen. Fruchtbare Phantaſie, kühner Gedankenflug, lebhafte und verſinnlichende Darſtellungskunſt, ſprechen jedem unbefangenen Leſer an, auch, wenn er, weder mit dem Mythus, der dem Gedichte zum Grunde liegt, noch mit dem Gebrauche, der davon gemacht worden, ſympathiſiren ſollte. Aber zu wünſchen wäre es wohl, der junge Zögling der Muſen hätte bey der Dichtung dieſer Religions-Poppee, wie er ſein poetiſches Gemälde nennt, der Geiſt eines lauteren und reinern Chriſtenthums geleitet, als ihm ſein Katechismus — und Schulunterrichtsglaube darbot; ſein poetiſches Talent würde ſich dann ungleich gottreicher, dem Leſer befriedigender, und ſelbſt der Religion würdiger, entwickelt haben. Alles, was jetzt unſere fortgerücktere, beſſere Religionskenntniß empört, unſere edleren Vorſtellungen von Gott und der Welt jenſeits des Grabes beleidigt, und ſo unſere religiöſe Theilnahme zurückſtößt, müßte denn gar nicht, oder doch viel weniger ſein Gedicht zu der fremdartigen Erſcheinung für den Geiſt unſerer Zeit machen, die es, wie es da liegt, geworden iſt, und werden mußte.

Der Mythus, an und für sich, wie der Verf. in der Vorrede zu glauben scheint, bringt diesen Mangel an Interesse für sein Gedicht nicht hervor; er ist höchst poetisch und fruchtbar für die Einbildungskraft. Eine untergehende Welt und die daraus entstehende Neugeburt aller Dinge; ein aus dem Stande der Vergänglichkeit zum unsterblichen Leben sich erhebendes Menschengeschlecht, ein allgemein vergeltendes Gericht, sind Vorstellungen, denen Phantasie und Herz sich willig hingeben, und sogar anziehend genug, um auch dem Verstande Glauben daran abzugewinnen: wenn der Dichter nur die Kunst versteht, sie ächt poetisch zu behandeln; das heißt, ihnen die Würde und Erhabenheit zu geben, deren sie im höhern Religionssinne fähig sind; durch die sie dem vollendetern Geiste des Christenthums entsprechender werden. So roh und unausgebildet aber, wie er in unserer orthodoxen Dogmatik liegt, taugte der Mythus nicht für ein Gedicht unsrer Tage, in denen der plumpe Katechismus und Konfessionsglaube nicht mehr die Muse des Lesers ist. Es kam also, wenn der Dichter von ihm Gebrauch machen wollte, darauf an, ihm seine alte religiöse Heiligkeit, seine alte poetische Fruchtbarkeit zu erhalten, und ihn doch zugleich der Phantasie des Lesers so vorzuführen, daß seine reifere Geistesbildung sich nicht abgeschreckt, und sein reinerer Religionssinn sich nicht entwürdigt fühlte. Der Dichter konnte daher in sofern dem Inhalte seines Mythus treu bleiben, daß er den Untergang der Welt, die Erweckung der Todten, das Gericht der Vergeltung besang; aber er mußte dem Allen einen philosophischen Sinn unterlegen, und dem Mythus einen Geist einhauchen, der sich dem fortgebildeten Geiste der Zeit anschmiegte, das ist, unsere reinchristlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen in ihrer ganzen Würdigkeit erhielt.

Sollte aber dieser Geist genährt, die Würde dieser Vorstellung erhalten werden: so war die Vermeidung des größten Theils des orientalischen Bilderwesens von Gott, der anthropomorphistischen Benennung des höchsten Wesens, ein Hauptgesetz, dem sich der Dichter unterwerfen mußte. Gott, der Weltrichter, durfte kein Richter nach Menschenbilde, kein leidenschaftlicher, zum Zorn gereizter, zur Rache aufgefoderter, kein im Zorn entbrannter, Rache ausübender Richter seyn. Das Weltgedicht mußte daher nicht,

als ein Tag der Rache und des Verderbens; sondern als ein Tag der endlichen Vollendung des Menschengeschlechts vorgestellt worden, so, wie es sich einer höhern oder niedern, des Fortrückens oder des Stehenbleibens auf seiner Stufe, würdig gemacht hatte. Der Weltuntergang mußte nicht, als eine Zerstörung; sondern als eine Umschaffung für vollendetere Wesen; nicht, als ein Schreckens und Strafereigniß; sondern, als ein Segens — und Erhöhungsanstalt geschildert werden. Welch ein reiches, ungleich fruchtbareres und anziehenderes Feld für die dichterische Einbildungskraft, als jene Verwüstung — und Grausauftritte, die der Größe und der Heiligkeit des hohen Vergelters so unwürdig sind. Die dieser Vollendungs- und Segensanstalt unwürdig Gebliebenen mußte Gott nicht strafen; in ihnen selbst, in ihren Thaten lag schon ihre Strafe. Durch ihr Stehenbleiben auf der Stufe ihrer vorigen Menschheit, ihre Entfernung von der höhern Vollendung ihrer Mitbrüder; ihr späteres, langsameres Fortrücken, und eben dadurch ihr beständiges Zurückbleiben im Stande der Erhöhung, hätte der Mythus von der ewigen Höllenstrafe veredelt werden müssen.

Von diesem Geiste der Dichtung geleitet, wie viel würdiger, heiliger, sinnvoller, folglich auch poetischer, wäre der Mythus vom Weltende durch den Dichter dargestellt worden! Dann hätten sich keine mit Rächerblitzen schwangere Donnerwolken um den Thron des Gottes der Liebe gelagert; keine Schaalen voll Blut — eine eben so ekle, als unwürdige Idee! — wären dann, Rache fodernd, vor den Thron des Allerhabenen gebracht worden; keine ungöttlichen Drohungen wären vom Munde des Allerhabenen ausgegangen. Er, der, vom Aufgange bis zum Niedergange, Gedanken, Empfindungen und Thaten seiner Erschaffenen übersieht, und in diesem Blicke richtet, hätte sich nicht erst zu Gericht gesetzt, und das Menschengeschlecht anklagen lassen. Er, der vom Anbeginn die tiefsten Tiefen des Herzens erforscht und prüft, hätte nicht erst auf diese Anklagen seine Prüfung gespart, nicht erst jetzt nach dieser Prüfung gerichtet. Am wenigsten aber hätte er durch einen seiner Engel Satan von dem Wohnsitze der Verdammten empor rufen lassen, durch seine Verführung die Menschen zum letzten Gerichte zu reizen. (Welch ein Gott, der durch den bösesten der Geister,

Menschen, die er zum Glück erschossen hat, zu Lastern und Verbrechen reizen läßt, damit sie rechte vollendete Züchtlinge seines Straf- und Rachamtes werden?) Der Unendliche würde nicht, wie ein endliches, vergängliches Wesen sich von Rache und Vorwurfstimmen in den Harnisch jagen, und zum Verderben bewaffnen lassen; die Todesengel würden ihm nicht den Satan, als den ewigen Quäler, ankündend auch nicht von Zeiten singen, wo der von Ewigkeit Lebende, von Ewigkeit Mächtige, also auch von Ewigkeit Wirkende, einsam, ohne Wesen seiner Allmacht war. Der große Dulder auf Golgatha würde nicht unter dem so unwürdigen Bilde des erwürgten Lammes von den Seligen verherrlicht werden, und die ersten Anhänger seiner Lehre nicht Erstlinge des Lammes heißen.

Recht Schade daher, daß der talentvolle Jüngling seine Phantasie allzusehr mit den Bildern des Orients, den Vorstellungen der Propheten und des Dichters der Apokalypse nährte. Sie allein verhinderten die edlere, sinnvollere Darstellung dieses so fruchtbar-poetischen Religionsmythus; sie brachten sein Gedicht um den tiefern, bleibendern Eindruck auf die Phantasie und das Herz der Leser; um das bedeutende dere poetische Verdienst, diesen Mythus gleichsam neu geschaffen zu haben.

Daß er, dieses höhere Verdienst zu erringen, die Kraft hatte; daß seine Phantasie reich genug war, den gewählten Mythus in diesem ungleich fruchtbareren Geiste auszuführen, beweiset so manche vortreffliche Stelle seines Gedichtes, so manche geist- und lebenvolle Schilderung aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt, von der Me. mit Vergnügen hier Proben geben wird, wenn er sich erst vorher noch von einigen Erinnerungen gegen die Idee, aus diesem Mythus eine Religionsepopee zu machen, befreyt hat.

Das epische Gedicht erzählt, oder besingt eine Begebenheit, die geschehen ist, stellt eine Handlung dar, die ohne einen großen Aufwand von Kräften, ohne Ueberwindung großer Schwierigkeiten und Hindernisse, ohne große Gefahren für den, der sie ausführt, nicht durchgesetzt werden konnte, denen daher der Handelnde seine größte Thätigkeit und Wirksamkeit entgegensetzen mußte. Es interessirt für die erzählte Begebenheit hauptsächlich durch den Helden, der sie entweder

der leitet, oder doch im Verlaufe derselben einen ausserordentlichen Geist des Heroismus, eine ausserordentliche Aufopferung seiner selbst, eine bewunderungswürdige Beharrlichkeit zur Bekämpfung der ihn umgebenden Unfälle, und eine ausergewöhnliche Thatkraft bey der Besiegung derselben entdeckt. In der gegenwärtigen Dichtung aber wird eine Begebenheit besungen, die sich erst ereignen soll; die darin vorgehende Handlung ist ein Werk der Allmacht, sie kann also dem erhabenen Wesen, das sie ausführt, keine Anstrengung kosten, denn die Allmacht will, und es geschieht; ihr können sich keine Schwierigkeiten entgegen setzen, denn die Allmacht kennt keine. Auch ist in dem ganzen Gedichte davon keine Spur; sogar Satan wirkt zu ihrer Vollendung mit. Dadurch fällt denn alle Thätigkeit, durch Gegenwirkung erzeugt, von selbst weg. Eben so wenig ist in dieser sogenannten Epopee ein eigentlicher Held; man müßte denn den Allmächtigen dafür nehmen. Aber wie kann dann von Heroismus, von Aufopferung seiner selbst, von Bekämpfung der Unfälle, von ausergewöhnlicher Thatkraft in Besiegung derselben, die Rede seyn? Heroismus in Gott ist eine Ungereimtheit; die Gottheit kann sich nicht aufopfern, mit keinen Unfällen kämpfen, um sie zu besiegen, und die größten Wunder seiner Thätigkeit können nicht ausergewöhnlich genannt werden; denn seine unendliche Allmacht bringt sie hervor, und ihre Erhabenheit über Alles, was sonst Großes und Erstaunenswürdiges geschieht, liegt in der Natur seines göttlichen Wesens, kann uns also auch in sofern nicht, als etwas Außerordentliches, erscheinen.

Der Name, Epopee, gehört demnach diesem Gedichte auf keine Weise, und keine Kunst des Dichters kann den Mythus vom jüngsten Gericht zum Stoff für eine Epopee, in reinem Sinne, verarbeiten; denn, wenn man auch, da der Dichter diese sich erst noch ereignen sollende Begebenheit, als schon geschehen, besingt, sich dem Vorschlage der neuesten Philosophie zu einer Geschichte a priori fügen, und also, in dieser Rücksicht, das Gedicht für eine Epopee nach vorigen Principien passiren lassen wollte: so fehlen ihm doch noch immer die übrigen Eigenschaften, die das Wesen dieser Dichtart ausmachen, und ohne die kein Gedicht eine Epopee seyn kann.

Und nun zur nähern Bekanntschaft mit den dichterischen Talenten des jungen Mannes, der hier seine poetische Laufbahn eröffnet. Rec. hebt zuerst einige Stellen aus, die des Jünglings Beruf zum Dichter bewähren, und eine Zierde seiner Dichtung sind; dann wird er aber einiger Verirrungen und Flecken gedenken, die sie entweder entstellen, oder doch wenigstens dem Ganzen zum Nachtheile gereichen.

1) Also das dichterische Talent des Verfassers bewährende Proben.

Seite 11. im ersten Gesange, die Beschreibung des Erzengel Michaels;

Uns in des Urlichts flammenden Morgenröthen gekleidet,
Strahlte der Schönste von allen Erschaffnen die Himmel herunter,
In der Grösse, womit er die Abendsterne verhüllet,
Wenn er im silberstürmenden Flug an ihnen vorbeyeilt.
Säufelnde Harmonien, wie Wellengüsse des Lichtes,
An den Aethergestaden der Orionen sie jubeln,
Tönten die silbernen Flügel aus Edens Blitzen geschaffen.
In dem goldnen Haar, das niedergeringelt in Wellen
Ueber die blühenden Lilienschultern vom Busen hinabfloß,
Weheten Lebensblumen mit Sternenschimmer, im Lenze
Eines Paradieses gesammelt, in Kränze gereihet,
Die um die Blüthenschläf in festlicher Schöne sich flochten.
Stillerhabner Ernst und Seelenhoheit, wie niemals
Sie der Gefallnen Fürst in junger Herrlichkeit hatte,
Strömmten ihm aus jeglichem Blick, der Strahlen herumwarf.
In den himmlischen Zügen des schönen Ernstes ergoss sich
Heiter und sanft stillfriedliches Lächeln unsterblicher Jugend.

Welten erschienen und rollten vorüber dem Fluge des Seraphs,
Rosen entflossen den Falten von seinem Gewande,
Und verblüthen erst spät am Mond und Sternengestaden,
So wie die Melodien der Flügel an ihnen verklönten.

Seite 71., vierter Gesang. Schilderung des Engels Uriels.

— — — — Uriels goldne Fittige klangen,
Silbergetön durch die Thäler dahin, ihn schuf das Allwesen
Aus ein (em) Strahlengewölk mit Orionen zugleich auf;
Junge Herrlichkeit ewigen Lebens umfloss ihn, der Aufgang
Säugt' am schimmernden Rosenbusen bey seiner Geburt ihn.

Und

Voll erzog ihn, so wollt' es der Schöpfer, zum Engel der Sonne.
Itzo stieg er empor auf seines leuchtenden Wagens
Hellen, Rubinengewölb, aus Regenbogen und Frührothe
Emsig geschaffen, von flammenhauchenden Winden gezogen.
Leicht hin rauschten sie über die Sonnengefilde zur Erde,
Silbergewölk aufwühlend, wie Staub; er stand in der Hoheit
Seiner Schön', und lächelte Jugend des Himmels; in Wellen
Niedergekräuselt, und lieblich bekränzt mit der Blume des Lebens,
Fiel auf die Rosenschultern das Haar in der Weste Getändel.
Ueber den glänzend aetherischen Leib floss, ähnlich des Morgens
Goldnem Flor, ihm ein Lichtgewand, das in strömenden Falten
Niederschleppend, röthliche Schimmer ins Silbergewölk goss.
Zügel, aus Dämmrung gewebt, und mit Vollmondschimmer umflochten,
Walten in langen Strahlen hinab aus der Linken des Engels.
Welten kreisten vorüber, es flammeten und rauschten die Winde
Schnelle Gewittereil', und Uriel stand auf der Erd' itzt.

Seite 249 Schilderung einer Naturscene. Ein Liebespaar lebt am Fuße des Libanons.

Einst, als es abendete, fanden sie beyd' auf einem beblümten Felsen, —
Vor den Liebenden lag in paradiesischer Schöne,
Wie ein dem Schlummer lächelnder Säugling, das endlose Lenzthal
Hell mit seinen im flammenden Spätgold strömenden Wassern,
Und mit Glanz umrötheren Wäldern und sausenden Hainen,
Fern im leuchtenden Westen empor, in wogigen Wolken
Thürmten sich blaue Gebürg', auf deren erhabenen Häuptern
Hehr und feyrlich das Rosenfeuer des Unterganges strömmte,
Glühende Purpurseen in Flammenwellen geröllet,
Und mit funkelnden Ebnen edenisch umsert

— — — — — — — —

Aus nordöstlicher Ferntiefe glühte des Vollmonds Majestät am entwölkten
Sternengewölb' empor, und Erd' und Himmel in Umkreis,
Schienen in Jugendrothe der Kindheit wieder zu lächeln,
Blühendduft rauchende Kühl' umlächelte lispelnd
Den stillathmenden Busen der frühlingbekränzten Natur hier,

Und des Unendlichen Geist schien nun auf Erden zu wandeln.

Endlich noch, zum Kontrast, ein Schreckensgemälde aus der Hölle. Seite 102.:

Satan sprang von dem Thron in seinen Wagen, aus Wettern
War er zusammen gewölkt, mit Blitzen die Räder umflochten,
Und geladen mit Donnerschlägen; die flammenden Felgen
Ueberdüsterte Nebelgewölk, lichtröthlich umfloss es,
Von den Blitzen durchzackt, die Marmorspeichen und schienen
Bis zur feurigen Nabe; sein Zwillingsspann vor ihm waren
Zwey gluthauchende, nachtschwarzkleidete Wetterorkane.
Durch die strömmende Finsterniss fuhr und die Reiche der Hölle
Satan daher, — —
Rollte dann über von Bergen und Strömen zusammengeworfne
Trümmerwildniss, hoch aufrauchend, wie flammende Wetten;
— — — — — — — jetzt verweilt er
Drey Stürme dauern sicht in einer versunkenen wüsten
Einsamkeit, rasselnd dann auf unterstürzenden Felsen.

a) Verirrungen und Flecken.

Dahin gehören Schilderungen, Bilder und Ausdrücke, die unter der Würde des höhern epischen Gedichtes sind. Eine Stelle der Art ist der Dialog zwischen den Teufeln, Belial und Ozael, Seite 102., in dem der Ton tief ins Burleske fällt; eben so die Stelle 117., wo der kleine Cilion für seinen sterbenden Vater betet. Der Dichter will hier ein rührendes Gemälde kindlicher Liebe und Einfalt geben; aber durch einen Mißgriff in der Darstellung, durch gar zu kindische Wendungen und Ausdrücke, besonders durch den allzuhäufigen Gebrauch der Diminutiven wird er komisch. Man urtheile selbst:

Wenn du, o Gott der Unschuld! die jungen Kinder so lieb hast,
Ach! so höre mich jetzt, du bist auch gut, wie mein Vater!
Höre mich, wie du im Himmel, wo alles schön und voll Gold ist,

Deine

Deine kleinen *Engelchen* hörst, wenn fromm sie dich bitten.
Lass den Vater nicht sterben, ich falte die *Händchen* dir eng zu;
Bitte für den Guten; er ist ja so fromm, und warum denn
Soll er sterben? Du nimmst ja den *Thierchen* die Mutter nicht, liebst sie,
Warum willst du den Vater dem kleinen Cilion nehmen?
Oder liebst du die *Thierchen* mehr, wie die *Kindchen* der Unschuld?
Meine Mutter hast du ins schwarze Grab auch gerufen;
Ach! und ich hatte so lang dich gebeten, so lang, bis die *Aermchen*
Müd mir wurden, und ich zu dich (dir) nicht weinen mehr konnte
Nur noch diessmal höre mich, Gott! *ich will dich lang nicht*
Um was wieder bitten!

Solcher Wendungen giebt es mehrere; auch kommen häufig Ausdrücke und Zusammensetzungen vor, die theils widernatürlich und abentheuerlich, theils würdelos sind, und ans Lächerliche gränzen. Z. B. Todtengeheule lullen, der Alte von Tagen, (ein Ausdruck von Gott,) Letzlinge Gottes, der schöne Bluter, Calvari's, Weltveraschen, (auch ein Ausdruck von Gott,) pipende Nestlinge, (junge Vögel,) Abendmal Gottes, (das Zehren der Raubvögel an den durch den Todesengel erschlagenen Leichnamen,) und so weiter.

Andere Flecken dieses Gedichtes sind, das Immerwiederkehren der Klage- und Wehaufrufungen, der Todt- und Schreckengemälde, des Würgengelamtes und derselben Bilder und Ausdrücke. So kommt, z. B. fast in jeder Schilderung von Engel und Seligen, in jedem Naturgemälde Silber vor, silberstürmender Flug, silberne Flügel, Silbergetön, Silbergewölk, Silberschneeig, u. s. w.

Endlich vermischt der Dichter auch zuweilen die verschiedenartigsten Mythologien. So spricht er Seite 27. von Amorn und Grazien, die sich neben den Engeln und Seraphim höchst seltsam und sonderbar ausnehmen.

Doch genug. So wie der Mythus vom Weltgericht einmal aufgefaßt worden, kann Rec. den Dichter eben nicht zur Vollendung seines Gedichtes aufmuntern; aber recht sehr wünscht er, daß er sein Talent an einen mehr in ihm zur

schien, und die Nachahmungen, z. B.: Tausend und Ein Tag, Tausend und Eine Viertelstunde, sind theils unächt, theils haben sie bey allen sonstigen Verdiensten das Pikante der ächten Tausend und Eine Nacht bey weitem nicht. Man hatte zwar nach und nach vom ächten Originale mehrere Handschriften aufgefunden und in Abschriften nach England gebracht; sie aber daselbst nicht, wie man sollte, benutzt. — Don Denis Chavis, ein geborner Araber und Prêtre de la congregation de St. Bazile, hatte auch einige ergänzende Theile der Sammlung mitgebracht, und dieser entschloß sich 1788 eine wörtliche Uebersetzung davon zu liefern, wovon Mr. Cazotte die Redaktion und Ueberarbeitung des Styls übernahm. Sie erschien in 4 Bänden als Continuation des Mille et une nuits. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß wir an ihr eine ächte Fortsetzung haben; wenigstens hat ein Aufseher der orientalischen Manuskripte bey der Pariser königl. Bibliothek, wie Hr. Chavis, doch wohl das Vorurtheil für sich, das Aechte vom Unächten unterscheiden zu können, vorausgesetzt, daß er das Publikum nicht absichtlich täuschen will. Was uns nach einer verbreiteten Zeitungsnachricht Hr. Hammer, der jetzt die Levante bereiset, und abermals einen Fund von bisher unbekannten Theilen der 1001 Nacht gethan haben soll, liefern wird, müssen wir noch erwarten.

In Deutschland sind diese Mährchen schon früh und mehrmals übersetzt geliefert. Die Vossische Uebersetzung von 1781, und die in der blauen Bibliothek im 5—8. Bande gelieferte Uebersetzung sind ohne Widerspruch die lesbarsten. Es war immer ein ganz guter Gedanke, diese Mährchen von neuem zu überarbeiten, und glücklicher Weise ist der Bearbeiter ein Mann, der sein Werk gerade aus dem Gesichtspunkte unternimmt, aus welchem es, wenigstens nach des Rec. Gefühl und Urtheil, genommen werden mußte. Er sagt selbst in der Vorrede: Auch der unbedingteste Freund dieser Mährchensammlung wird nicht behaupten wollen, daß die ästhetische Vollkommenheit derselben keinen Zuwachs litte, daß Alles und Jedes darin von gleicher Vorzüglichkeit sey; daß sie nicht durch ihre erste Verpflanzung auf französischen Boden für uns Deutsche einen Erdgeschmack angenommen habe, der unmöglich jedem Gaumen behagen kann; oder daß sie nicht oft dem Ziele des Guten und Schönen um so viel näher treten würde, als mit größern oder kleinern Theilen

ist desselben eine bedächtige Absonderung oder Ergänzung vorgenommen würde, damit der schöne Flug des fessellosen Phantasus nicht zu oft durch Ungehörigkeiten oder Trivialitäten unterbrochen würde. — Alles sehr wahr und richtig! In dieser Hinsicht wird uns nun der neue Bearbeiter sowohl sämmtliche Theile der Gallandschen, als auch die vier Bände der neuen Chavis-Cazotteschen Tausend und Eine Nacht mit strenger Auswahl liefern.

Wenn sich nach Herders Ausspruch in der Adrastea bisher schon mehr als Tausend und Ein Mensch an dieser idealischen Schöpfung vergnügte: so darf Rec. mit Ueberzeugung versichern, daß durch diese neue Bearbeitung dieses allerliebsten Mährchen, die — mit Erlaubniß aller ernsten Theologen und spekulativen Philosophen, fürsingerigen Romanen- und Reisebeschreibungs-Fabrikanten sey's gesagt! — ganze Bullen fader Romane, trockener Reisen, lügenhafter Biographien und Autobiographien, geist- und kraftloser Predigten und übersinnlicher translunarischer Philosopheme an wahren Nutzen, an ästhetischen und moralischen Werth aufwägen, das Vergnügen der Leser, das Utile und Dulce nicht nur nicht werde gestört, sondern gewiß erhöhet werden; vorausgesetzt, daß der geneigte Leser nicht allzusultanische Forderungen an ein Mährchen macht, und überhaupt amüsabler Natur ist, nicht etwa am Spleen oder irgend einem Whim laborirt, in welchem Falle keine Dinarzade und Scheherazade im Stande seyn möchte, ihn zu desennuyiren. Immer wird er hier seine Rechnung finden — Vergnügen und etwas Hausphilosophie und Moral für den, der sie bedarf — und wer bedürfte sie nicht? — und sie zu finden und zu gebrauchen weiß, in Kauf obendrein. Was kann man mehr von einem Mährchen verlangen?

Für diejenigen, die die ältere Sammlung kennen, setzt Rec. noch das Verzeichniß der in diesen Bänden gelieferten Mährchen her. Nach einer Einleitung, die selbst ein interessantes Mährchen ist, und wodurch der mährchenvollen Dinarzade der Weg gebahnt wird, ihren Mährchenschatz zu eröffnen, erzählt sie: die Geschichte der drey Kalender und die Geschichte von Mopreby, Geschichte des Hara oder der Prinzessinn Yemen. Harun-al-Raschid und die drey Abentheu-

ren

rer. Jl Bondocani, der Räuberhauptmann und die Geschwister.

Gewöhnlich liegen aber wieder andere Mährchen, wie die Häute einer Zwiebel in jedem eingewickelt. — Uebrigens läßt sich das Buch, wie ein ächtes deutsches gutes Original lesen.

D.

Romane.

Julius, der Verworfene. Von Karl Gottlob Cramer. Zweyter Theil. Arnstadt, bey Langhein. 1802. 188 Seiten 8. 22 gr.

Der erste Theil dieses Romans ist im 74sten Bande ersten Stück unserer Bibliothek angezeigt. Dieser zweyte scheint um Etwas besser zu seyn, einmal, weil er die Geschichte des herumirrenden Abentheurers beschließt, und zweytens, weil man bey weitem nicht so viele Pöbelhaftigkeiten ꝛc. darin bemerkt. Dieß wäre demnach ein Anfang zur Besserung, den wir mit Vergnügen bemerken, so wie wir hoffen, daß uns der Verf. von nun an, immer mehr Gelegenheit zum Lobe geben wird.

Bm.

Andreas Patasch, Zigeunerhauptmann, und Mutter Anna. Zweyter Theil. Oder: Goldchen, das Zigeunermädchen. Von C. A. Seidel. Vierter Theil. Köthen, in der Aueschen Buchhandlung. 1802. 356 Seiten 8. 1 Mg.

So mäßig auch des Rec. Erwartung von der Fortsetzung und dem Schlusse dieses Räuber-Romans war; so ist doch

auch

auch diese nicht erfüllet. Kaum daß er sich über das Mittelmäßige erhebt. Die Katastrophe, wo Goldchen wieder zur Prinzessinn Clothilde, und aus Andreas Patsch wieder der Herr von Löwenzahn wird, ist so gemein herbeygeführt, und so wenig verarbeitet, daß sie auch keinen Augenblick des Lesers Aufmerksamkeit spannt. — Kurz, es fehlt dem Ganzen an interessanten Verwickelungen und Situationen. — Nimmt man hiezu noch die Unkorrektheit des Styls und das Triviale in den Uebergängen und Verbindungen, was bleibt denn noch Verdienstliches übrig?

Kw.

Das Muttergottes-Bild, oder die Himmelsstadt. Erfurt, bey Hennings. 1802. Erstes Bändchen. 270 Seiten 8. Zweytes Bändchen. 240 Seiten. Drittes Bändchen. 286 Seiten. 3 Rg.

Ein junger Mensch — „ein aufstrebendes Gemüth" — zieht in der Welt herum, um ein Muttergottes-Bild und eine Himmelsstadt aufzusuchen, die in den Pyrenäen zu finden seyn sollen. Man weiß nicht recht eigentlich, wie es damit zugeht, und man bringt das mystische Produkt zu Ende, ohne daß der Abenteurer angekommen, oder die Himmelsstadt gefunden worden ist. Aufrichtig gesagt, es scheint uns, als hätte der Vers. selbst gar keinen Plan gehabt, als hätte er sein Werk, gleich einem Cento, bloß aus mehreren romantischen Reminiscenzen zusammengesetzt, und dem Ganzen nur durch dieses mystische katholisirende Gewand, bey gewissen Lesern einen gewissen Werth zu geben gesucht. Der Styl ist wenigstens so ungleich, und so buntscheckig, daß man leicht auf mehrere Verfasser schließen sollte, und das Ganze verräth, außer jenen mystischen Anspielungen, auch nicht die mindeste Spur einer höhern Tendenz.

W.

Natalia. Vom Verfasser der Novelle, Carle. Erstes Bändchen. Leipzig, Zülichau und Freystadt,

stadt, bey Varrmann. 1802. 399 Seiten 8. 1 Rl. 12 Gr.

Wer auch immer der Verfasser der Novelle Carlo seyn mag, die Rec. sich nicht entsinnen gelesen zu haben: so ist er doch gewiß ein Mann von Kopf und Talenten, und besonders von feuriger Phantasie für diese Art romantischer Dichtungen. Diese Natalie wenigstens enthält so manche Stellen und Partheien, die, weil sie in hundert andern Romanen auch da waren, ein gewöhnlicher Romanen-Skribler auf die gewöhnliche Weise so erzählt und gestellt haben würde, daß man gleich beym Anfange den Lauf des Ganzen ohne Kopfbrechen hätte vermuthen können. Dieser Natalienschreiber aber versteht die Kunst, auch gewöhnliche Auftritte, schon oft gebrauchte Verwickelungen und Lösungen auf eine noch immer interessante und anziehende Art vorzutragen, und des Lesers Erwartung in Spannung zu erhalten. Ein im Ganzen korrekter und reiner, meistentheils blühender Styl, dient dem Buche mit zur Empfehlung, das, wenn die Fortsetzung diesem Anfange entspricht, nach dem Eindrucke, den dieser erste Band auf den Rec. gemacht hat, zu den gut geschriebenen Romanen der neuesten Messen gehört. Schade, daß man ihm hier und da noch zu sehr die von dem Verf. darauf verwendete Kunst, Arbeit und Mühe ansieht. Auch ist etwas Spannendes und Unruhiges im Ganze, das offenbar beygelegt, der Verf. sey bey allen seinen Talenten mit seiner eigenen Ausbildung noch nicht fixirt und ins Reine, und eben deßwegen fehlt es auch der ganzen Komposition an Haltung, die der Verf. ihr nicht geben konnte, weil er sie selbst nicht hatte. Im Recensenten erregt dieß immer eine unbehagliche und oft peinliche Empfindung. — Nur selten stößt man auf Nachlässigkeiten der Sprache, wie z. B. herbeygerufen, für: gerufen.

Rw.

Abolar. Von dem Verfasser des Romans Heliodora. Freyberg, bey Craz. 1802. Erster Theil. 372 Seiten 8. Zweyter Theil. 362 Seiten. 2 Rl. 8 Gr.

Der

Der Verfasser, dessen Heliodora als der Versuch eines Anfängers alle Aufmunterung verdiente, scheint leider! mit jedem seiner neuen Produkte wieder zurück zu gehen. Auch dieser Roman enthält nichts, als eine Reihe alltäglicher Kriegs- und Reise-Abenteuer, die durch das sonderbare Amalgama alter und neuer Sitten, historischer und romantischer Charaktere, wahrlich nicht interessanter gewarden sind. Wir sind hier in den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, und werden doch alle Augenblicke an das Jahr 1805 erinnert; wir hören von einem Augenzeugen die Vertreibung der Moriskos aus Spanien erzählen, und stoßen dabey auf Bilder und Thaten, wie sie nur ein deutscher schwülstiger Autor brauchen kann. — Wie — doch wozu eine Menge Beyspiele, um den Verfasser auf den gänzlichen Mangel an Plan und Einheit, Zweck und Haltung aufmerksam zu machen! Alles, was er uns vorführt, sind schwankende Nebelgestalten; Alles, was er zu schildern versucht, bringt Kälte und Langeweile hervor, zumal, da es seinem Style häufig an Leben und Innigkeit, an Wärme und Begeisterung fehlt.

Um das Interesse dieses mißlungenen Werkes wo möglich zu erhöhen, hat der Verf. eine Menge Landschaftsgemälde, besonders von Spanien, eingewebt. Wären sie nicht von einem gewissen bekannten Schriftsteller kopirt: so würden sie vielleicht durch ihre Neuheit gefallen, da sie jetzt, (besonders des nackten Kolorits wegen, das ganz auf Rechnung des Kopisten kommt,) nur langweilig sind. Ueberdem wimmelt es von Mißverständnissen und komischen Fehlern, die der unkundige Kopist auf Treue und Glauben hineingetragen hat. So läßt er z. B. seinen Helden dem Fluß von Valencia hinabschiffen, u. s. w. so steht er am Ausflusse der Turia die ganze Stadt Valencia, wovon doch wahrlich nichts des Bootsgesindes oder Fischer zu finden ist. — Wir müssen dem Verfasser aufrichtig rathen, seine Federn einige Jahre ruhen zu lassen, seine Phantasie mit neuen Bildern zu bereichern, und besonders seinen Styl und seine ganze Darstellung zu vervollkommnen zu suchen.

W.

Faustins Halbbruder, oder Ludwig Schöbinger, eine wahre Geschichte aus der neuesten Zeit; von zwey Freunden. Erster Theil. 224 Seiten. Zweyter und letzter Theil. 269 Seiten. 8. Freyberg, bey Craz. 1802. 1 Rg. 6 gr.

Daß zwey Verfasser an dem Buche wollen gearbeitet haben, ist ihm nicht anzumerken. Dem Leser kann es auch sehr gleichgültig seyn, ob das Buch, was er lieset, Einem oder mehreren Verfassern sein Daseyn verdankt. Indessen hat das Wir, dessen sich der, oder die Verfasser bedienen, hier zu einer ziemlich witzigen Vorrede, auch hie und da im Buche selbst zu witzigen Anspielungen Gelegenheit gegeben. Auch an den Recensenten übt sich der Witz unserer Verfasser, die es behaglich finden, wäre es auch nur im Vorbeygehen, diesen ihren erträumten Gegnern eines zu versetzen. Gute Schriftsteller thun das selten. Und da zur besten Welt, worin nicht alle Uebel zu vermeiden waren, auch Schriftsteller, und die Zuchtmeister derselben gehören: so sollten, da doch die Menschheit durchaus der Erziehung bedarf, Beyde, die Schriftsteller und ihre Erzieher, friedlich, und ohne Neckereyen, neben einander wandeln. „Wollte mein Rektor wie ich," (sagte jener Schulknabe,) „wir wollten wie Brüder mit einander leben." Daß sie nicht wie Brüder mit einander lebten, das lag freylich bloß am Rektor; denn der wollte nicht immer wie der Knabe. Indeß gab es auch Knaben, die sich wohl mit dem Rektor vertrügen, und die ihn schätzten, und immer höher schätzen lernten, je mehr die Knaben Männer wurden. Wenn übrigens der Verfasser sich gern an Recensenten reibt: so ist dieß unstreitig diejenige Bescheidenheit, nach welcher der Verf. sich selbst für einen schlechten Schriftsteller, und sein Geistesprodukt für unbedeutend hält; aber Rec. muß dieser Meinung widersprechen, (das Widersprechen liegt ja nun einmal in der Recensenten-Natur!) denn mit Vergnügen las er dieß Buch, und es that ihm wohl, unter der Legion ärmlicher, oft abentheuerlicher Geschichtchen, die von Messe zu Messe das Vaterland überschwemmen, einmal wieder ein Buch dieser Art anzutreffen, bey dem man gern verweilt, und welches das Publikum desselben nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Sein-

Seine Vorzüge sind: ein reiner fließender Styl; viel lebhafter, nur zuweilen etwas gesuchter Witz; bey dem Ueberraschenden, wodurch das Buch anziehend wird, fühlt man immer noch, daß der Verf. und seine Menschen auf dieser Erde zu Hause sind, weil auch das Ueberraschendeste sich gewöhnlich auf eine so natürliche Art entwickelt, daß man wohl sieht, es könne gar wohl, und möge nicht selten, so auf unserer Erde zugehen.

Den Gang der Schicksale unsers so oft betrogenen Schobinger, seiner so schrecklich gemißhandelten Louise, des herrlichen Sandberg, Schobingers immerwährenden Schutzengels, und Sandbergs entsetzlich entarteten Sohnes Hausen auszuziehen, erlauben die Gränzen dieser Anzeige nicht. — Nur ein paar Stellen will Rec. ausheben, nicht gerade, weil es die besten im Buche sind; sondern um dem Leser doch einigermaaßen einen Begriff zu geben, wie der Verf. über Gegenstände und Empfindungen spricht.

Der betrogene Schobinger war als scheinbarer Betrüger ins Gefängniß gebracht. Seiner Unschuld sich bewußt, hatte er freylich nicht viel zu fürchten; aber zwey Monate lang drückte ihn hier fürchterlich die Unthätigkeit, in der er leben mußte. „Während Schobinger" (sagt der Verf. Seite 139. Th. 1.) „in einer matt erleuchteten Kammer zwischen „vier nackten Wänden sich und seinem Kummer überlassen ist, „ein Wort mit Euch, deutsche Kriminalrichter! ein Wort, „das vielleicht zu seiner Zeit gesprochen ist; ein Wort, das „ich so gern an eure Herzen gebracht wünschte, wie es an „dem Meinigen, und an dem Herzen des braven Howards „liegen hat.

„Gebt dem Unglücklichen, der in euerm Kerker sich befindet, eine seiner Fähigkeit angemessene Beschäfftigung! — „Während um euch her Alles sich einer geschäfftigen Thätigkeit überläßt, der Biber seine Wohnung erbauet, die Ameise „und die Biene für ihre Erhaltung sorgen, während der freye „Mensch in tausendfachen Richtungen hin seinen Körper und „seinen Geist beschäfftiget, Fähigkeiten entfaltet und Kräfte „brauchbar macht, liegen vielleicht in unserm deutschen Vaterlande tausend und mehrere Gefangene in duntpfen Wohnungen des Elendes, auf dem Siechbette der Faulheit und „Geschäfftslosigkeit. Hier ist nicht sowohl die Rede von dem

„Unglücklichen, über die das Gesetz schon gesprochen, und de„nen Gefängniß oder Zuchthausstrafe zuerkannt worden ist; „als vielmehr von denen, über die noch die Untersuchung „schwebt, von denen noch nicht entschieden ist, ob sie schul„dig oder unschuldig sind.

„Es ist noch einem Edlen vorbehalten, sich dadurch, daß „er das Schicksal dieser Unglücklichen mildert, einen Kranz „des Verdienstes um die Menschheit zu flechten. Zur Zeit „denkt man in den Gerichtshöfen, wo so Manches noch „Sitte zu seyn scheint, weil es einmal so hergebracht ist, an die in „Anklagestand Gesetzten nur in den mit ihnen angestellten „Verhören — weil man sie vor sich sieht! Des Richters „Blick dringt selten in die Einsamkeit ihrer Behältnisse; und „gelangt er ja bis dahin: so ist es bloß in der Absicht, zu „untersuchen, ob dasselbe der Gesundheit einen Nachtheil „bringen könne oder nicht! — Ob der Angeklagte arbeiten „könne, oder gar wolle, davon kann nicht die Rede seyn, weil „eine solche Untersuchung nicht vorgeschrieben ist, weil man „vielleicht gar die Arbeit für eine Strafe hält, und man den „Beschuldigten doch nicht eher bestrafen kann, als bis er sei„nes Vergehens halber überführt ist. So richtig der letzte „Satz ist: so darf daher doch nur gefolgert werden, daß man „dem noch nicht Ueberwiesenen wider seinen Willen keine „bestimmte Art von Arbeit vorschreiben, daß man vielmehr „seinen Kräften einen völlig freyen Spielraum lassen müsse, „auf eine selbst beliebige Art, so weit es das Oertliche des „Gefängnisses, und die Gattung des ihm schuldgegebenen „Verbrechens erlauben, sich zu beschäfftigen. —

„Wer den Gang deutscher Untersuchungen kennt, wer „es weiß, daß oft bey den geringsten Vergehungen ein Zeit„raum von mehreren Monaten vorbeystreicht, ehe über den „Angeklagten ein Urtheil gesprochen werden kann, der wird „sich ganz das Peinliche in der Lage eines solchen dem Jam„mer Preisgegebenen vorstellen können. Wird nun derselbe „vollends aus einer schon lange gewohnten thätigen Lebens„weise herausgerissen; ist ihm, wie Schobingern, eine feu„rige Einbildungskraft und ein stürmisches Blut zu Theil ge„worden: so kann es nicht fehlen, daß selbst den unschuldig „Angeklagten der Gedanke an Unschuld und künftige Recht„fertigung aufzurichten nicht im Stande ist.

„Laßt

„Laßt, Kriminalrichter! wenigstens die Spinne aus „euern Kerkern verjagen, damit der arme Gefangene nicht „das Beyspiel und die Aufforderung zur Arbeit täglich vor „Augen habe!“ —

Schobinger fand seine angebetete Luise, die er in Obersachsen vor langer Zeit verlassen mußte, in Mainz, auf einem öffentlichen Platze, wohin eine strömende Menge Volks seine Aufmerksamkeit zog, nebst einigen andern liederlichen Dirnen am Schandpfahl. —

„Welcher von unsern Lesern, (sagt der Verfasser,) hat „nicht einmal über eine Trennung geseufzet? oder eine Gattinn, ein Kind, einen Freund begraben lassen, oder die Untreue eines geliebten Menschen beweint? —

„Alles dieses sind verwandte Leiden, doch minder schmerzlich ist die Klage über den todten, als den untreu gewordenen Freund.

„Wenn uns der Tod ein befreundetes Herz entzieht: „so scheint das Grab zugleich auch unsere Schmerzen zu verschlingen, weil die unabänderlichen Gesetze der Natur es „geboten. Unsere Arme sind zwar leer, unsere Augen ruhen „nicht mehr auf den geliebten Zügen; allein unsere Gedanken „umschweben mit Wohlgefallen das süße Bild auch jenseits „des Grabes, das uns im Glanze der Unsterblichkeit erscheint. „Nicht so, wenn Untreue das Blumengewebe der Liebe und „Freundschaft zerrissen hat. Die Erinnerungen an das alte „Verhältniß erregen nur Schmerz, der Gedanke an die Zukunft verspricht keine Freude. Die Natur will solche Trennungen nicht. Unser Verlust ist bestimmt, und was bereits „hier verloren ist, findet sich dort nicht wieder. So glaubt „wenigstens die verlassene Brust, und jeder Trost versucht „vergebens seine Heilkraft. —

„Unsern Schobinger traf das Loos, eine Freundinn „treulos glauben zu müssen, in deren Hände er seine irdische „Seligkeit gelegt hatte. Das Mädchen erschien vor ihm als „Verbrecherinn, welches er immer mit der Glorie eines Engels umgeben wahrgenommen hatte; das Wesen erblickte er „am Schandpfahle, dessen Bestreben jederzeit dahin gegangen war, an der Hand der sittlichen Grazie zu wandeln. „Das Gerüste, an dessen Fußgestelle er beym Anblick seiner

„Luise sinnlos niedergestürzt war, wurde nun auch für ihn „der Richtplatz aller seiner Hoffnungen und Wünsche!“ —

Rec. will, zur Beruhigung seiner Leser, nur noch hinzusetzen, daß Luise dennoch unschuldig war.

Pm.

Der Roman im Romane, oder Siegfrieds Angelo. Herausgegeben von dem Verfasser des Weibes, wie es ist. Pirna, bey Arnold. 1802. Erster Theil. 284 Seiten 8. Zweyter Theil. 286 S. 8. 2 Rt. 16 gr.

Dieses Werk enthält eigentlich zwey Romane, die in lauter kleinen Fragmenten, gleich einem Allerley unter einander gemischt sind. Der erste ist die Lebens- und Liebesgeschichte eines jungen Schriftstellers, Namens Siegfried; der zweyte ist die Lebens- und Liebesgeschichte des Pagen, nachherigen Stallmeisters, Angelo di Amore, welche von dem genannten Hrn. Siegfried zu Papier gebracht wird. Wir müssen gestehen, daß uns dieser ganze Einfall, und diese ganze sonderbare Einschachtelungs-Manier ein gewaltiger Mißgriff scheint. Wie soll sich der Leser interessiren können, wenn er alle Augenblicke unterbrochen wird, wenn man ihn, so zu sagen, auf beyden Seiten in die Ohren schreyt, wenn man ihm, wie in einem Marionetten-Theater, jede Minute eine andere Puppe vorführt, und wenn am Ende das Ganze in einem geist- und planlosen Wirrwarr besteht? Bequem mag dergleichen Schreiberey für den Verfasser seyn; der Leser wird es schwerlich lange dabey aushalten können.

Was nun die einzelnen Romane, und also zuförderst das Leben des Hrn. Siegfried anlangt: so kommt es uns gewaltig gedehnt, und wegen so vieler Reminiscenzen aus Herrn Schillings frühern Schriften, auch gewaltig langweilig vor. Es ist wahr, Hr. Siegfried verliebt sich oft genug, spricht nur zu häufig von seinen Autorschaften, und hat sogar manchen guten Augenblick; aber wer kann sich lange für einen jun-

jungen obskuren Schriftsteller interessiren, der im Grunde nur ein sehr alltägliches Subjekt, und ein äußerst schwacher, weichlicher Charakter ist. Wer kann es lange bey den Liebschaften der Demoiselle Malchen und des Hrn. Kammerpagen, (der übrigens nicht mit Signor Amone zu verwechseln ist,) bey der sentimentalen Thorschreiberstochter, und tausend andern, aus Hrn. Schillings frühern Schriften, und zu sehr bekannten Personagen aushalten? Wem müssen nicht endlich die ewigen Ueberraschungen, Theaterkoups, u. s. w. die Hr. Schilling so oft gebraucht hat, zum Ekel seyn?

Zweytens, das Produkt des Hrn. Siegfried selbst, den Roman Angelo di Amone, die Lebens- und Liebesgeschichte des Pagen, nachherigen Stallmeisters, betreffend: so glauben wir schwerlich, daß es ein Leser von Geschmack sehr lange bey diesen sonderbaren komisch-tragischen Hofscenen aushalten wird. Solche Prinzessinnen, solche Fürsten, solche Pagen, ꝛc. mögen an denen Höfen im Monde zu finden seyn, mögen in die Welt des Guido von Sohnsdom passen; in der sublunarischen Welt finden sie sich gewiß nicht. Wir bemerken es ungern; aber wir müssen es sagen, sobald sich Hr. Schilling aus seiner kleinstädtischen bürgerlichen Sphäre in die große Welt wagen will, sobald er sich gar bis in die Höfe versteigt, hat er sich es selbst zuzuschreiben, wenn er sich lächerlich macht.

Trotz allen diesen Fehlern indessen, gestehen wir abermals mit Vergnügen, daß der Verfasser ein Mann von Talenten ist. Wir finden, auch in diesem mißlungenen Werk, noch immer einige genialische Züge und Situationen, die wohl verrathen, daß der Verfasser kein gemeiner Skribler seyn kann. Schade, daß Hr. Schilling seine sonst ziemlich reine, kräftige, und zuweilen sogar schöne Diktion durch eine Menge affektirter Wendungen und Jean-Pauliſmen entstellt! Wozu, zum Beyspiel, der sonderbare Gebrauch der Participien? „Mit Thränen sprach die Gerührte! Hoch erröthete die Stammelnde! Sanft lispelte die Verlegene! u. s. w.“ Wozu die vielen mystischen, alambiquirten Schilderungen innerer Zustände, wobey man nur lange Weile fühlt? Ein Mann von den Talenten des Verf. sollte doch an-

fangen, strenger gegen sich selbst zu werden, wenn er nicht zuletzt zu dem bloßen Fabrikanten herunterſinken will.

W.

Kleine Romane und Erzählungen. Erſter Theil. 143 Seiten. Zweyter Theil. 144 Seiten 8. Braunſchweig, bey Reichard. 1802. 18 gr.

Nr. 1. Rache aus Eiferſucht. Eine sehr schöne, höchſt verſchmitzte, und eben ſo boshafte Koquette, die Gräfinn von Sendberg, ſpielt dem in der Liebe idealiſirenden Grafen von Rambeck, der in ihr ſein Ideal zu finden glaubt, ſehr übel mit. Iſt ziemlich intereſſant, und gut erzählt: Deſto weniger bedeutet, ſowohl nach Sache als nach Ton Nr. 2.: Die Entführung. Wem das Mädchen entführt wird, dem mag es ſehr intereſſiren; der mag immer viel Lärmens darüber machen. Hat die Sache nicht mehr Eigenthümliches und Ausgezeichnetes, als hier: ſo werden alle übrige Menſchen kalt dabey bleiben. Den vernachläſſigten Briefſtyl, worin dieſe Entführungsgeſchichte erzählt iſt, würde man einem Sekundaner ſchwerlich verzeihen. Dieß im erſten Theil.

Nr. 3. Eduard X..... oder die Gefahren einer allzugroßen Weisheit. Eduard, mit Vorzügen des Geiſtes, des Körpers und der Güter dieſes Lebens begabt, wählt aus zu groſſer Weisheit (?) beſtändig thörichte Mittel zu ſeinen Zwecken, und ſtirbt darüber, nach Verfehlung aller ſeiner Wünſche, an Geiſt und Körper, und Glücksgütern verarmt, in einem Hoſpitale. Iſt intereſſant, und nicht ohne Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens beſchrieben.

Nr. 4. Traue, ſchaue, wem? Wären hier nicht ſo harte Verſtöße wider die Regeln der Wahrſcheinlichkeit: ſo würde Rec. dieſe ſonſt gut geſchriebene Erzählung, die, auch ohne die Uebertreibungen, welche man hier antrifft, intereſſant genug ſeyn könnte, mit Vergnügen geleſen haben. Graf Karl von Hohenau, ein ſehr gebildeter und höchſt edler

Mann,

Mann, (wofür ihn der Verf. überall gehalten wissen will,) stößt seine, als ein Ideal weiblicher Vortrefflichkeit überall anerkannte, schwangere Gemahlinn, aus Eifersucht in einen dunkeln, feuchten Kerker. Hier, von aller Bequemlichkeit entblößt, sitzt sie gegen drey Jahre. Einige Monate nach ihrer Einkerkerung wird sie von einer Tochter entbunden. Das Kind wird ihr gleich nach der Geburt genommen, und einer dürftig bezahlten Amme übergeben; und es würde (so erzählt der Vers. ausdrücklich) aus Mangel an Pflege und Wartung umgekommen seyn, hätte nicht ein edler Geistlicher sich seiner angenommen. Die Gräfinn, die unerschütterlich ihren Gemahl liebt, versucht Alles, um ihn von ihrer Unschuld zu überzeugen. Aber wie konnte sie dieß, da er weder mündlich noch schriftlich die mindeste Notiz von ihrer Rechtfertigung hatte nehmen wollen? Da sie den Gebrauch von Feder und Dinte nicht hat, und Jedem vom Grafen streng verboten ist, ihm die Gräfinn auch nur zu nennen; weiß sie doch, durch unsägliche Anstrengung es dahin zu bringen, daß sie ihre Rechtfertigung, die Liebe und Unschuld athmet, in einer Stickerey ihm in die Hände bringen läßt. Aber er antwortet ihr mit der ausgesuchtesten Bitterkeit: daß er sie mit tiefer Verachtung ungelesen von sich geworfen habe. Seinem die Mutter zärtlich liebenden Sohne, der unaufhörlich die Mutter sehen will, sagt der Vater, die Gräfinn sey in die Schweiz gereiset. Er reiset von einem Gute zum andern, während sie im Kerker Mangel an aller Bequemlichkeit leidet.

O der edle Mann handelt, selbst wenn die Gattinn schuldig wäre, anders, um Achtung gegen sich selbst behalten zu können! Und wo geht dieses Alles vor? In Algier? Nicht doch! im österreichischen Staate, unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia, deren verdienter Minister der Graf längere Zeit gewesen war. Hört etwa in gesitteten Staaten die Frau, indem sie einem Manne, zu ehelicher Verbindung die Hand reicht, auf, eine Bürgerinn des Staats zu seyn? Thut sie Verzicht auf den Schutz, den der Staat den Seinigen schuldig ist? Oder wird der Mann, als Gatte, zugleich unbegränzter Despot, allenfalls auch über Leben und Tod seines Weibes? Denn daß die arme Gräfinn seit dritthalb Jahren im feuchten Kerker nicht starb, ist sie bloß unserm Verfasser schuldig, der sie mächtig beym Leben erhält.

Nachdem der hartherzige Graf die ihn immer gleich stark liebende Gräfinn, und den ihn gleich stark verabscheuenden Leser genug gequält hat, nimmt denn doch noch Alles ein gutes Ende. Aber während der drittehalb Jahre unsäglicher Leiden war Niemand in der großen österreichischen Monarchie, der sich der Gemißhandelten erinnerte? sich ihrer annahm? ihre Sache in den Weg Rechtens leitete? wo sie, auch wenn sie schuldig war, nie so viel zu dulden haben konnte? Und doch war ihr Unglück nicht ganz unbekannt? Wer wird es dem Dichter glauben, daß so Etwas in Oesterreich vorgehen könne! — — Indessen geht zuletzt Alles gut. Der Graf zeiget, nach Entdeckung der Unschuld der Gräfinn (S. 121.), drey Briefe ohne Namens-Unterschrift vor, die er vor drittehalb Jahren, als eine Anklage der Untreue seiner Gemahlinn erhielt, und die er (Seite 25. Theil 2.) einst verbrannte. Ein arger Gedächtniß-Fehler!

Der Bogen J. im zweyten Theile war noch nicht voll, darum kam wahrscheinlich noch Gustav H. — eine dürftig geschriebene Geschichte eines dürftigen Selbstmörders hinzu. Das einzige Verdienst, daß sie nur neun Seiten lang ist, kann man ihr nicht absprechen.

Pm.

Schöne und bildende Künste.

Archiv für Künstler und Kunstliebhaber. Angelegt und besorgt von *J. G. Meusel*, Hofrath und Professor zu Erlangen, etc. *Ersten Bandes erstes Stück.* Dresden, bey Walther. 1803. VIII und 170 Seiten gr. 8. Mit einem Kupfer. 18 gr.

Durch kein Hinderniß läßt, wie man sieht, Hr. M. sich von der löblichen Beharrlichkeit abschrecken, für Künstler und Kunstfreunde Vorrathskammern offen zu halten, wo Beyde ihre einzelnen Notizen, Entdeckungen, Wünsche, Zweifel, An-

Anfragen, u. s. w. niederlegen, und eben dadurch sowohl Andern, als sich selbst, nutzen können. Bekanntlich hat der unermüdete Mann seit dem Jahre 1779 schon vier dergleichen Magazine angelegt, die freylich manches Mittelgut, und vieles nunmehr kaum noch Brauchbare darboten; mitunter aber doch wirklich auch Kunstbemerkungen und ganze Aufsätze, die dem Kenner und Dilettanten jederzeit lehrreich bleiben werden. Hätte für allgemeine Register sich nur besser sorgen lassen! denn woher die nöthige Geduld und Muße, so beträchtliche Vorräthe Stück vor Stück durchzumustern? Kein Wunder, wenn bey dieser Schwierigkeit, das wesentlich Gute herauszufinden, es mit Verbreitung, nicht nur reinen Kunstgeschmacks; sondern auch sicherer historischer Kenntnisse selbst schon, so mißlich wie sonst und vielleicht noch zweydeutiger aussieht; denn gerade seit diesen beynah zahllos angebotenen, nur selten aber bewährten Hülfsmitteln, hat der Schwarm naseweiser Halbkenner sich verdoppelt; und auch im Fache der Kunst erscheint heut zu Tage nichts so Kleinliches, Abenteuerliches wohl gar und Geistloses, was dergleichen flache, und in der Kunstgeschichte schlecht bewanderte Beurtheiler nicht zu beschönigen, oder durch baare Sophistereyen aus seinem Gesichtspunkte, wenigstens zu rücken wüßten!

Den Eifer unsers Archivars ermunterte indeß der Umstand, daß wirklich schätzbare Bemerkungen und Kunstnotizen doch immer noch in neu erscheinenden Zeitblättern und andern fremdartigen Schriften versteckt liegen, wo der Dilettant sie nur selten, und der eigentliche Künstler wohl gar nicht suchen dürfte. Den Verfassern solcher Aufsätze wird daher abermals der Vorschlag gethan, sie dem jetzt wieder geöffneten Archiv gegen ein billiges Honorar anzuvertrauen; auch deßhalb schon, weil eine schnellere und allgemeinere Verbreitung des Mitgetheilten auf diesem Wege sich doch in der That erwarten lasse. Als Hr. M. im April 1803 seinen Vorbericht unterzeichnete, zirkulirte zwar bereits der Prospektus einer neuen Kunstzeitung; von dessen Ausführung jedoch damals noch nichts zum Vorschein gekommen war. Höchst wahrscheinlich indeß wird die Merkantil-Seite der Kunst, wo nicht gleich Anfangs, doch in der Folge, und das zeitig genug, ein Hauptaugenmerk des neu angekündigten Blattes werden; ganz füglich mithin könnten beyde Anstalten neben ein-

einander bestehen. Es nehme mit dieser Konkurrenz was für eine Wendung es will: auch wenn der Kunstnouvelliste eben die Fundgrube leeren hälfe, die schon der Archivist in vorliegendem Stücke mit Nutzen besucht hat, würde das Publikum noch immer dabey gewinnen; weil Einer allein schwerlich Alles erschöpfen kann, und die Ansichten der Dinge so verschieden sind. Hr. M. ist nämlich gesonnen, auch fernerhin aus solchen Blättern und Schriften des In- und Auslandes, wo Niemand, wie gesagt, nach Kunstnachrichten so leicht sich umsieht, sein Archiv zu bereichern; nicht aber, ohne in solchen Fällen, wo es auf Umguß, Beleuchtungen, und hauptsächlich die Einwilligung der Verfasser ankommt, mit diesen vorher Rücksprache genommen zu haben.

Es wird Zeit, von den Bestandtheilen des, den frischen Versuch eröffnenden, ersten Stückes Bericht zu erstatten, und zur Uebersicht, wie jener gelang, wenigstens für diesmal die Aufschriften der sämmtlichen Nummern anzugeben. An Mannichfaltigkeit fehlt es den XVIII. hier aufgestellten ganz und gar nicht; und mit der Herausgabe so lange zu warten, bis lauter Vortreffliches sich mittheilen ließ, würde die guten Mitarbeiter sowohl, als minder gute, wie natürlich, auf immer vielleicht zurückgeschreckt haben. Also: Ueber das Studium und die Ausübung der Kunst der alten und neuen Künstler. Von einem Hrn. E. B. nach drey Zeiträumen betrachtet; dem nämlich der alten Griechen; sodann des XIV — XVI. Jahrhunderts, und endlich unsren Tage. Für anhebende, und mit der Geschichte ihrer Kunst noch wenig vertraute Künstler erbaulich genug; nicht so für den schon weiter vorgerückten. Woher, z. B. weiß der Verfasser, daß die griechischen Künstler meist Leute von Stande gewesen? die schönsten Modelle ihnen überall zu Gebot standen? denn wie es ihnen gelang, am schönsten zu idealisiren, ist wieder eine andere Frage. Sehr undeutsch die Wendung: „Seitdem in der neuern Zeit die Kupferstecherkunst Epoche macht." — Freylich hat der Kupferstich, wie jeder andere Kunstzweig auch seine Epochen gehabt, und die dem wahren Künstler bekannt genug sind. Was aber machte deren jetzt? Vielleicht die überhand nehmende Kleinlichkeit und Buntheit, wodurch er zum bloßen Spielwerk für Kinder und ihresgleichen wird. Auch eifert Hr. B. mit vollem Rechte dawider, und dringt sehr ernstlich darauf, daß rechtliche Kupferstecher

sich

sich mehr Zeit nehmen, und, statt ihre Kunst an Taschenbüchern und Kalendern zu verschwenden, durch größere Blätter den Geschmack des Publikums sollen umstimmen helfen. Ueberhaupt aber hält er den an mehr als leichtweg radirte Skizzen sich wagenden Stich für eine Geist tödtende, dem Körper höchst nachtheilige, bloß auf Mechanik hinauslaufende Beschäftigung, und preiset dagegen die alten Griechen wegen ihrer Geist und Körper gleich belebenden Bildhauerey glücklich. Diese hätte mit der plastischen Natur unmittelbar selbst zu thun. Was aber hier das Wort plastisch? Da der Künstler mit seinem rohen Marmorblocke ja gerade das Gegentheil versuchen, und dabey Stand genug verschlucken muß! Bey guter Muße, antwortet Hr. F., trieben die Griechen ihre Kunst, und nicht so handwerksmäßig, wie heut zu Tage; den Meissel zu führen, war bey ihnen das Geringste. Die glücklichen Alten! Wie leicht ihnen sonach Alles geworden seyn mag!

Ueber die Umrisse der Weimarschen Preiszeichnungen vom Jahr 1801. als Titelkupfer zur Allgem. Lit. Zeitung 1802. Aus eben dieser Feder vermuthlich. Ausdruck, und daher auch Wirkung, werden an diesen Blättern vermißt, worin der Beurtheiler allerdings Recht hat; schwerlich aber darin, daß bey dem Achill auf Skyros die angenehme, feine, wollüstige Stimmung, womit man die für ein Mädchen gehaltene schöne Figur nunmehr als Jüngling erscheinen sähe, hier das Hauptinteresse beym Anschauer hervorbrächte. Wer fühlt nicht, daß die Leidenschaft, womit Achill, auch im Mädchenkostüm, sogleich über Männerwaffen herfällt, den Zuschauer am stärksten anziehen müsse? — Ueber Kunstanwendung in der Schreibkunst. Von eben diesem K. K., und besonders gegen die unnützen, oft geschmacklosen Verzierungen gerichtet, womit man auch die so genannte Schönschreiberey zu beladen anfängt, und ihr wohl gar die Zeichenkunst selber einimpfen möchte. Ueberhäufungen sind freylich nirgend zu billigen; bey dem Allen verdiente die Sorgfalt, womit man z. B. in England eine saubere Handschrift zur Nationalsache gemacht, und mit solchem Erfolge, daß Schlechtschreiberey daselbst zur Ausnahme geworden, doch wohl Aufmerksamkeit und Nacheiferung. — Ueber Stickerey. Noch immer von demselben K. K. und in gleichem Sinne. Nicht nur sehr estheblich sey die darauf verwandte Mühe; sondern

auch

auch der Gesundheit des sich damit befassenden schönen Geschlechts äußerst nachtheilig. Jenes um so mehr, da sie dem guten Geschmack in der Bekleidung nur höchst selten zu Statten käme; was der Verf. nicht ohne Sachkenntniß auseinander setzt. — Gedanken über Bücherkupfer und über ästhetische Erklärungen derselben; mit einer Probe letzterer an zwey Scenen aus der Erzählung Lavinia und Polemon in Thomsons Jahreszeiten, nach der Londner Prachtausgabe von 1793. Regalfolio. Von einem Herrn R. zu A. in Ungern recht gut geschriebene Vertheidigung der bey Büchern angebrachten, jetzt so verschrieenen Kupferstiche. Helfen diese den Gegenstand, wo es nöthig war, versinnlichen, oder gar die vom Schriftsteller bezweckte Wirkung verstärken: so bleibt ihr Verdienst wohl unangefochten. Was für Gegenstände sich nun hauptsächlich hierzu eignen, berührt Herr R. vor der Hand nur beyläufig; über den von ihm aufgestellten Grundsatz aber, daß dergleichen Kupfer der ihnen im Buche zum Spielraum dienenden Idee oder Geschichte genau zu entsprechen hätten, wird er desto umständlicher, und hält besagte zwey englischen Blätter an diesen Probierstein. Alles mit so viel Takt und Scharfsinn, daß, ob es uns gleich an solchergestalt erklärten Kupferstichen nicht eben ganz fehlt, mehr dergleichen Erörterungen aus dieser Feder dennoch wünschenswerth sind.

Beurtheilung der zur Prachtausgabe Wielandischer Schriften gehörigen Kupfertafeln. In demselben guten Geschmacke; ohne Zweifel auch ein Produkt desselben Beobachters. Mit der in der Jenaer Literaturzeitung von diesen Kupferstichen gelieferten Anzeige ist er wenig zufrieden, und findet sie zwar hochtönend und phrasenreich; nicht aber überall unterrichtend genug. Den Arbeiten der in besagtem Prachtwerke ihr Talent aufbietenden Künstler wird im Ganzen warmer Beyfall gezollt; was jedoch hier und da zu wünschen übrig blieb, um so weniger verschwiegen, da Herr R. als Ausländer unparteyisch verfahren zu dürfen glaubte. Nur an drey Blätter erst, von der Hand nämlich der Hrn. Ramberg und John, und John und Schnorr, auf gerathewohl sich anbietend, kommt hier die Probe; und durchweg herrschen dieselben Ansichten und Grundsätze, wie in der vorigen Nummer. Wer sich das Vergnügen verschaffen kann diese Beurtheilungen gegen das Beurtheilte selbst zu halten,

wird

wird freylich mitunter sich auch zu Abweichungen geneigt fühlen; denn wozu wäre sonst der Geschmack so verschieden! Eben deßhalb aber giebt es auch vielleicht keine reine Unparteylichkeit, weil in Sachen der Kunst, Alles, was unsrer einmen Stimmung am nächsten entspricht, am Ende doch immer das Anziehendere bleibt! — Nachträge eines zweyten zu dem Aufsatze über Karrikatur im zehnten Stücke der neuen Miscellaneen, u. s. w. Der Nachträger, vermuthlich mit dem Verfasser der beyden vorigen Artikel wiederum einerley, hilft hier den Begriff von Karrikatur, nicht ohne Kunstsinn und Menschenkenntniß, festsetzen, und wünscht ihr einen weitern Wirkungskreis; gesetzt auch, den so überaus sittliche Egoismus fände diesen etwas zu ausgedehnt. — Lebensgeschichte des Schlachtenmalers G. P. Rugendas, nebst einem raisonnirenden, möglichst vollständigem Verzeichnisse der vielen, von und nach ihm vorhandenen Kupferstiche und (oft schlecht) geschabten Blätter. Ein Auszug eigentlich des von dem um Kunstgeschichte so verdienten J. C. Fuessly, 1758 zu Zürich in Quart herausgegebenen, diesen Maler und Kupferstecher betreffenden Traktats; nur, was die Blätter von Rugendas anlangt, hier sehr vermehrt. Wer sich an Pferdedarstellungen nicht satt sehen kann, wird freylich die Arbeiten dieses Meisters noch immer nicht für zu zahlreich halten; eher schon, der auch für Natur höherer Art noch Sinn und Muße behalten wollende Kunstfreund. Da von ein paar hundert von und nach ihm gestochenen Blättern in dem mehr als zwey Bogen starken Aufsatze die Rede ist, sein Verfasser es auch an Detail und Lobpreisungen nicht fehlen läßt, muß Rec. den Liebhaber kurzweg darauf verweisen. Ueber die Malereyen in einem Saale der Wiener Vorstadt Rossau, unweit der Porcellanfabrik, aus Wien, 1802 datirt, und, wie das Ding da liegt, eher spaßhafte Anspielung auf dasigen Kunstgeschmack, oder die Porcellanfabrik selbst, als im rechten Ernste gemeint. Warum wird weder der Besitzer des köstlichen Saales, noch irgend ein daran arbeitender Künstler genannt? Was in aller Welt hat es für Bewandtniß mit den Kammerhüren, die enkaustisch und mit Basreliefs gemalt seyn sollen? Einen mit Malereyen dergestalt vollgepfropften Saal soll man heut zu Tage schwerlich noch wo anders antreffen! Das profanum Vulgus der Kupferstecher, Aetzer, Punktirer, Schaber ꝛc. wird aus diesem Heiligthume verwiesen; nur dem lernbegierigen Ma-

ler steht es offen. Als ohnmächtige (sic) und unvollständige Nachahmung, die bloß für dürftige Käufer gut genug wäre, ist der Kupferstich überhaupt dem ungenannten Einsender ein Gräuel. Noch einmal, was für Bewandtniß hat es eigentlich mit diesem Prunksaale und seiner possierlichen Beschreibung?

Biographische Nachrichten von dem 1739 zu Prag geborenen und 1802 eben daselbst gestorbenen Johann Ulrich Jahn. Einem geschickten Historienmaler, der bey seinem Vater, sodann bey Pakko, und weiterhin in der Wiener Kunstakademie sich bildete; als nach Aufhebung so vieler Stifter und Klöster es in Böhmen eben nicht viel mehr zu thun gab, einen (vermuthlich, Kunst-) Handel anfieng, seine Muße jedoch noch immer der Malerey und ihrer Geschichte widmete. Belege seiner guten Einsichten hierin sind mehrere Abhandlungen, die sich in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, in Rieggers Sammlungen und anderwärts befinden. Auch als Architekt war er im Vaterlande mit Beyfall gebraucht. — Die zu Foligno ehedem gewesene, sogenannte Vierge au Donataire, ein Gemälde Raphaels. Beschreibung nämlich des bey Wiederherstellung desselben angewandten Verfahrens. Aus einer zu Paris, (wo das den Italiänern geraubte Bild jetzt zu sehen ist,) unlängst erschienenen Broschüre übersetzt. Umständlich genug; ohne deßhalb für denjenigen verständlicher zu seyn, der von so mühseliger Manipulation noch keinen anschaulichen Begriff hat. Beyläufig will Rec. noch erwähnen, daß Herr Jahn, der so eben angeführte böhmische Künstler, über denselben Gegenstand, Ausbesserung nämlich, Auffrischen und Abziehen alter Gemälde, in einem erst 1803 abgedruckten und von der Waltherschen Buchhandlung zu Dresden verlegten Werkchen, das von der Oelmalerey überhaupt handelt, gleichfalls neue Versuche und Aufklärungen geliefert hat, die von Kunstkennern sehr gerühmt werden. — Wunsch in Betreff der Gemälde von Lukas Kranach, Vater und Sohn. Aus den sächsischen Provinzialblättern des Jahres 1802 gezogen. Ein Hr. Theobald — wenn er wirklich so heißt — beschreibt hier in der Kürze ein paar in der Merseburger Dom- und Naumburger Pfarrkirche von ihnen noch vorhandene schätzbare Gemälde, und wünscht mit Andern, das eigentliche Verdienst der beyden alten Künstler genauer als bis-

hie

her geschah, bestimmt zu sehen. — Ueber den Geist, Sinn und Charakter der Gallerie, von Söder. Aus einer der Beylagen zum westphälischen Anzeiger des Jahrs 1802. Allerdings ist diese von dem Freyherrn, jetzt Grafen Brabeck zu S. unweit Hildesheim aufgestellte Sammlung ein für Niedersachsen, in Rücksicht auf Kunst und Kunstfleiß, als der daselbst auch auf manche andere Weise belebt wird, immer wichtiger werdendes Museum. An überlauten, oft gar zu rednerischen Lobpreisungen indeß, hat es, wie bekannt, ihm bisher eben so wenig gefehlt. — Johann Georg Pforr, Thier- und Landschaftsmaler. Bereits 32 Jahre alt war der Mann, ehe die von frühester Jugend an ihn beherrschende Neigung zur Kunst sich befriedigen ließ; in der Kasseler Akademie nämlich, wo er selbst in diesem Alter noch sich als Schüler aufnehmen ließ, in der Thiermalerey desto geschwindere Fortschritte machte, und 1780 Frankfurt am Main zum Wohnort wählte. Seine Pferde besonders werden sehr geschätzt; wie er denn auch als geschickter Bereuter seine Einnahme zu verbessern wußte. Von Seiten der Thiernatur empfehlen Pforr's Handzeichnungen und geätzten Blätter sich nicht weniger. Schon im 54sten Lebensjahre (1798) erlag seine Gesundheit an Brustbeschwerden, die der Bergbau ihm ehedem zugezogen hatte. — Beschreibung einer griechischen antiken Statue von weißem Marmor, den Pythischen Apoll vorstellend. In eben der Dresdner Privatsammlung befindlich, wovon im Meusselschen neuen Museum ꝛc. schon mehrmals die Rede gewesen. Sie ist eine Elle und neun Zoll hoch, und, außer den noch Ellbogen an ergänzten Armen und Händen, gut erhalten. Wacker glaubte das Stück 200 Jahre vor Christi Geburt gefertiget, und andere Kunstkenner beehren es, seiner Schönheit wegen, mit einem noch höhern Alter. Es sey damit, wie es will bewandt, der zum Titelkupfer des Archivs dienende Umriß dieser Figur, theilt keine so hohen Begriffe mit. In eben der Sammlung noch als Gegenstück eine Ceres von gleicher Größe; mit Inbegriff nämlich des 8 Zoll hohen Postaments. Des zu schweren Faltenwurfs halber, setzt ihr Beschreiber G. F. W. sie ins mittlere Zeitalter. Was für eines soll man hierunter verstehen?

Unter Nr. XVI. kommt an vermischte Nachrichten die Reihe. Für dießmal deren 10; mit zweckmäßiger Kürze

vorgetragen, und größtentheils lesenswerth. Eine doch hier zum Vorschmack: Hofrath Beireis zu Helmstädt will durch glücklichen Zufall das von unserm Albr. Dürer auf Holz gemalte, und an Raphael geschenkte Bildniß seiner selbst, aus Rom erhalten haben. Das Stück giebt die Jahrzahl 1493 an, wo D. deren erst 22 zählte, und soll dennoch von nichts zu wünschen übrig lassender Vortrefflichkeit seyn! Raphael war bekanntlich damals kaum 10 Jahre alt. Ob die Identität dieses Portraits mit dem, wovon die Künstlergeschichte spricht, sich wohl historisch erhärten läßt? — Nr. XVII. giebt 10 Todesfälle an; worunter der Verlust des aus Hypochondrie zu Ende 1802 seinen Tod in den Meereswellen suchenden dänischen Bildhauers Joh. Wiedewelt für ausübende Kunst unstreitig der bedeutendste ist. Einen warmen Freund und Beförderer verlor diese, im Julius desselben Jahres, an dem kaiserlichen geheimen Rathe Grafen Kollowrath zu Prag, der nicht nur beträchtliche Sammlungen aller Art hinterlassen, deren Schicksal noch ungewiß ist; sondern auch seine Kenntnisse durch manchen schätzbaren Beytrag für die Meuselschen Magazine selbst beurkundet hat. — Die unter Nr. XVIII. stehenden beyden Anfragen: Wer nämlich der auf einem alten Portrait in Van Dyck's Manier durch die zwey Buchstaben W. Mo. f. seinen Namen andeutende Künstler gewesen? und wer von einem v. Galée Etwas wisse, dessen Namen auf ein paar großen Schlachtstücken aus Eugen's Türkenkriege zu lesen ist? werden nur Aufseher großer Sammlungen vermuthlich, oder vieljährige Kunsthändler, zu beantworten im Stande seyn.

P.

Geschichte der Wegnahme und Abführung vorzüglicher Kunstwerke aus den eroberten Ländern in die Länder der Sieger. Ein Beytrag zur Kunst- und Kultur-Geschichte. *Erster Theil.* Geschichte der von den Griechen, Persern und Römern erbeuteten und weggeführten Kunstwerke. Nebst tabellarischen Ueberschriften, von *F. K. L. Sickler*, Doktor. Gotha,

tha, bey Ettinger. 1803. XII und 293 Seiten 8. 1 Rt. 8 gr.

Während der ersten öffentlichen Nachrichten und Bewegungen in dem literarischen Publikum über die Wegführung der niederländischen und italiänischen Kunstschätze durch die französischen Armeen, war der Verfasser mit der Materialiensammlung zu seiner Geschichte der Obstkultur unter den Griechen und Römern beschäftigt. Zu diesem Zwecke war er genöthiget, die alten Klassiker durchzugehen, um jene Materialien heraus zu ziehen. Hierbey las er nun, unter andern auch so manche Nachrichten, welche die Geschichte entführter Kunstwerke unter den Völkern des Alterthums betrafen. — Seine Liebe zur Kunst bewog ihn sogleich, für diese Nachrichten eine eigene Sammlung einzurichten, um aus ihnen mit der Zeit eine eigene Geschichte der Wegführungen aller vorzüglich merkwürdigen Kunstwerke durch die siegenden Nationen aus den Ländern der von ihnen besiegten Völker auszuarbeiten. Nachdem er die Materialien zu diesem ersten Theile aus den alten Quellen zusammengetragen hatte, wendete er sich, vor der Bearbeitung derselben, zu den neuern Hülfsmitteln, welche er hier nach chronologischer Ordnung anführt.

Der Verfasser wählte lieber die ethnographische Methode zu Verfolge, als die strenge chronographische, weil er überzeugt war, daß nur auf diese Weise der ganze Gang der Untersuchung am besten anschaulich gemacht werden könne. Es wird also jedes Volk, welches dem andern seine Kunstschätze entführte, und jedes Volk, dem sie weggenommen wurden, einzeln und der Reihe nach aufgeführt; welches aber doch auch nicht ganz ohne Beobachtung der natürlichen Zeitfolge geschehen ist. Uebrigens ersetzen diesen durch diese Methode verursachten Mangel an strenger chronographischer Ordnung die beygefügten Tabellen, welche die Uebersicht des ganzen Werks erleichtern.

Eine auffallende, aber sehr richtige Bemerkung ist diese, daß nicht nur fast alle zum Unterhalte des Menschen gehörige Früchte und Gewächse von jeher von Osten kamen, und sich immer weiter nach Westen wendeten; sondern daß auch, nach

dem Zuge der Wissenschaften und des Luxus des Orients in das Abendland, die schönsten Werke der Kunst von Morgen aus immer weiter nach Westen giengen. Die älteste Wegführung von Kunstwerken, von der die Nachricht in das Zeitalter der Helden- und Mythen-Welt aufsteigt, durch Castor und Pollux, beginnt von Colchis, dem östlichen Ende der alten Welt. — Auf sie folgt die Wanderung der Kunstwerke aus Troja in Kleinasien nach dem diesem westlicher liegenden Griechenlande. — Aus diesem gehen, während eines Zeitraumes von mehr als vierhundert Jahren, fast alle Kunstschätze, wie aus einer Werkstätte, durch die Gewalt der Erbeutung sowohl, als durch verschleudernden Verkauf, in das westliche Italien. — Und von hier aus wandern sie endlich wieder weiter gegen Westen in unsern Tagen nach Gallien.

Dieser erste Theil zerfällt nun, der Natur der Sache nach, in folgende Abschnitte: I. Geschichte der Wegnahme und Abführung der Werke der Kunst durch die Griechen: 1) aus Troja, 2) aus Sicanien, Proconnesus, Tiryuth, dem Gau der Manthurienser und Elea, 3) aus dem Apollo-Tempel zu Delphi, 4) Wegführung und Zerstreuung griechischer Kunstwerke durch Philipp. II. Durch die Perser. III. Durch die Römer; 1) in Italien, 2) in Sicilien, 3) in Griechenland, 4) in Asien, 5) in Afrika. Die angehängten Tabellen gewähren eine sehr gute Uebersicht nach folgenden sechs Rubriken: 1) Kunstwerke, Statuen und Gemälde, (die beyden letzten Worte scheinen hier überflüssig zu seyn,) 2) Ort, wo sie erbeutet wurden, 3) Ort, wohin sie abgeführt wurden, 4) Zeit, in welcher dieses geschah, 5) Krieg, in welchem diese Abführung vorfiel, 6) Volk oder Monarch, durch die sie erbeutet wurden.

Alles dieses ist sehr gründlich und zweckmäßig behandelt; auch der Vortrag ist durchgängig gut; nur ein einziger Ausdruck, der sehr gemein zu werden scheint; aber nichts weniger als gut ist, ist Rec. aufgefallen. Man pflegt nämlich das Wort Gegenstand, das man in der philosophischen Sprache Objekt nennt, im Deutschen durch Vorwurf auszudrücken, und diesen Ausdruck hat auch der Verf. Seite 12. angewendet, wo er unter andern sagt, daß die halb judaisch-orientalische und halb römisch-occidentalische Mythologie nie

ein

ein Vorwurf für die bildende Kunst abgeben (statt: nie ein Gegenstand der Kunst seyn) könne.

Auf diesen ersten Theil wird noch ein zweyter, als der letzte, folgen. Dieser soll diese Geschichte in den neuern Zeiten, nach demselben Plane, fortsetzen. Der Aufenthalt des Verfassers in Paris gab ihm hinreichende Gelegenheit, alle hierzu gehörige Nachrichten an der Quelle zu sammeln, und jeder kunstliebende Leser sieht gewiß diesem zweyten Theile mit Vergnügen entgegen.

Rh.

Weltweisheit.

Geoseologie, von Wilhelm Kern. Göttingen, bey Schneider. 1803. 642 Seit. 8. 1 Rl. 20 gr.

Der Verfasser, obgleich nichts weniger als Kantianer, glaubt doch mit Kanten, daß mit der Philosophie eine totale Reform, oder, wie sich Kant ehemals ausdrückte, eine gänzliche Revolution müsse vorgenommen werden; denn so sehr auch Kants Beyspiel dazu geeignet ist, vom Revolutioniren in der Philosophie abzuschrecken: so scheint doch ein Theil der deutschen Schriftsteller noch immer von dem philosophischen Revolutionsgeiste besessen zu seyn. „Die Philosophie", sagt der Vers. (S. 128 flg.) „von Plato an, bis auf den jüng„sten Systemhecker, verdient nichts weniger, als wahre Phi„losophie genannt zu werden. — Aristoteles lebte im Kin„desalter der Menschheit; und wenn er jetzt lebte: so würde „er seine Aristotelität gerade dadurch bewähren, daß er größ„tentheils ein Antiaristoteles wäre (S. 504). — Kant „ist ein weltschweifiger und ungeschlachter Denker (S. 93), „der nicht einmal die heimische Bedeutung des Worts Ist „errungen hat (S. 217). Er hatte gar keine Ahnung von „Kraftverkenntniß, viel weniger einen bestimmten Begriff des „heimischen Wesens desselben; keine Kenntniß der Natur „des Urtheils und dessen panharmonischen Zusammenhangs „mit Kraft-Anerkennung: er verweilte überhaupt äußerst

„oberflächlich immer nur auf der Kante der Sachen, drang „nie in den innern Kern derselben (man bemerke, daß der „Verf. Kern heißt, Rec.) hinein, und glaubte, diesen Ur„mangel, nach Maaßgabe der geschwätzigsten Seichtig„keit, durch leere Phrasen hinreichend ersetzen zu können „(S. 355). Die kritische Philosophie ist nichts als ein elen„der transscendentaler Schnicknack, und der Kriticismus „der vergangenen zwanzig Jahre ist bis zum Erbrechen „geistlos und schal (S. 517). Die Fichtische Philosophie ist „vollends nichts als ein Raupennest von Erbärmlichkeiten, „Winzigkeiten, Dürftigkeiten, Ekelhaftigkeiten, Frivolitä„ten, schändlichen Egoistereyen und Stupiditäten, das einen „mit seltsamen Schauder packt! (S. 420.) Uebrigens bücke „sich der Sohn des Staubs, der Sohn eines überaus gebil„deten Egoismus, vor allen Erbärmlichkeiten der engen Loka„lität und Temporalität; wärme sich in dem Sonnenschein „seines gnädig-blickenden Selbsts; singe das Heilig, Heilig, „Heilig seiner verehrten Schule, und seiner vergötterten va„termörderischen verrückenden Hypothesen; tanze, ein lus„tiger Geselle, im trügerischen Mondenschein, auf dem „Hochgericht um Galzen und Rad seines ipse feci. „Aber die Stunde schlägt, das Jahrhundert eilt; und aus „den Trümmern der Leidenschaften und der Winzigkeiten „steigt die ernste Nachwelt hervor, die uns als Objekte be„handelt, d. h. von uns Wahrheit verlangt, und weiter nichts „als Wahrheit!“ (S. 642.) — Von solchen Deklamationen und Invektiven gegen die Kantische und Fichtische Philosophie ist die vorliegende Schrift voll; und die Herren Fichte und Schelling mögen nur hieraus lernen, daß, wer sich einmal Derbheiten und Ungezogenheiten gegen Andere erlaubt, immer wieder einen Gegner findet, der ihn an Derbheit und Ungezogenheit übertrifft. Von der Zueignungsschrift, die so lautet: Den Herren Fichte und Schelling, den beyden Königen der Transscendentalität, freundlich gewidmet von einem demüthigen Descendentalisten, muß jedoch Rec. sagen, daß sie mit mehr Mäßigung abgefaßt ist, und daß darin die Fehler und Unarten gedachter zweyer Herren ziemlich richtig angegeben sind. Wenn nur der Verf. am Ende nicht von seiner eigenen Philosophie in eben dem zuversichtlichen und selbstgenügsamen Tone spräche, in welchem Kant, Fichte und Schelling von der ihrigen gesprochen haben, und zum Theil noch sprechen. —

„Neun-

„Kennten Sie“ sagt der Verf. „Ihre sogenannte Philoso„phie Transscendentalphilosophie,“ (wie sie in der That auch verstiegen über Erkenntniß war,) „und schwebte sie in der Re„gion der Winde, und war in der That eine windige Phi„losophie: so werden Sie erlauben, daß ich meine vorliegende „Philosophie, die den Grund aller Philosophie, das Er„kenntniß untersucht, die fundamentale nenne.“ Da haben wir also wieder einen Philosophen, der eben so wie Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, u. s. w. glaubt, daß es aller bisherigen Philosophie an einem Fundament fehle, und daß es ihm vorbehalten gewesen sey, die Philosophie besser zu begründen.

Von dem Verdammungs-Urtheile, das der Verf. über alle Philosophen ausspricht, werden jedoch Locke, Condillac und Herder ausgenommen. Den Letztern scheint sich der Verf. in der Art zu philosophiren, und in dem Styl zum Muster gewählt zu haben; und wenn es nur darauf ankäme, neue Wörter zu fabriciren, schneidende Urtheile zu fällen, auch hie und da eine treffende Bemerkung anzubringen: so könnte der Verf. vielleicht Anspruch auf eine Stelle neben oder nach Herdern machen. Aber das ist noch lange nicht genug, um Herdern zu erreichen; und das vorliegende Werk ist ein neuer Beweis, daß es leichter ist, die Fehler eines Schriftstellers, und allenfalls seine Manier nachzuahmen, als seinen Geist sich anzueignen. Der Verf. hätte auch, ehe er Hrn. v. Herder zum Muster nahm, erwägen sollen, daß dieser berühmte Schriftsteller kein philosophisches System geschrieben hat, und auch keines hat schreiben wollen; daß aber er (der Verf.) die Philosophie neu begründen, und eine neue Logik und Metaphysik aufstellen will. Hiezu ist die Herderische Art zu philosophiren, und der Herderische Styl, (Rec. nimmt keinen Anstand, es frey heraus zu sagen, ohne zu befürchten, daß Hr. v. Herder sich dadurch beleidiget finden werde,) ganz nicht tauglich. Denn es kommt offenbar bey Gründung einer Wissenschaft nicht auf neue treffende Reflexionen, sinnreiche Gedanken, und eine geistreiche Darstellung der Sachen; sondern auf Deutlichkeit, Bestimmtheit, und Präcision der Begriffe, Bündigkeit des Raisonnements, lichte Ordnung in Abhandlung der Materien, und eine einfache, präcise, der Sache

angemessene Schreibart an. Ohne letztern Eigenschaften vermißt Rec. ganz in dem vorliegenden Werke.

Als eine Probe von des Verf. Art zu philosophiren, führt Rec. folgende Beschreibung des organischen Wesens an: „Organisches Wesen überhaupt ist ein solches, das „durch eine Wechselwirkung einer innern Lebenskraft mit der „Aussenwelt in Beständheit kommt, und darin erhalten wird, „nach den Gesetzen seiner eigenthümlichen Mahlanziehung „und Mahlabstoßung, oder Assimilation und Repulsion. „Eine kleine Welt in der grossen Welt. Es bildet und formt „die Materialien zu seinem Leben. Es verdient sich seine „Existenz, schafft sich immer der Materie nach selbst. Eine „lebendige Existenz, die innerste und erneute mit ihrem Le„ben durchwuchert; eine mit Endlichkeit ringende, „durch sie gehemmte, und zur Thätigkeit in der Körperwelt „herabgebrachte Unendlichkeit, u. s. w. Seyn, Nicht„seyn, Existenzbejahend, Existenzläugnend, Existenz„liebend, Existenzhassend, angenehm, schmerzhaft, Ver„gnügen, Schmerz, Mahlanziehung, Mahlabstoßung; „Alles ist gegeben, sobald ein organisches Wesen ist, das sein „Leben erringt, sein Leben verdient“ (S. 17 18.). Wissen nun unsere Leser, wenn sie es vorher nicht wußten, was ein organisches Wesen ist?

Als Probe von der dialektischen Kunst des Verfassers mag folgende Stelle dienen, wo er zu beweisen sucht, daß nicht nur die Natur, sondern selbst der Mensch eigentlich nicht täuschen und lügen könne. „Selbst Menschen lügen „und täuschen sich in der Regel nicht. Rechtschaffene über„heben sich der Lügen, auch als der bekanntesten Ausnahmen; „und die Natur sollte in der Regel lügen? Welche grimmige „Hypothese! — Und wenn die Menschen logen und täusch„ten, logen und täuschten sie?! Behüte Gott! Sie redeten die „schierste Wahrheit. Entweder logen oder täuschten sie „absichtlich, oder unabsichtlich. In diesem Falle geben sie „ihre Gedanken, und überhaupt den ganzen Anschein von „Wahrheit, wie sie sie und ihn hatten, und konnten mithin „nicht lügen. Logen sie absichtlich: so redeten sie objektiv „und subjektiv die Wahrheit. Subjektiv, indem irgend „ein Grund vorhanden war, der sie dazu trieb, daß sie lo„gen. Sie redeten ihre Wahrheit, was ihnen zusagte. Ob„jektiv,

„leicht, indem das wirklich von ihnen gesagt und vorgestellt „wird, was von ihnen gesagt und vorgestellt wird. Sage „eigentlich jede Rede oder jede Vorstellung mehr, als: das „wird von mir geredet und vorstellig gemacht; brauche du den„nen Verstand und untersuche! Brauche ich meinen Verstand „nicht, und untersuche nicht, und schließe sofort von der sor„malen Wahrheit auf die materiale, von der Wahrheit der „Existenz des Gesagten und Vorgestellten, als Gesagten und „Vorgestellten, auf die Existenz und Inhalt der Sagung und „Vorstellung, wem ist der Fehler zuzuschreiben? Kei„nem andern, als dem voreiligen Schließer; er schloß „mehr, als zu schließen war. Warum that er das? „Weil er Gedanken, und Ausspruch von Worten, die einen „Gedanken bezeichnen, für identisch hielt; weil er glaubte, „der Lügner rede seine Gedanken. Allein, was berechtigte „ihn dazu? Warum soll ich, Lügner, nicht auch meine Nich„tsgedanken reden können? ja nicht reden müssen, um dem „unbeholfenen Denker seinen Verstand zu witzigen? „Daß überhaupt der Mensch anders reden kann, als er denkt, „ist eine herrliche Gabe, und fließt aus dem Stande des „Erkenntnisses, wie des Begehrungsvermögens, auf einer „höhern Potenz, und specieller, aus unserm Vermögen, das „reale Objekt von dem geoseologischen zu trennen," u. s. w. (S. 162—164). — Was sagen unsere Leser zu dieser herrlichen Gabe des Menschen: anders zu reden, als er denkt, d. i. wissentlich die Unwahrheit zu sagen, zu täuschen und zu lügen? Der Verf. sagt zwar (ohne Zweifel, weil er wohl fühlte, wohin er da für eine saubere Theorie von der Täuschung und Lüge aufstellte,) in einer Anmerkung, daß er die Sache nicht moralisch untersuche. Allein wissentlich und absichtlich die Unwahrheit sagen, ist doch wohl keine bloß physische, sondern eine moralische Handlung; und diese Untersuchung gehört also ins Gebiet der Moral, wenn gleich der Verf. sie in seiner Geoseologie vorzunehmen für gut gefunden hat. — Sieht er nicht, wie sehr eine solche sophistische Lehre von Täuschung und Lüge gemißbraucht werden kann? oder glaubt er etwa, daß, wenn er vor Gericht ein falsches Zeugniß ablegte, und es käme hernach heraus, er sich dadurch rechtfertigen, und der Strafe entgehen würde, wenn er sagte, er habe bloß dem Richter, als einem unbeholfenen Denker, seinen Verstand witzigen, das menschliche Erkenntniß- und Begehrungsvermögen zu einer höhern Potenz erheben, und das

dikat der Nerv des Urtheils. Dagegen heißt es S. 624: „In jedem Urtheil ist das Beformte und Bestimmte, wo„mit die Beformung und Bestimmung vorgenommen wird, „das Wichtigste, dem das beformende und bestimmende „Prädikat dienen muß.“ Gerade das Gegentheil von dem, was der Verf. vorher gesagt hatte.

So antikantisch auch der Verf. zu seyn affektirt: so sieht man doch, daß er gewisse Kantische Meinungen (und zwar nicht immer die richtigsten) angenommen, und sie nach seiner Art aufzustutzen gesucht hat. Kant hält bekanntlich in der Syllogistik nur die erste Figur für gesetzmäßig, und alle übrigen drey für gesetzwidrig, und ihre Erfindung für eine falsche Spitzfindigkeit; worin er gewiß Unrecht hat, da die letztern nicht nur so gut als die erstere, auf den syllogistischen Regeln beruhen; sondern auch in der zweyten und vierten Figur sehr natürlich geschlossen wird. Unser Verf. scheint sich an dieser Kantischen Behauptung recht zu weiden. Man höre nur, was er S. 595 von der vierten Figur sagt: „In der vierten Figur ist vollends die Feind„schaft der Prädikate und Subjekte unter sich auf das „höchste gestiegen. Alles steht im unerfreulichen Zikzak „auseinander; eine gerade durchgezogene Linie findet nichts „doppelt auf einer Seite; selbst der Mittler verbirgt hin„ter seiner Heucheley, (denn jetzt steht er wieder auf beyden „Seiten,) die ärgste Bosheit, da er nun nirgend recht „steht. Eine totale Reform muß vorgenommen werden; „Alles muß herum; Alles seinen Platz verändern.“ Man wende das, was der Verf. hier sagt, auf folgenden Vernunftschluß in der vierten Figur an: „Cajus ist tugendhaft; jeder Tugendhafte ist glücklich; folglich ist Cajus glücklich.“ Kann man natürlicher und ordentlicher schliessen? und wo ist hier die Feindschaft zwischen Subjekt und Prädikat? wo das unerfreuliche Zikzak? und worin besteht die Heucheley des Mittelbegriffs? Warum soll er immer das Subjekt in der ersten, und das Prädikat in der zweyten Prämisse, und nicht umgekehrt, das Subjekt in dieser, und das Prädikat in jener seyn? In der Mathematik wird häufig geschlossen: A = B; B = C; folglich A = C. Nach Kanten ist das eine falsche Spitzfindigkeit, und nach dem Verf. ist der Mittler B der boshafteste Heuchler von der Welt. — Doch es ist nicht der Mühe werth,

sich

sich bey der Widerlegung von Behauptungen, bey welchen die Reformirsucht so sichtbar ist, aufzuhalten.

Wenn auch der Verfasser S. 641 nicht ausdrücklich sagte, daß er sein Werk rapid ausgearbeitet habe: so würden doch die angeführten und andere Stellen hinlängliche Beweise, nicht nur von dieser Rapidität; sondern auch (was freylich eine natürliche Folge davon ist) von seiner Nachlässigkeit seyn. Denn es ist doch wohl eine unverzeihliche Nachlässigkeit und Bequemlichkeit von Seiten eines Schriftstellers, wenn er im Texte sich fehlerhaft ausdrückt, und statt den Fehler zu verbessern, ihn in der Anmerkung eingesteht. So sagt der Verf. S. 304, nachdem er im Texte gesetzt hatte: wahrgenommener Gegenstand, in der Anmerkung: „Ich bedaure, daß meine Sprache so unbeholfen und „höchst unphilosophisch ist. Hier heißt: wahrgenommen, „nicht was wahrgenommen worden ist; sondern, was „wahrgenommen wird.“ Wie leicht wäre es dem Verf. gewesen, die Stelle im Texte zu ändern? — Aber das Ausstreichen und Verbessern macht Mühe; und eine Anmerkung weiter vergrößert das Buch. —

Hd.

Versuch einer vollständigen analytischen Denklehre als Vorphilosophie, und im Geiste der Philosophie, von Gottlieb Ernst August Mehmel, öffentl. ordentlichem Lehrer der Philosophie. Erlangen, in der Walther'schen Kunst- und Buchhandlung. 1803. 252 Seiten gr. 8. 20 gr.

Der Verfasser ist ein eifriger Anhänger der Kantisch-Reinholdisch-Fichtisch-Schellingischen Philosophie, und bekanntlich immer von einer neuen Philosophie zur andern, bis zur allerneuesten fortgestiegen. Er glaubt aber doch keineswegs mit Kanten, daß die Logik als eine geschlossene und vollendete Wissenschaft anzusehen sey. „Wäre,“ sagt er in seiner Vorrede (S. III) „jene Unveränderlichkeit,“ (daß nämlich die Logik, wie Kant sagt, bisher weder einen Schritt vor-

vorwärts, noch rückwärts gethan hat,) „als eine Folge ihrer „innern Vollendung zu betrachten: so könnte ihr Einfluß auf „die wissenschaftliche Kultur unmöglich so eingeschränkt und „unbedeutend gewesen seyn, als er seit der Erscheinung des „Aristotelischen Organons bis in die neuesten Zeiten gewe„sen ist. Aber selbst die Idee der Logik war mangelhaft und „unrein von Aristoteles aufgefaßt. Wie wäre er sonst, in „einer Wissenschaft des Denkens, zu dem grammatischen „Wesse und zu dem vielen verkehrten Witze gehaltloser „Sophistik gekommen, die sein Organon, vorzüglich in der „Lehre von den Urtheilen und Schlüssen, entstellen? Wie „hätte er außerdem den Einfall haben können, die ganze „Gesetzgebung des Denkens auf den Satz des Widerspruchs „zu gründen? Soll daher das Zeugniß, welches Kant der „Logik ausstellt, mehr sagen, als daß sie seit dem Aristote„les wenig an wissenschaftlicher Vollkommenheit gewonnen „habe: so ist es wenigstens für den Verfasser dieser Denklehre „ein Räthsel, das der Lösung wohl nicht lohnen „möchte.“ Freylich ist die Behauptung, daß die Logik seit dem Aristoteles keinen Schritt vorwärts, und keinen rückwärts habe thun dürfen, und eine vollendete Wissenschaft sey, etwas räthselhafte von Seiten eines Philosophen, der einen bedeutenden Theil der Aristotelischen Syllogistik für ein Gewebe falscher Spitzfindigkeiten erklärt, das man wegwerfen müsse. Das heißt doch in der Logik einen Schritt rückwärts thun. Allein man muß auf den jedesmaligen Zweck unterscheiden, den Hr. Kant bey seinen Behauptungen hat. In der Abhandlung von den falschen Spitzfindigkeiten der vier syllogistischen Figuren war seine Absicht, sich als den Reformator der Logik zu zeigen; da mußte über die Aristotelische Syllogistik der Stab gebrochen werden. In der Vernunftkritik hingegen galt es der bisherigen Metaphysik; und da brauchte er die Logik, nicht nur, um seine Kategorientafel herauszubringen; sondern auch, um durch die Regeln von der Umkehrung (conversio) der Urtheile, die alten Beweise von dem Daseyn Gottes zu bestreiten, und (wo möglich) umzustoßen. Da mußte das Ansehen der Logik erhalten, und sie als eine vollendete Wissenschaft dargestellt werden. —

Wie viel Unrichtiges ist übrigens in der angeführten Stelle des Verf. enthalten? Wie kann Hr. Mehmel so zu-

der-

versichtlich behaupten, daß die Logik, so wie sie von Aristoteles und seinen verständigen Nachfolgern vorgetragen worden, keinen, oder doch nur einen sehr unbedeutenden Einfluß auf die wissenschaftliche Kultur gehabt habe? Hätte die Logik auch keinen andern Nutzen gehabt, als Fehl- und Trugschlüsse in den Schriften der Philosophen aufzudecken, und die spekulativen Köpfe vor Ausschweifungen zu bewahren: so würde sie schon in dieser Hinsicht gar nicht unnütz gewesen seyn; denn es hat sich doch in neuern Zeiten auffallend genug gezeigt, wohin die Verachtung aller logischen Regeln endlich führt. Was den grammatischen Wust und den verkehrten Witz gehaltloser Sophistik betrifft, der in der Aristotelischen Logik enthalten seyn soll: so hat ohne Zweifel Hr. Kant durch die angeführte Schrift von den falschen Spitzfindigkeiten ꝛc. zu diesem Vorwurfe, den der Verf. der Aristotelischen Logik macht, Anlaß gegeben. Rec. kann aber nicht einsehen, wie ein sinnreiches, und dabey sehr regelmäßiges Spiel, dergleichen die syllogistischen Figuren und ihre Modi sind, als ein verkehrter und sophistischer Witz qualificirt werden kann. Gesetzt auch, die Aristotelische Syllogistik, (die erste Figur ausgenommen,) sey praktisch unnütz: so ist sie deßwegen nicht verkehrt und sophistisch. Auch hat Hr. Mehmel sehr Unrecht, der Aristotelischen Logik Wust vorzuwerfen, da in neuern Zeiten die Logik mit einem viel ärgern Wust, den Kategorien, überschwemmt worden ist. Die Aristotelische Syllogistik wird immer eine schöne Probe von der Anwendung der allgemeinen Charakteristik außer der Mathematik, und einer ihren Gegenstand erschöpfenden Theorie seyn, wovon man in der Philosophie schwerlich noch ein solches Beyspiel finden wird. Rec. ist auch versichert, daß, wenn Hr. Kant sie erfunden hätte, er auf diese Erfindung viel stolzer, als auf die seiner Kategorientafel seyn würde; und er würde wahrlich nicht Unrecht haben! —

Die Denklehre des Verfassers soll nun nicht die gewöhnliche reine und formale; sondern die transscendentale Logik seyn, wovon Kant die Idee in seiner Vernunftkritik aufgestellt (die er aber nicht geliefert) habe. Der Leser kann sich also schon vorstellen, was er hier für eine Logik zu erwarten hat. Ueberall wird der Saamen des transscendentalen Idealismus ausgestreut. „Das philosophische Den-

„ken

„ken besteht (nach S. 2.) in der produktiven Deduktion der „gesammten durch das ursprüngliche Denken bestimmten Erfahrungswelt. „Begriffe setzen ein Begreifendes „voraus, das sich selbstthätig zu Begriffen bestimmt; ein „solches Wesen ist ein Ich, ein Geist, das ἓν καὶ πᾶν, die „geschlossene Welt aller selbstbewußten Thätigkeit. „Der Geist könnte nichts anders denken, wenn er sich selbst „nicht denken könnte; und er könnte sich selbst nicht denken, „wenn sein Wesen nicht in einer absoluten, sich selbst be„stimmenden Thätigkeit bestände. Das hat schon Aristo„teles geahnet haben, indem er die Seele ein αὐτὸ ἑαυτὸ „κινοῦν nannte. — Ein Wesen, dessen Seyn in einer sol„chen Thätigkeit besteht, weiß von sich nur durch sich selbst, „erhebt sich durch und für sich selbst zum Objekte, und „kann als solches nichts anders seyn, als was es in „sich selbst als Subjekt ist. Der Geist ist Geist, d. h. „ist handelnd durch sich selbst, was er ist, Subjekt und „Objekt in absoluter Identität (S. 9). Hieraus wird „der Grundsatz der Identität für das Mögliche deducirt. „Identität ist aber nur in und durch Entgegensetzung mög„lich. Diese besteht in der Subjektivität und Objektivität „des Ich, als den beyden Polen der Vernunft in der „Erscheinung. In und mit diesem Uebergange der absolu„ten Identität in die Entgegensetzung seiner selbst, in dieser „Einheit und Selbstentzweyung entsteht und besteht das „Selbstbewußtseyn. Aus dem Akte des Selbstbewußtseyns „geht zugleich die Reflexion hervor, und durch dieselbe wird „jene Entgegensetzung, wodurch der Geist Subjekt und Objekt „zugleich wird, fixirt. Was in der Reflexion der Subjekti„vität zukommt, ist von der Objektivität nothwendig ausge„schlossen, und umgekehrt: jene ist Bewußtseyn, diese Be„wußtseynlosigkeit" (S. 11). Hieraus leitet der Verf. den Satz des ausschließenden Dritten (principium exclusi tertii) für das Nothwendige ab. Auf seine ähnliche Art deducirt er den Satz des Grundes als das höchste Denkgesetz logischer Wirklichkeit (S. 12). So bezögen sich also die drey höchsten Denkgesetze auf die Kategorien der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. „Al„les," fährt der Verf. S. 13 fort, „was dem Geiste nach „dem Gesetze des Grundes entgegengesetzt ist, heißt objektiv „betrachtet ein Ding, d. i. ein durch einen Begriff Begränz„tes. Begriffe, objektiv gedacht, verwandeln sich daher in

„Dinge,

„Dinge, und der Satz: Begriffe müssen einen Grund „haben, ist dem völlig gleich: jedes Ding muß einen „Grund haben. Durch die Gesetze der Identität, der „Ausschließung und des Grundes, sind die Formen des „Selbstbewußtseyns oder des Geistes erschöpft, und der Ring „aller logischen Wahrheit ist dadurch an dem ewigen „Wesen des Geistes selbst befestiget."

Wie viel wäre gegen das Angeführte zu erinnern, wo, genau betrachtet, nichts bewiesen ist! Rec. bemerkt nur Folgendes. Der Verf. leitet den Satz der Identität aus dem Satze ab: Der Geist ist Geist (S. 9); allein nach dem Rec. ist es umgekehrt, und der Geist ist Geist, weil ein Ding ein Ding ist. Wäre das Letztere nicht wahr oder zweifelhaft: so würde es auch das Erstere seyn. — Ein Ding ist ein Ding, soll nach dem Verf. so viel heißen als: ein jedes Ding muß die Form des Geistes haben; (S. 9) allein so müßte es ja keine andere Dinge als Geister geben. Es giebt aber doch auch Hunde, Bäume, Steine, u. s. w. die keine Geister sind; und wenn der Verf. als transscendentaler Idealist behauptet, daß sein Ich, auf dem Reflexionspunkte, sich in diese Objekte verwandele: so sollte das wenigstens in einer Denklehre nicht ohne allen Beweis angenommen und hingeworfen werden, als wenn es eine ausgemachte Sache wäre. Der Verf. sagt an mehreren Orten, daß seine Denklehre eine höhere Philosophie, die Wissenschaft des Absoluten, voraussetze. Wenn dem so ist: so hätte er besser daran gethan, uns seine Wissenschaft des Absoluten zuerst zu geben, und seine Denklehre darauf folgen zu lassen. Denn nun könnte es leicht geschehen, daß, wie er sich jetzt auf seine herauszugebende Wissenschaft des Absoluten beziehe, er sich bey dieser alsdann, auf seine herausgegebene Denklehre bezöge, und sich so im Zirkel herumdrehte. Nach dem Titelblatte soll diese Denklehre eine Vorphilosophie seyn: am Ende der Vorrede aber sagt der Verf. daß sie nicht Philosophie sey. Ist denn eine Vorphilosophie keine Philosophie? —

Dem Rec. ist es ferner unbegreiflich, wie die Identität in Entgegensetzung übergehen; wie aus der Einheit die Selbstentzweyung, und aus dieser die Triplicität des Bewußtseyns entstehen soll. Bey dem Schellingischen

Indifferenzpunkte, und den beyden Polen der Vernunft in der Erscheinung, schweben ihm zwey Worte und Bilder vor; allein er ist nicht im Stande, etwas Deutliches dabey zu denken, und er begreift schlechterdings nicht, wie das Bewußtseyn dadurch erklärt werden kann.

Ein auffallendes Beyspiel, wie der Verf. mit Worten spielt, ist S. 16. Nachdem er das Denken durch die ursprüngliche Triplicität des Geistes, d. i. durch ein Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen erklärt hat: so findet er in diesen drey Handlungsarten des Geistes, den Begriff, das Urtheil, und den Schluß. Der Begriff wäre also ein Setzen; das Urtheil ein Entgegensetzen; und der Schluß ein Gleichsetzen. Alles willkührlich und unrichtig. Denn durch das Setzen (dieses schwankende Wort) wird nicht gerade der Begriff charakterisirt: im Urtheil und Schluß wird auch gesetzt. Nicht in jedem Urtheil ist Entgegensetzung: in dem bejahenden Urtheile wird das Prädikat entweder ganz oder zum Theil mit dem Subjekt identificirt. Eben so wenig ist jeder Schluß eine Gleichsetzung; denn in den verneinenden Schlüssen werden Begriffe getrennt.

Die Lehre von den Begriffen wird (S. 19 f.) nach der Kategorientafel, mithin nach der Qualität, Quantität, Relation und Modalität abgehandelt. Bey der Qualität und Quantität findet Rec. nichts zu erinnern, als daß S. 22 wiederum die unerwiesene idealistische Behauptung vorkommt: „ein Ding ist nichts von dem Begriff absolut Verschiedenes; sondern der Begriff selbst als fertiges, nahen des Produkt des Geistes, als ein Gedachtes (in objecto) vorgestellt. Der logische Unterschied zwischen Bestimmung und Merkmal ist also bloß ein zufälliger der Reflexion; im Gebiete der realen Erkenntniß hingegen sind sie einander entgegengesetzt, wie Begriff und Anschauung. Betrachtet man ein solches Ding, ohne jede mögliche Beziehung, die dabey statt findet, in der gänzlichen Abstraktion von dem Geiste, dessen Produkt es ist: so nimmt es den Schein eines Unabhängigen, für sich Bestehenden an; und wird alsdann mit Recht ein Ding an sich genannt." Durch Alles dieses wird nicht erklärt, warum wir uns gewisse Dinge als für sich bestehend, als Dinge an sich vorstellen. Den Begriff des Rechts denken wir in der gänzlichen Abstraktion

ſtruktion von dem Geiſte, deſſen Produkt er iſt; denken wir aber dabey ein Ding an ſich? —

Bey den Abſchnitten von der Relation und der Modalität der Begriffe zeigt ſich das Fehlerhafte der Methode, Alles nach der Kategorientafel abzuhandeln. Die Entgegenſetzung der Begriffe (Bejahung und Verneinung,) die ſchon in dem Abſchnitte von der Qualität der Begriffe vorgekommen iſt, kommt in dem von der Relation der Begriffe wieder vor (S. 31); und eben daſelbſt werden die Begriffe in höhere und niedere eingetheilt; eine Eintheilung, die ſich ſchon in dem Abſchnitte von der Quantität der Begriffe findet. So verleitet dieſe ſchwankende und willkührliche Methode zu unnützen Wiederholungen. — In dem Abſchnitte von der Modalität der Begriffe werden die Begriffe, in Anſehung ihres logiſchen Seyns, in mögliche (problematiſche,) wirkliche (aſſertoriſche,) und nothwendige (apodikliſche) eingetheilt; und das ſoll der Sinn des Grundſatzes ſeyn: jedes Ding iſt entweder möglich, wirklich oder nothwendig. Immer die idealiſtiſche Verwechslung des Dings und des Begriffs! Und was ſollen mögliche, wirkliche und nothwendige Begriffe heißen? wer hat je von einem apodiktiſchen Begriffe geſprochen? — Selbſt Kant hat dieſe Kategorien nie von Begriffen, ſondern nur von Urtheilen gebraucht; und wenn die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Begriffe einen Sinn haben ſoll: ſo gehört dieſe Lehre nicht in die Logik; ſondern in die Pſychologie.

Auch bey den Urtheilen, die, wie man leicht denken kann, nach der Kategorientafel abgehandelt werden, findet der Verf. ſeine theure Triplicität, oder (wie er ſie auch in dem Regiſter S. 543 nennt) ſeine Dreyeinigkeit wieder. Nachdem er mit den ältern Logikern, die Urtheile, der Quantität nach, in allgemeine, beſondere und einzelne eingetheilt, fügt er S. 39 hinzu: „ſo ſpiegelt ſich in dem „logiſchen Subjekte die Identität in der Triplicität, die „das Weſen des Denkens ausmacht, wieder. Dem bloſſen „Setzen entſpricht die Identität in dem Begriffe des „Subjekts, dem Entgegenſetzen die Vielheit, dem Gleichſetzen die Allheit.“ Hier iſt wieder nicht einzuſehen, wie das Subjekt in einem einzelnen Urtheile etwas Identiſches ſeyn ſoll. Das Subjekt in einem ſolchen Urtheil iſt

ein Individuum: mit wem ist das Individuum identisch? vielleicht mit sich selbst: allein so ist jedes Ding und jeder Begriff mit sich selbst identisch. Wie ist ferner die Vielheit ein Entgegensetzen, und die Allheit ein Gleichsetzen? Wenn ich sage: einige Menschen sind gelehrt: so werden alle Menschen von einer gewissen Klasse einander gleichgesetzt; sage ich aber: „kein Mensch steht dem andern gleich," (ein allgemein verneinendes Urtheil:) so wird hoffentlich Niemand hier eine Gleichsetzung finden.

Eben so willkührlich wird (S. 40) die Relation der Urtheile bestimmt. Das Merkmal des kategorischen Urtheils soll die Identität seyn. Diesemnach würden die verneinenden Urtheile aus der Klasse der kategorischen ausgeschlossen. Das behauptet auch der Verf. ausdrücklich, wenn er (§. 175) sagt, daß das kategorische Urtheil wahr ist, wenn Subjekt und Prädikat wie Theilvorstellungen eines Begriffs, zur Identität verbunden sind. — Das hypothetische Urtheil soll die reine Relation, d. i. das Subjekt in der Beziehung dessen vorstellen, das nothwendig durch dasselbe gesetzt ist. Diese Erklärung ist zu weit. Wenn der Verf. hinzusetzt: „das hypoth. Urtheil ist wahr, wenn der „Grund mit sich selbst übereinstimmt, und die Folge nothwendig ist:" so ist dieß in sofern nicht richtig, als das Vordergied in einem solchen Urtheil auch etwas Unmögliches, und doch die Konsequenz richtig seyn kann, z. B. wenn 1=4, so ist 6=8.

Die Modalität der Urtheile (S. 41) findet Rec. nicht einmal im Kantischen Sinne richtig erklärt. In dem assertorischen Urtheil soll die Verbindung gegebener Begriffe zur Einheit wirklich gedacht werden. Wenn dieß kein Druckfehler ist, und es nicht wirklich statt als wirklich heißt: so wird hiedurch das assertorische Urtheil nicht von dem problematischen unterschieden; denn wenn ich denke: „es „kann heute regnen:" so verbinde ich wirklich die Vorstellung der Möglichkeit des Regens mit der Vorstellung des heutigen Tags. Jeder Gedanke hat eine Art von Wirklichkeit, obwohl nicht in jedem Gedanken ein Ding als wirklich (existirend) vorgestellt wird. — Von dem nothwendigen Urtheile sagt der Verf. daß dadurch die Verbindung gegebener Begriffe zur Einheit als Gesetz des Denkens gesetzt sey.

Allein

Allein die Sätze der Geometrie, die alle nothwendig ſind, beruhen zwar auf den Denkgeſetzen; ſie ſind aber nicht die Denkgeſetze ſelbſt.

Der Verf. unterſcheidet den Satz vom Urtheil dadurch, daß jener ein objektives Urtheil ſey, wobey von dem Geiſte, deſſen Handlung es iſt, abſtrahirt werde. Herr Mehmel ſtimmt hierin weder mit Kanten, noch dieſer mit den ältern Logikern überein; denn Kant will in ſeiner Logik nur ein aſſertoriſches Urtheil einen Satz genannt wiſſen. So nimmt immer der neueſte Philoſoph die Wörter in einer andern Bedeutung als ſeine Vorgänger; und die Verwirrung in der Philoſophie vermehrt ſich mit jedem neuen philoſophiſchen Lehrbuch. —

Das Wiſſen beſteht nach S. 40 in Theſen, Antitheſen und Syntheſen. Da haben wir wieder die beliebte Triplicität oder Dreyeinigkeit des Geiſtes. Rec. ſieht aber nicht, wie nun das Wiſſen von Denken unterſchieden iſt; denn oben iſt das Denken eben ſo erklärt worden. Auch ſieht Rec. nicht ein, wie z. B. das Wiſſen des geometriſchen Satzes, „daß zwey Seiten eines Dreyecks, zuſammengenommen größer ſind, als die dritte," in einem Setzen, Entgegenſetzen, und Gleichſetzen beſtehen ſoll. Aber bey dem Verf. wie bey Fichten, iſt das Setzen der Grund aller Wahrheit; und er ſagt S. 50 ausdrücklich, daß die Bedingung der Möglichkeit aller Sätze in der freyen Forderung des Geiſtes zum Setzen beſtehe. Der transſcendentale Idealiſt fordert und ſetzt, was er will: und was er fordert und ſetzt, das iſt wahr! —

In dem Hauptſtücke vom Schlieſſen unterſcheidet der Verf. (S. 53) die reine abſolute Vernunft von der logiſchen. Jene iſt ihm abſolute Thätigkeit, Vernunft κατ' ἐξοχην. Ihr Gegenſtand iſt das Abſolute, das Unbedingte an ſich. Die logiſche Vernunft aber iſt relativ-abſolute Thätigkeit: ihr Gegenſtand iſt das relativ-Unbedingte. — Dieß wäre alſo eine neue Vernunft, wodurch die Anzahl der Kantiſchen Vernünfte vermehrt wird. Von dem relativ-Abſoluten, dem relativ-Unbedingten werden ſich übrigens unſere Leſer eben ſo wenig einen Begriff machen können, als Rec.

Die logische Vernunft des Verf. findet gleich Anfangs, daß „Schließen und Folgern verschieden ist, wie Nothwendigkeit und Willkühr, Gewißheit und Ungewißheit. „Das Ungewisse, Falsche und Ungereimte wird gefolgert; „Wahrheit und Harmonie folgen“ (S. 53). Herr Mehmel ist gewiß der Erste, der dem Wort Folgern diese Bedeutung giebt. Dieses Wort ist aber der Sprach-Analogie vollkommen gemäß, nach welcher die Verba neutra durch Einschiebung des Buchstabens R, in Aktiva verwandelt werden; z. B. Steigen, Steigern; Nähen, Nähern; Rauchen, Räuchern; u. s. w.

Herr Kant behauptet in seiner Logik, daß sich die Vernunftschlüsse weder der Quantität, noch der Qualität, noch der Modalität nach; sondern nur der Relation nach, eintheilen lassen. Unser Verf. hingegen theilt sie (S. 56) der Qualität und Relation nach ein; und Herr Platt hat sogar die Modalität auf die Schlüsse anwendbar gefunden; wie solches in dieser Bibliothek bemerkt worden ist. *) Es ist dieses ein auffallendes Beyspiel, wie willkührlich und schwankend der Gebrauch der Kategorientafel in den Wissenschaften ist. Viel besser wäre es, diesen scholastischen Plunder wieder wegzuwerfen.

Der Verf. unterscheidet die innere und äußere Form des Vernunftschlusses; gegen welche Distinktion Rec. nichts einzuwenden hat. Aber eben deßwegen, und weil die äußere Form eines Vernunftschlusses verschiedener Modifikationen fähig ist, würde Rec. nicht, wie der Verf. (S. 58) thut, die erste Figur für die einzige gesetzmäßige halten, ob sie wohl die vollkommenste ist. Der Beweis, den der Verf. von seiner Behauptung giebt, beruht zum Theil auf ganz willkührlichen Prämissen. Der Verf. sagt, daß alle Schlüsse, deren Untersatz verneinend ist, zu den Taschenspielerkünsten einer am Buchstaben nagenden Syllogistik gehören, und daß sich nichts Erbärmlicheres denken lasse, als der Schluß: „alle Drenecke haben 3 Winkel; kein „Viereck hat 3 Winkel; folglich ist kein Viereck ein Dreyeck.“ Rec.

*) LXXVI. Bd. 2. St. S. 394.

Rec. findet aber nichts Erbärmliches an dieser Schlußart. Wenn A identisch ist mit B, und B verschieden von C: so folgt ganz natürlich daraus, daß A verschieden ist von C. Es ist hier gar nicht, wie Kant in seiner Abhandlung von den falschen Spitzfindigkeiten ꝛc. behauptet, eine Umkehrung und Einschiebung eines neuen Satzes nöthig, um die Folge des Schlußsatzes aus den Prämissen einzusehen. Der in der Mathematik häufig vorkommende und sehr natürliche Schluß: A = B, B > C, folglich A > C, wo der Untersatz als verneinend kann angesehen werden, würde durch die Verwandlung in die erste Figur nicht natürlicher und evidenter werden. Daß der Verf. nach dieser Herabwürdigung der zweyten und übrigen Figuren, nur von der ersten Figur handelt, findet Rec. ganz konsequent, und konsequenter, als wenn Herr Tiefstrunk, und selbst Herr Kant, nachdem sie die drey folgenden Figuren für eine falsche Spitzfindigkeit erklärt haben, sie doch abhandeln, und zwar auf eine fehlerhafte Art abhandeln; wie in dieser Bibliothek gezeigt worden ist. Nur hätte Rec. gewünscht, daß der Verf. die Regeln der ersten Figur besser bewiesen hätte. So beweiset er (S. 1) die bekannten zwey Regeln: „aus „zwey partikulären, und aus zwey verneinenden Prämissen „folgt nichts," daraus, daß das Subjekt des Schlußsatzes unter dem Mittelbegriff enthalten, und das Prädikat des Schlußsatzes, ein Merkmal des Mittelbegriffs seyn soll. Dieß ist nicht für sich einleuchtend; sondern es wird auch stillschweigend dabey vorausgesetzt, daß der Obersatz immer ein bejahender Satz ist; da er doch auch verneinend seyn kann.

Da der Verf. die Aristotelische Syllogistik aus seiner Denklehre verbannt hat: so hat er auch weder von der Umkehrung, noch von der Kontraposition der Urtheile gehandelt. So zieht eine Unterlassung eine andere nach sich. Hätte aber der Verf. mehr über diese Materien nachgedacht: so würde er gefunden haben, daß die Kontraposition sehr oft zur Beurtheilung der Wahrheit eines Satzes dient, und daß die Lehre von der Umkehrung (Converſio) der Urtheile nicht nur viel Scharfsinniges; sondern auch Nützliches enthält, weil man dadurch die Natur der allgemeinen und partikulären, der bejahenden und verneinenden Urtheile besser kennen lernt; welches doch wohl nicht zu den

falschen Spitzfindigkeiten in der Philosophie gehört. Es ist daher ganz unrichtig, wenn der Verf. (S. 184) in seinem schneidenden und absprechenden Tone, alles dieses für eine der größten Verirrungen des menschlichen Geistes erklärt; und besonders die Umkehrung der Urtheile eine allen philosophischen Geist tödtende Lehre nennt. Aber darin besteht heut zu Tage, (nachdem Herr Kant das schlimmste Beyspiel gegeben hat,) das Reformiren und Revolutioniren der philosophischen Kraft-Genies, daß man das alte Gute in der Philosophie wegwirft, um neue idealistische Hirngespinnste dafür zu setzen. —

In der Methodenlehre handelt der Verf. von der Definition, Division, dem Beweis und der Wissenschaft. Er theilt (S. 67) die Definition in die synthetische und analytische ein. Durch jene entsteht der Begriff; durch diese wird er verdeutlicht. Diese Distinktion ist, so viel Rec. weiß, neu; aber sie ist gegründet, und könnte wohl in die Logik aufgenommen werden. Nur sieht Rec. nicht ein, wie der Verf. im Allgemeinen sagen kann, daß das Definiren so viel sey, als einen Begriff durch Konstruktion seiner Theile begränzen (§. 292). Wenn ein gegebner Begriff in seine Theile zerlegt wird; so werden diese Theile doch wohl nicht konstruirt. Aber die Wörter: Konstruiren und Konstruktion, gehören zu den Lieblingswörtern der neuern und neuesten Philosophie, die in einer höchstschwankenden Bedeutung genommen werden.

Dividiren heißt der Verf. den Umfang eines Begriffs durch reine Entgegensetzung dessen, was durch den Begriff gedacht wird, bestimmen (S. 70); und S. 71 sagt er, daß die Eintheilungsglieder mit Nothwendigkeit durch den Begriff bestimmt werden; und daß so viel Eintheilungsglieder möglich sind, als Merkmale in einem Begriff gedacht werden. Rec. findet dieses nicht ganz richtig; und die Division könnte auf solche Art leicht mit der Definition vermengt werden. Wenn ich urtheile: „der Mensch ist entweder gelehrt, oder nicht gelehrt:“ so werden Gelehrsamkeit und Nicht-Gelehrsamkeit keinesweges als Merkmale gedacht, die in dem Begriff Mensch enthalten wären. Dieß ist auch nicht möglich, da sie einander ausschließen; sondern es wird bloß behauptet, daß dem individuellen

tuellen Menschen nothwendig einen von beyden Merkmalen zukomme. Es sollte daher beym logischen Dividiren immer ein Begriff auf einen andern Begriff bezogen, und diese Beziehung ist nichts Nothwendiges; sondern etwas Willkührliches. So kann ich den Begriff des Menschen auf den der Gelehrsamkeit, des Vermögens, der Gesundheit, u. s. w. beziehen, obwohl keiner dieser Begriffe in dem Begriff Mensch enthalten ist. Aber freylich, wenn diese Beziehung einmal festgesetzt ist, dann sind die Eintheilungsglieder nothwendig bestimmt. — Die zwey Regeln, die der Verf. von der Division giebt, daß die Eintheilungsglieder einander ausschließen, und als nothwendig verbunden gedacht werden müssen (§. 325. 326), sind schwer zu vereinigen; denn eben deßwegen, weil die Eintheilungsglieder einander ausschließen, können sie nicht als verbunden, und noch weniger als nothwendig verbunden gedacht werden. Rec. wundert sich übrigens, daß der Verf. bey der Division nicht wieder seine Triplicität, nämlich das Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen gefunden hat.

Was der Verf. S. 73 — 78 von dem logischen Beweise sagt, hat Rec. meistens richtig gefunden. Daß es für eine Wahrheit nur Einen Beweis gebe, leitet der Verf. daraus her, daß es unmöglich sey, daß die Identität der Wahrheit durch entgegengesetzte Principe bestimmt werde. Durch entgegengesetzte Principien freylich nicht; aber doch durch verschiedene. So kann ich eine Tugendpflicht aus dem Stoischen, oder aus dem Kantischen Moralprincip herleiten, obwohl diese Principien verschieden sind. Uebrigens hat Herr Mehmel, ohne es zu wissen, hier einen Gegner an einem Recensenten in der Jenaischen Lit. Zeitung, der ehnelängst steif und fest behauptet hat, daß zwey wesentlich entgegengesetzte philosophische Systeme wahr, und zwar deßwegen und in sofern wahr seyn können, als sie einander wesentlich entgegengesetzt sind. Nach dieser Behauptung werden wohl auch wesentlich entgegengesetzte Principien auf eine und ebendieselbe Wahrheit führen. —

Mit der angewandten Denklehre des Verf. (S. 79 f.) besonders mit seiner logischen Aesthetik, ist Rec. ungleich mehr zufrieden, als mit seiner bisherigen formalen Logik. Es kommen darin manche feine und richtige Bemerkungen, und

gute Regeln von, die, ob sie gleich sich größtentheils schon in unsern ältern Logiken finden, doch von dem Verf. auf eine neue Art, und in einer anziehenden, nicht selten kräftigen Sprache vorgetragen sind. Rec. hebt folgende Stelle (S. 93) aus: „Je größer und mannichfaltiger die Thätigkeit „(des Geistes) ist, desto größer ist auch die Möglichkeit und „Versuchung zu Verirrungen. Das ist bey keinem Vermögen mehr als bey der Einbildungskraft der Fall. Bald „spielt sie mit uns, bald spielen wir mit ihr. Daher kommt es, daß der Mensch die verschiedenen Arten der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, und diese selbst so leicht verwechselt. So bleibet dann unter der Begünstigung „dieser Zaubrerin, die Einbildung sich in den Schein objektiver Wirklichkeit; und ein bloß logisches Raisonnement, bloß logische Konsequenz nehmen so gern die täuschende Gestalt „einer objektiven Realität an. Meinungen erscheinen als „Grundsätze, Wahrscheinlichkeit als Gewißheit. Dann „kommt, daß die unwirksche Einbildungskraft mehr durch unwillkührliche Regungen des Gemüths als durch Freyheit bestimmt wird. Es ist ihr daher auch eigen, unter den Eingebungen dieser Regungen zu wirken, die Gegenstände ihren Wünschen anzupassen, und bald durch Uebertreibung zu vergrößern und zu verkleinern, bald durch Erweiterung und „Hinzufügung, durch Vereinigung und Weglassung die Wahrheit zu beeinträchtigen." Alles sehr wahr, und werth, von den Philosophen, besonders aber den neuen und neuesten beherzigt zu werden.

Eine bedeutende Unterlassung in diesem zweyten Theile kann Rec. nicht unbemerkt lassen. Der Verf. handelt (S. 179 f.) von den verschiedenen Formen der Vernunftschlüsse, dem Dilemma, Tellemma ꝛc., und dem Sorites ziemlich kurz und oberflächlich; aber die Lehre von dem hypothetischen Vernunftschluß ist ganz übergangen, als wenn sie gar nicht in die Logik gehörte. Hat der Verf. sie vergessen, oder rechnet er sie auch zu den falschen Spitzfindigkeiten, und zu den Verirrungen des menschlichen Geistes, wovon er am Ende dieses Abschnittes spricht? Im letztern Fall würde er sehr Unrecht haben; denn da der hypothetische Vernunftschluß nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch im praktischen Leben so häufig vorkommt: so ist es gar nicht unnütz, die Regeln desselben genau zu wissen. Besonders ist

sol-

ches bey dem modo tollente nöthig, in welchem so leicht falsch geschlossen wird.

Was der Verf. S. 208 von dem apagogischen Beweise sagt, ist unrichtig. „Dieser Beweis soll nicht die Erkenntniß der Wahrheit zum Zweck haben; sondern das Gefühl treffen: er soll nicht auf die Vernunft; sondern bloß „auf die Menschlichkeit des Subjektes berechnet seyn: daher „er auch der Beweis für die Menschlichkeit, (demonstratio „κατ' ἀνθρωπον, ad hominem) heiße." Demnach wären die apagogischen Beweise in dem Euklides, wo sie nicht selten sind, nicht auf die Vernunft; sondern bloß auf die Menschlichkeit oder das Gefühl des Subjektes berechnet. Man sieht wohl, daß Herr Mehmel das, was Herr Kant in seiner Vernunftkritik zur Herabwürdigung der apagogischen Beweisart sagt, hier in seine Sprache, wiewohl nicht sonderlich glücklich, übersetzt hat. Herr Kant behauptet nämlich gleichfalls, daß der apagogische Beweis nicht zur Erkenntniß der Wahrheit führe; und vergleicht denselben mit einem Champion, der Jeden herausfordere, um sich mit ihm zu rauffen. Daß dieses eine ganz grundlose Weigerey ist, ist in dieser Bibliothek (LXXVI. Bd. 1. St. S. 160) gezeigt worden. Herr Mehmel ist aber wohl der erste, der den apagogischen Beweis ein Argument κατ' ἀνθρωπον, ad hominem nennt. Diese Beweisart besteht bekanntlich darin, daß man bey Widerlegung eines Gegners, die von ihm als wahr angenommenen Sätze (sie mögen an sich wahr seyn oder nicht,) zum Grunde legt, und ihn auf solche Art mit seinen eigenen Waffen bestreitet: welches bey dem apagogischen Beweise nicht gerade der Fall ist.

Hd.

Versuche in der scientifischen und populären Philosophie, von Michael Engel, Kurfürstl. Mainz. Hofgerichtsrath und Professor ꝛc. Frankfurt am Main, bey Eichenberg. 1803. 300 Seit. 8. 1 Rl. 4 Gr.

Wir haben diese Versuche schon darum mit einem guten Vorurtheil in die Hand genommen, weil der Verf. nach dem Titel auch die populäre Philosophie, die jetzt von so Vielen beynahe für ganz ehrlos gehalten wird, in seine Meditationen aufgenommen hat, und wir haben uns auch in unserer Erwartung nicht betrogen. Der Verf. scheint sich bey seiner Art zu philosophiren ohngefähr Garves Manier zum Muster gewählt zu haben, der er sich auch zu seinem Vortheil sehr nähert. Hiermit glauben wir die Schrift im Ganzen hinlänglich charakterisirt zu haben, und da ein ausführlicher Auszug für unsere Blätter zu weitläuftig wäre: so setzen wir nur noch hinzu, daß man hier über Genie und Studium, über die Unentbehrlichkeit der Metaphysik in der Kette der Wissenschaften, über den Nutzen einer gelehrten Terminologie, und über die Bedingungen ihrer Anwendung, über Bezeichnung und Gemeinsinn, über das langsame Fortschreiten der reinen Philosophie, über den wahren Charakter der Philosophie, über das Objektive der Erfahrung, über die Entzweyung der Philosophie und Religion, wo nicht immer eine neue Belehrung, doch gewiß jederzeit eine nützliche und anziehende Unterhaltung finden wird.

Gm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Joachimischen Buchhandlung in Leipzig ist zu haben:

Handbuch für Deutschlands edle Töchter, welchen die Vorsehung die Freuden der Ehe versagt gehabt hat. Von einem brüderlich gesinnten Freunde. 8. 12 Gr.

Schilling, M. Fr. W. L., Betstunden über sämmtliche Psalmen, zum Gebrauch für Schulmeister. 12 Abth. Psalm 1 bis 70. 8. 12 Gr.

Schwarz, J. M., die Natur und ihre Wirkungen Kindern erklärt. 8. 18 Gr.

Tintenis, M. K. H., Geron und Palämon. Oder Gespräche zweyer Greise über die Gewißheit ihrer Hoffnungen auf Jenseits. 8. 1 Thl.

Ueber Einschränkung des Jagdregals zum Nutzen der Unterthanen. Besonders in kleinen Ländern. 8. 8 Gr.

Vorschlag, die dürftige Volksklasse in Provinzialstädten durch zweckmäßige Arbeitsschulen thätiger zu machen. 8. 4 Gr.

Was haben Obrigkeiten zu thun, um dem gemeinen Manne das scheinbare Mißtrauen gegen die Obrigkeiten zu benehmen, und ihm beyzubringen, daß das Bestreben der letztern nur die Wohlfahrt des erstern zum Zweck habe? 8. 6 Gr.

Die längst erwarteten kleine Reden an künftige Volksschullehrer, vorzüglich zu Beförderung der Weisheit in Lehr und Leben. Ein Lesebuch für

ſhr nicht ganz ungebildete Schullehrer. 1r Bd. 8.) iſt nunmehr erſchienen, und für 20 Gr. in Joachims literar. Magazin in Leipzig zu haben. Wer eine Parthie zuſammen nimmt, erhält einen beträchtlichen Rabatt. Auch iſt daſelbſt zu bekommen: Compendia Scripturae factae in uſum plebis juventutisque chriſtianae non eſſe facienda probare ſtudet Joſ. Gaulich. 8. 4 Gr.

Dreſchmaſchine. Nachtrag von Vervollkommnung in Verbeſſerungen und Erfahrungen mit der neu erfundenen Dreſchmaſchine.

Bey der Abbildung und Beſchreibung verſprach ich dem zu verehrenden Publikum, die annoch zu entdeckenden Vortheile mitzutheilen. In dieſem Nachtrage findet man Verbeſſerungen angezeigt, die zwar nur wenig Koſten verurſachen; aber wegen ihrer Einfachheit und verſtärkter Wirkung von großer Wichtigkeit ſind, und vielfach belohnen. Ich bitte hiermit jeden Intereſſenten, darauf aufmerkſam zu ſeyn. Alle diejenigen, die ſowohl große Maſchinen, als auch Modelle und Beſchreibungen empfangen haben, erſuche ich, bey denſelben Kommiſſionairs, durch welche ſie das erſtere erhalten, ſich dieſen Nachtrag von Verbeſſerungen und Erfahrungen zu vermehrter Kenntniß unentgeldlich reichen zu laſſen.

Herausgegeben von A. H. Meltzer, Doktor der Philoſophie.

Antwort auf die öftern Anfragen, den Triumph der ſchönen Gartenkunſt betreffend.

Da die erſten 3 Hefte des mit ſo vielem Beyfall aufgenommenen Prachtwerks: Triumph der ſchönen Gartenkunſt, oder maleriſche Anſichten von neuen angelegten Garten-Parthieen zur Verbeſſerung des Geſchmackes, und zur Bereicherung der Ideen für Natur- und Gartenfreunde, die mit Kunſtliebe Anlagen ausführen wollen, mit vielen Kupfern gr. 4., gänzlich vergriffen ſind: ſo war es uns nicht möglich, alle Beſtellungen, welche ſeit einiger Zeit darauf eingiengen, zu beſorgen. Wir entſchloſſen uns daher, eine neue, eben ſo prachtvolle, Ausgabe zu veranſtal-

Kalten. Das erste Heft dieser neuen Ausgabe, welche der ersten in nichts nachstehet, vielmehr noch eleganter ausgefallen ist, ist bereits fertig geworden; das zweyte und dritte wird eben so schnell nachfolgen. Der Preis dieser ersten 3 Hefte ist 12 Thlr. — Um aber den Wunsch mehrerer Liebhaber zu befriedigen: so soll es uns nicht darauf ankommen, diese 3 Hefte, welche aber nicht getrennt werden, bis zu Ende dieses Jahres, aber nicht länger, für 6 Thlr. sächs. zu erlassen. Liebhaber, welche sich also bis dahin melden, erhalten solche nicht allein um diesen billigen Preis; sondern auch die schönsten Kupferabdrücke. Nach dieser Zeit tritt der erste Preis unabänderlich wieder ein. Man wendet sich mit postfreyen Briefen und baarer Zahlung an die Joachimsche Buchhandlung in Leipzig.

Leipzig, im Jul. 1803.

Der volle Mond in seiner Pracht. Abbildung und Beschreibung.

Wenn es erfreut und Erleichterung des Dankgefühls verschafft, wohlgetroffene Bildnisse von Freunden und Wohlthätern zu besitzen: dann hat auch gewiß eine gute und vollständige Abbildung vom Monde seinen unverkennbaren Werth. Wer ist ihm nicht frohe Stunden schuldig, und wer sonnt sich nicht seiner lieblichen Gegenwart? der Städter sowohl, als auch der Landmann; sowohl der Fröliche als auch der Trauernde. Ohne Siegwartisch zu empfindeln, kann man mit Recht sich an seiner angenehmen Abbildung ergötzen. Wie wenig Menschen gar denken, die ihn doch so oft sehen, sind demnach nicht mit seinen ungeheuren Bergen, entsetzlichen Abgründen, und mit seinem Heere von Vulkanen und Cratern bekannt! Eine nähere Kenntniß davon verschafft also diese wohlgetroffene Abbildung, die zugleich als ein Kunstblatt, oder als transparenter Schirm unter Glas und Rahmen eine schöne Zierde in jedem Zimmer gewährt. Ob eine zweyte Auflage in dieser feinen Aquatinta-Manier eben so gut, als diese erste gerathen möchte, ist vom Glück zu erwarten. Wem also an dieser, von einem guten Künstler verfertigten Abbildung gelegen ist, mag sich demnach mit seiner Bestellung zeitig genug melden. Es kostet ein guter Abdruck 4 Thlr., und ist sowohl unmittelbar, als auch durch alle gute Buchhandlungen

zu

zu haben, bey Herrn Beygang, Besitzer des Museums, und bey dem Buchhändler Herrn Joachim in Leipzig. Alle guten Abdrücke sind mit der Unterschrift des Herausgebers bezeichnet, und alle unbezeichnete Abdrücke sind entweder als unächt oder als Ausschuß zu betrachten.

Den Hadleyischen Spiegel-Sextanten betreffend.

Bey uns ist erschienen: Praktische Anweisung zur Berechnung der mit Hadleyischen Spiegel-Sextanten angestellten Beobachtungen am Himmel, von Ch. Fr. Rüdiger, Professor und Observator. Mit Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Joachims Buchhandlung in Leipzig.

Verbesserungen.

Im LXXXIII. Bd. 2. St. S. 281. so wie auch im Inhalt ff. Protestantische Gottesgelahrheit l. Katholische Gottesgelahrheit.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek

Vier und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Mathematik.

I. Theorie des Windstoßes, welche in der Anwendung auf Windflügel, ꝛc. mit der Erfahrung begründet wird. Von Aug. Leop. Crelle, Kön. Preuß. Bau-Conducteur. Mit 1 Kupf. Berlin, in d. Realschule. 1802. 92 Seit. gr. 4.

II. Beschreibung und Abbildung einer wandernden Roßmühle. Erfunden von Hrn. Walker. Aus dem Engl. übersetzt, von J. C. H. Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1803. (Hbstmesse, 1802). 1 Bog. Text. gr. 4., nebst 1 Bog. Kupf. 10 gr.

III. Abbildung und Beschreibung einer sehr vortheilhaften Hand-Mahl- und Schrotmühle, für einen jeden Oekonomen ꝛc. sehr nützlich und brauchbar eingerichtet. Von H. Ernst. Leipzig, bey Ebend. 1803. (Hbstmesse, 1802). 1½ Bogen Text. gr. 4., nebst 1 Kupfert. 10 gr.

In neuern Zeiten, und besonders seit dem jüngst verschwundenen Decennio des 18ten Jahrhunderts, hat man sich mit der theoretisch-praktischen Mechanik und Maschinenlehre sehr vortheilhaft beschäftiget, und darin durch Versuche Proben und Produkte geliefert, die mit abwechselndem Erfolge

minder oder mehr die gehoffte Erwartung befriedigte. Von diesem Wunsche beseelt, scheinen auch die Verf. der vorliegenden drey Schriften ihren Vorsatz zu erfüllen, um durch gleichzeitige Untersuchungen die Literatur der Mechanik auf eine Art zu bereichern, die der Wissenschaft, für die sie ihre Bemühungen anstrengten, zum Nutzen, ihren Verfassern aber zur Ehre gereichen. Wir wollen, da No. I. sich mit der Theorie des Mühlenwesens, No. II. und III. aber mit der praktischen Maschinenlehre der Mühlen beschäftigt, alle drey Schriften in Kurzem unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen, und ihre Vorzüge und Eigenschaften darstellen.

No. I. ist in wissenschaftlicher Hinsicht die wichtigste von allen. Der Verf. nimmt, auf Veranlassung einer vorgenommenen Wind-Holzschneide-Mühlenberechnung, Gelegenheit, die Langsdorfische Theorie des Windstoßes (Hydraulik §. 627. und 628.) anzufechten, und daraus Resultate abzuleiten, die für seinen analytischen Kalkül, womit er die Unzulänglichkeit jener Theorie beweiset, scharfsinnige Data der mathematischen Rechenkunst darstellen. In der allgemeinen Theorie des Windstoßes nimmt er ganz richtig an: Wenn der Wind senkrecht auf eine ruhende Fläche stößt, so muß der Stoß um so größer seyn, je größer die Geschwindigkeit des Windes ist. Es stoßen aber bey n fache Geschwindigkeit n Mal mehr Theile, jedes mit n Mal so großer Geschwindigkeit an, folglich verhält sich der Stoß allgemein, wie das Quadrat der Geschwindigkeit. Gesetzt, der Wind stößt senkrecht mit der Geschwindigkeit α auf eine ruhende Fläche von 1 Rheinl. □ Fuß groß: so ist die Menge Luft, die in m Sekunden zum Stoß gelangt $= m\alpha$ Kub. Fuß. Heißt nun das Gewicht eines Kubik-Fußes Luft $= \Psi$: so ist das Gewicht der stoßenden Masse $= m\alpha\Psi$. Da nun die Schwere in jeder Masse, in m Sekunden, die Geschwindigkeit $2gm$ hervorbringt: so wird sich die beschleunigende Kraft des Stoßes zur Schwere verhalten, wie $\alpha : 2gm$. Sie ist daher $= \frac{\alpha}{2gm}$, und mithin die bewegende Kraft des Stoßes $= \frac{\alpha}{2gm} \cdot m\alpha\Psi = \frac{\alpha^2}{2g}\Psi$. Wird nun die der Geschwindigkeit α zugehörige freye Fallhöhe $= \beta$ genannt: so ist $\beta = \frac{\alpha^2}{4g}$ und folglich der

Stoß

Stoß $= 2\beta\Psi$, wobey Ψ, als das significirte Gewicht eines Kubik-Fußes Luft, bey mittlerer Temperatur $= 0{,}08242$ Pfd. ist. Der Verf. zeigt aber mit vieler Einsicht, daß diese einfache, a priori aufgestellte Formel, wegen physischer Umstände, welche die Theorie bis jetzt noch nicht zu betrachten vermag, mit der Erfahrung nicht übereinstimme. Die Woltmannschen Versuche zeigten erwiesen dagegen, daß der Luftstoß nicht $= 2\beta\Psi$, sondern $= \frac{4}{3}\beta\Psi = \frac{2}{3}\cdot\frac{\alpha^2}{4g}\cdot\Psi$ anzunehmen sey, u. s. w. Aus einer Menge darauf gestützter Berechnungen zeigt er endlich, daß sich die Luft, als eine elastisch flüssige Masse, vor Hindernissen, die man ihr entgegensetze, zusammendrücke, und daß sich folglich ihre Dichtigkeit und ihr Gewicht, mithin auch der Stoß vergrößern müsse; welches aber nach dem, von Hrn. Langsdorf angegebenem Verhältnisse (s. Hydraulik, §. 139.) nicht geschehen könne. Im Gegentheil würde, da ein Quadratfuß in ruhiger Luft ungefähr mit 2000 Pfd. Kraft fast beständig gepreßt werde, der Stoß bey 30 Fuß Geschwindigkeit auf jeden Quadratfuß noch obigen Formeln höchstens 2 Pfd. betragen, welches das Uebergewicht des hydrostatischen Drucks auf den Flügel bewirke, und das Resultat der angeführten Rechnung beweise. (Rec. stimmt den, in den angestellten Berechnungen zum Grunde gelegten Motiven, in der Hauptsache völlig bey, da nach den Gesetzen des Stoßes elastischer Körper, wie Wind und Segel, die eine Rückwirkung, folglich auch rückwirkende Kräfte erzeugen, die Theile beyder Körper durch den Stoß zusammengedrückt werden, wodurch sie nachher mit eben der Kraft wieder zurückwirken, und Veränderungen in den Bewegungen verursachen. Es verliert also die Masse a von der Zeit der größten Spannung, bis zur Zeit der Wiederherstellung, gerade so viel von ihrer Bewegung, als sie schon vorher verloren hatte, und die Masse c gewinnt in eben der Zeit so viele Bewegung, als sie schon vorher zugenommen hatte. Wenn also die beyden Massen M und m vor dem Stoße mit den Geschwindigkeiten C und c nach einerley Richtung fortgehen; so würde die Masse M, wenn sie nicht elastisch sey, die Geschwindigkeit $\frac{MC + mc}{M+m}$ verlieren; wegen der Elasticität aber verliert sie noch Einmal so viel, mithin über-

überhaupt $\frac{2m(C-c)}{M+m}$, und behält nach dem Stoße die Geschwindigkeit $C - \frac{2m(C-c)}{M+m} = \frac{(M-m)C+2mc}{M+m}$ $= \frac{2(MC+mc)-C}{M+m} = 2x-C=V$. Schon Joh. Bernoulli nennt den Ausdruck: $(M+m)x$ Größe der Richtung (quantité de direction. s. Discours sur le mouvement. Chap. IV, §. 8. in Opp. Tom. III. p. 92.); er giebt eigentlich die algebraische Summe der Bewegungen an, und ist daher von Carteſens frühererer Behauptung, bey welcher nur von arithmetiſcher Summe die Rede iſt (s. *Descart.* Princ. philoſ. Pars II. prop. 42. seqq. p. 40. seq. Amſt. 1677. 4.), eben ſo verſchieden, wie die Geſetze des Stoßes elaſtiſcher Körper, welche John Wallis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt machte (De percuſſione; prop. 15 seq. in Opp. Tom. I. p. 958 seq. Oxon. 1695. Fol. — Uebrigens ſtimmen Hrn. Creſſe's Hauptſätze mit Huygens Grundlehren und Beweiſen überein, die derſelbe in einer eigenen, nach ſeinem Tode erſt herausgekommenen Schrift: De motu Corporum ex percuſſione; in opuſc. poſthum pag. 369 seqq. Lugd. Bat. 1703. 4. geliefert hat. Wir ſollen daher den Fleiß dieſes jungen Mathematikers, der zu größern Werken auszumuntern, Kopf und Anlage zu haben ſcheint.)

No. II. iſt aus den Boards of Agriculture, Lond. 1795 überſetzt. Der Erfinder dieſer transportablen Mühle hatte anfänglich die Abſicht, ſelbige im Gefolge der Armeen, zum Mahlen des Getraides zu gebrauchen; allein gebürgige Landſtraßen verhinderten den Zweck ihrer Beſtimmung; inzwiſchen glaubt er doch, daß ſie denſelben manchen Dorfſchaften nützlich werden könne, worin wir dem Erfinder beypflichten. Uebrigens können wir von der Beſchreibung, die ohne Kupfer dunkel bleiben würde, weiter nichts erwähnen, als daß ſie, wie eine Karre von 2 Pferden, auf nicht ganz unebenen Wegen bequem von einem Orte zum andern geführet werden kann. Die Mühle

No. III. iſt weniger komplicirt, wie die von No. II. Das mahlende Getriebe beſteht, ſtatt eines Mühlenſteins, in einer ſtählernen Walze, und das äußere Rad iſt mit einem

nem Schwengel oder Krücke versehen, an welchem ein Mensch dreht, welcher, wie der Verf. versichert, »in 4 »Stunden 1 Dresdener Seffel Getraide« (ungefähr 2½ Berliner Scheffel) »fein Mehl liefert, auch zu jedem an»dern Mahlgebrauche äußerst nützlich seyn soll.«

Lehrbuch der reinen Arithmetik und Geometrie; besonders für den öffentlichen mathematischen Unterricht auf (in) Gelehrten- und Bürgerschulen; u. s. w. Von Joh. Gottl. Schmidt, d. W. Mag. und Mathematikus (?) ꝛc. zu Pforta. Mit 8 Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1803. (eigentlich Hbstmesse 1802.) XII und 381 Seit. gr. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Wenn ein Lehrbuch irgend einer Wissenschaft allgemeines Interesse erwecken, und ihm ein Vorzug den vor bereits bestehenden eingeräumet werden soll: so muß es neue Ansichten entweder in der Sache selbst, oder in der Art der Darstellung liefern, welche ihrer Gemeinnützigkeit wegen Aufmerksamkeit verdienen, und daher für das lesende Publikum in der Nachahmung und Befolgung derselben interessant werden, mithin einer Empfehlung werth sind. Wenn aber reine alte Wahrheiten, die an sich keines Redeschmucks bedürfen, auch nicht dazu geeignet sind, selbigen zu ertragen, dennoch in einem Alltagskleide erscheinen: so sind sie weniger dazu geeignet, die Neugier zu reizen, als ihre bisher anerkannte Selbstständigkeit in ihrem gewöhnlichen Gewande darzustellen; alsdann haben sie weniger Interesse der Neuheit, nach welchem der Geschmack in allen Zeitaltern der Menschen so gerne hascht. Dieß ist gerade der Fall mit vorliegendem Lehrbuche, das auch unter dem Titel: Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften; Erster Band, welcher die reine Arithmetik und Geometrie, besonders für den öffentlichen Unterricht auf (in) Gelehrten- und Bürgerschulen enthält, ausgegeben wird. Der Verf. scheint dieß auch in der Vorrede zu fühlen; aber er kann sich, wie es scheint, nicht überwinden, zu behaupten, daß obgleich schon einige mathematische Lehrbücher vorhanden wären: so folge doch gleichwohl nicht, daß eine neue

Arbeit der Art überflüssig sey. Denn jeder menschliche Geist habe auch in der Mathesis seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, und einen ihm eigenen Grad der Deutlichkeit im Vortrage; ungeachtet die Hauptsätze dieser Wissenschaft unveränderlich und längst entschieden wären. Darin hat nun wohl der Verf. ganz Recht; wenn aber indessen einem solchen Lehrbuche deutliche Vorstellung in Erklärung reiner Begriffe abgeht, und Unzulänglichkeit in Entwickelung reiner Grundsätze an die Stelle der Deutlichkeit im Vortrage tritt; kann dann die Herausgabe eines solchen Buchs, das durch hundert bessere übertroffen wird, entschuldiget werden? Darf es wohl der Verf. wagen, zu behaupten, daß dieses sein Lehrbuch an die Seite derjenigen, die wir in neuern Zeiten Kästnern, Karsten, Winterfeld, Bürja, Mönnich, Lorenz, Grüson, Büsch, Voigt, Fischer, Böhm, Hildebrand, Vega, u. so vielen Andren verdanken, an die Seite gesetzt werden dürfe? Zwar trägt der Verf. in der Einleitung zu den Anfangsgründen der Mathematik §. 1—70. zuvörderst die Begriffe der mathematischen Lehrart vor; wobey er auf Erklärung der in der Mathematik vorkommenden Benennungen und Ausdrücke Rücksicht nimmt: so wie er im ersten Abschnitt der reinen Arithmetik §. 1—269., von den Species im Ganzen und Brüchen, der Quadrat- und Kubik-Wurzel-Ausziehung, und den arithmetischen und geometrischen Progressional-Verhältnissen handelt; allein die Bestimmtheit befriediget hierin überall so wenig, als auch in den Anfangsgründen der Geometrie §. 270—554, worin wir nicht selten auf Unzulänglichkeit im Ausdruck gestoßen sind, die entweder Mangel an deutlicher Darstellungsgabe, oder Unvermögen in Entwickelung der Begriffe des Verf. zu erkennen geben. Wer wird in unsern Tagen Quadratrechnung — geometrische Verhältnisse und Proportionen — u. dergl. schreiben, auch Geometrie durch Feldmeßkunst — Algebra (der Verf. schreibt Algeber nach dem Französischen) durch Verwandlung der Brüche in ganzen Zahlen, — Artillerie durch Bogenschützenkunst, u. a. m. ins Deutsche übersetzen? Mehr andere Beyspiele der Art nicht einmal zu gedenken.

Ni.

Natur-

Naturlehre und Naturgeschichte.

Annalen der Physik. Jahrgang 1801. *Erstes bis zwölftes Heft*, oder *siebenter* bis *neunter Band*. Herausgegeben von *L. W. Gilbert*. Halle, bey Renger. 1801.

(*Erstes Heft.* Die ersten beyden Artikel enthalten Beobachtungen über die beyden strengen Winter von 1798 und 1799, von Herrn Böckmann in Carlsruhe, und von Cotte in Paris, dem der Herausgeber noch einige Andre beygefügt hat; indessen sind die von Herrn Böckmann sorgfältiger geordnet, genauer auseinandergesetzt, und eben dadurch interessanter als die Pariser. Beyde Winter zeichneten sich durch strenge Kälte aus, die aber nur stoßweise kam, und nie lange anhielt. Merkwürdig ists, daß in dem Sommer vorher ein Höhenrauch bemerklich war, der auch im Jahr 1783, wo er freylich ungleich stärker war, einen kalten Winter zur Folge hatte. Mit ehrlicher Offenherzigkeit gesteht Cotte, wie der Winter von 1799 seine und anderer Meteorologen Prophezeihungen zu Schanden gemacht hätte. — III—V. Beobachtungen über Wasserhosen. Die Natur dieses seltenen und furchtbaren Phänomens ist immer noch zu wenig bekannt, als daß nicht jeder Beytrag zur bessern Aufklärung derselben schätzbar seyn sollte. Besonders verdienen die hier gelieferten Beobachtungen von Michaud Aufmerksamkeit, die in mehrern Stücken mit denen, die Forster in seinen Bemerkungen aufgestellt hat, übereinstimmen. Auch dieser sah den Fuß einer Wasserhose, wie einen feinen Dunst, sich aus dem Meere erheben, ohne eine darüber hängende Wolke; er sah ebenfalls mehrere Wasserhosen theils zu gleicher Zeit, theils kurz nach einander entstehen; es fielen an beyden Orten, während der Erscheinung, Hagelkörner aus der Luft, (nur in dem hier beschriebnen Fall noch häufiger, als in dem von Forster erzählten,) — ein offenbares Zeichen von Elektricität. Indessen wenn gleich aus mehrern Beyspielen sich ergiebt, daß manche Wasserhose von unten auf entsteht, oder aus dem Meere sich in die Luft erhebt, und dort selbst erst die Wolke bildet: so scheint doch der Grund der Entstehung nicht im Meere, sondern im Luftkreise zu suchen zu seyn. — VI. Bemerkungen gegen Girtanner's Meinung vom Stickstoff.

und gegen die vorgebliche Absorption des Sauerstoffes durch die reinen Erden, von Berthollet. Girtanner liebte die Hypothesen, weil er so sinnreich aufzustutzen verstand; er stellte daher auch eine Behauptung über die Zusammensetzung des Stickstoffs auf, die sich auf Versuche gründen sollte, deren Unrichtigkeit schon von andern Physikern dargethan war. Auch Berthollet, der die Versuche wiederholte, stimmt hier diesen Physikern bey. — Eben so erklärt er sich gegen die Behauptung v. Humboldt's, daß die reinen Erden den Sauerstoff absorbiren, indem seine Versuche darüber stets das Gegentheil gezeigt hätten. — VII. Fortgesetzte Beobachtungen über chemische Wirkungen der Galvanischen Elektricität, von W. Cruickshank. — VIII. Merkwürdige Versuche mit Volta's Galvanischer Säule, angestellt von Humphry Davy. Beyde Aufsätze sind nicht ohne Interesse, wenn sie gleich zu keinen neuen Resultaten führen. Besondre Aufmerksamkeit scheinen uns die Versuche von Davy zu verdienen, in denen er die menschlichen Körper, oder die thierische Muskelfaser zur leitenden Verbindung anwandte, und es ist merkwürdig, daß an den Enden der Muskelfasern eine, wie bey Drähten oder bey der Kohle, eine Gasentwickelung statt fand. — Verschiedene kurze Nachrichten füllen das Uebrige dieses Heftes aus.

Zweytes Heft. I. Untersuchungen über die wärmende und die erleuchtende Kraft der farbigen Sonnenstrahlen ꝛc., von Herschel. Die Abhandlungen, aus denen dieser Aufsatz zusammengezogen ist, haben mit Recht ein Aufsehen erregt, und die Aufmerksamkeit der Physiker von neuem auf einen Gegenstand gerichtet, der zwar schon oft untersucht, aber noch lange nicht ganz ergründet ist — auf das Farbenbild des Prisma's. Herschel bemerkt hier zuerst, 1) daß die verschiedenen Farben nicht einerley erwärmende Kraft haben; sondern daß sich die Stärke der Erwärmung in den rothen, grünen und violetten Strahlen verhalte wie 3½ : 1½ : 1 verhalten; 2) daß auch ihre erleuchtende Kraft verschieden ist, und daß das Maximum der Erleuchtung in das hellste Gelb, oder in das blässeste Grün fällt; 3) daß mit dem Farbenbilde zugleich eine Menge anderer Strahlen verbunden sind, die nicht leuchten, sondern bloß wärmen; diese nicht leuchtenden Sonnenstrahlen haben zum Theil eine geringere Brech-

Brechbarkeit als die leuchtenden, indem das Maximum der Wärme außerhalb des Farbenbildes von der Seite des rothen Lichts fällt. Diese Entdeckungen würden durch den Wunsch des Verfassers, die vortheilhafteste Art der Verdunkelung der Gläser zu Sonnenbeobachtungen ausfindig zu machen, veranlaßt, und er theilte noch zuletzt seine Erfahrungen hierüber mit. — II. Beobachtungen über die Voltaische Säule — vom Herausgeber. Sie betreffen besonders die Funken dieser Säule, von denen der Herausg. zuerst bemerkt, daß sie in einer gewissen Periode nach Erbauung der Säule am stärksten sind; ferner daß die Stärke der Funken nicht in gleichem Verhältniß mit der Stärke der Erschütterung stehen; endlich daß die Gestalt der Funken von der Gestalt der elektrischen ganz verschieden sey, und daher beyde wohl nicht gemeinschaftliche Ursache haben könnten. So richtig diese Beobachtungen im Allgemeinen sind, so wissen wir doch jetzt, daß man die Funken der Volt. Säule nicht mit den Funken einer elektrischen Konduktors, sondern mit den Funken einer zwar großen, aber schwach geladenen Batterie vergleichen müsse, und dann haben beyde einerley Ansehen; folglich können in dieser Rücksicht auch beyde von einerley Natur seyn. Der Herausgeber beschreibt noch einen Apparat zur Aufhäufung einer Säule, wodurch das Umfallen derselben verhütet werden soll; allein wir zweifeln, daß man ihn so bequem, als Gilbert hofft, finden werde. — III. Versuche und Beobachtungen über Volta's Säule, von Haldane. Die Versuche betreffen erstens verschiedene Stoffe, die zu den Schichten der Säule angewandt wurden; ferner die Wirksamkeit der Säule im Wasser (wo sie natürlich gänzlich aufhören müßte) und im luftleeren Raume, wo die Wasserzersetzung ebenfalls aufgehoben haben soll. Nicholson fügt noch eine Berechnung über die Intensität der Elektricität in der Voltaischen Säule in Vergleich mit einer Leydner Flasche bey, die aber nach unserm Erachten viel zu unsicher ist. — IV. Der andere Aufsatz, von demselben Verfasser, worin er die Resultate seiner Versuche mit verschiedenen Metallen, aus denen er die Voltaische Säule errichtete, bestreitet. Das Zink hat verhältnißmäßig mit andern Metallen die stärkste Wirkung, und brachte an einem Kupfer- draht eine Oxydation zuwege, zeigte sich also als positiv. Der Verf. versuchte auch die Wirksamkeit der Säule in verschiedenen Luftarten, und fand sie im Sauerstoffgas am

stärksten, und im Stickgas ganz unmerkbar. — V. Erfahrungen über die Verbindung der Erden mit Sauerstoff, von C. W. Böckmann. Da Hr. v. Humboldt behauptet hat, daß vorzüglich die reine Thonerde den Sauerstoff an sich zieht: so machte Herr B. mit mehrern Arten gemeiner Thonerde Versuche; allein der Erfolg stimmte nicht mit Herrn v. Humboldts Erfahrungen überein. Unter den gemischten Erden brachte die Alpenerde (humus alpina) und die Haidenerde (h. pauperata) die stärkste Absorption des Sauerstoffs zuwege. — VI. In diesem Artikel macht derselbe Verfasser einige Bemerkungen über die Absorption des Sauerstoffs durch Schwefelkali, welches, seinen Erfahrungen zufolge, eines der vorzüglichsten Mittel ist, um aus der atmosphärischen Luft ein möglichst reines Stickstoffgas abzuscheiden. — VII. Bemerkungen zu Hrn. Voigt's Hypothese, über die Ursache der Rotation der Planeten. Rec. hielt die Vergleichung der Umdrehung der Planeten mit der Umdrehung kleiner Kampferstückchen auf Wasser mehr für einen artigen Einfall, als für eine ernstliche Meinung des Hrn. Hofraths, und ihm schien daher auch diese Widerlegung zu ernsthaft. Denn es kann seinen guten Nutzen haben, auch ganz disparate Dinge einmal mit einander in Vergleichung zu stellen. Indessen hat der Urheber jener Meinung sich ihrer nach der Hand wieder auf eine Weise angenommen, aus der man wohl sieht, daß es ihm damit ein Ernst gewesen ist; und dann möchte sich freylich Mancherley dagegen einwenden lassen. — Auszüge aus Diesen nehmen den übrigen Theil dieses Heftes ein.

Drittes Heft. I. Nicht geglückte Versuche, die Salzsäuren durch Elektricität zu zersetzen, von Will. Henry. Der Verfasser ließ elektrische Schläge theils durch bloßes salzsaures Gas, das in einer gläsernen Röhre mit Gold- oder Platindräthen eingeschlossen war, theils durch Mischungen dieses Gases mit atmosphärischer Luft, mit Sauerstoffgas, mit Salpetergas, mit Kohlenstoff-Wasserstoffgas durchgehen; allein er konnte keine befriedigenden Resultate, in Absicht der Zersetzung der Salzsäure, dadurch erlangen. — II. Neue Versuche und Beobachtungen über den Einfluß des Galvanischen Agens auf das Pflanzenleben, und auf Infusionen von vegetabilischen Substanzen, von Treviranus. Der Verf. nahm verschie-

verschiedene Gefäße mit einerley Wasser und gleichartigen Saamenkörnern (von Kresse oder Roggen), und hieng in das eine zwey verschiedene Metalle, z. B. Zink und Kupfer, so daß sie in dem Wasser von einander abstanden, außerhalb desselben aber einander berührten; in das andere, oder in mehrere bloß einerley Metall; eines endlich ließ er unbewaffnet. Es zeigte sich allemal eine Verschiedenheit in dem Verhalten der Stoffe in den verschiedenen Gefäßen. In den mit Metallen versehenen Gefäßen bildete sich bald eine Regenbogenhaut und strahlenförmige Figuren um die Metalle; das Wachsthum schien durch die Wirkung der Metalle zwar beschleunigt, aber auch eher zerstört zu werden; der Erzeugung der Priestley'schen grünen Materie und des Schimmels, war die Wirkung vereinigter Metalle ungünstig. — Die Versuche sind artig, und verdienen weitere Aufmerksamkeit. — III. Neue Versuche mit dem Venturischen hydraulischen Apparate, von Eytelwein. Enthält gute Beobachtungen über die Geschwindigkeit, mit der das Wasser bey der Anwendung verschiedener Arten von Ansatzröhren ausfließt. — IV. Beschreibung einer erprobten Kompensation für Pendeluhren, von Döbler. — Die übrigen Artikel in diesem Hefte sind Auszüge aus Briefen, die theils Nachrichten von Hrn. v. Humboldt aus Amerika, theils Beschreibungen Galvanischer Versuche und Instrumente nebst Bemerkungen darüber enthalten.

Viertes Heft. I. Versuche mit Gebirgsarten von der Trapp-Formation (Whinstone), und mit Laven, von James Hall. Diese wichtigen Versuche lehren, daß die genannten Steinarten, wenn sie geschmolzen werden und schnell erkalten, sich in Glas verwandeln; erkalten sie aber allmählig: so nehmen sie wieder die steinartige Struktur an, die sie vorhe hatten. Hiervon macht der Verf. eine Anwendung auf Huttons Hypothese von der Bildung der Erde zur Vertheidigung derselben. — II. Nachricht von Kennedy's chemischer Analyse des Bimssteins, dreyer Arten von Whinstone und zweyer Lavan. — III. Versuche und Bemerkungen über den Galvanismus der Volta'schen Batterie, von J. W. Ritter, in Briefen an den Herausgeber. Diese Briefe, von denen hier nur die ersten beyden befindlich sind, machen eine schätzbare Reihe von Aufsätzen über den Galvanismus aus;

sie

sie enthalten vorzüglich eine Menge wichtiger Versuchungen, und haben viel zur genauern Kenntniß der Galvanischen Erscheinungen beygetragen. Der Scharfsinn, die Geduld und die Geschicklichkeit ihres Urhebers, verdienen das größte Lob. Der erste Brief betrifft das Verhalten der Voltaischen Säule zur einfachen Galvanischen Kette; den Verf. giebt die Konstruktion verschiedener Arten solcher Säulen an, und macht eine Anwendung auf den Galvanismus im Pflanzen- und Thierreiche. Der zweyte Brief beschreibt die Wirkungen der Voltaischen Säule auf die verschiedenen Sinnenwerkzeuge. Merkwürdig ist hierbey das Entgegengesetzte, das sich in den Wirkungen beyder Pole zeigt, und bey der Schließung und Trennung der Kette umgekehrt ist. — IV. Versuche mit sehr verstärkter Galvanischer Elektricität, beschrieben von Bourguet. Die meisten dieser Versuche geschehen mit einer Batterie von drey verschiedenen Säulen, jede zu 100 Lagen, die eine aus Gold und Zink, die andern beyden aus Silber und Zink. Sie dienen sehr dazu, die Identität der Galvanischen und der gemeinen Elektricität darzuthun. Es wurde Schwefel, Naphtha, Schießpulver, dadurch angezündet, eine Leydner Flasche geladen, und Lichtenbergische Figuren von beyderley Art hervorgebracht. — V. Versuche mit dem Elektrometer, von Vasalli. Sind die Versuche genau: so würde daraus folgen, daß die Art der Elektricität nicht bloß von der Beschaffenheit der geriebenen Körper, sondern auch von ihrer Gestalt und Haltung abhange. — IV. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.

Fünftes Heft. fängt mit Beobachtungen von Humphry Davy über die Wirksamkeit Galvanischer Batterien in verschiedenen Mitteln und bey verschiedenen feuchten Leitern an. Es scheint daraus zu folgen, daß die Wirksamkeit um desto größer ist, je mehr die feuchte Leiter die Oxydirung des Zinks befördert. — II. Beschreibung einer neuen Galvanisch-chemischen Vorrichtung, und einiger merkwürdiger Versuche damit, von Simon. Die Vorrichtung hat den Zweck, von den beyden Galvanischen Versuchen sich entwickelnden Gasarten eine größere Menge, und jede besonders auffangen zu können. Die hier beschriebenen Versuche sind in der That sehr merkwürdig, gestatten aber keinen Auszug. — III. Ueber den Einfluß des einfachen

den Galvanismus auf die thierische Reizbarkeit, von Treviranus. Der Verfasser ist vornehmlich bemüht, die von Ritter aufgestellte Behauptung über die Wirksamkeit der verschiedenen Armirungen thierischer Theile auf die Reizbarkeit derselben näher zu bestimmen, und das Schwankende in den Erscheinungen abzuthun. Es wäre wohl nicht zu verwundern, wenn der Galvanismus ähnliche Anomalien zeigte, als wir in den Wirkungen der Arzneyen auf verschiedene Körper, und auf denselben Körper bey verschiedenen Dispositionen bemerken. — IV. Etwas über Blitzableiter, von Wolke. Der Verf. tadelt es, daß man die Blitzableiter ohne Auffangungsstangen, und daß man sie von Bley mache; allein die Versuche, die er zur Unterstützung seiner Behauptungen anführt, beweisen wohl nicht, was sie beweisen sollen. — V. Ideen zu einer Theorie des Magnetes, von A. A. v. Arnim. Ist eine Fortsetzung des im ersten Stück des zweyten Bandes der Annalen befindlichen Aufsatzes. Das Scharfsinnige in mehrern dieser Ideen ist nicht zu verkennen, wenn man sich auch nicht geneigt fühlen sollte, sie ganz anzunehmen. — VI. Bemerkungen von Airwan über die von Hall aufgestellten Gründe für Huttons Theorie der Erde. Der Verf. vertheidigt hier seine Hypothese über die Entstehung des Granits auf dem nassen Wege, und sucht zu beweisen, daß die Versuche von Hall die Theorie von Hutton nicht begünstigen. — VII. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.

Sechstes Heft fängt mit einem Aufsatz von C. W. Böckmann über Galvanische Metallurgie an, worin besonders eine Menge chemischer Versuche beschrieben werden. Was die Benennungen oder Benennungen der Pole der Voltaischen Säule betrifft, so ist die Sache in der Folge durch Ritter genauer bestimmt und berichtigt worden. — VIII. Erscheinungen einer Volta'schen Säule, von C. A. v. Arnim, in Briefen an den Herausgeber. Der Verf. bemüht sich hier die Galvanischen Erscheinungen auf die Gesetze der elektrischen zurückzuführen; ein Versuch, der durch spätere Entdeckungen bestätigt worden ist. Ueber die Benennung der Pole äußert er hier dieselbe Meinung, die Hr. B. in dem vorhergehenden Aufsatze vorträgt, und der Herausgeber stimmt ihm darin

darin bey. Gegen die Behauptung von Ritter, daß das Wasser einfach sey, werden hier gegründete Zweifel erhoben. — III. Ueber die elektroskopischen Phänomene der Voltaischen Säule, vom Prof. Erman. Der Verf., dessen Geschicklichkeit im Experimentiren bewährt ist, giebt hier ein gutes Verfahren an, das elektrische Anziehen und Abstoßen der Pole einer Voltaischen Säule zu bewirken, und erzählt zugleich verschiedene Beobachtungen, die er bey Gelegenheit der dahin gehörigen Versuche gemacht hat. Am Ende theilt der Herausgeber eine Beschreibung des Verfahrens von Ritter zu gleichem Zweck mit. — IV. Einige merkwürdige Versuche mit Volta's Säule, von Gruner. Der Verf. beobachtete, daß, wenn eine Röhre mit destillirtem Wasser gefüllt, und mit Silberdräthen versehen, in die Kette der Voltaischen Säule gebracht wird: so setzen sich an den negativen Drath sehr schöne Silber-Dendriten an, und er erklärt diese Erscheinung sehr gut durch eine Auflösung des Silbers an dem einen, und einen Niederschlag desselben an dem andern Drath. Merkwürdig ist es, daß sich aus einer mit Wasser verdünnten Auflösung von Silber in Salpetersäure, in einer ähnlichen Röhre mit Silberdräthen das Silber niederschlug, und an die Dräthe anhieng, ohne daß die Röhre in die Galvanische Kette gebracht ward. Ueber diese Versuche giebt auch Hr. Pfaff einige Nachrichten in dem folgenden Artikel. Von den übrigen Artikeln in diesem Hefte, die nur ganz kurz sind, bemerken wir nur die Aufschriften: Wie Thonzylinder zu Wedgewood's Pyrometer zu verfertigen sind, von Gazeran. — Berichtigung der Untersuchung des rothen sibirischen Bleyspaths, von Sage. — Ueber die Verbesserung der Windfahnen, von Benzenberg. — Meteorologische Beobachtungen aus Schweden. — Ueber das Schrootgießen.

Auch das siebente Heft enthält größtentheils Aufsätze über den Galvanismus; zuerst wiederum zwey Briefe des Hrn. v. Arnim an den Herausgeber, worin er theils die Wirkungen der Voltaischen Säule auf vegetabilische und mineralische Stoffe, theils die Leitungsfähigkeit der Körper in der Galvanischen Kette zu erklären, und auf ein allgemeines Gesetz zurückzuführen sucht. — II. Bemerkungen über die elektrische Säure, von Brugnatelli. Der Verf.

Verf. will die Elektricität zu einer eigenthümlichen Säure machen, und bringt mehrere Versuche bey, worin Metalle durch diese Säure oxydirt worden wären. Die Versuche sind denen ähnlich, die Gruner im vorigen Hefte beschrieben hat. — III. Beobachtungen über die Gaserzeugung in den einzelnen Ketten Galvanischer Batterien, von Davy. Eine ähnliche Gasentwickelung, als in einer mit Wasser gefüllten und mit Drähten versehenen Röhre sich zeigt, wenn sie in die Kette der Voltaischen Säule gebracht wird, zeigt sich auch zwischen jeder Schicht von Platten in der Säule selbst. Diese läßt sich bey dem sogenannten Becher-Apparat (corona di tazze) noch besser als bey der gewöhnlichen Säule wahrnehmen. — IV. Versuche über die Wirksamkeit verschiedener Metalle und Säuren in ihrer Verbindung zu Voltaischen Säulen, von Einhof. — V. Beschreibung einiger elektrischen Versuche, von Remer. Vorzüglich merkwürdig scheinen uns die Beobachtungen der Lichtenbergischen Figuren, die auf dem mit Siegellack überzogenen Rande einer Kleistischen Platte, bey der Entladung derselben, entstanden. Die Erscheinungen, welche eine Lichtflamme, gegen eine elektrisirte Spitze gehalten, zeigt, sind wohl weder für das Franklinische, noch für das Symmersche System entscheidend; denn man darf bey dem letzten nicht behaupten, daß die Mittheilung der Elektricität je einseitig geschieht; sondern sie ist gewiß jederzeit gegenseitig, das heißt, der eine Körper theilt + E mit, und empfängt dafür von dem andern — E; beyde Ströme aber brauchen nicht gleich stark zu seyn. Ueberhaupt ist es gewiß unrichtig, den elektrischen Wind für den unmittelbaren Stoß der elektrischen Materie zu halten. Auffallender noch als diese Erscheinungen der Lichtflamme, sind die Versuche von Wilke mit dem Phosphor, die im 25sten Bde. der Schwed. Abh. beschrieben sind. — VI. Fortgesetzte Bemerkungen über Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers, von Tylius. Ein polemischer Artikel, dergleichen wir den Annalen nicht mehrere wünschen. — VII. Auszüge aus Briefen, von Hrn. Pfaff aus Paris, und von Hrn. Wolf in Hannover.

Den größten Theil des andern Hefts nimmt der dritte Brief von Ritter, an den Herausgeber, ein, worin er seine mühsamen Versuche über die Elektricität der Voltaischen

schen Säule beschreibt. Das elektrische Anziehen und Abstoßen, Mittheilung und Vertheilung hat er dadurch bewirkt, und diese Wirkungen nicht bloß unter sich, sondern auch mit den ausgemacht elektrischen Wirkungen einer geriebenen Siegellackstange verglichen, und so die Identität von beyden außer Zweifel gesetzt. So schätzbar diese Versuche sind: so scheint es fast, als wenn der Verfasser durch die umständliche Beschreibung derselben dem Leser etwas von der Geduld abnöthigen wollte, die ihm die Anstellung selbst gekostet hat. Es finden sich ferner in diesem Briefe die Resultate seiner sorgfältigen Untersuchungen über den elektrischen Zustand einer Voltaischen Säule bey geschlossener und nicht geschlossener Kette. Auch erhielt er einen Funken zwischen ein paar Golddräthen, die bis auf die Dicke eines Kartenblattes einander genähert waren — also eine Schlagweite — gegen die sonstige Behauptung, daß die Funken nur bey unmittelbarer Berührung erfolgten. — II. Beschreibung einer neuen Art von Log, von Gould. — III. Beschreibung eines Treibbeetes, welches durch heißes Wasser geheizt wird, von Weston. — IV. Auszüge aus Briefen, vorzüglich über Szernschnuppen, von Benzenberg.

Im neunten Heft findet sich zuerst wieder ein interessanter Aufsatz von Ritter, worin er eine, mit seiner bekannten Genauigkeit, angestellte Untersuchung des Amsterdammer Versuchs beschreibt. Es zeigte sich, daß auch hier beyde Dräthe, wenn sie nicht oxydirte sind, Gas gaben; wurden aber Messingdräthe gebraucht: so oxydirte sich der positive Drath, und der negative entwickelte allein Gas, das in Umständen zufolge Hydrogengas seyn müßte. Die positive und negative Elektricität liefere hier also die nämlichen Produkte, welche der positive und negative Pol der Voltaischen Säule erzeugt. — Darauf folgen Versuche von Desormes mit der Voltaischen Säule, worunter besonders die über die Säure- und Alkali-Erzeugung während der Wasserzersetzung merkwürdig sind. Eine ähnliche Produktion beobachtete der Verf. auch außer der Volt. Säule unter Umständen, wo Elektricität oder Wärme erregt wurde. (Die letztre Ursache muß vielleicht auf die erstere zurückgeführt werden, indem bekanntlich da, wo Dämpfe erzeugt werden, auch Elektricität entsteht.) — III. Un-

ters

tersuchungen von Vauquelin, über die Wirkungen von Wasser, das mit Schwefelwasserstoff geschwängert ist, auf reine Eisenfeilspähne. Es entstand Wasserstoffgas; aber keine Spur von Salzsäure. — IV. Beschreibung einiger im Windgewölbe zweyer Hohöfen beobachteten Erscheinungen, nebst praktischen Bemerkungen über das Gebläse, von Roebuck. — V. Grundsätze, nach denen Kamine anzulegen sind, damit sie gehörig warmen und nicht rauchen, vom Grafen von Rumford. — VI. Entdeckung einer neuen brennbaren Gasart. Es ist hier die Rede von den sogenannten Gas carbonneux oder gas oxyde de carbone, das man erhält, wenn kohlensaures Gas über glühende Kohle getrieben, oder ein Metalloxyd nebst Kohlen einer Glühhitze ausgesetzt wird, und der Herausgeber hat die verdienstliche Arbeit übernommen, die Aufsätze darüber von Woodhouse, Guyton und Cruickshank hier zusammen zu stellen. — VII. Beschreibung einer wenig kostbaren Galvanischen Batterie, von Lübike. Die wohlfeilste Galvanische Batterie möchte dieß noch nicht seyn, da sie allein für 20 Rthlr. Silber erfordert. Da man sich füglich der Kupferplatten statt des Silbers bedienen kann: so kann man leicht für 12 Rthlr. eine Säule von 100 Schichten, und jede Platte von der Größe eines Laubthalers haben. Bemerkenswerth aber ist es, daß der Verf. dünne Scheiben von Lindenholz statt der Pappscheiben gebrauchte.

Das zehnte Heft ist ganz elektrischen Inhalts, doch betrifft es nicht bloß die Galvanische Elektricität. Die beyden ersten Artikel enthalten Beschreibungen der vornehmsten bisher bekannten Instrumente, um schwache Grade der Elektricität bemerklich zu machen. Beyde rühren vom Herausgeber her, der den ersten aus mehrern Aufsätzen in Nicholsons Journal, und den andern aus Bohnenbergers Schrift: Beschreibung unterschiedlicher Elektricitätsverdoppler ꝛc., zusammengezogen hat — eine sehr verdienstliche und dankenswerthe Arbeit. Schade, daß bey der 3ten Figur der III. Tafel die Buchstaben nicht gehörig beygefügt sind, wodurch die Beschreibung undeutlich wird. — III. Theorie des einfachen Galvanismus, von Lebot. Die Theorie ist sehr willkührlich, einige der angeführten Versuche aber bemerkenswerth. — IV. Vierter

Brief von Ritter an den Herausgeber, über den Galvanismus, enthält eine sehr umständliche und gründliche Deduktion der richtigen Benennung der Pole einer Voltaischen Säule: Zink- oder Oxygenpol, und Silber- oder Hydrogenpol, sind als Synonyme zu betrachten. Es war wirklich auffallend, daß so viele achtungswerthe Physiker fast zu gleicher Zeit hier einen unrichtigen Gesichtspunkt aufsaßten, und der Verfasser verdient daher Dank, daß er die Sache mit so vieler Einsicht aufs Reine gebracht, und der eben einreißenden Sprach-Verwirrung sich noch bey Zeiten widersetzt hat. — V. Auszug aus einem Briefe des Herrn Prof. Pfaff.

Den größten Theil des eilften Hefts nimmt wieder ein Brief von Ritter an den Herausgeber, der fünfte in der Reihe, ein. Er beschäftigt sich darin größtentheils mit dem Satze, daß das Wasser einfach sey; ein Satz, der allerdings viel Wahrscheinlichkeit hat; aber durch die bisherigen Versuche noch nicht außer allen Streit gesetzt ist, so lange es noch eine Ansicht der Dinge giebt, nach der sich die Erscheinungen erklären lassen. Der Verf. sucht zwar die gegen seine Behauptung gemachten Einwürfe zu widerlegen, und thut das mit einer Weitschweifigkeit, die fast eine überschwengliche Geduld erfordert, ihm zu folgen, und zum Theil in einer Sprache, die dunkler und verworrener ist, als die Phänomene, die dadurch aufgeklärt werden sollen; indessen provocirt er selbst noch auf einen Versuch, »der »genaue Rechenschaft von dem geben soll, was auf »jeder Seite im Galvanischen Wasserprozesse konsu»mirt, und was producirt wird.« Diesen Versuch sollte das zweyte Stück des zweyten Bandes seiner Beyträge liefern; »eher wird es nicht erscheinen,« sagt er, »als bis es ihn mitbringt.« Allein es ist erschienen, und hat ihn — nicht mitgebracht. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser den Leser nicht so oft auf seine Person zurückführte, um ihm gleichsam den Abstand von ihm fühlbar zu machen: so oft muß man hören, wie lange er das schon eingesehen, wie es für ihn keiner weitern Beweise bedürfe, u. dgl. — In einer Nachschrift finden sich verschiedene Galvanische Versuche, deren Beschreibung man mit Vergnügen liest. — II. Cruickshank's kurze Nachricht von seinen fernern Versuchen mit dem Trog-Apparate. Diese Versuche,

suche, in denen sehr lebhafte Funken entstanden, die besonders auf Wassertropfen eine eigene Wirkung äußerten, zeugen von der Wirksamkeit dieses Apparats. — III. Ueber die Mittel, die Luft zu reinigen, von Guyton. Ein kurzer Abriß aus einem wichtigen Werke hierüber von Guyton, wovon auch Herr Pfaff eine Uebersetzung besorgt hat. Das beste Mittel gegen eine ansteckende Luft ist das oxydirt-salzsaure Gas, das man erhält, wenn man koncentrirte Schwefelsäure auf ein mit Wasser verdünntes Gemisch von zwey Theilen Kochsalz und ein Theil Braunstein gießt. — IV. Beobachtungen von Sternschnuppen, von Benzenberg. Es scheint, als wenn der Eifer der Physiker sich immer mehr auf diesen, bis jetzt noch vernachlässigten, Gegenstand der Physik richtete. — V. Versuche mit einer magnetischen Batterie, von Lüdicke. Der Verf. setzt eine Batterie aus kleinen magnetischen Stäben, die mit ihren freundschaftlichen Polen gegen einander gekehrt, und durch Pappstückchen, in Wasser getaucht, getrennt waren, zusammen; allein der Versuch war unsicher. Es ist auch nicht recht abzusehen, was hier die nasse Pappe sollte; wahrscheinlich würden die Stäbe in einem kleinen Abstand, ohne Zwischenkörper, dasselbe gethan haben. — VI. Auszüge aus Briefen, größtentheils den Galvanismus betreffend.

Zwölftes Heft: I. Galvanische Versuche mit 40 Schichten achtzolliger Platten, von Simon. Sie bestätigen die Beobachtung, daß durch die Vergrößerung der Platten die Funken verstärkt werden. In verdünnter Luft folgten die Funken schneller aufeinander, waren größer, und hatten nicht die röthliche Farbe, wie in der atmosphärischen Luft. In Sauerstoffgas entzündete sich Eisendrath. Auch über die Verbrennung anderer Metalle in atmosphärischer und Sauerstoff-Luft hat der Verfasser Versuche angestellt. — II. Ueber das gasförmige Kohlenstoffoxyd, von Desormes und Clement. Enthält eine genaue Analyse dieser neuentdeckten merkwürdigen Luftart, eine Beschreibung verschiedener Bereitungsarten derselben, und mehrere Versuche damit. Thiere sterben darin augenblicklich. Auch der folgende Artikel enthält eine kurze Nachricht einiger Versuche von Guyton mit dieser Gasart. — IV. Galvanische Versuche und Beobachtungen darüber, von Buch-

bolz. Merkwürdig sind hierunter besonders die Versuche, in denen sich bey einer Mischung von 10 Tropfen Salpeterſäure unter 120 Gran Wasser, Ammoniak erzeugte. Man sollte eher erwarten, daß hierbey Stickgas entstände, indem sich der Wasserstoff mit dem Sauerstoff der Salpeterſäure zu Wasser verbände, und der Stickstoff frey würde. — V. Beschreibung eines einfachen Heberbarometers, von Benzenberg. Ein Heberbarometer auf eine bequeme Art so eingerichtet, daß es in einem Stock, der zugleich als Stativ dient, transportirt werden kann. — VI. Berichtigende Bemerkungen über Blitzableiter, von Reimarus. Dieser Aufsatz ist größtentheils gegen die im fünften Heft befindlichen Bemerkungen über Blitzableiter von Wolff gerichtet, und kann die von diesem erregten Bedenklichkeiten gänzlich beyseitigen. — VII. Nachricht von einem merkwürdigen Blitzschlage, von Reimarus. — VIII. Ueber das Hören durch die Zähne. Es ergiebt sich aus mehreren Versuchen, daß das Mittel, den Schall durch die Zähne in das innere Ohr zu leiten, nur in einigen Arten der Taubheit etwas hilft. Die übrigen Artikel in diesem Hefte enthalten kurze Nachrichten und Anzeigen, von denen hier keine besondere Erwähnung geschehen kann.

A. Libes Anfangsgründe der Physik. Uebersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. *Joh. Fr. Droysen*, Lehrer der Mathemat. und Phys. auf der Universität zu Greifswalda. *Erster Theil*, mit 17 Kupfert. 386 Seit. *Zweyter Theil*, mit 9 Kupfert. 392 Seit. Jena, bey Mauke. 1802. 8. 3 Rth. 16 gr.

Nicht zufrieden, daß die Zahl unsrer deutschen Lehrbücher der Physik sich mit jeder Messe vergrößert, sind wir gar bemüht, sie durch Verpflanzung ausländischer Producte auf unsern Boden zu vermehren. Indessen wenn unsre Literatur auch einen Zuwachs dadurch erhält, einen Gewinn erlangt sie wenigstens durch die vorliegende Schrift schwerlich. Der Uebersetzer sagt zwar, daß ihm dieses Werk, »wegen der darin herrschenden Ordnung der Mate-

»rien,

»ten, der gewählten neuesten Erklärungsweisen, des deutlichen, gefälligen Styls, und mehrerer, ganz neuer, dem Verfasser eigenthümlicher Gedanken und Ansichten einer Uebersetzung werth geschienen habe;« allein gerade über diese vermeintlichen Vorzüge sind wir mit ihm nicht einerley Meinung. Ihm selbst lassen wir übrigens gern Gerechtigkeit widerfahren: er hat als Uebersetzer alles gethan, was man von ihm fordern konnte: als Uebersetzung ist seine Arbeit lobenswerth, und seine Anmerkungen zeugen von Einsicht in unsre Philosophie und Physik; nur die Wahl überhaupt können wir nicht billigen. Von einem Franzosen können wir schwerlich ein Lehrbuch der Physik erwarten, das uns Genüge leisten sollte. Sie sind zu wenig mit unserer Literatur bekannt; unsere Entdeckungen in der Philosophie und Physik sind ihnen fremd; ihre Arbeiten müssen daher für uns unvollständig seyn. So weiß der Verf. z. B. nichts von Kants Reformen, nichts von Chladni's Entdeckungen über den Schall, nichts von Lichtenbergs elektrischen Figuren, nichts von Ingenhouß elektrischen Versuchen mit Pflanzen, nichts von Klaproths Verdiensten. Einiges hat der Uebersetzer zwar hinzugefügt; allein es ist schon schlimm bey einem Lehrbuch, wenn der Text in den Noten bald ergänzt, bald berichtigt werden muß. Ueberhaupt vermißt man an dem Verfasser den philosophischen Geist, der sich durch Klarheit und Bestimmtheit in den Erklärungen, und durch systematische Ordnung in der Sache zeigt. Er scheint sich zwar auf die von ihm beobachtete Ordnung etwas zu Gute zu thun, indem es auf den Titel ausdrücklich heißt: Traité elementaire de Physique, *presenté dans un ordre nouveau* etc. mit dieser neuen Ordnung aber können wir nicht zufrieden seyn. Das zweyte Buch im ersten Bande z. B. handelt von der Trägheit, und hierunter vom Stoße, von der krummlinigten Bewegung vom Hebel, von der gemeinen Wage und Schnellwage, von der Rolle, vom Keil, u. dgl. Sind dieß Erscheinungen, die aus der Trägheit der Körper entspringen? Man betrachtet nicht einmal den Körper in allen diesen Fällen als träge, geschweige, daß sie aus der Trägheit entstehen sollten. Ohne Bedenken spricht er vom Stoße elastischer Körper, ohne daß von der Elasticität noch die Rede gewesen wäre; er spricht vom Schwerpunkte; der Uebersetzer aber hat sich genöthigt gesehen, die Erklärung dieses Ausdrucks

in einer Note hinzuzusetzen. Das III. Buch: von der Gravität (Gravitation) fängt mit dem Weltsysteme an, und hört mit dem Pendel- und der Wurfbewegung auf: so wird die Betrachtung einer allgemeinen Eigenschaft der Körper mit der Anwendung auf einen besondern Fall verwechselt, und er fängt da an, wo er billig aufhören sollte. Im sechsten Buch wird erst von der Elasticität gehandelt; aber im 2ten Buche war schon vom Stoße elastischer Körper die Rede. Von dem ganzen wichtigen Theile der Physik, der in unsern Kompendien den letzten Theil einzunehmen pflegt — der Astronomie, physischen Geographie und Meteorologie, findet man nur hier und da gelegentlich etwas abgehandelt — von der Astronomie noch am meisten in dem schon angeführten dritten Buche; von den andern beyden aber desto weniger, und mit wie vieler Mühe muß man es zusammensuchen! So haben wir nichts von den Eigenschaften des Meeres, von der Entstehung und Beschaffenheit der Quellen, von den Flüssen, vom Thau, vom Schnee, vom Hagel finden können; denn mit der kahlen Behauptung (§. 1610.), daß die elektrische Kraft sich in der Luft, Regen, Schnee, Hagel, den Wolken, u. s. w. sehr mächtig wirksam zeige, sollen doch diese Erscheinungen nicht erklärt seyn? Desto länger verweilt er beym Nordlichte, um seine abentheuerliche Hypothese auszuführen, daß es durch eine Zersetzung der Salpetersäure entstände, die aus einem Gemisch von Sauerstoffgas und Stickgas, vermittelst des elektrischen Funkens erzeugt würde. Allein um aus diesen Gasarten nach Cavendish's Versuchen Salpetersäure zu erlangen, muß das Sauerstoffgas in größrer Menge als das Stickgas vorhanden seyn, und wodurch entsteht dort diese Menge von Sauerstoffgas? Ferner ist ein großer Unterschied zwischen den Wirkungen der in der Luft verbreiteten freyen Elektricität, und der von einem Leiter zum andern gewaltsam durch die Luft brechenden Funken. Ferner, woher sollte bey der zersetzten Salpetersäure das Schießen der Strahlen rühren, die nicht immer roth, sondern auch oft weiß sind? Endlich würde man gewiß einen Geruch von Salpetersäure beym Nordlichte bemerken, wenn diese hier im Spiel wäre. Eben so unstatthaft ist die Erklärung des Verfassers vom Gewitterregen; er soll durch die Entzündung eines Gemisches von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas vermittelst des Blitzes entstehen. Alsdann aber müßte es nicht eher regnen,

nen, als bis der Blitz entstände, und bald nachher wieder aufhören. So mangelhaft die Ordnung der Materien im Ganzen ist: so hat auch die Ausführung einzelner Kapitel ihre mannichfaltigen Fehler. Wir erwähnen nur des Kapitels der Elektricität. Hier wird weder die Eintheilung der Körper in elektrische und unelektrische, noch die richtigere in Nichtleiter und Leiter gehörig auseinandergesetzt. Von den letzten heißt es noch, sie könnten durch Reiben nicht merklich elektrisirt werden; dagegen würden sie durch Mittheilung elektrisirt, wenn sie in den Wirkungskreis eines elektrischen Körpers kämen; was man aber unter dem elektrischen Wirkungskreise zu verstehen habe, wird nicht gesagt. Ueberhaupt fehlt die ganze, äußerst wichtige Lehre von der Vertheilung. Vom Glase wird so gesprochen, als wenn es nur der positiven, und vom Harz, als wenn es nur der negativen Elektricität fähig wäre. Sehr unrichtig heißt es, daß die Kraft der Spitzen der Grund zu den Blitzableitern gewesen wäre. Weder bey dem Elektrophor noch bey dem Elektrometer wird Volta's gedacht. Des Kollektors, Duplikators und anderer Instrumente zur Verdichtung der Elektricität, außer dem Kondensator, geschieht keine Erwähnung. Die Erscheinungen des Turmalins sind unvollständig angegeben. Das Abstoßen negativ-elektrischer Körper nach Franklins Theorie, wird ganz unrichtig dargestellt. Die Theorie von Coulomb ist nicht wesentlich von der, welche Symmer, Wilke und andere Dualisten vorgetragen haben, verschieden. Als ein Vorzug dieses Lehrbuchs könnte es bemerkt werden, daß die neuern französischen Erfindungen meistens genau beschrieben werden.

Lm.

Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten (,) von Joh. Karl Fischer, der Philosophie Prof. zu Jena, u. s. w. Dritter Band. Göttingen, bey Röwer. 1802. 564 Seit. gr. 8. Mit einer Kupfert. 2 Rl.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, u. s. w. Achte Abtheilung. Geschichte der Naturwissenschaften. I. Geschichte der Naturlehre von u. s. w. Dritter Band.

Der vorliegende Band dieses trefflich ausgearbeiteten Werks, wovon wir die beyden früheren Theile schon angezeigt haben, enthält den zweyten Abschnitt der Geschichte der Physik innerhalb Newtons Zeitraum, und schränkt sich auf die Meinungen und Entdeckungen in der besondern Naturlehre ein, welche in acht Kapiteln vorgetragen werden. Der Verf. handelt demnach im ersten Kapitel S. 1—124 von den Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, und zeigt mit theoretisch-praktischer Sachkenntniß, in der Natur und dem Werken des Lichts, daß Newtons Entdeckungen sich nicht nur über die allgemeine Naturlehre erstrecken; sondern daß ihm auch die besondere Physik einen beträchtlichen Theil ihrer Erweiterungen, und nach und nach geschehenen Entwickelungen zu verdanken habe. (Dieß ist unstreitig; denn seine merkwürdigen Untersuchungen über das Licht und über die Farben insbesondere, werden nicht minder ein ewiges Denkmal seines Forschungsgeistes, als seine Theorie, von der allgemeinen Schwere, bleiben.) Alsdann geht er zur Betrachtung der verschiedenen Brauchbarkeit des Lichts über, und erzählt, was Newton, dem Grimaldi's Beobachtungen noch unbekannt waren, seit dem J. 1666 über diesen Gegenstand geleistet, worauf die Brechung und Zurückwerfung des Lichts, nebst Newtons Applikation der beobachteten Farben, auf die Erklärung der Farben natürlicher Körper angewendet werden, die sowohl durch dünne Blättchen, als dicke Scheiben sich erzeugen, und eine Beugung des Lichts hervorbringen. In Betrachtung der physikalischen Ursache der Zurückwerfung, Brechung und Beugung des Lichts geht er, mit nachahmungswürdiger historischer Strenge zu Werke, und begegnet dadurch den Einwürfen gegen die Newtonsche Lehre vom Lichte auf eine Art, die, wie seine Untersuchungen

und

und Bemerkungen, welche das Sehen betreffen, seinem Schaarfsinne Ehre machen. Nicht minder lehrreich sind die aufgestellten Resultate von den Erfindungen und Verbesserungen optischer Werkzeuge, dem Lichte leuchtender Körper, der Höfe und Nebensonnen, und einiger vermischten Bemerkungen und Entdeckungen, die alle in zweckmäßiger Kürze vorgetragen werden, ohne der Reichhaltigkeit des Gegenstandes im Mindesten etwas zu vergeben. — Das zweyte Kapitel S. 214—259 stellt die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme dar, wobey auf das Wesen der Wärme, das Thermometer und die freye, fühlbare oder thermometrische Wärme, ihrer Wirkung, sowohl der künstlichen, durch eingeschlossene Dämpfe, als der thierischen, Rücksicht genommen wird. Im dritten Kapitel S. 259 — 263 trägt der Verf. die historischen Nachrichten von den Beobachtungen der Luft, und der Lehre von den Gasarten aus diesem Zeitraume vor, worauf im vierten Kapitel S. 263 — 284 die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Feuer folgen. Zuförderst vom Wesen des Feuers; alsdann die Beobachtungen bey der Erzeugung des Feuers und der Verbrennung der Körper, an die die historische Darstellung der Sternschnuppen und Feuerkugeln geheftet werden, die in den folgenden Perioden einen reichen Stoff historischer Betrachtungen darbieten. — Das fünfte Kapitel S. 284 — 371 enthält die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser. Allgemeine Bemerkungen über die Natur des Wassers gehen voran, worauf die Verwandlung des Wassers in Eis folgt. Die künstlichen Werkzeuge, als Hygrometer, Atmometer und Hyetometer, die Hautefeville, Sturm, Teuber und Andere damals verfertigten, werden wie die wässerigen Meteore beschrieben, auf welche einige Bemerkungen angewandt sind, die gelesen zu werden verdienen. Das sechste Kapitel, S. 371 — 429, handelt von der Gährung. Es werden hierin Meinungen und Entdeckungen solcher Erscheinungen vorgetragen, welche von den, von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organisirter Körper abhangen. Die im siebenten Kapitel S. 429 — 468 vorgetragene Lehre von der Elektricität ist reichhaltig. Es wird darin von Versuchen mit Körpern gehandelt, welche die Elektricität beweisen, denen einige historisch-kritische Bemerkungen angehängt sind, welche die Mei-

nungen über das Wesen der Elektricität, in Ansehung des Nordlichtes und ähnlicher Erscheinungen rektificiren. — Eine Menge schätzbarer Nachrichten trift man endlich im achten Kapitel S. 468 — 560 in der Lehre vom Magnetismus an. Beobachtungen und Versuche mit der Magnetnadel an verschiednen Orten der Erde, wechseln hier mit den lehrreichen Meinungen über die Ursache des Magnetismus in reicher Mannichfaltigkeit ab: so daß weder hier, noch irgend im Buche die vorgeschriebne periodische Gränze historisch unnütz überschritten worden. Das S. 561 — 564 angehängte Verzeichniß der Naturforscher im 3ten Theile, enthält 8 Italiäner, 44 Franzosen, 34 Engländer, 27 Deutsche, 6 Niederländer, und 6 von andern Nationen.

Mi.

Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften, herausgegeben von J. H. Voigt. Vierter Band, zweytes und drittes Heft. Mit Kupfern. Weimar, im Industrie-Komptoir. 1802. 8.

Zweytes Heft. 1) Der Graf Rumford empfiehlt sehr dringend die Vermischung der Steinkohlen beym Heizen der Zimmer mit Thonkugeln von 2½ Zoll Durchmesser, und das Zusammenbacken von Lehm mit Kohlenpulver. 2) Eben derselbe beschreibt die von ihm angegebne, schon im Großen ausgeführte Anstalt, mittelst der Dämpfe des kochenden Wassers, andere Flüssigkeiten zum Sieden zu bringen. 3) Fr. Home sucht durch Versuche zu beweisen, daß die Nerven Kontraktilität besitzen, und sich, independent von den Bewegungsorganen, beym Durchschneiden zusammenziehen. 4) Davy beschreibt ein neues Eudiometer (Oxymeter), bey welchem die oxymetrische Substanz aus salzigsaurem oder schwefelsaurem Eisenoxyd in Wasser aufgelöset, mit Salpetergas geschwängert besteht, welche Mischung das Sauerstoffgas verschluckt. 5) Auszug eines Briefes des trefflichen v. Humboldt an Fourcroy aus Cumana vom 16ten Okt. 1800., unsern Lesern schon aus andern Blättern bekannt. 6) Coquebert schlägt vor, daß man,

man, um Kopieen von einer Schrift zu nehmen, die Dinte mit Zucker vermischen, und nach dem Trocknen der Schrift ein befeuchtetes ungeleimtes Papier, mittelst eines Bügeleisens, leicht darauf drucken möge. 7) Schelver beschreibt ferner Versuche mit bepuderten Glasscheiben. 8) Tourdes galvanisirte den fasrigen Theil des Blutes, und sah ihn zucken. (?) 9) Einige meteorologische Erscheinungen; Nebensonnen, große Dürre, Feuermeteor. 10) Breithaupts neues, sehr brauchbares Markscheideinstrument. 11) Darracq zeigt, daß der Unterschied der Essigsäure und der essigen Säure allein in einer der letzten zugemischten größern Menge von Wasser und einer schleimigen Substanz bestehe. 12) Derselbe wiederholte Guytons Versuche über die Verwandschaft der Erden, bestätigte sie zum Theil, fand aber auch einige abweichende Resultate. 13) Vauquelins Analyse der von den Neukaledoniern gegeßnen Erde. Sie enthält durchaus nichts Nährendes. 14) Silvestre beschreibt die schöne Wolle von zwey bis drey Jahre lang nicht geschornen Hammeln. 15) Lelievre entdeckte in Frankreich Smaragde. 16) von Moll schickte ein natürliches blaues Eisenoxyd an das Conseil des mines. Vauquelin untersuchte es, und fand es rein von Blausäure. Es besteht aus Kalk, Alaun und Eisenoxyd. 17) Vauquelin fand im Salzburger Muriacit Gips und Kochsalz. 18) Lacepede beschreibt zwey neue Chloleiden, Chamäleons, nach Schneider, (tetradactyla und monodactyla). 19) Pictet beschreibt ein Instrument, mit welchem man von jedem Gegenstande eine perspektivische Zeichnung entwerfen kann. Das Kupfer dient zur Erläuterung. 20) Trommsdorff's Kohlenwasserstoffgas (Kohlenstoffphosphorwasserstoffgas). 21) Darracq sucht zu beweisen, daß Brugnatelli's Kobaltsäure bloß Arsenicksäure mit Kobaltoxyd sey. 22) Beschreibung von Prony's Pendelversuchen, durch welche er beweiset, daß das Pantheon zu Paris sich weder senke noch verschiebe. 23) Gervinus macht einige richtige Erinnerungen gegen Parrot's Einrichtung der Luftpumpe. Rec. wünschte, man möchte nicht zu sehr an diesem Werkzeuge künsteln. 24) Th. Leigh beschreibt einige innre Theile eines noch nicht dreyjährigen Rhinoceros. Besonders merkwürdig ist die Beschaffenheit von vier Muskeln, welche das Auge dieses Thieres bewegen, und durch eine Zeichnung versinnlicht sind. 25) Ein Mammouth Skelett. 26) Pissis beschreibt interessante

essante Versuche, welche er über den Kaligehalt der Asche verschiedner Holzarten angestellt hat, welche beweisen, daß, gegen die allgemeine Regel, die Asche von Populus alba L. vorzüglich viel Kali liefre. 27) Volta's Versuche über die sogenannte Galvanische Elektricität, ein Nachtrag zu dem Inhalte des vorigen Heftes. Die Säule nennt er Elektromotor. Rec. muß gestehen, daß er daran zweifelt, ob Hr. Volta ganz auf dem richtigen Gesichtspunkte stehe. Er konstruirt die Säule in folgender Ordnung: S. Z. Fl. ... S. Z. 28) Programm der batav. Societät der Wissenschaften zu Haarlem, für 1802. 30) Wolf beschreibt einen Kakerlacken in Nürnberg. 31) Beschreibung des 6 Fuß, 10 Zoll hohen Samuel Macdonald.

Von diesen Aufsätzen sind nur Nr. 7. Nr. 23. und Nr. 30. Originale, alle übrigen sind aus andern Zeitschriften entlehnt. Die Herausgabe des Magaz. mag also wohl mit wenig Mühe verbunden seyn.

Drittes Heft. 1) Autenrieth sucht durch verschiedne Gründe zu beweisen, daß die Porcupine-men, welche neuerdings Deutschland durchreiseten, negerartig ausgeartete Menschen, folglich wie diese, physisch betrachtet, Kinder seyen. Er ist der Meinung, daß sie, wie die Neger, ihr schwarzes Malpighisches Pigment, ihre Warzen, einem Ueberflusse von Kohlenstoff und Wasserstoff, und einem Mangel an Sauerstoff verdanken. 2) Succovius beschreibt die Basalte in der Gegend von Eisenach in einer eignen kleinen Schrift, wovon hier ein Auszug geliefert wird. 3) In den von L. Reineke bekannt gemachten Verfahren, den Wein auf Bley zu prüfen, finden wir nichts Neues. Er sieht das blausaure Kali als das sicherste Prüfungsmittel an; wundert aber außerdem die Probe mit der salzigen Säure, und mit dem Schwefelkali an. Bekanntlich sind diese alle dreye trüglich, und der Hahnemannischen Prüfung weit nachzusetzen. 4) Russels Mundkugel und deren Gebrauch wird ziemlich ausführlich beschrieben. Das Werkzeug verdient die größte Aufmerksamkeit, und ist, zu gewissem Gebrauche, den Mundkurren bey weitem vorzuziehen. 5) Eine ausführliche Auseinandersetzung von Haußmanns Methode mit Grapp zu färben, und mittelst desselben eine Farbe zu erhalten, welche dem türkischen Roth vorzuziehen ist. Wir empfehlen dieses Verfahren allen Fabrikanten, welche mit

Färbe-

Färbereyen verbunden sind, zur reiflichen Ueberlegung und zur Probe. 6) Zur Reinigung modrig riechender hölzerner Gefäße, wird eine Lauge aus ganz frischem Kuhmist, Kochsalz, Alaun und Wasser empfohlen. 7) Einige Bemerkungen über die Güte des Leims und des Kleisters, bey Gelegenheit der Malerey mit Milch, von Mont-Louis. Sehr unbedeutend. 8) Geschichte der Sternkunde für das französische Jahr 9. oder 1801, von Lalande. Ein kurzer Auszug von einem trefflichen Aufsatze, der seines Verfassers würdig ist. 9) Einer Nachricht von Winkler zufolge, bestätigt Geoffroy die Sage, daß der Haufisch von kleinen Fischen, (nach seinen Untersuchungen Gasterosteus ductor) gleichsam zu der ihm angemessenen Nahrung hingeführt werde. Er beobachtete einen Fall der Art bey Malta. 10) Derselbe erzählt, daß Chaussier anatomische Präparate, ausgestopfte Thiere, Pelzwerk, Hölzer, u. s. w. vor Verderbung und Wurmfraß durch eine Auflösung des Sublimats schütze, mit welcher er die aufzubewahrenden Dinge tränkt. 11) Wolf empfiehlt zu demselben Zwecke die abgezognen Vögelhäute mit einem Brey von Asche, Wasser und Pottasche zu bestreichen. Er hielt dadurch die so gefährlichen Larven des Dermestes lardarius L. ab. 12) Einige sehr magre Nachrichten von der Ceres Ferdinandea und der Pallas Olberiana, nebst Herschels Vorschläge, diese kleinen Weltkörper in der Folge mit dem Namen Asteroiden zu bezeichnen. 13) Franks Beobachtungen über das Krokodill in Aegypten, lehren uns weiter nichts, als daß es nur in den menschenleeren Gegenden Oberägyptens, jenseits Syrgeh, anzutreffen, und sehr menschenscheu ist, folglich die Gefahr, von ihm gefressen zu werden, nicht groß seyn kann. 14) Beyspiele von merkwürdigen Naturerscheinungen. Ein französischer Soldat, 30 Jahre alt, lebte länger als 2 Jahre ohne Nahrungsmittel (Hr. Voigt meint im Ernste vom Oxygene der Luft). Bey seiner Sektion fand man den Magen sehr klein, dessen Haut verdickt und knorplig, dasselbe bey allen Därmen; das Colon transversum hog sich umgekehrt mit seiner konkaven Fläche nach der curvatura maior ventriculi hin. Ein französischer Officier verfiel nach einem gichtischen Rheumatismus (?!) in eine ganz allgemeine Paralyse, in welcher er mehrere Jahre lebte. Wie lange, ist nicht angegeben. Ein französischer Soldat verfiel durch Uebung in die schrecklichste Gefräßigkeit, und starb zuletzt an

der

den Krystallen, welche diese, in Wasser auflösliche Substanz zu bilden vermag. II. Im Weingeiste löset sich bey mittlerer Temperatur der salzigsaure Baryt gar nicht auf, in 100 Gran des siedenden Weingeistes noch nicht ½ Gran. 96 Theile Weingeist lösten bey mittlerer Temperatur 4 Theile salzigsauren Strontian: so wie 19 Theile siedenden Alkohols 1 Theil dieses Salzes auf. Man kann daher durch Bereitung einer kalten Auflösung in dem konzentrirtesten Weingeiste, den salzigsauren Baryt vom salzigsauren Strontian scheiden. III. 100 Theile schwefelsaures Kobaltoxyd enthalten 24 Theile Wasser, 46,70 Theile der konzentrirtesten Schwefelsäure, und 29,3 Theile Kobaltoxyd. IV. Einige interessante Versuche mit der oxydirten Salzsäure, von denen wir nur folgendes herausheben. Zu kohlenstoffsäurehaltigem, oxydirtsalzsaurem Kali in Wasser aufgelöset, wurden ½ Weingeist gesetzt. Es erfolgte eine Zersetzung des Salzes, und der Alkohol verwandelte sich in versüßte Salzsäure. Im Rückstande blieb salzigsaures Kali. V. Bestätigung von Thenard's Behauptung, daß das durch Detonation mit Salpeter erhaltene Spießglanzoxyd (Antimonium diaphoreticum) kalihaltig sey. VI. Nach einer etwas langen und langweiligen Tirade über den jetzigen Zustand der Chemie, schlägt Hr. B. vor, die vom Brunnenwasser zu den Kalken gerechneten Kalk, Baryt, Strontian, unter dem Namen erdige Alkalien in eine eigne Klasse zu bringen. Rec. findet dieses nicht nöthig. Salzigsaures Kali wurde, um ihm von Eisenoxyd zu reinigen, mit reinem Kali vermengt, und die filtrirte Flüssigkeit bis zur Trockniß abgeraucht. Beym Erkalten gab sie schöne, 3—4 Zoll lange, dünne, bandartige, spießige Krystalle von reinem Kalk. VII. Die Resultate, welche hier aus den schon im vorigen Hefte erzählten Versuchen mit kohlenstoffsaurem Baryt und Kohlen gezogen werden, sprechen, nicht für die Einfachheit der Kohle und des reinen Baryts. VIII. Ueber das Verfahren Proliers, reines Natron auf eine leichte Weise darzustellen, u. s. w. Fortsetzung einer im zweyten Hefte befindlichen Abhandlung, welche auf einer großen Menge reiche artiger Versuche beruht, einen keinen Auszug leidet. Der Verf. ist darauf auf manches überraschende Resultat gerathen. Z. B. Wenn man 30 Gran kohlenstoffsauren Baryt, und 15 Gran Kohle mit dem

dem Gebläse ½ Stunden geglühet, in reinem Wasser auflöset, und deßhalb das Wasser auf die noch glühende Masse tröpfelt: so erhält man gasförmiges Ammoniak in beträchtlicher Menge. IX. Krystallisirter essigsaurer Baryt enthält

Baryt	57,96.
Essigsäure	35,04.
Krystallwasser	7,00.
	100,00.

100 Theile Wasser bey mittlerer Temperatur, lösen 80, fast Sieden 96 — 97 Theile dieses Salzes auf. Wasserfreyen Weingeist in der mittlern Temperatur 1 Theil, im Sieden 1½ Theil. X. Staubigtrocknèr salzigsaurer Thon hat in 100 Theilen Thon 0,30, salzige Säure 0,19, Wasser 0,51, und 1 Theil desselben löset sich in 2 Theilen des kaustificirtesten Alkohols auf. XI. Versuche, welche die hartnäckige Anhänglichkeit der Schwefelsäure an dem Kupferoxyd beweisen. XII. Im gemeinen Wolfram ist Wolframsäure, Eisenoxyd und Braunsteinoxyd enthalten. Herr B. zerlegte dieses Mineral mittelst des gemeinen halbkohlenstoffsauren Kali, mit welchem er den feingepulverten Wolfram vermengte, ½ Stunde lang glühen ließ, darauf in destillirtem Wasser auflöste, das Aufgelöste (Wolframsaures Kali) durch Schwefelsäure zerlegte, und so die Wolframsäure darstellte. Er schlägt zu der letzten Operation die salzige Säure vor, so wie die Sättigung mit Kali noch einmal zu repetiren, um die Wolframsäure ganz rein zu erhalten. XIII. Ein nichts aufklärender Versuch über die Färbung des kohlenstoffsauren Silberoxyds durch Sonnenlicht. XIV. Salzigsaures Kali enthält in 100 Theilen:

Salzige Säure	21,16.
Kali	73,84.
Wasser	5,00.

Salzigsaures Natron in der nämlichen Menge enthält:

Salzige Säure	28,29.
Natron	65,71.
Wasser	6,00.

Salziges Ammoniak enthält: salzige Säure 30,59.
wäßriges Ammoniak 69,41.

XV. Eine neue sehr zweckmäßige Methode, das weinsteinsaure Kali-Spießglanzoxyd (Brechweinstein) zu erhalten. Rec. bedauert, daß es Herrn B. nicht gefallen hat, die

Entstehungsweise der bey diesem Prozesse sich erzeugenden gasförmigen Hydrothionsäure und gewisser brauner kermesähnlicher Flecken zu untersuchen. XVI. Ein sehr ausführlicher Aufsatz über die Bereitung des Zinnobers auf dem nassen Wege, welcher sich nicht in einen kurzen Auszug bringen läßt. XVII. Verschiedne kleine Notizen, von nicht sehr großem Werthe.

Unsre Leser sehen, daß Hrn. B. Arbeiten beständig an Werth zunehmen, und werden mit uns den fleißigen und geschickten Mann um fernere Bereicherungen in der Chemie bitten. Bey der Anzeige des 1sten Heftes dieser Beyträge tadelten wir seinen Styl. Noch jetzt ist er nicht musterhaft, oft kommen sogar Sprachfehler vor, z. B.: »athmosphärisch, athmosphärisch, atmosphärisch, gewogenen, »statt wiegenden, Naphte, etzetera, Reduktion.« u. dgl. Die Vorrede, sie ist an dieses dritte Heft gerichtet, hätten wir lieber ganz weggelassen, oder den Ton darin völlig geändert. Auch finden sich sehr häufig Druckfehler, z. B. S. 118: »kohlenstofffaures Natron.« Das ist doch zu arg!

Zt.

Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie, Physiologie, und ihre gemeinnützigen Anwendungen. Herausgegeben von Dr. C. H. Pfaff in Kiel, und Dr. Friedländer in Paris. I. Heft. 218 Seit. II. Heft. 261 Seit. III. Heft. 236 Seit. IV. Heft. 193 Seit. Hamburg, bey Perthes. 1802. 8. Jedes Heft 1 Rth.

Die Nachtheile des in unseren Tagen übertriebenen Journalwesens, sind so in die Augen fallend, daß man wahrlich keine Vergrößerung ihrer schon unabsehlichen Menge zu wünschen hat. Das Lesen des Gemengs, das sie enthalten, raubt ihrem Leser, (zumahl dem Geschäftsmanne, der nur seine Erholungsstunden zum Lesen verwenden kann,) so viele Zeit, daß für die Lektüre ganzer Werke keine übrig bleibt; dieser Aufwand ist um so nachtheiliger, da die Aufsätze

sätze in Journalen meist unvollkommener und noch unvollendet, und als solche nur Vorläufer verbesserter und vollendeter Abhandlungen sind, welche die Verf. nachher besonders abdrucken lassen; der beständige Wechsel der Ideen, den die Redakteurs der Journale durch Mannichfaltigkeit der Aufsätze zu bewirken suchen, um ihre Leser zu vergnügen, und ihrem Journale Absatz zu verschaffen, giebt den meisten Lesern ein Chaos von superficiellen Kenntnissen, und verbreitet eine unnütze Vielwisserey, bey welcher man von allem ein wenig, aber nichts gründlich versteht, und daher in keinem Fache recht brauchbar ist; überdem hindert der beträchtliche Aufwand, welchen fast jeder nach Verhältniß dessen, was er an Bücher verwendet, für Journale macht, den Ankauf der eigentlich sogenannten Bücher, und schadet dadurch sowohl dem Buchhandel, als den guten Schriftstellern sehr, indem jener, aus Mangel hinlänglichen Absatzes, die Arbeit vorzüglicher Werke nicht nach ihrem Werthe bezahlen kann. Insbesondere haben wir auch für Physik, Chemie, Physiologie, u. s. w. der Journale zu viel, und von ihrer Vermehrung insbesondere noch den, für so manche nicht begüterte Gelehrte nicht unwichtigen Nachtheil, daß man die Uebersetzungen ausländischer Abhandlungen in Crell's chemischen Annalen, Scherers allgemeinem Journal der Chemie, Trommsdorffs Journal der Pharmacie, Gilberts Annalen der Physik, Voigts Magazin für das Neueste aus der Naturkunde, und die zoo-physiologischen, theils noch in Reils Archiv für die Physiologie, Horkels Archiv für thierische Chemie, also vier-, fünf- — fach bezahlen muß.

Auch dieses Journal kollidirt allen jenen zusammengenommen offenbar; indessen haben die Herausgeber das Eigene, sich bloß auf Frankreich, heutiges Tages für Physik und Chemie die ergiebigste Quelle, zu beschränken; sie versprechen ein umfassendes und unerschöpfendes Gemälde der französischen Arbeiten in den genannten Fächern zu geben, und versichern, mehrere handschriftliche, von den Verf. ihnen mitgetheilte Aufsätze zu besitzen, die vielleicht nicht so bald in französischen Journalen erscheinen möchten. Wirklich enthalten diese vier ersten Hefte mehrere vorzügliche wichtige Abhandlungen und Neuigkeiten; obwohl einige der aus den Annales de Chemie übersetzten Abhandlungen nun auch schon in andern deutschen Journalen aufgenommen sind.

Wir wollen bey der Anzeige dieser vier Hefte eine Methode befolgen, die uns zweckmäßiger scheint, als die gewöhnliche Aufzählung der Aufsätze, welche ein Journalheft enthält, nach der Reihe; indem wir die Abhandlungen und Notizen, welche zu einem Fache gehören, unter eine Rubrik stellen. (Die römische Zahl soll das Heft, die deutsche die Seite bedeuten.)

Mechanik. B. Biot unterwirft des B. Prevost's u. a. Untersuchungen über die Bewegung riechender Körper auf dem Wasser einer Kritik (III. 134.). Daß das Ausströmen verdunstender Theilchen die Ursache sey, ist wohl ziemlich klar; allein demungeachtet ist bey diesem Phänomen, wenn man verschiedene Körper in Rücksicht desselben mit einander vergleicht, so viel Räthselhaftes, daß man viele Schwierigkeiten findet, die auch hier nicht alle gelöst sind. Der B. B. Bossut und Cousin Bericht über Montgolfier's hydraulischen Widder, eine sehr einfache, und dennoch sehr wirksame, aus einer horizontalen und damit verbundenen aufsteigenden Röhre verbundene Maschine, welche vermöge zweyer Klappen, deren Lage und Bewegung vom Wasserdrucke abhängt, Wasser aus Flüssen hebt. (IV. 1.) Sie vergleichen seine Anwendung mit der Anwendung der hydraulischen Räder, und zeigen, daß er in einigen Fällen, aber nicht allgemein, denselben vorzuziehen sey.

Wärmelehre. Beschreibung eines, nach den Grundsätzen der schwedischen Kamine, eingerichteten Ofens, mit Mündungen für die Wärme, vom B. Guyton. Dieser übrigens nach den bekannten Grundsätzen der Ersparung des Brennmaterials eingerichtete Ofen, hat besondere Kanäle, welche außerhalb des Feuerbehälters liegen, durch niedrigere Mündungen von außen Luft einziehen, und dieselbe durch höhere in das Zimmer liefern, damit sie von dort aus in den Feuerraum dringe, und das Brennen unterhalte. Man hat sich seit einiger Zeit mit dem Gegenstande der Holzersparung in Frankreich viel beschäfftiget; bey der öffentlichen Ausstellung der Produkte des französischen Kunstfleisses in den Komplementartagen des 9ten Jahres der Republik, war eine ganze große Bude mit verschiedenen großen Modellen von ökonomischen Kaminen angefüllet. Besonders aber verdient das sogenannte Phlogoscop des B. Lange (III. 67.

67. 200.) Aufmerksamkeit, welches aus einer eisernen oder kupfernen Kugel besteht, die nach oben eine kleine Oeffnung zum Einwerfen der Kohlen, und unten eine erst senkrecht abwärts, dann horizontal, und endlich aufwärts gehende Zugröhre hat (so daß der Luftzug hier, wie in Rumfords Kalkofen wirkt). Beschreibung eines Kessels, von Cadet de Vaux, der dazu dient, Speisen im Dampfe des siedenden Wassers gahr zu machen, indem er einen zweyten durchlöcherten Kessel enthält, der vom äußern absteht, so daß das tropfbare Wasser sich bloß unter dem Boden des innern Kessels befindet (III. 300.). Nachricht von den vom P. Lebon erfundenen Thermolampen (I. 47.). Für die wenigen unserer Leser, welche mit dieser Erfindung noch gar nicht bekannt seyn möchten, bemerken wir nur das Wesentliche der Einrichtung eines solchen Werkzeugs hier. Innerhalb eines Ofens, der ein Zimmer heizt, befindet sich ein eiserner mit Holz (Abfälle, die zum Heizen nicht sonderlich brauchbar sind, auch Kirschkerne, u. dgl., können benutzt werden,) angefüllter Behälter; die Hitze des Ofens dient also zugleich, das in dem Behälter liegende Holz zu verkohlen: die dabey sich entbindenden Gasarten und Dünste werden durch Leitungsröhren in einen mit Wasser (oder vielleicht besser Kalklauge) gefüllten Behälter geleitet, durch die Abkühlung verdichten sich die Dünste, und werden sammt dem kohlensauren Gas vom Wasser verschluckt. Das brennbare Gas geht also gereinigt aus diesem Wasserbehälter hervor in eine lange Leitungsröhre, und kann durch diese theils in einen zweyten Ofen, wo es bey dem Zutritte äußerer Luft verbrennt und heizt, theils in kleinere Röhren geleitet werden, aus deren engen Mündungen es hervorströmt, und, indem es verbrennt, Zimmer ohne allen Qualm erleuchten kann. (Das brandige Oel und die brandige Säure könnten benutzt werden, doch müßte man in diesem Falle die letztere größtentheils aufzufangen suchen, ehe sie in den Wasserbehälter gelangt. Wir haben jetzt in Deutschland schon Thermolampen, welche ihren Zweck sehr gut erfüllen, und durch Benutzung jedes Produkts noch einträglich sind.)

Phlogochemie und Helochemie. Berthollet (I. 32.) hat viele sehr genaue Versuche angestellt und berechnet, um daraus die Verhältnisse des Kohlenstoffs und anderer Stoffe in den kohlenhaltigen Gemischen zu finden. Er

zeigt, daß die nicht kalcinirte (d. h. in gesperrten Gefäßen stark ausgeglühete) Kohle noch Wasserstoff enthalte, und daher Lavoisier's Kalkul von dem Verhältniß des Kohlenstoffs zum Oxygene nicht ganz richtig sey. Auch die ausgeglühete Kohle enthält noch Wasserstoff. (Vergl. Hildebrandts Encyclopädie der Chemie. I. S. 189.) Als Resultat seiner Korrektion giebt er an, daß 100 Theile kohlensaures Gas 16 Theile Kohlenstoff, 43 Theile Sauerstoff, und 10 Theile Wasser enthalten; 100 Kubikzolle gekohlten Wasserstoffgases enthalten 4 Grane Wasserstoff, und etwas weniger als 2 Grane Kohlenstoff. Auch das kohlensaure Gas, welches man bey der Zersetzung des Wassers durch die Kohle erhält, ist mit kohlehaltigem Wasserstoffgase gemischt, welches ungefähr 4 Grane Wasserstoff und 5 Grane Kohlenstoff enthält. Er unterscheidet überhaupt zwey Arten von gekohltem Wasserstoffgase; die zur erstern gehörenden enthalten nur Wasserstoff und Kohlenstoff, die zur zweyten gehörenden enthalten überdem Sauerstoff; von dieser sind das, welches man aus Zucker in der Glühehitze erhält, und das, welches die Metalloxyde geben, wenn sie mit Kohle reducirt werden, insbesondere das Zinkoxyd. Hassenfratz (II. 62.) trieb Sauerstoffgas durch Kohlenstaub, der in einer glühenden Glasröhre lag, und erhielt ein Gas, welches er kohligt gesäuertes Gas (Gas oxyde carboneux) nennt: es setzte Wasserdunst ab, und brannte wie das Gas, welches man bey der Herstellung des Zinkoxyds durch die Kohle erhält; Vauquelin (III. 72.) empfiehlt eine (schon bekannte) Methode, den Gehalt der Pottasche an reinem Kali zu finden: nämlich durch Sättigung mit Salpetersäure von bestimmtem specifischem Gewicht, und Vergleichung der dazu nöthigen Quantität mit der Quantität von derselben Säure, welche zur Sättigung reinen Kali's nöthig ist. Nach dieser Methode hat er verschiedene Sorten Pottasche untersucht und gefunden, daß die russische Pottasche reicher, als die Danziger, und die harte aus Amerika die reichste sey. Davracy (III. 110.) hat die von Guyton und Desormes angebürdigten Versuche, über die Zerlegung der Kalien, einer Kritik unterworfen, und macht es wahrscheinlich, daß die Erden, welche sie aus den Kalien erhielten, entweder schon in den Kalien, oder in den angewandten Stoffen enthalten gewesen seyen. Thenard hat die weinsteinsauren Salze genauer untersucht; das Kali tartaricum macht auch mit

Kalk,

Kalk, Talk-Baryt- und Strontian-Erde, und mit Metalloxyden dreyfache Salze. Der Brechweinstein besteht nach ihm in 100 Theilen aus 34 Theilen Kali tartaricum, 54 Stibiosum tartaricum, 8 Wasser, (4 Verlust); 100 Theile Weinstein sind aber zusammengesetzt aus 57 Theilen Weinsteinsäure, 13 Theilen Pottasche, und 7 Theilen Wasser, enthalten also 70 Theile Kali tartaricum, und 20 Theile überflüssige Weinsteinsäure, also mehr Kali tartaricum, als zur Sättigung des gebildeten Stibiosum tartaricum nöthig ist; dieses Uebermaaß des Kali tartaricum findet sich in der Mutterlauge des Brechweinsteins wieder, und trage ohne Zweifel dazu bey, dieses Salz veränderlich in seinen Wirkungen zu machen; eben diese habe aber ihren Grund zum Theile auch in der Auflöslichkeit der Calx tartarica in dem Kali tartaricum, oder im übermäßig zugesetztem Weinstein, oder im Verluste des Krystallenwassers an der Luft. Darracq (II. 183.) hat beobachtet, daß die Kieselerde andern Erden ihre wäßrigen und kalischen Auflösungsmittel entreiße; (daß sie den Kalk aus dem Kalkwasser fälle, ist schon bekannt;) wenn die Auflösungen von Thonerde in Kalilauge, und von Kieselerde in Kalilauge mit einander gemischt werden; so falle ein Gemisch aus Kieselerde und Thonerde nieder; hingegen wenn Guyton beobachtet habe, daß die wäßrige Auflösung der Kalk- und Schwererde mit einander einen Niederschlag bilden; so habe dieses wahrscheinlich seinen Grund darin gehabt, daß der Kalk des Kalkwassers etwas Schwefelsäure hielt. Ebenderselbe (II. 188.) hält das Acidum *acetosum* nur darin verschieden von dem Acidum *aceticum*, daß die letztere entwässert, und von einer gewissen mucilaginösen Materie, welche die erstere habe, befreyet sey.

Metallochemie und Metallurgie. Darracq (II. 185.) hat Bruguatelli's Versuche mit der Zaffer wiederholt, und gefunden, daß seine vermeinte Kobaltsäure nichts anders sey, als arsenikfaures Kobaltoxyd, welches, hinlänglich erhitzt, die Arsenikfäure als weißen Arsenik entweichen lässet. Berthollet (II. 70.) hat Howard's Untersuchung des Knallquecksilbers, nach welcher es aus 64,72 Quecksilber, 21,28 Sauerkleesäure, und 14,00 ätherisirtes Salpetergas und Uebermaaß von Sauerstoff bestehen soll, einer Kritik unterworfen, und dabey gefunden, daß es aus sehr

oxydirten Queckſilber, Ammoniak und einem ihm noch nicht genug bekannten Stoffe beſtehe, der aber nicht Sauerkleeſäure, ſondern dem Alkohol ähnlich ſey. Der Bericht der B. B. Fourcroy und Vauquelin (III. 92.) über Brownrigg's Abhandlung von den metalliſchen Schmelzfarben, liefert einen lehrreichen Auszug aus derſelben, und zeigt die Verdienſte, welche derſelbe ſich dadurch um die Theorie der Schmelzmalerey erworben hat. Bericht des B. Sage über der B. B. Anfri und Lecoeur vortreffliche Methode, aus dem Schlacken des Glockenmetalles Zinn und Kupfer zu gewinnen, durch welche ſie über anderthalb Millionen Pfund Zinn, und über anderthalb Millionen Pfund Kupfer dem Staate wiedergegeben haben. Das Zinn wird ausgeſchieden, indem es in der Glühhitze ſich oxydirt, und wegen ſeiner größern Anziehung zum Oxygene daſſelbe allein abſorbirt, ſo daß das Kupfer metalliſch bleibt; das Zinnoxyd, welches 19 Procent Oxygene enthält, kann mit dem elften Theile Kohlenſtaub zu Metall hergeſtellet werden. Ihre Verſuche lehren auch, daß das Malakkazinn das reinſte ſey, das engliſche aber 3 Procent Bley, und ein Zehnhundertheil Kupfer enthalte.

Elektricitätslehre. Vorzüglich wichtig ſind für dieſe Volta's neueſte Abhandlungen über den Galvanismus (II. 3. III. 3.), nebſt dem Berichte der Kommiſſarien des Nationalinſtituts darüber (I. 3.). Volta's Verſuche beweiſen, daß in dem Galvanismus eben dieſelbe Kraft wirke, wie in der Elektricität, daß die Berührung zweyer verſchiedenen Metalle mit einander hinlänglich ſey, Elektricität zu erregen, daß bey der Berührung des Silbers und Zinkes das Silber — E und der Zink + E erhalte, und daß die Intenſität ſowohl des + oder des — E in der Voltaiſchen Säule durch die Leitung des Waſſers bewirkt werde, ſo daß dieſelbe, für ein Plattenpaar = 1 geſetzt, bey zwey Plattenpaaren ſich verdoppelt, bey dreyen dreyfach wird, u. ſ. w. (Indeſſen iſt die bloße, durch Berührung zweyer Metalle erregte Elektricität noch nicht Galvanismus; ſondern zu dieſem gehört auſſer der Berührung zweyer Körper, die in verſchiedenem Grade oxydationsfähig ſind, allemal auch noch Waſſer.) Biot (I. 138.) ſucht durch Verſuche, (welche in gleicher Rückſicht auch in Deutſchland angeſtellet worden ſind,) zu zeigen, daß die Eigenſchaften, welche die Spitzen haben,

das

das elektrische Fluidum auszuströmen, und die ebenen Flächen, dasselbe zurückzuhalten, sich auch auf den Galvanismus erstrecken; indem Voltaische Säulen aus Platten von großem Durchmesser zusammengesetzt, in gleicher Zeit eine größere Masse des Fluidums mit geringerer Geschwindigkeit in Thätigkeit setzen; Säulen aus Platten von kleinem Durchmesser zusammengesetzt, eine kleinere Masse mit größerer Geschwindigkeit, wenn die Oberflächen der Metallplatten zusammengenommen, in beyderley Säulen gleich sind. Daher bringen die Säulen aus kleinen Metallplatten merklichere Erschütterungen organischer Körper, die Säulen aus großen Metallplatten leichter und anhaltender die Verbrennungen der Metalldräthe hervor. Volta (I. S. 177.) hat einen sinnreichen Apparat angegeben, eine Säule aus Quecksilber und Eisen zusammenzusetzen. Er besteht aus einer Reihe V förmiger Röhren, deren jede in beyden Schenkeln Quecksilber, und in einem Schenkel über dem Quecksilber Wasser enthält. Aus dem Wasser jeder Röhre geht ein Eisendrath in das Quecksilber der folgenden. Nach seinen damit angestellten Versuchen theilt das Quecksilber seine Elektricität dem Eisen mit, (oder vielmehr es wird — E, indem das Eisen + E wird).

Lehre vom Magnetismus. Nachricht von Coulomb's wichtiger Entdeckung, daß alle mineralische, vegetabilische und animalische Körper in gewissem Grade magnetische Erscheinungen äußern. Eine Holzfaser z. E., an einem feinen Faden roher Seide aufgehangen, stellte sich nach den Polen zweyer Magnete, zwischen denen sie hieng (II. 146.). Biot liefert einen Auszug (III. 146.) aus Coulomb's eigner Abhandlung, in welcher derselbe doch die Vermuthung äußert, daß der Grund des allgemeinen Magnetismus im Eisen liege, das die Körper enthalten; bey Wachsstöcken, in die er Eisenfeile knetete, war ihr Magnetismus der Menge des enthaltenen Eisens proportional. (Daraus folgt nun freylich die Richtigkeit jener Vermuthung gar nicht; hingegen ist es ja vom Nickel und Kobalt schon erwiesen, daß sie, wenigstens ohne merklichen Eisengehalt, dennoch magnetisch sind.)

Mineralogie. Dolomieu's Abhandlung (I. 124.) über die mineralogischen Species, ist voll origineller Ideen; aber keines kurzen Auszugs fähig. Unrichtig ist S. 129 an-

gegeben, daß der Feldspath nur Kiesel- und Alaunerde enthalte; er enthält auch Kalk. Note des B. Lelievre (II. 82.) über den mineralogischen Reichthum Frankreichs; unter den neuentdeckten Mineralien sind besonders rothes Titanoxyd im Depart. des Montblanc, chromiumsaures Eisen zu Allemont, schwefelsaurer Strontian, bey Paris u. a. a. O. merkwürdig. Steinkohlen haben die nördlichen Departements so viel, daß sie ganz Europa versorgen könnten; es fehlt nur an hinlänglichen Kanälen zum wohlfeilen Transport. Bley hat Frankreich im Ueberflusse, Kupfer wenig.

Analysen von Mineralien, sämmtlich von dem fleißigen B. Vauquelin. Analyse der Erde, welche die Einwohner von Neukaledonien essen (mitgebracht vom B. Labillordiere.) (II. 75.); sie enthält 37 Magnesia, 36 Kieselerde, 17 Eisenoxyd, Kalk und Kupfer ungefähr 2, Wasser 3; also nichts Nahrhaftes, und kann diesen Menschen bloß im Hunger zur Anfüllung dienen. Analyse der Sulinellerde bey Sommieres im Garddepartement, welche 55 Kieselerde, 22 Magnesia, 23 Wasser enthält. Analyse eines Arsenikkupfers aus England, welches 86 arsenikfaures Kupfer, 8 arsenikfaures Eisen, 2 Kieselerde, 5 Wasser enthält (I. 78.), und eines kubischen Olivenerzes, welches 48 Eisen, 18 Arsenikfäure, 32 Wasser enthält (I. 84.). Man muß mit der letztern Analyse die Notiz vergleichen, welche IV. 174. steht. Dessen Abhandlung über ein natürliches phosphorsaures Eisenmineral von Limoges, von bräunlich rother Farbe, welches außer dem Eisen und der Phosphorsäure auch Braunstein, und den letztern noch mehr als Eisen, enthält, leichtflüssig ist, und zur Glasur anwendbar scheint (I. 60.). Dessen Analyse der weißen Rinde, welche das gediegene Antimonium zu Allemont überzieht (I. 80.); sie besteht aus 86 Antimoniumoxyd, 3 von demselben Oxyd mit Eisenoxyd gemischt, 8 Kieselerde, (3 Verlust).

Zoologie. Chaussier (I. 187.) hat Versuche über das Ersticken der Thiere in verschiedenen Gasarten angestellt, bey denen besonders merkwürdig ist, daß das Blut der im gekohlten Wasserstoffgase erstickten, eine schön helle rothe Farbe hatte. In einem Hospitale in Paris, befand sich eine Frau, welche ein großes Loch im Magen hatte,

so

so daß man hineinsehen konnte; die innere Oberfläche erschien, wie die des Mundes, und die Flüssigkeit in demselben war nach siebenzehnstündigem Fasten, wie gewöhnlicher Speichel beschaffen, ohne alle Säuren oder Schärfe. Leider ist die Frau gestorben, ehe man Versuche mit ihr anstellen konnte. Cuvier's Untersuchungen (I. S. 194.) bestätigen, daß viele Würmer rothes, theils ins bläuliche fallendes Blut haben; den *Lumbricus Marinus* hat er genauer untersucht (III. 60.), er beschreibt seine Blutgefäße und Athmungswerkzeuge; der Purpurglanz der Blutgefäße auf dem gelben Grunde der Eingeweide, ist von außerordentlicher Schönheit; er hat zwey Herzen, wie der Dintenwurm deren drey hat; Hr. Dr. Laubmeyer liefert (III. 48.) einen Auszug aus Viktor Michelotti's sehr interessanten Versuchen und Beobachtungen über die Vitalität und das Leben der Embryonen der Eyer von Insekten, insbesondere von der *Phalaena dispar*, *Phalaena mori*, und *Aranea diadema* angestellt. Mit atmosphärischer Luft eingeschlossen, und dem Ausbrüten günstiger Temperatur ausgesetzt, verzehrten diese Eyer ein Sechstheil der mit ihnen eingeschlossenen Luft, und die Einsaugung wurde beschleunigt, je mehr man die Temperatur bis zu + 15 und + 20 erhob. Eudiometrische Untersuchung lehrte, daß die Luft nachher nicht mehr, als zwey Sechszigtheile Sauerstoffgas enthielt, und dagegen kohlensaures Gas aufgenommen hatte, welches aber weniger betrug, als es nach Verhältniß des verzehrten Sauerstoffs hätte betragen sollen. (Ohne Zweifel hatte also ein Theil des Sauerstoffes sich mit der Materie der Eyer selbst verbunden, wie das auch beym Athmen geschieht.) In niedriger Temperatur — 5 — 10 — 15 verschluckten sie nicht das geringste Gas. In unathembaren Gasarten entwickelten sich die Eyer nicht, auch in hinlänglich hoher Temperatur; wenn sie nicht zu lange in solchen Gasarten gelegen hatten: so entwickelten sie sich nachher noch in atmosphärischer Luft. Lacepède's Rede über die Varietäten der Menschengattung, (II. 193.) verdient mit dem, was Blumenbach über diesen Gegenstand geleistet hat, verglichen zu werden. Er nimmt vier Racen an: die arabisch-europäische, die mongolische, die afrikanische, und die hyperboreische, deren erstere ungefähr mit Blumenbachs kaukasischer, die zweyte mit dessen mongo-

mongolischer, die dritte mit dessen äthiopischer übereinkommt, die vierte die Lappen, Samojeden, Ostiaken, Tschutschen, Grönländer und Esquimaux unter sich begreift. Diese vier Racen hält er aber nicht für bloße Varietäten, weil sie sich nicht bloß in der Hautfarbe und der Beschaffenheit der Haare; sondern in den Dimensionen der wichtigsten Stücke des Knochengerüstes unterscheiden.

Phytologie. Auszug aus Mirbels Abhandlung über die Pflanzenanatomie (IV. 29.). Treffliche Beschreibung vom Zellgewebe der Pflanzen, und von ihren Gefäßen. Die verschiedenen Säfte der Pflanzen lassen Organe in ihnen vermuthen, welche den Drüsen der Thiere ähnlich sind. Aus Delille's Abhandlung über die Doumpalme oder den Palmbaum von Thebais (III. 116.). Sie sey die Cucifera des Theophrast. Das Mark, welches den Kern der Frucht umgiebt, sey nicht bitter, wie Bruce angegeben hat, sondern süß; Bruce habe es unreif geschmeckt. Der Stamm ist 10 Mètres (ungefähr 30') hoch, und 1 Mètre dick, hat schwarze Holzfibern, und zwischen diesen gelbes Mark; man schneidet das Holz in Breiter. Die Blätter sind 2 Mètres lang, und 1 Mètre breit, und bieten die Form eines kreisförmigen, schief geöffneten Windfächers dar: sie werden zu Tapeten, Säcken und Körben verarbeitet. Girod-Chantrans hat in einem Werke unter dem Titel: *Recherches chymiques et microscopiques sur une nouvelle classe des plantes prolypiers, les conferves, les byssus, les tremelles* etc. merkwürdige Resultate mehrjähriger Beobachtungen von mehr als 80 dieser Pflanzenarten bekannt gemacht, von denen hier (IV. 172.) ein Auszug geliefert wird. Er hält diese vermeintlichen Kryptogamisten sämmtlich für Polypenhäuse. Die Konferven geben in der Asche keine Spur von Pflanzenkali. Die kleinen Thierchen des Mehlthaues wurden weder durch Essig, noch durch Salpetersäure getödtet, sie bewegten sich darin lebhafter, als im Wasser; aber Kalkwasser benahm ihnen sogleich die Bewegung: dieß bestätiget den Nutzen vom Einkalken des Saatgetraides.

Länderkunde. Herr Friedländer sah bey Conte eine Menge schöner, zum Theil ausgemalter Zeichnungen, welche derselbe in Aegypten verfertigt, und von daher mitgebracht hatte. Sie betreffen die Nahrungsmittel und de-

ren

ren Zubereitung, die Kleidung und deren Verfertigung, die Bearbeitung des Eisens, das Handwerk des Drechslers, u. s. w. Er hat nicht nur die Werkzeuge, sondern auch die Stellung jedes Arbeiters und das Kostum, getreu kopirt: so daß man sich ganz nach Aegypten versetzen kann (IV. 186.). Die Charte von Aegypten, welche die französische Regierung im Depot de la Guerre verfertigen läßt, wird nach Hrn. Friedländers Bericht (IV. 186.) vorzüglich schön werden. Sie erstreckt sich von Westen nach Osten, von dem Thurm der Araber bis nach Sour, und nach Süden bis zu den Katarakten; ihre Länge ist 33 Fuß, und sie besteht aus 23 Blättern.

Gelehrtengeschichte. Einige Nachrichten von Dolomieu's (der am 29sten Nov. 1801 gestorben ist) letzter Alpenreise (III. 184.) sind hauptsächlich deßhalb interessant, weil sie den Scharfblick und den unermüdeten, keine Beschwerden achtenden Forschungsgeist dieses trefflichen Mannes charakterisiren. Biographie des Mineralogen (Renne Just) Hauy (I. 210.) und des Chemikers Clouet (III. 231.). Hauy war Theolog, und studierte insbesondere die schönen Wissenschaften und Künste; vorzüglich besaß er im Fache der Tonkunst Kenntnisse und Fertigkeit, und 20 Jahre lang lehrte er als Professor im College Navarre zu Paris die schönen Wissenschaften. Bloß freundschaftliche Gefälligkeit gegen seinen Freund Laumond bewog ihn, sich auch mit Botanik zu beschäfftigen; seine öftern Besuche des Jardin des plantes verschafften ihm die Bekanntschaft des B. Daubenton, und erst dieser zog, als Hauy schon vierzig Jahre alt war, seine Aufmerksamkeit auf die Mineralogie. Einst besah er das Kabinet eines Freundes; ein Stück krystallisirten kohlensauren Kalkes fiel auf die Erde, und zerbrach; Hauy sammlete die Stücken sorgfältig, und wurde durch diesen Zufall auf die Entdeckungen geführt, mit denen er die Mineralogie so sehr bereichert hat. Er ist 59 Jahre alt, und nach Dolomieu's Tode einstimmig zum Professor bey dem Jardin des plantes erwählt worden. Clouet hat nicht allein für die Theorie der Chemie wichtige Beyträge geliefert; sondern auch als Praktiker dem Staate wichtige Dienste geleistet. Insbesondere ist die prächtige, von ihm zu Sedan errichtete, Anstalt merkwürdig, welche die Arsenale von Donay und Metz mit Schmiedeisen versah. Das

Ver-

Verlangen nach neuen Entdeckungen in der vegetabilischen Chemie bestimmte ihn, das der Vegetation so günstige Klima von Cayenne zu besuchen; leider lebte er daselbst kaum noch ein Jahr, und starb am 4ten Juny 1801 an einem dort herrschenden Fieber.

Literatur. Die Herausgeber liefern neben den Abhandlungen auch ausführliche Auszüge aus Hauptwerken, und kürzere Anzeigen von Schriften, die in Frankreich erscheinen. Unter den erstern sind vorzüglich das klassische Werk *Hauy* traité *de minéralogie* (I. 89. II. 96.) in 4 Bänden, mit einem Bande Kupfer; *Fourcroy* système des connoissances chymiques; *Richerand* elemens de physiologie wichtig, und daher umständlich angezeigt.

Kz.

Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Flora europaea inchoata a *Joh. Jac. Römer*, M. et Chir. Doct. etc. Fasciculus VIII. Norimbergae, ex officina Raspeana. 1802. Mit 8 illum. Kupfertafeln u. 14 Blättern Text. 8. geh. 20 gr.

Dieses Heft enthält folgende Pflanzen: Lithospermum purpureo-caeruleum; Laserpitium simplex, aus Jacquin's Miscell.; Dianthus superbus, aus *Smith's* spicil. bot. fasc. 2; Ranunculus pyrenaeus, aus Jacquin's Miscell.; Ranunc. Lingua, aus *Sowerby's* Engl. bot.; Astragalus leontinus; nach Jacq. ic. rar. Phaca australis, aus Jacquin's Miscell.; Orchis rubra, nach Jacquin's ic. rar. Der Verf. sollte bey jeder Abbildung die Anzeige nicht vergessen, woher solche entlehnt worden. Wir finden übrigens Stich und Illumination sehr gut, und die Beschreibungen deutlich.

Tabula affinitatum Regni vegetabilis, quam delineavit, et nunc ulterius adumbratam tradit *A. J.*

J. G. C. Batsch, Phil. et Med. D. Prof. ord. in Acad. Jenensi etc. Weimar, im Verlag des Industrie-Komtoirs. 1802. 286 Seit. 8. 2 Mk.

Für Liebhaber, welche die verschiedenen Beziehungen und Annäherungen der Gewächse tabellarisch wollen kennen lernen, mag diese letztere Arbeit des nur zu arbeitsamen nun verstorbenen Verf. zu empfehlen seyn.

Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen. Von Jac. Sturm. Erste Abtheilung. Siebentes bis eilftes Heft. Jedes Heft von 16 illum. Kupfern, und eben so vielen Blättern Text. 12. Nürnberg, gedruckt auf Kosten des Verfassers. 1801—1802. 2 Mk.

Der Inhalt des zehnten Heftes dieser niedlichen Flora wird durch folgende, zum Theil von Hrn. Dr. Hoppe beschriebenen Pflanzen: Scirpus ovatus, cespitosus, Baeothryon, acicularis, setaceus. Eriophorum alpinum, vaginatum, Scheuchzeri (E. capitatum Hoffm.) triquetrum, angustifolium, latifolium (sonst zusammen unter E. polystachion L. begriffen), Cuscuta europaea, Juncus Tenageja, Tanacetum vulgare, Achillea Ptarmica, Millefolium — und der des 11ten Heftes nicht weniger anziehend. Durch die Vorstellungen von Montia fontana, Thesium alpinum, Myosurus minimus, Leucojum vernum, Ranunculus Ficaria, Melissa officinalis, Digitalis purpurea, ampigua, Iberis nudicaulis, Arabis Thaliana, Fumaria cava Hoffm., Viola hirta palustris, odorata, canina, tricolor. Die frühern Hefte, 7tes bis 9tes, enthalten unter andern: Hurmia (Agrostis) minima, Saxifraga oppositifolia, Cotula coronopifolia, Cypripedium Calceolus, Subularia aquatica.

Lg.

Handbuch der pharmaceutischen Botanik etc. *Neuntes Heft.* Bog. 26. 27. Pl. 49 bis 53 (noch 1802).

Zehn-

Zehntes und eilftes. Bog. 28 bis 30. Pl. 54 bis 63 (1803). Nürnberg, bey Stein. Jedes Heft 1½ Gulden.

Der Text dieser drey Hefte beschäftigt sich noch mit den Nachstand der dreyzehnten, mit der vierzehnten, und dem größten Theile der funfzehnten Linne'ischen Klasse; die Abbildungen gehen schon bis in die sechzehnte Klasse; bleiben sich aber übrigens gleich.

Hayne Termini botanici, oder botanische Kunstsprache. *Achtes Heft*, mit dem Textbogen M und den Pl. XXXVI bis XL. *Neuntes*, mit dem Textb. N und den Pl. XLI bis XLV. Berlin 1803. Berlin, bey W. Oehmigke. Jedes im Pränumerationspreise 1 Rg. 4 gr. Im Ladenpr. 1 Rg. 12 gr.

Diese Hefte beschäftigen sich mit den kunstmäßigen Benennungen der Aeste und Blumenstiele: so wie des Blüthenstandes, welche durch passende Beyspiele und gute Abbildungen derselben, erläutert sind.

Wa.

Handbuch der Forstwissenschaft, worinnen der praktische Betrieb der Waldungen, ihre möglichste Erhaltung, Verbesserung und kameralistische Benutzung abgehandelt wird. Von J. L. Späth, Professor der Mathematik, Physik und Forstwissenschaft. Dritter Theil. Nürnberg, bey Raspe. 1803. 429 Seit. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

Mit Vergnügen zeigen wir hier die Erscheinung des dritten Theiles dieses nützlichen Handbuches an, und beziehen uns dabey auf dasjenige, was wir schon von den beyden ersten Theilen gesagt haben.

Dieser

Dieser dritte Theil zerfällt, dem Plane des Verf. zufolge, in zwey Hauptabschnitte. Der Erste enthält, wie sich der Verf. ausdrückt, die zeither vorgenommenen Erfahrungsmaximen über die forstliche Kultur überhaupt und im Detail, welche er hier in Verbindung mit den Grundsätzen eines zweckmäßig geordneten Kulturbetriebes trägt, indem er dabey die im ersten Theile aufgestellten wissenschaftlichen Grundsätze zum Grunde legt. Der zweyte Abschnitt hat dagegen einzig das Kulturwesen des Forstwesens zum Gegenstande.

Im vierten Theile wird der Verf. die Zeichnung allgemeiner Grundlinien für den Geschäftskreis der ersten Forstbeamten im Staate, für gewöhnliche und außerordentliche Umstände, bearbeiten. Wir wünschen seine baldige Erscheinung.

Kleß

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer. Von Karl Friedrich Becker. Vierter Theil. 25 Bog. Fünfter Theil. 1 Alphb. 8. Berlin, bey Frölich. 1802. 2 Rg.

Mit eben der ungetheilten Zufriedenheit, mit der wir die erstern Theile gelesen haben, haben wir auch diese Fortsetzung aus der Hand gelegt. Bey der dem Verf. ganz eigenen Gabe einer ganz zur Bewunderung und Erhaltung der Aufmerksamkeit der lesenden Jugend eingerichteten darstellenden Vortrags, und bey der richtigen Auswahl in Aushebung der Hauptmomente des zu durchlaufenden Zeitraums, und in Charakterisirung der vorkommenden handelnden Personen, läßt man sich gerne, was man schon weiß, und doch zuweilen mit einigen Details, aus dem Verf. noch einmal erzählen. Wir sind sicher, daß der Verf. nicht bloß bekannte Thatsachen nachschreibt, sondern aus der Fülle eigner historischer Kenntniß schöpft, seine

jungen Leser mit dem Geist der Zeiten, und den Ursachen der Begebenheiten bekannt macht, und solche gleichsam vor ihren Augen sich entwickeln läßt. Es umfassen aber diese zwey Theile die Geschichte des Mittelalters, dessen Gränze er vom Jahr 476 bis 1453 setzt. Der ganz geänderte Schauplatz, der sich hier für die Weltgeschichte öffnet, macht eine Einleitung nöthig, die auf diese Verschiedenheit vorbereitet, den Abstand von der vorigen Weltperiode zeigt, eine Uebersicht der sich hier bildenden neuen Staaten giebt, von den Sitten, Sprachen und Trachten der nun auftretenden Völker Nachricht ertheilt, und den Plan der nun zu bearbeitenden Geschichte derselben entwirft. Und da findet denn der Verf. für rathsam, eine eigne Geschichte der christlichen Kirche in diesem Zeitraum vorauszuschicken, die beynahe die Hälfte des vierten Theils ausfüllt. So wenig es nun auch nöthig zu seyn scheinen möchte, in einer Weltgeschichte für Kinder, die Kirchengeschichte eines Zeitraums, abgesondert, in diesem Umfang vorzutragen: so wird man doch den Plan des Verf. nicht mißbilligen können, wenn man bedenkt, daß religiöse Verirrungen in diesem entarteten Zeitalter auf den Gang der meisten Weltbegebenheiten den entschiedensten Einfluß hatten. Eigentlich aber ist das, was der Verf. unter diesem Titel zum Besten giebt, eine Chronique scandaleuse des Römischen Hofs, eine Gallerie empörender Gemälde, von anmaßendem Stolze, Stuporlist und Bosheit der Päpste und Pfaffen, die, obgleich aus längst bekannten Thatsachen entworfen, doch in dieser Gruppirung einen ganz sonderbaren Effekt machen, und wenigstens künftigen Stolbergen, die ihren Uebertritt zur römischen Kirche durch eine vorgegebene Ueberzeugung rechtfertigen wollen, eine Schamröthe abnöthigen kann. Entstehung der geistlichen Macht in Rom, Betrügereyen, die in dieser Absicht gespielt wurden, Geschichte und Charakteristik der merkwürdigsten Päpste, Geschichte der Kreuzzüge, Entstehung der geistlichen Mönchs- und Ritterorden, und der Inquisition, Reliquienbetrügerey, Wiclef und Huß, die Greuel des Kostnitzer Konciliums, machen die Hauptabschnitte dieser Kirchengeschichte aus. Darauf folgt denn die byzantinische Geschichte mit allen den Gräuelthaten, woran sie so reich ist, bis auf die endliche Eroberung von Konstantinopel und deren Folgen. Gewun-

wundert haben wir uns aber, daß bey der Geschichte Justinians, den der Verf. verächtlich als Mensch, aber merkwürdig durch die Thaten seiner Feldherren, Belisarius und Narses, nennt, gar nichts von seinen Verdiensten um die römische Rechtsgelehrsamkeit gesagt wird, welches doch einer studierenden Jugend zu sagen, gewiß nicht unnöthig war. Nun treten III, von S. 302, die Araber auf. — Früherer Zustand derselben. Leben und Charakter Mahomeds, den der Verf. nicht für einen Betrüger zu halten geneigt ist; Beschreibung des Korans; die Kalifen; die Araber in Spanien, und ihrem letztern Schicksale. Den Schluß des vierten Theils machen nun IV die Franken. Früherer Zustand dieses Volkes. Chlodowich und dessen Nachfolger — der Verf. nennt ihn »eins der verabscheuungswürdigsten Ungeheuer, die die Geschichte nenne,« welches nach so vielen Schreusalen, die die byzantinische Geschichte aufstellt, viel gesagt ist; doch wird dieses Urtheil durch Anekdoten von seiner Treulosigkeit und Grausamkeit belegt. Fredegunde und Brunesild, zwey weibliche Ungeheuer. Das Lehnwesen — auch das unter den Nichtkarolingischen Kaisern im deutschen Reich eingeführte, wird den Franken zugeschrieben. Die Ordalien. Majordomen. Karl der Große, dessen meisterhaft beschriebene Geschichte wir vorzüglich zum Nachlesen empfehlen. Ludwig und seine Söhne. Die Theilung zu Verdün. Nur einige wenige Erinnerungen, die wir bey Durchlesung dieses Theils gemacht haben, sey es uns erlaubt, hinzuzufügen. Weder bey der Kirchen- noch byzantinischen Geschichte bemerkt der V., um welchen gewissenlosen Preis Bonifacius vom Kaiser Phokas den Rang und Titel eines ökumenischen Bischoffs erkauft habe. Daß die Engel das heilige Haus in einer Nacht von Nazareth durch die Luft bis nach Loretto getragen hätten, wie S. 161 gesagt wird, sagt die Legende nicht; es wurde dreymal abgesetzt, und erst nach vier Jahren von Nekanati nach Loretto gebracht. So scheint auch der Verf. nicht zu wissen, daß die von Konstantinopel nach Venedig gebrachte bronzene Pferde nicht mehr daselbst; sondern bey der letzten Raub-Periode nach Paris geschafft worden sind. Bey der sonst durchaus korrekten Schreibart des V. sind wir nur ein einzigesmal auf einen sprachwidrig gewählten Ausdruck gestoßen: Tamerlans Reich zerfiel wieder in seine vorige Zerstückelung, S. 290.

Um den Raum zu sparen, zeigen wir nur noch kürzlich an, daß der fünfte Theil die Geschichte des Mittelalters zu Ende bringt. Er enthält besonders 1) die Geschichte der Franzosen, von den Karolingern an bis auf Karl VII. 2) Der Deutschen, von den letzten Karolingern an, bis auf Friedrich III. Besondere Abschnitte handeln von der deutschen Hansa, dem großen Interregnum, der sicilianischen Vesper, dem Schweizerbund, den westphälischen Gerichten, dem sächsischen Prinzenraub, und den deutschen Erfindungen in diesem Zeitraume, des Lumpenpapiers, des Schießpulvers, der Formschneidekunst und der Spielkarten, der Buchdruckerkunst, der Oelmalerey und des Kupferstechens. Nun kommt die Reihe an die übrigen Völker, die sich in dieser Zeitperiode zu Staaten bildeten; der Engländer, Spanier, Portugiesen, Italiäner, Schweizer, Dänen, Schweden und Norweger, Russen, Preußen, Polen und Ungarn, deren Geschichte kurz zusammengefaßt wird, zum Theil kurz bis zur Unbrauchbarkeit. Den Schluß machen Sitten und Lebensart der Hauptvölker des Mittelalters, nach bürgerlichen Wohlbefinden, Gerechtigkeitspflege, Gesundheitszustand, Sittlichkeit, äußere Manieren, Kleidung, Wohnungen, Nahrungsmitteln, Hofhaltungen, Aufwand und Lustbarkeiten, nebst einem Anhang von den ersten Universitäten (und Schulen, nebst einer kurzen Gelehrtengeschichte dieser Zeit) von Dante, Petrarca und Boccaccio (Petrarchs Leben besonders ist interessant beschrieben) die Restauration der Wissenschaften. Beschluß — Vorbereitung auf eine bessere Zeit. Diese mittlere Geschichte ist mit einem eignen Register versehen worden.

Gi.

Geschichte der Kur- und Herzoglich-Sächsischen Lande. Von Karl Aug. Engelhardt. Erster Theil. Dresden, bey dem Verfasser, und Leipzig, bey Barth. 1802. 17½ Bog. 8. 16 gr.

Der Verf. hat seine Arbeit, wie schon der Titel sagt, allen Patrioten, und zunächst der reifern vaterländischen Jugend gewidmet. Nach seinem Zweck sollte das Buch nicht gelehrt; aber doch gründlich, weder zu weitläuftig, noch

zu

zu kurz, nicht bloß für Kinder, jedoch unterhaltend, freymüthig, praktisch und patriotisch, mit beständiger Rücksicht auf Erweckung der Vaterlandsliebe, verfaßt werden. Den Plan selbst hat er, zur Einleitung ins Ganze, S. 7 — 21, umständlich dargelegt. Er umfaßt nicht bloß die Regentengeschichte; sondern auch, und vornehmlich, die Kulturgeschichte, letztere in geographischer, häuslicher und sittlicher, gewerblicher, künstlicher und wissenschaftlicher, religiöser, staatsbürgerlicher und militärischer Hinsicht. Diesen Plan gedenkt er in 5 bis 6 mäßigen Bänden auszuführen. Der vorliegende erste Theil enthält: I. die älteste Geschichte Meissens bis ins 10te Jahrhundert, und zwar 1) die Hauptbegebenheiten der Hermunduren und Sorben, bis zur Eroberung Meissens (des Meißnerlandes) durch Heinrich I. im Jahr 922. (S. 24 — 40.) 2) Die Kulturgeschichte der Sorben von der Mitte des 5ten Jahrhunderts bis ins 10te. (S. 41 — 122.) II. Geschichte Meissens von den ältesten Markgrafen, bis auf Otto den Reichen. 1) Regentengeschichte, von der Gründung der Markgrafschaft durch den K. Heinrich I. bis auf Otto den Reichen, von 922. bis 1157. (S. 125 — 246.) Die Kulturgeschichte dieses Zeitraums ist dem folgenden Bande vorbehalten.

Man muß gestehen, daß es dem Verf. an historischem Talent und guten Kenntnissen nicht fehlt. Auch findet sich hier, besonders in der Kulturgeschichte der Sorben, viel Gutes und Brauchbares, und seine Darstellung ist klar und unterhaltend genug. Dagegen stößt man, besonders in der Regentengeschichte, oft auf Unrichtigkeiten. Der Styl ist weder rein, noch historisch genug, und die häufigen, den Romanschreibern abgeborgten Gedankenstriche, sind für ein Geschichtsbuch keine Zierde. S. 126. heißt es von dem 911. zum deutschen Könige gewählten Grafen Konrad, er sey einer der mächtigsten Herren in Franken gewesen, »welches »meist aus königlichen Tafel- und Kammergütern bestanden »habe.« Das wäre also das nachherige Herzogthum Rheinfranken gewesen. Aber dieser Konrad war kein rheinfränkischer, sondern ein ostfränkischer Graf. Der Ausdruck: »der alte Sachsenherzog« (Otto der Erlauchte) S. 126 ist weder gewöhnlich noch schicklich. Die Versammlung zu Fritzlar von 919. war keine Fürstenversammlung, (S. 128.)

sondern eine Wahlversammlung im damaligen Sinne des Worts. S. 131 und 136 hätte wohl von Heinrichs I. neuen Einrichtungen, die er während des 9jährigen Stillstandes mit den Ungarn zur Bezwingung dieser und anderer Reichsfeinde machte, etwas mehr gesagt werden sollen. Heinrich I. starb nicht 933., (S. 138.) sondern 936. Das Bisthum Meissen wurde nicht 958., (S. 139.) sondern 968. angelegt. Konrad III. (S. 227 f.) war nicht Kaiser, sondern nur deutscher oder römischer König. Folgende Ausdrücke kommen mehrmal vor: der verblichene (verstorbene) Kaiser; er entgegnete (erwiederte); gewahren (wahrnehmen); der Nachtimbis (das Abendessen); die traurige Mähr (Bothschaft); auf die Kunde (Nachricht); sie barmte (jammerte); mit sammt seinem Hause; man legte (lehnte) sich gegen ihn auf; Unbilden (Feindseligkeiten); meuchlings (meuchelmörderisch); die Hausfrau (Gemahlinn) des Markgrafen; er gesegnete das Zeitliche, u. d. m. Auch ist es eine sonderbare Affektation, daß der Verf. in der Lutherischen Bibelsprache schreibt, z. B.: »da war Freude die Fülle, und liebliches Wes»sen ꝛc.« »und er bekannte und läugnete nicht ꝛc.« Fast scheint es, daß er damit den berühmten Johannes Müller nachahmen will. Am wenigsten werden die Leser mit der fast possirlichen Vorrede zufrieden seyn, aus der wir einige Stellen ausziehen wollen. »Gewöhnlich,« heißt es S. 7., »hat der liebe Eigen»dünkel auf die Feder des Gelehrten so viel Einfluß, als die »Tinte. Allein ich verhehle es nicht, daß ich die Ausfüh»rung meines Plans mit einer Schüchternheit in die Welt »treten lasse, die ich lieber Furchtsamkeit nennen möchte, »besonders in Rücksicht der, vor mir noch nie bearbeiteten, »Kulturgeschichte. Ja ich würde dem ganzen Werke lieber »den bescheidenen und ihm angemessenern Titel eines Ver»suchs gegeben haben, wenn ich nicht befürchtete, so Man»chen abzuschrecken, der unter einem Versuch nur eine Art »von literarischem Gesellenstück sich denkt, das des An»schauens nicht eher werth sey, als bis es das gelehrte Mei»sterrecht sich verdient habe. Und dieß, ja dieß ist freylich »meine Arbeit bey weitem noch nicht, und kann es durchaus »nicht seyn, weil der Weg, den ich betrete, zu neu, zu »verwickelt, zu schwierig ist, als daß er auf den ersten »Versuch sogleich zur historischen Chaussee werden könnte. »— Deßhalb erwarte ich aber auch weder große Lobeserhe»bungen, noch bittern Tadel; sondern nur gegründete und »ruhige

»ruhige Zurechtweisung. Denn bey einem Werke von so »weitschichtigem Umfange sind Fehler eben so unvermeidlich »als verzeihlich. Sie aufzusuchen, ist Pflicht der Kritik; »aber, beym Schutzgeist der Geschichte! die Kritik entehrt »sich selbst, wenn ihre Rügen nicht mit Urbanität und attis»chem Salz; sondern mit Chikane, Spott und Kleinigkeits»geist gewürzt sind.« Schon dieß Wenige wird hinreichen, den Verf. kenntlich zu machen.

Sammlungen für Geschichte und Staatskunde aus den Braunschweig-Lüneb. Kurlanden. Von F. A. Frhrn. von Ende, und A. L. Jacobi. Erster Theil. Zelle, bey Schulze. 1802. 20 Bog. 8. 1 Rt.

Die Freunde der Geschichte und Staatskunde werden es den würdigen Herausgebern dieser sehr schätzbaren Sammlungen gewiß Dank wissen, daß sie sich vereinigten, in jenen beyden Fächern verschiedene noch offene Lücken, aus entfernten und nahen Perioden, mit eignen und fremden Materialien auszufüllen. Selbst die, welche durch ihre Aemter auf das Staatswohl einigen Einfluß haben, werden Gelegenheit genug finden, Nutzen daraus zu ziehen, und sich mit Historikern und Statistikern zu dem Wunsche vereinigen, daß die Herausgeber das angefangene Werk unverdrossen fortsetzen mögen; denn daß sie es nicht mit unbedeutenden Sachen überladen werden, läßt schon die strenge Auswahl in diesem ersten Bande vermuthen. Er enthält: I. die kalenbergisch-grubenhagische Unionsakte vom 27sten März 1801, mit einem historischen Vorbericht von Herrn Jacobi. II. Die bisher ganz unbekannte Kanzleyordnung des E. Bisch. Joh. Friedrich von Bremen, mit einem Vorbericht von Hrn. v. Ende. Sie scheint zwischen 1607 und 1621 abgefaßt zu seyn, und liefert einen erheblichen Beytrag zur Kenntniß des damaligen Ganges der Geschäffte. Auch kommen darin schon zwey Bänke, eine adliche und eine gelehrte, vor, wovon ein früheres Beyspiel in diesen Gegenden nicht bekannt ist. III. Vergleich zwischen der Kön. Christine von Schweden, und dem Domkapitel zu Hamburg, vom 23sten Jan. 1652. Der Abdruck in Staphorsts

Hamburg. Kirchengesch. ist unvollständig und fehlerhaft. IV. Besoldungs-Etat in den Herzogthümern Bremen und Verden unter der erzbischöflichen und schwedischen Regierung, mit vorausgeschickten Bemerkungen von Herrn v. Emde; ein sehr interessanter Aufsatz. Der berühmte bremische Kanzler Dietrich Reinking, um dessen Besitz mehrere Fürsten sich stritten, hatte unter des Erzbisch. Friedrichs Regierung nicht mehr als 600 Gulden Besoldung, nebst freyer Wohnung und Feuerung. Unter der schwedischen Regierung, etwa 50 Jahre später, bekam der Kanzler 1000 Thaler. Der erste Kanzleysekretär hatte unter dem Erzbischoff Friedrich 36 Thaler Besoldung, und dem Rath Jodok Grave wurden für die Unterhaltung eines Kutschers 40 Thaler vergütet. V. Landesherrliche Instruktion für die in den Herzogthümern Bremen und Verden angeordnete Regierung. VI. Kredit-Institut der Ritterschaft des Fürstenthums Lüneburg, v. J. 1790., mit einem Vorbericht von Herrn Jacobi. VII. Klassifikations-Urthel der von der erloschenen alten fürstl. braunschweigischen Linie hinterlassenen Schulden v. J. 1727.

Km.

Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, ein historisches Gemälde. Von Friedrich Schlenkert. Zweyten Bandes, erster und zweyter Theil. Leipzig, bey Sommer. 1802. 17 und 15½ Bog. 8. 1 Rt.

Dieser zweyte Band umfaßt den kurzen Zeitraum vom Mai 1632 bis zum 6ten Nov. desselben Jahres, oder bis zur Schlacht bey Lützen. Wer Zeit und Lust hat, ein solches dramatisirtes Machwerk zu lesen, das Hr. Schlenkert ganz uneigentlich ein historisches Gemälde zu nennen beliebt, der thue es. Für den Kenner wird und kann es weder als Kunstprodukt, noch als historisches Werk von einigem Werth seyn. Schade um das schöne Papier!

Ob.

Geschich-

Geschichte der Sittenlehre Jesu. Von Karl Friedr. Stäudlin. Zweyter Band. Göttingen, bey Vandenhöck. 1802. (Vorrede und Inhaltsverzeichniß XXVI Seit. Geschichte 655 Seit.) 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

J. D. Michaelis Moral. Dritten Theils, zweyter Band.

Eine allgemeine Geschichte der Moral überhaupt ist schon an sich, und in unserm Zeitalter insbesondere, so wichtig, daß jede Vorarbeit für dieselbe, als auch die gegenwärtige Specialgeschichte einer bestimmten Moral, besonders beachtet zu werden verdient. Wir glauben diese Aufmerksamkeit in der Recension des ersten Bandes (N. A. D. B. LVII, 1, 5 — 26.) bewiesen zu haben. Die Heiligkeit des Gegenstandes, und die Gründlichkeit der Wissenschaft machte es uns zur Pflicht, auch ohne Rücksicht auf Dank von dem Verf., dazu beyzutragen, daß ein Unternehmen dieser Art seiner wirklich erreichbaren Vollkommenheit näher gebracht werde. Jedem Rec., dem es um Wahrheit zu thun ist, wird daher das Verbessern der Mängel im Verfolg eines Werkes, und das Nachholen des Versäumten eine weit erfreulichere Erscheinung seyn, als die künstlichste Selbstvertheidigung eines Schriftstellers. Daß Manches in der Recension des ersten Theiles dieser Schrift von dem Verf. beachtet wurde, macht ihm daher mehr Ehre, als jede Beschönigung. So räumt er itzt wenigstens (Vorr. S. VII.) die Idee einer Geschichte der Sittenlehre unter den Ebräern, in einem höhern und edlern Sinne des Wortes, ein, so wie (S. IX. f.) daß noch weit mehr für sie geschehen könne; namentlich in der genauern Scheidung der Vorstellungen des Volks und der Weisen, als durch ihn geschehen war. Wenn die, noch immer sehr neuen, und daher noch immer nicht gehörig eingeleiteten, und unbefangen geschätzten, kritischen Untersuchungen auch nie mit allgemeiner Zustimmung aller derer vollendet werden können, die sich für ächte historische Kritiker halten (diese ächten Kritiker waren uns

sind aber überhaupt, und sogar in unserm, an philosophischen und grammatischen Kritikern reichen Zeitalter weit seltner als man wähnt), so darf doch den wahren Geschichtsforscher der kritische Sinn keinen Augenblick verlassen. Aus demselben Grunde ist man von ihm auch zu erwarten berechtigt, daß der historische Skepticismus noch selbst über den Ausdruck der letzten Resultate einer sorgfältigen Untersuchung wache. Wenn in dem ersten Theile dieser Geschichte Kritik alter Urkunden nöthig war, welche ihre Heiligkeit bey Manchem eben bloß durch ihr Alter gewonnen: so ist bey der in diesem zweyten Theile beginnenden kirchlichen Moral, Kritik der untergeschobenen wie der verstümmelten Schriften, und zu dem Ende auch noch Kenntniß der Geschichte der Philosophie vor Christus nöthig.

Wer möchte nun des Verf. Bemerkungen über die Aechtheit der Schriften der apostolischen Väter überflüssig finden? Wer nicht das humane Urtheil billigen, welches den Verf. mehr für die Annahme einer Interpolation, als einer absichtlichen Unterschiebung stimmte? Rec. schätzt eben so aufrichtig die ernste und ehrfurchtsvolle Behandlung und Heraushebung des wirklich Guten, und der oft überraschend reinern Vorstellungen, mitten unter oft sehr sinnlichen Bestimmungen, als auch des Verfasser philosophischen Sinn, sein Streben nach Deutlichkeit, wie seinen Unternehmungsgeist, nützliche Bücher zu schreiben. Doch so rühmlich dieser Fleiß, und die Auffassung eines Ideals einer solchen Geschichte ist: so ist doch eine klare und stete Vorstellung bey der Ausmahl wie bey der Beurtheilung der Materialien nöthig; ein Umstand, den man bereits bey des Verf. Geschichte des Skepticismus vermißte.

Die erste Rücksicht betrifft immer die Treue des Stoffs und die Frage: ob der Darsteller moralischer Dogmen sie in den Quellen richtig ausgelegt, und treffend, und, ohne irgend einen Nebenbegriff beyzumischen, übersetzt habe? Gern hätten wir da noch öfter die eignen Worte, wenn auch nur bey merkwürdigen Vorstellungen, wenn auch nur in Klammern eingeschlossen, im Originale zugleich angeführt gesehen. Wie oft klingt dagegen ein Ausdruck reiner und philosophischer, als der, der ihn brauchte, ihn meinte! In solchen Fällen bedürfte es einer Nachweisung, wie weit ein, besonders minder gebildeter, oder nicht ganz unbefangener, kirchlicher Schriftsteller seinen Sinn durchdrang? Wenn

z. B.

z. B. in des Barnabas Briefen der Rath vorkommt: ἑαυτῶν γίνεσθε νομοθέται ἀγαθοῦ: so könnte man leicht an die Kantische Idee der Selbstgesetzgebung denken, von der sie wenigstens als bemerkenswerther Keim erscheinen dürfte. — Doch der Umfang, in welchem ein Verf. eine Behauptung nahm, läßt sich auch nicht bestimmen, bevor man nicht in sein eignes System, oder, wenn seine Inkonsequenz dieß nicht zuließe, wenigstens in seine Lieblingsideen, in seine herrschenden Grundsätze eingedrungen wäre, und bloß zufällige oder blind angenommene, und mithin nur wiederholte Nebenvorstellungen, so wie die allgemein hervorstechende Richtung des Zeitalters davon gehörig gesondert hätte. Auf diesen innern und äußern Zusammenhang der Vorstellungen kommt das Meiste an, und zu diesem Zwecke wären allerdings Monographieen über die Moral einzelner, besonders gelehrterer, Schriftsteller unter den Kirchenvätern, als Vorbereitung einer solchen Geschichte sehr wünschenswerth, und ein solches ganz specielles Thema dürfte wohl mehr als Preisfrage für die in Göttingen Studierenden, die Gründlichkeit der Untersuchung befördern, als wenn diese, die doch erst das Einzelne zu lernen haben, gleich die Moral eines ganzen großen Zeitraums überschauen sollten. Nur dann erst lassen sich auch die feinen Nüancen, so wie die wahre Entwickelung jedes moralischen Dogma genauer bestimmen; nur dann erst würde diese Geschichte, welche unstreitig vor allen bisherigen Versuchen dieser Art ihre Vorzüge behauptet, auch zugleich mehr moralische Dogmengeschichte seyn, welche in einzelnen wichtigen Lehren einen Hauptfaden überall festzuhalten und kenntlich zu machen wüßte. Der Herr Verf. versuche es einmal, ob er die Fortbildung eines Dogma bündig und bestimmt durch die von ihm behandelten Zeiträume in einer die verschiedenen Hauptwendungen bestimmt auffassenden, gedrängten Uebersicht sogleich sicher aus seiner Geschichte ziehen könne?

Herr Stäudlin hat bey der Darstellung seiner Materialien die systematische Methode, und zwar nach vorhergegangener Ueberlegung, gewählt. So zerfällt das Ganze eigentlich in drey einfache Abtheilungen, in die Vorstellungen der Kirche, in die der Nichtkirche, und in die des Volksglaubens. Der Verf. drückte dieß so aus, woraus sich zugleich der Plan dieses Theils ergiebt:

I. Wo-

I. Moral der kathol. Kirchenschriftsteller: 1) der apostolischen Väter überhaupt: Barnabas, Hermas, Klemens von Rom. (Kanones der Apostel, Rekognitionen.) Ignatius. Polykarpus. 2) Der einzelnen Kirchenväter der kathol. Kirche; a) der griechischen: Justin der Märtyrer, Athenagoras, Theophilus von Antiochien, Irenäus, Klemens von Alexandrien, Origenes u. s. Schüler; b) der lateinischen: Tertullian, Cyprian, Minucius Felix. S. 7 — 376.

II. Streitigkeiten in der Kirche über moral. Gegenstände und Verordnungen, welche die Vorsteher der Kirche und die Synoden in moral. Rücksicht gemacht haben. Streitigkeiten und kanonische Bestimmungen über die Taufe, das Fasten, die Ehe u. s. w. S. 377 — 429.

III. Moral der kathol. Kirche überhaupt. Unterschied derselben von der der Häretiker, und Werth der Moral der Väter in dieser Periode. S. 430 — 447.

IV. Moral der Häretiker. Der jüdischgesinnten Sekten, der Gnostiker, der Montanisten, des Manes, u. s. w. S. 448 — 500.

V. Die unter den Christen überhaupt herrschenden moralischen Vorstellungen und Grundsätze, und der Zustand der Sittlichkeit unter ihnen. Sittliche Denkart und Handlungsweise der Christen der ersten Jahrhunderte. Kirchliche Vereinigung und Verfassung derselben in sittlicher Rücksicht. S. 501 — 655.

So viel Reichhaltigkeit auch schon diese Uebersicht des ganzen Werkes verspricht: so bleiben über Auswahl und Anordnung doch immer noch manche Fragen übrig, die man sich bey einigem Nachdenken über die Konstruktion einer solchen pragmat. Geschichte der Moral nicht ganz verbergen kann. Sollen Auszüge aus den moralischen Schriften einzelner Kirchen-Schriftsteller in dieser Hinsicht wirklich Geschichte ihrer Moral darstellen: so dürften es freylich nicht einzelne abgerissne Gedanken, sondern es müßte bündige Darstellung ihres Systems, Auszeichnung des Charakteristischen und Eigenthümlichen, gehörige Absonderung des Fremden seyn, was man hier erhielte. Eine Geschichte gäbe selbst die Aus-

Aushebung reifere und treffender einzelner Ansichten allein noch eben so wenig, als eine bloße Hererzählung der Sensation machenden moralischen Grundsätze und Behauptungen. Nur bey jenem festern Blick auf den ursprünglichen Zusammenhang der sittlichen Wahrheiten im Geiste ihrer Urheber oder Bekenner, und auf das Gewicht, welches diese selbst manchen ihrer Behauptungen, denen wir unsern Principien zufolge es nicht beylegen könnten, zu legen geneigt waren; würde auch der an sich sehr lobenswerthe Nebenzweck des Verf.. den Kirchenvätern mehr Achtung und allseitigeres Studium zu verschaffen, erst gehörig erreicht werden können. — Was die Beurtheilung der historischen Daten betrifft: so war nicht bloß die Unterscheidung der eigenen Ideen jedes Schriftstellers von den biblisch — und — kirchlich-christlichen Vorstellungen, sondern auch von den Begriffen der Zeitphilosophie vorher zu berücksichtigen. Dann würde es sich auch zeigen, ob das Urtheil wohl von den Kirchenvätern gelte, was Hr. Platner im 2 Th. s. philos. Aphorismen, S. 103. Anmerk. behauptete, daß die ältern Moralphilosophen, die christlichen wohl (?) ziemlich (?) ohne Ausnahme, vermöge der Voraussetzung, daß alle Verbindlichkeit auf einen Oberherrn hinweise, die selbstgebietende Gesetzgebung der Vernunft bey weitem nicht einsahen [man erinnre sich hier der oben schon aus Barnabas angeführten Stelle], und daher das Vernunftgesetz, um dessiben Verbindlichkeit zu erweisen, als das göttliche Gesetz betrachteten. — Könnte es übrigens wirklich einen wesentlichen Unterschied zwischen einer Geschichte der Moralphilosophie überhaupt, und — einer Geschichte der Moral Jesu im engern Sinne — oder gar der biblisch-christlichen und apostolischen Moral insbesondere geben: so war dennoch überall die pragmatische Rücksicht nöthig: ob und wiefern ein einziger christlicher Moralist nach der Apostel Zeiten unmittelbar an die biblischen Belehrungen Jesu seine eigenen Grundsätze anknüpfte, und, bey noch nicht gehabter historischer Interpretation anknüpfen konnte — folglich auch, wie viel wirklich Christliches in der kirchlichen Moral erhalten und als solches anerkannt war?

Bey der Auswahl und Darstellung einzelner Daten und seiner hie und da abweichenden Vorstellung über Gegen-

will

will sich Rec. nicht aufhalten. Obgleich auch dieser Band, wie Rec. bereits angedeutet hat, noch Manches zu wünschen übrig läßt: so hat er ihm doch im Ganzen mehr Genüge geleistet, als der vorige. Ueber die specielle Moral der apostol. Väter hatte sich der Verf. bereits 1800 durch ein Programm vorgearbeitet. Seitdem haben wir in diesem Jahre, 1803, zwey kurze Geschichten der christl. Moral von P. S. Vogel (Lehrb. d. chr. M. S. 29 — 42.) und von S. G. Lange (Syst. d. theol. M. S. 37 — 62.) erhalten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß Hr. St. mehrere einzelne Berichtigungen unhistorischer Vorstellungen eingestreut hat, die wir eben so gern heraushöben, wenn hier der Ort dazu wäre. Nur ein paar zur Probe: daß Chiliasmus und Dämonologie unter den ersten Christen die herrschendsten Vorstellungen waren, läßt sich nicht beweisen. Bey Hermas wird nirgends die Sündenvergebung von der Versöhnung durch Jesus; sondern immer von der Besserung allein abgeleitet, u. s. w. Wenn der Verf. S. 529. von den Sitten der Christen bemerkte, daß sie sehr von ihren Schicksalen abhiengen: so hätte dieser Einfluß noch genauer nach dem bestimmt werden sollen, was er vorher S. 502 von Lehren und Grundsätzen bemerkt hatte, welche die Denk- und Handlungsweise der Christen am meisten bestimmten. Daß man (nach S. 600. Anmerk.) noch keine Geschichte des geistlichen Standes in den ersten Jahrhunderten besitzt, ist zwar wahr; doch hätte unter den von Mosheim bereits angeführten Werken, besonders der klassische Versuch des forschenden Ziegler's: Pragmat. Gesch. der kirchl. Verfassungsformen in den ersten sechs Jahrhund. vorzüglich herausgehoben zu werden verdient. — Rec. sieht dem folgenden Bande mit froher Erwartung entgegen.

Fd.

Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlands-Geschichte. Drittes Bändchen. Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige im achtzehnten Jahrhunderte bis zum Hubertsburger Frieden. Von Ignaz Cornova. Prag, bey Calve. 318 S. Viertes Bändchen. Seit dem

dem Hubertsburger Frieden. Von Ebend. Ebend, 1803. 337 S. 8. 1 Mk. 12 K.

Der Verf. beschließt im letzten Bändchen seine Erzählungen mit dem 9ten Febr. 1801, wo der Friede zu Lüneville unterzeichnet worden. Er ist sich auch hier im Tone seiner Erzählungen durchaus gleich geblieben. Sie sind fließend und unterhaltend, und enthalten die merkwürdigsten Begebenheiten aus den Regierungen K. Karls VI., Mariens Theresien, Josephs II., Leopolds und Franz II. Also ist es freylich keine Geschichte Böhmens; sondern vielmehr nur der Regenten von der Monarchie, wozu auch Böhmen gehört. Die Erzählung vom letzten französischen Krieg hätte doch wohl selbst jungen Lesern interessanter gemacht werden können. Auf die Ursachen von dem gar zu unglücklichen Ausgange dieses Kriegs, läßt sich der Verf. nicht ein; dagegen läßt er keine Gelegenheit vorbey, ja fast scheint er darnach zu haschen, seinen Fürsten Komplimente zu machen. Mit Wärme preißt er die Regierung K. Josephs II., und sucht, was daran von Manchen getadelt worden, zu rechtfertigen. Mit den gerechtesten Lobeserhebungen erzählt er vom Erzherzoge Karl, und lediglich in dessen Gesundheitsumständen findet er den Anlaß zu seinem Abschied von der Armee im letzten Feldzug. Von der böhmischen Krönung Karls VI. im J. 1723 erzählt der V. S. 69. B. III. Folgendes: »Um diese Zeit »widerfuhr dem böhmischen Grafen Fr. Ant. v. Spork eine »vorzügliche Ehre. Er war zu Brandeis von der Jagdgesellschaft des Kaisers, stiftete zum Andenken des Tages »den Hubertusorden, und der Monarch würdigte sich, das »Ordenszeichen, einen goldenen Pfennig, auf welchem der »H. Hubertus abgebildet war, mit einem daran hängenden »goldenen Jagdhorn aus den Händen des Grafen anzuneh»men, der auch an der Stelle, wo dieses geschehen war, »eine Denksäule errichten ließ. In der Folge trugen diesen »von einem böhmischen Grafen gestifteten Orden auch Au»gust II, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, und »Friedrich Wilhelm I, König von Preußen.«

Gr.

Denk.

Denkwürdigkeiten der französischen Revolution, vorzüglich in Rücksicht auf Staatsrecht und Politik. Von Christian Ulrich Detlev von Eggers, Königlich Dänischem Legationsrath, Oberprokureur und Deputirten in der Dänischen Kanzley. Fünfter Band. Kopenhagen, bey Prost. 1803. 1 Alph. 8 Bog. gr. 8. 1 Rt. 16 gr.

Es sind nunmehr 9 — 10 Jahre verflossen, seitdem Herr v. E. dieses Werk begann, und doch sind erst fünf Bände desselben gedruckt, worin die Geschichte kaum zweyer Jahre erzählt wird. Denn der neueste vor uns liegende Band geht erst bis zum 1sten März 1789, da die Revolution eigentlich ihren Anfang nahm. Bisher also hat Hr. v. E. nur die Geschichte der Vorrevolution, wie er sie nennet, beschrieben. Sollte vielleicht die Schuld an dem Verleger des Werks liegen? Zwey Umstände veranlassen uns zu dieser Vermuthung: 1) die zu Anfang des Jahrs 1794 geschriebene Vorrede, worin der Verf. versichert, die Geschichte dieser Vorrevolution sey schon ganz vollendet, und es werde in jeder Messe ein Band, folglich jährlich zwey Bände, erscheinen. Diesemnach hätten die bisher gedruckten fünf Bände bereits in der Ostermesse des Jahres 1796 in den Händen des Publikums seyn können. 2) Ist die Vorrede des fünften Bandes vom 2ten April 1802 datirt, und doch erschien dieser ein ganzes Jahr später. Sollte diese Langsamkeit im Ausarbeiten oder vielleicht im Drucken verhältnißmäßig so fortwähren: so würden viele Leser die Beendigung dieser Geschichte nicht erleben. Man sollte doch denken, Autor und Verleger wären durch die günstige Aufnahme derselben, und da der erste Band schon die zweyte Ausgabe erlebte, hinreichend zur schleunigern Fortsetzung ermuntert worden. Sollte aber dieß, wider Verhoffen, der Fall nicht seyn: so dürfen beyde vermuthen, daß der Eifer der meisten Käufer durch die allzu große Zögerung erkaltet syn möge. Uebrigens gebührt unser, den vorigen Bänden ertheiltes Lob auch dem neuesten. Er enthält im 25sten Abschnitt die Geschichte der zweyten Versammlung der Notabeln, und im 26sten die Beylage dazu; im 27sten die Geschichte der innern Gährungen seit der Zusammenberufung

dieser

dieser zweyten Versammlung bis zur Eröffnung der Reichsstände-Versammlung, und im 28sten die Belege hierzu; im 29sten aber die Eröffnung dieser Versammlung selbst, und im 30sten die bey dieser Gelegenheit gehaltenen Reden; nebst zwey allgemeinen Uebersichten der in jenem Zeitpunkte festen Einnahmen und beständigen Ausgaben.

Rb.

Leonard Meisters helvetische Geschichte während der zwey letztern Jahrtausende, oder von Cäsars bis zu Bonaparte's Epoche. Dritter Band. St. Gallen und Leipzig, bey Supprian. 1803. 432 Seit. 8. 1 Rl. 20 Kr.

Dieser Band führt die Geschichte der Schweiz von dem spanischen Erbfolgekriege an, bis zum Nov. 1799, als die österreichisch-russischen Truppen sich aus der Schweiz zurückzogen, fort. Der 7te Abschnitt beschreibt den einheimischen Krieg wegen Toggenburg vom J. 1712 — 1718. Der 8te erzählt alle Unruhen und Auflehnungen während des 18ten Jahrhunderts bis zum Ausbruche der helvetischen Revolution im J. 1798. Der letzte Abschnitt enthält die Geschichte der Schweiz von der letzten eidgenossischen Tagleistung bis zum November 1799. Das harte Schicksal, welches zur Zeit des französischen Direktoriums die Schweiz traf, erregte eine allgemeine Sensation, und wird daher auch in dieser Darstellung gewiß die Theilnahme jedes Lesers dieser Geschichte erwecken. Schade nur, daß der Verf. nicht vorher einen allgemeinen Blick auf die Stimmung der Nation oder wenigstens der Wortführer warf, ehe er die Erzählung der traurigen Veränderungen in der Schweiz unternahm; doch vielleicht war eine treue Charakterisirung derselben, und die Darstellung ihrer Absichten und Hoffnungen noch zu frühe!

Die schwimmende Republik. Eine Erzählung des Aufstandes der brittischen Seeleute auf der Themse,

für das Jahr 1797. Nebst Richard Parkers Vertheidigung vor dem Kriegsgerichte, und einem Anhang über das Seewesen; beschrieben von einem Augenzeugen. Mit Parkers Portrait. Fürth, im Büreau für Literatur. 1801. kl. 8. 7½ Bog.

Der Titel zeigt den Inhalt dieses kleinen interessanten, und von einem sachkundigen Manne geschriebenen Werks, vollständig an. Der Verf. diente damals unter der brittischen Flagge, und befand sich während des Aufruhrs auf dem königl. Schiffe Grampus; als Augenzeuge der mannichfachen Scenen, welche damals vorfielen, konnte er eine getreue Erzählung jener sonderbaren Begebenheit machen. Richard Parker, Admiral der schwimmenden Republik — diesen Namen legten ihm seine Anhänger bey — war wohl im Stande, eine große Idee zu fassen; aber sie auszuführen, dazu fehlte es ihm an Muth. In seiner Vertheidigung, welche er selbst aufsetzte, und vor dem Kriegsgericht herlas, gab er von seinem ganzen Betragen Rechenschaft, und deckt freymüthig die großen Mißbräuche bey der englischen Marine auf; sie ist ein Meisterstück von Wohlredenheit.

Geschichte der Deutschen, für die Jugend. Siebentes Bändchen. Leipzig, bey Crusius. 1802. 410 Seit. 8. 1 Rl.

Rec. hat über diese Bearbeitung der deutschen Geschichte für die Jugend schon zu oft seine Meinung — bey der er noch immer beharrt — gesagt, als daß es bey Anzeige dieses Bändchens eines Mehrern bedürfte, als zu bemerken, daß der größte Theil dieses Bändchens die fortgesetzte Geschichte des Kaisers Karls V enthält; der kleinere Theil desselben betrifft die Geschichte der Kaiser Ferdinand I und Maximilians II.

Mm.

Ger-

Germanien und Europa. Von Ernst Moritz Arndt. Altona, bey Hammerich. 1803. 434 Seit. 8. 1 Rf. 16 gr.

Wenn Rec. den Inhalt dieses geistvollen, aber etwas verworrenen Werkes richtig aufgefaßt hat: so wollte der Verf. zuerst die Geschichte der politisch-moralischen Kultur von Europa, und besonders von Deutschland, dann die gegenwärtige Ansicht, und zuletzt die möglichen Fortschritte derselben in einem einzigen Gemälde aufstellen. Rec. muß ihm das Zeugniß geben, daß er dieses mit vieler Einsicht und großer Genialität ausgeführt hat: so sehr es auch dem Werke im Ganzen an Symmetrie, Klarheit und Schönheit fehlen dürfte. Ueberall erkennt man einen Mann, der sich zu einem höhern Gesichtspunkte zu erheben vermag; der überall die Wahrheit sucht, dem Menschenglück und Menschenveredlung keine Chimäre sind. Destomehr muß man wünschen, daß er bey künftigen Arbeiten seine Gedanken etwas systematischer ordnen lerne, und seinem Style durchaus jene Klarheit, Präcision, Korrektheit, Harmonie und Schönheit geben möge, die das Eigenthum aller talentvollen Schriftsteller sind. Daß der Verfasser zu dieser gehöre, daß es ihm nur noch an Routine, Geduld zur Feile, und Strenge gegen sich selbst zu fehlen scheine, daß er nicht gemacht sey, um auf halbem Wege still zu stehn, davon hat er auch in diesem Werke rühmliche Beweise abgelegt.

Interessant sind die Bemerkungen des Verfassers über die allmähliche Bildung der Kulturverhältnisse von Europa, und besonders über die merkwürdigsten Phänomene des achtzehnten Jahrhunderts. Sehr lesenswürdig ist in dieser Rücksicht, was er über Friedrich II, Joseph II, die französische Revolution, Bonaparte, u. s. w. sagt. Eben so trefflich ist das politische Glaubensbekenntniß, das er auf diese Uebersichten folgen läßt, und nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen die politischen Muthmaßungen, die er über das künftige Schicksal von Europa, und besonders von Deutschland aufstellt. Gern würden wir unsern Lesern von allen diesen Betrachtungen einen Auszug liefern; allein da unser Raum beschränkt ist, müssen wir uns mit einer einzigen Stelle begnügen, wo der geistvolle Verf. von dem künf-

tigen Schicksale Frankreichs spricht, und die zugleich zum Belege unsers Urtheils über seinen Vortrag dienen kann. S. 383 ff. »Und die Folgen von allen diesen glänzenden »Siegen für die Franzosen? Sie werden zuerst, wie alle »Eroberer, ein übermüthiges Volk; weil sie auswärts gegen die Fremden nicht gerecht sind, werden sie es auch daheim verlernen; weil sie an andern Völkern keine Freyheit »ehren, werden sie im Vaterlande ihrer nie würdig werden; »der Unterdrücker hat die größte Fähigkeit, unterdrückt zu »werden. Sie werden sich verderben durch die unnatürliche »und ungleiche Verbindung mit fremden Sprachen; ganz »leise zwar, aber sicher wird dieß Verderben in ihren Charakter übergehn, obgleich die Unterjochten noch mehr dadurch verdärben werden. Sie gewöhnen sich bey diesem »Uebermuthe immer mehr, die Fremden zu verachten, die »sie plündern und zertreten. Wer die Behandlung der »Rheinländer und Italiäner kennt, der versteht mich. Sie »werden die fremden Völker verachten, und sich nicht neben ihnen bilden können, also einseitig und eitel bleiben, »wo sie in höherer Bildung, stolz und vielseitig seyn könnten. »Durch diese Gränzen und Uebergränzen, haben sie sich »allen Kampf genommen, das Schlimmste, was einem »Volke widerfahren kann, das, warum Scipio zu den »Göttern betete, als Carthago gefallen war. Sie stehen »im Gleichgewicht mit Keinem auf dem festen Lande; sondern haben allenthalben das Uebergewicht. — — Aber »welchen Gefahren setzen sie sich dadurch aus? Der Gefahr, »ein ungeheures Heer unterhalten zu müssen, um das wiederstrebende, und immer zum Aufruhr bereite Fremde, was »zum Theil außerhalb der Gränzen ihrer Vertheidigung »liegt, mit Gewalt behaupten zu können; der Gefahr, sich »nach mäßigen Pausen darum wieder mit dem halben Europa schlagen zu müssen; der Gefahr, wenn es am glücklichsten geht, noch weiter ausgedehnte Eroberungen zu »machen, und also die Staatskräfte und den Druck der Auflagen noch mehr anstrengen zu müssen; der Gefahr, in Charakter zu zerfließen, wie ihre Gränzen auseinander fließen; »der Gefahr, von dem Wege der ruhigen Bildung, worauf »allein zur Feinheit und schönern Kunst gegangen wird, immer weiter verschlagen zu werden. In diesen wenige »Andeutungen liegen hundert andere Gefahren, u. s. w.«

Bm.

1. Nekro-

1. Nekrolog auf das Jahr 1798. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger, in diesem Jahre verstorbener Deutschen. Gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Neunter Jahrgang. Zweyter Band. Gotha, bey Perthes. 1803. 388 Seit. 8. 1 Rl.

2. Nekrolog der Deutschen für das neunzehnte Jahrhundert. Herausgegeben von Fr. Schlichtegroll. Erster Band. Ebendas. 1802. XII und 342 S. 8. 1 Rl.

Der Verfasser dieser Anzeige setzt mit Vergnügen das Geschäft fort, die Leser der Bibliothek mit den Biographieen bekannt zu machen, die diese Bände enthalten. In Nr. 1. findet man zuerst eine umständliche Lebensbeschreibung von Jacob Herrmann Obereit, geb. den 2ten Dec. 1725 in Arbon, gestorben in Jena am 2ten Febr. 1798. Der Verstorbene hatte selbst die Nachrichten von seinem Leben für den Nekrolog im Jahre 1796 aufgesetzt; die Handschrift fand sich aber nach seinem Tode nicht wieder. Hier liegen aber dennoch Briefe und Aufsätze aus seiner Feder, so wie des Vaters Haus — und Tagebuch, imgleichen Zimmermanns Werk über die Einsamkeit, nach echten Quellen berichtigt, zum Grunde. Die Schicksale dieses Philosophen und Mystikers sind hier erörtert; seine Lehren und mancherley Streitigkeiten der Vergessenheit entrissen. Sein Vater war ebenfalls zur Mystik geneigt. Unser Obereit las und studierte seit seinem 9ten Jahre Theologie, Philosophie, Theosophie, Chirurgie und Chemie. 1740 kommt er in Arbon zu einem Wundarzt in die Lehre, wandert darauf, studiert in Halle Medizin, und geht 1747 nach Berlin, 1750 nach Lindau in der Schweiz, wo er Operateur und Medicinae practicus wird. 1752 wird er daselbst Geburtshelfer, und 1769 Dr. der Philosophie. Dreymal hält er sich in Jena auf, und nimmt Theil an den neuen philosophischen Systemen. 1786 — 1791 ist er in Meiningen, wo ihn der Herzog unterstützt. Zu seinen Wohlthätern gehören besonders Wieland und Bode. Seine größte Celebrität dankt er seinem 1781 erschienenen Werke: die Einsamkeit der

ohieren giebt. Der Nekrolog für das 19 Jahrhundert bindet sich ferner nicht mehr an Jahre, sondern liefert die Lebensbeschreibungen, von welchen Stoff mitgetheilt ist. Diejenigen, welche dem Herausgeber Beyträge senden, werden als Verfasser genannt, wenn sie die Erlaubniß dazu ertheilen. Er erinnert mit Recht, »daß hier nicht Panegyrici und Eloges, sondern belehrende Lebensnachrichten, nicht Denkwürdigkeiten für »die Familie und einige Freunde, sondern allgemein interessante Biographieen für das Publikum, gegeben werden sollen.« Möchten doch diese Grundsätze und Forderungen stets von den Einsendern befolgt werden; denn der Biograph soll durchaus kein Lobredner seyn. So wenig er die Lichtseite seines geschilderten Charakters verdunkeln darf, eben so sehr wird es Pflicht, auch den Schatten im Gemälde bemerkbar zu machen, und ihn nicht fortzulassen.

Der erste, der in diesen Tempel des Nachruhms und des wahren Verdienstes eingeführt worden ist, ist Karl Christoph von Hoffmann, königl. preuß. geh. Rath, und vormals Kanzler der Universität Halle, v. Prof. Eberhard, geb. den 6ten Aug. 1735, gest. den 9ten Jan. 1801. Seiner Fürsorge danke die Universität Halle einen verbesserten botanischen Garten, ein Naturalienkabinet, eine Sternwarte, mit dem dazu erforderlichen Apparat, und andere Vorzüge, die ihr durch die Milde König Friedrich Wilhelms II zu Theil wurden. Er hatte mannichfache Kenntnisse, war ein feiner Weltmann, und besaß viel Herzensgüte. 2) Karl Wilh. Ernst Heimbach, Rektor der Schule in Pforte, geb. den 20sten Okt. 1765, gest. den 10ten Okt. 1801. Ein achtungswerther Lehrer einer wichtigen Anstalt, die den verewigten Klopstock unter ihren Zöglingen zählt. 3) Andreas Joseph Fahrmann, Dr. der Theol., Bischoff zu Almira, Weihbischoff zu Würzburg, geb. den 8ten Nov. 1742, gest. den 6ten Febr. 1802. 4) Anastasius Ludw. Wienken, königl. preuß. Kabinetsrath, geb. zu Helmstädt, den 2ten Aug. 1750, gest. in Potsdam, den 5ten August 1801. Von diesem ausgezeichneten Manne, dessen Andenken jeder preuß. Patriot dankbar ehrt, hatte Hr. Probst Teller in Woltmanns Geschichte und Politik III. 351. eine kurze Biographie geliefert, die hier von dem Herausgeber erweitert erscheint. 5) Dr. Christoph Daniel Lebrecht Mittelhäuser, praktischer Arzt in Dresden, geb. den 15ten Jul. 1727,

1727, in Weißenfels, geſt. den 4ten Febr. 1801, in Dresden. 6) Johanna Sophia Kettner, geſt. in Eichſtädt, am 21ſten Jan. 1802, im 82ſten Jahre. Sie ſtand 3 Jahre als gemeiner Soldat, und 2½ Jahr als Korporal in kaiſerl. königl. Dienſten. Ihr Geſchlecht wurde erſt bey einer ſchweren Krankheit entdeckt. 77 M. Heinrich Gottfried Reichard, Konrektor der Fürſtenſchule zu Grimma, geb. zu Schleiz 1742, geſt. den 22ſten Mai 1801, v. Profeſſor Lenz in Gotha. Er iſt am meiſten durch ſeine lateiniſche Ueberſetzung der Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs von Archenholz bekannt. 8) Johann Wilhelm Trumpf, Pagenhofmeiſter in Gotha, geb. in Sachſenburg, den 8ten Sept. 1729, geſt. in Langenſalza, den 7ten Jul. 1801. Ein Mitſchüler Klopſtocks, und Freund Leſſings. 9) Johann Chriſtian Gottlieb Ackermann, Prof. der Medicin in Altdorf, geb. den 17ten Febr. 1756, geſt. den 9ten März 1801. 10) Johann Rudolf Zumſteeg, herzogl. würtembergſcher Konzertmeiſter, geb. den 10ten Jan. 1760, in Sachſenflur im Odenwalde, geſt. den 27ſten Jan. 1802, in Stuttgard. Seine Kompoſitionen werden mit Achtung gegen ihren Urheber, und Empfindung gehört. 11) Chriſtian Wilhelm Büttner, herz. weimarſch. Hofrath und Prof. in Jena, geb. in Wolfenbüttel, den 27ſten Febr. 1716, geſt. in Jena den 8ten Okt. 1801. Ein Gelehrter, aber in einiger Hinſicht auch ein Sonderling. 12) Aug. Ferdinand Graf von Veltheim, auf Harbke, großbrit. Berghauptmann, geb. in Harbke, den 18ten Sept. 1741, geſt. in Braunſchweig, den 4ten Okt. 1801, v. Prof. Lenz in Gotha. Sein mit amerikaniſchen und andern fremden Blumen und Sträuchen gezierter Garten in Harbke, iſt den Freunden der Gartenkunſt bekannt. Man lernt den Verſtorbenen hier von vielen Seiten kennen. 13) Dr. Karl Wilhelm Müller, kurſächſ. geh. Kriegsrath und erſter Bürgermeiſter in Leipzig, geb. im Dörfchen Knauthayn bey Leipzig, den 15ten Sept. 1728, geſt. den 28ſten Febr. 1801. Ein edler Mann, den Leipzig nie vergeſſen wird; der Stifter der dortigen Freyſchule, der Verbeſſerer des Religionskultus, der Verſchönerer der Umgebungen Leipzigs, und der Schöpfer neuer Anlagen. Man errichtet dem Unvergeßlichen ein Ehrendenkmahl, und die Stände und Innungen Leipzigs flechten dadurch ſich und ihm den ſchönſten Kranz.

Mögen doch ferner noch viele Deutsche den Nekrolog lesen, in der Erinnerung an die vorangegangenen Brüder verweilen, und das von ihnen gestiftete Gute mit Dankbarkeit benutzen!

Ww.

Die deutsche Reichsverfassung seit dem Lüneviller Frieden, in Hinsicht auf ihre Form und ihre Natur betrachtet. Mit Vorschlägen zur Verbesserung ihrer Gebrechen. Deutschland. 1803. XXIV und 336 Seit. 8. 1 Rl. 8 gr.

Der Hauptcharakter dieser Schrift besteht in Folgendem: Sie entwickelt den jetzigen Zustand der deutschen Verfassung kurz aus ihrer ursprünglichen Anlage, und dem, was die Zeit darin verändert hat; dann enthält sie viele Vorschläge zu Verbesserung dieses jetzigen Zustandes, ohne ihn ganz umzukehren. Diese Vorschläge nehmen den größten Theil der Schrift ein; sie bezwecken aber eine schwer zu Stande zu bringende Reparatur, über welcher das morsche Gebäude leicht ganz zusammenstürzen kann, und möchten größtentheils nur als wohlgemeinte, zum Theil sehr gut ersonnene Träume und Wünsche eines biedern Patrioten gelten. Sie werden gewiß jedem Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren. Uebrigens hängt der Verfasser etwas zu sehr an den Formen, und verspricht sich zu viel von solchen. Die Formen haben allerdings in einem solchen Staatenbund, welchen der Verfasser aus dem Ueberreste des deutschen Reichs zu machen wünscht, ihren großen Werth; aber die Herstellung derselben ist auch gerade in der jetzigen Lage der Dinge ein unüberwindliches Hinderniß. Der Raum dieser Bibliothek verstattet nicht einen ausführlichen Auszug aus dieser Flugschrift zu geben; ob sie gleich sich vor den meisten Flugschriften sehr auszeichnet, und selbst einen gewissen bleibenden Werth behalten wird. Wir machen daher unsere Leser nur auf einige vorzüglich lesenswerthe Kapitel derselben aufmerksam. Kap. V. betrachtet das ganz verschiedene Interesse der deutschen Staaten, da sie entweder mit fremden Monarchien verbunden sind, oder ohne diese Verbindung für sich allein bedeutende Mächte vom zweyten und

dritt

dritten Range entwachsen, oder ganz kleine Staaten bilden, die einzeln keine Sicherheit von außen haben. Es wird darin gezeigt, wie unter diesen Umständen eine Vereinigung Aller unter einem Oberhaupte, welchem ein Veto zugestanden werden soll, ganz unausführbar ist. Kap. VI. Nutzen der Kreisverfassung, Vorschläge zu einer neuen veränderten Einrichtung derselben. Kap. VII. Untauglichkeit der zeitherigen Reichs-Kriegsverfassung. Die Gedanken zur Verbesserung derselben, so wie die Vorschläge im vorigen Kapitel enthalten politische Träume, die nicht zu realisiren sind. Kap. VIII. Die Reichsjustiz-Verfassung muß eine Aenderung leiden. Da die Reichsjustiz durchaus keine Gewalt über die mächtigeren Reichsstaaten hat: so lasse man diese letztern ganz aus dem Wirkungskreise derselben weg; man errichte eigene Obertribunäle für die Unterthanen der kleinen appellabeln Reichslande, und dann ein eigenes Gericht für alle Angelegenheiten der Fürsten unter sich. Auch hier ist Manches geträumt, was wohl nie wird ausgeführt werden können; aber doch findet man dabey sehr gute Gedanken und Vorschläge, die eine nähere Erwägung von Seiten der Gesetzgeber Deutschlands verdienen. Kap. XII. Schlägt eine sehr komplizirte Verfassung vor, durch welche die Ruhe der Kreisbünde gesichert, und diese gegen Verwickelung in die Händel der großen deutschen Mächte geschützt werden sollen. Diese Verfassung ist plattterdings unausführbar, wenn sie auch — woran wir doch zweifeln — den gewünschten Nutzen gewähren sollte. Kap. XIV. Ein sehr interessantes Kapitel über das Reichsoberhaupt. Die Entblößung der Kaiserwürde von allen Besitzungen im Reiche, durch welche das Interesse des letztern mit zu dem Interesse des Kaisers gemacht würde, dann der Mangel einer Exekutivgewalt in den Händen des letztern, hat die ursprünglichen Verhältnisse des Reichsoberhauptes vernichtet, und zur Antiquität gemacht. Der Verf. hat daher den sinnreichen Gedanken, daß die Leitung der Reichsangelegenheiten von der Repräsentation der Reichswürde oder Majestät getrennt, und die erste dem Reichserzkanzler, die zweyte aber einer der großen deutschen Mächte übertragen werden könne. Wir können uns hier nicht über die dieserhalb vorgeschlagene Einrichtung verbreiten; aber wir empfehlen diese Schrift Jedem, der Antheil an Deutschland und seiner schwankenden Verfassung nimmt; Jedem, der Einfluß

fluß auf die mögliche Verbeſſerung derſelben hat, zum Leſen und Erwägen.

Aa.

Die hildesheimſche Stiftsfehde des Jahres 1519. Vom Archiv-Aſſiſtent (en) Delius zu Wernigerode. Leipzig, bey Dyk. 1803. 336 Seit. und 2 Bog. Vorr. u. Quellenangaben. 1 Rt. 8 Gr.

Dieſe Schrift entſtand auf Veranlaſſung der Anſprüche des Hauſes Braunſchweig auf das Bisthum Hildesheim.

Die Einleitung von S. 1 bis 74 handelt von der Erwerbung des Landes, und liefert hiſtoriſche Notizen von den einzelnen Theilen des vormaligen Hochſtifts. Sie reichen oft bis ins Alterthum hinauf; die Angaben ſind zuweilen mit Urkunden aus Druckſchriften belegt; zuweilen geſteht der Verf. die Unſicherheit und Ungewißheit mancher Behauptungen, die hin und wieder vorgebracht worden ſind. Man nehme z. B. Peine, wo es S. 23. heißt: »Ob aber »Graf Ludolf, als Beſitzer von Peine, Heinrich dem Lö»wen unterworfen war, das wird wohl ewig ungewiß blei»ben.« Hier beſtreitet der Verf. auch die Rechte Braunſchweigs auf das gedachte Amt, welches einige Schriftſteller behauptet hatten. Aber ſelbſt kurhannöverſche Skribenten, u. a. von Selchow ſagt in ſeinem Grundriß einer Geſchichte des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, daß es ungegründet ſey, was einige von der Grafſchaft Peina, und dem Rechte des Braunſchweig-Lüneburgſchen Hauſes an ſelbiger behauptet haben. Wenn der Verf. S. 29. in der 38ſten Note mit Recht erinnert, daß man comecia, nicht comitatus leſen müſſe, warum bedient er ſich denn im Text des Ausdrucks Grafſchaft? Was von einer vormaligen Grafſchaft Peina und von davon benannten Grafen geſchrieben worden, kömmt von der unrichtigen Deutung des Worts comecia her. (vergl. Büſchings Erdbeſchr. Th. 9. 7te Ausg. S. 530.) Die Herren von Peina hatten die comeciam, d. i. Gericht und die Hälfte der Stadt und des Schloſſes von Hildesheim zu Lehen. Das Wort Grafſchaft hätte daher nicht

ſtatt

statt finden sollen. — (Hallermund) Spiegelberg bedurfte umständlicher behandelt zu werden.

Von S. 75 an, bis S. 213 wird die Fehde selbst bis zum Quedlinburger Vergleich 1523 beschrieben. Auf einer Seite standen Johann, Bischoff von Hildesheim, und Heinrich der Mittlere von Zelle; auf der andern Herzog Erich I von Kalenberg, Franz von Münden, nebst 55 hildesheimschen Rittern aus den ersten Familien, worunter besonders die Herren von Saldern sich auszeichneten. Diese sollten, nach der Forderung Johanns, die verpfändeten Schlösser Lauenstein und Bockenum räumen, und dieß war der Ursprung einer Fehde, die mit allen ihren Folgen sich erst nach 124 Jahren endete. Verheerungen, Plündern, Brennen und Morden trafen die darin verwickelten Länder. Wir können die verschiedenen Vorfälle dieser in die Specialgeschichte des Mittelalters gehörenden denkwürdigen Fehde hier nicht weiter berühren; sondern bemerken daraus nur das wichtigste Treffen auf der Soltauer Haide im Zellischen, am 28sten Jun. 1519. Hierin wurde die braunschweig-wolfenbüttelsche und kalenbergsche Partey geschlagen, und die Herzoge Erich und Wilhelm von Wolfenbüttel wurden gefangen. — Kaiser Karl V. erklärte mit Parteylichkeit, die selbst der berühmte Geschichtsforscher Spittler anerkennt, den Bischoff Johann v. Hildesheim und seine Bundesgenossen in die Acht; ließ die Exekution gegen Hildesheim vollstrecken, bis in Quedlinburg Herzog Georg von Sachsen, und Kurf. Albrecht von Mainz mit dem Stift und der Ritterschaft in Hildesheim den Vergleich abschlossen, nach welchem die Stadt Hildesheim unter H. Erichs Schutz stehen, und die Aemter Peina, Steuerwald und Marienburg (das kleine Stift genannt) beym hildesheimschen Stifte bleiben sollten. — Die Erzählung selbst ist umständlich in einer edlen, nur vielleicht zuweilen zu gekünstelten Schreibart abgefaßt. —

Von S. 214 — 313 wird der Prozeß beschrieben. Dieser Abschnitt handelt vom Stifte während der Zeit, daß es Braunschweig im Besitz hatte. Der Bischoff Johann von Hildesheim hatte nicht in den Quedlinburger Vergleich gewilligt, und klagte daher gegen denselben beym Papste. Da er vom Kaiser geächtet war: so hielt er sich bey seinen Verwandten auf, und resignirte endlich 1527 vor Beendigung

gung des Prozesses zu Gunsten seines Nachfolgers Balthasar Merklins, kaiserl. Vicekanzlers. Hierauf erhielt Johann die Absolution. Ein Papst hatte den Quedlinburger Vertrag bestätigt; aber eine andere päpstliche Bulle v. 17ten Nov. 1540 bestimmte, daß die braunschweigschen Herzoge das Eroberte herausgeben, und die gezogenen Einkünfte erstatten sollten. Diese appellirten an Kaiser und Reich, und wurden ans Kammergericht gewiesen. Unter der Herrschaft Ferdinands II. wurde am Kammergerichte der Einfluß der hairischen Partey sichtbar. (Baiersche Prinzen waren damals seit einigen 50 Jahren hildesheimsche Bischöfe) Endlich erfolgte 1629 die kammergerichtliche Sentenz, daß die Herzoge alle 1521 u. ff. eroberten hildesheimschen Stücke, sammt allen genossenen und zu genießen gewesenen Früchten herauszugeben hätten. Dieß Urtheil nennt der Verf. eben so unerwartet als beschwerend, und sagt, daß die Herzoge vom Reichsoberhaupt befehligt waren, das Land in Besitz zu nehmen und zu nutzen, und dieß thaten sie, wenigstens so lange Johannes regierte, mit allem Recht, und ohne daß ihnen die gezogenen Früchte dieser Jahre hätten angerechnet werden dürfen. Die Abtragung der Achtskosten blieb auch eine offenbare Schuldforderung der Herzoge. — Darauf setzten sich die Hildesheimer, mit Unterstützung kaiserl. Truppen, schon gegen das Ende desselben Jahres 1629 (denn am $\frac{17}{27}$ Decemb. war erst das kammergerichtliche Urtheil eröffnet) gewaltsam in den Besitz, welches, nach des Verfassers Behauptung, gegen alle Ordnung des Reichs war. 1634 rücken die Braunschweiger wieder ein.

Im letzten Abschnitt von S. 314 bis 356 wird die Zurückgabe beschrieben. In Goslar und Braunschweig kam ein Vergleich 1643, im April, zu Stande, nach welchem der größte Theil des Stifts wieder an Hildesheim kam.

Der Verf. scheint hin und wieder Partey für die hildesheim-lüneburgsche Sache zu nehmen; daher ihm der Vorwurf der Parteylichkeit schon öffentlich gemacht worden ist. Auch wir finden manche Stellen, die diesen Verdacht zu begründen im Stande sind, z. B. S. 322. Aber an andern Orten finden wir hingegen auch laute Billigung des Verfahrens der braunschweigschen Herzoge, wovon wir vorher Einiges erwähnt haben. Wir an unserm Theile glauben, daß das Ganze zu schnell gearbeitet sey,

wie

nie der Verf. auch selbst einräumt; daß er aber, seiner Versicherung (S. V. Vorr.) gemäß, mit Unparteylichkeit hat zu Werke gehen wollen. Die Fehde selbst ist gut und umständlich beschrieben. Der neueste Reichsfrieden hat über das jetzige Fürstenthum Hildesheim entschieden, und daher dürfte die Kenntniß jener alten Fehde nur in Hinsicht auf die mittlere Landesgeschichte den Geschichtskundigen interessiren. Des Verfassers Belesenheit ist nicht zu verkennen.

Ww.

Mein Vaterland unter den hohenzollerschen Regenten. Ein Lesebuch für Freunde der Geschichte, aufs neue bearbeitet von K. H. Krause, Feldprediger des preuß. Infanterie-Regiments von Strachwitz. Erster Theil. Halle, bey Hemmerde. 1803. 22½ Bog. Zweyter Theil. 25 Bog. 8. 2 Rt.

Wir haben den ersten Theil dieser Schrift in der N. A. D. Bibliothek, Bd. 72. S. 419 ff., angezeigt; der zweyte Theil der ersten Auflage ist uns nicht zu Gesichte gekommen. Der Verfasser hat mit löblichem Eifer sich nach den öffentlichen Urtheilen gerichtet, und diese neue Auflage beträchtlich verbessert hervortreten lassen. Die dialogische Form ist ganz weggeworfen worden, welches sehr zu billigen ist. Auch hat das Aeußere ein gefälligeres Ansehen gewonnen. Der Inhalt selbst hat wesentliche Abänderungen und Verbesserungen erhalten, so daß die Schrift in dieser neuen Gestalt ein nützliches und unterhaltendes historisches Lesebuch geworden ist. Sie erweckt und nähret Vaterlandsliebe, und erhebt zu Gefühlen des Danks gegen eine wohlthuende Staatsverfassung. Die Abschnitte sind hier Abende überschrieben, weil der Verf. glaubt, daß sie am besten zur nützlichen Unterhaltung nach vollendeten Geschäften an ungestörten Abenden sich eignen. Der erste Theil begreift die ersten hohenzollerschen Regenten, bis auf Johann Siegmund, welcher 1619 am 23sten Dec. starb. S. 14 wird Heinrich der Vogelsteller aus dem sächsischen Hause irrig Kaiser genannt; er ist aber nur König. S. 125 die Abgabe, die

unter

unter Kurfürst Johann Cicero eingeführt wurde, heißt Bierziese, nicht Bierzinse.

Der zweyte Theil fängt von George Wilhelms Regierung mit dem Jahre 1619 an, und schließt mit dem Jahre 1713, dem Todesjahre König Friedrich I. Das Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm ist ausführlich behandelt worden. Daß nach S. 236 Der Klinger das Schmiedhandwerk erlernt haben soll, ist unerwiesen. Der dritte Theil, von dem wir bald eine Anzeige zu geben hoffen, wird das Ganze beschließen. Wir wünschen dieser Schrift viele Leser.

Of.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reise durch Oesterreich und Italien, von J. J. Gerning. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. Frankfurt am Main, bey Wilmans. 1802. 304 Seiten 8. Zweyter Theil. Mit einem Titelkupfer und vier Vignetten. 279 Seiten. Dritter Theil. Auch mit einem Titelkupfer. 376 Seiten. 3 Rt.

Recensent hat es nie vertragen können, wenn Reisebeschreiber bey ihren Erzählungen einen gewissen dichterischen Schwung annehmen, und nicht lieber das, was sie gesehen und gehört haben, in der einfachen und ungekünstelten Sprache der Natur vortragen. Noch weniger war es ihm angenehm, wenn er eine Reisebeschreibung mit Versen, oder wohl gar mit ganzen Gedichten durchwebt fand; und doch befand er sich bey Lesung der ersten Bogen dieser Reise so wohl, und las so ruhig und ununterbrochen fort, daß er Schwung und Gedichte, welches beydes, (ersteres besonders in den ersten Bogen, letzteres aber fast durchgängig,) er hier fand, nicht tadelte, wenigstens ertrug, und dem Erzähler willig folgte. Ein Beweis, daß der Ton des Vers., der bey ei-

nem Andern affektirt seyn würde, ihm natürlich ist. Ueberhaupt ist die Erzählungsart, welche fast durchgängig in dieser Reisebeschreibung herrscht, so unterhaltend, daß man ungern abbricht; denn dem Verf. ist die Kunst eigen, seine Leser gleichsam selbst an Allem Theil nehmen zu lassen.

Auch in literarischer und artistischer Hinsicht verdient diese Reise bemerkt zu werden, da sie nicht allein von merkwürdigen Gebäuden, Naturschönheiten und andern in die Augen fallenden Gegenständen; sondern auch von Wissenschaften und Künsten, von ihren Lehrern, und von Allen, die sich, in den Orten, wo er sich aufhielt, darinnen auszeichnen, mehrentheils hinlängliche Nachricht giebt. Bey den Dichtern sind sogar Proben ihrer Talente angeführt.

Bey Erwähnung des berühmten Dr. Gall in Wien wird man (S. 94) die kurze Uebersicht von seiner Hirn- und Schädel-Physiognomik, der man (nicht er selbst) den neunsylbigen Namen Enkephalokranioskopie gegeben hat, mit Vergnügen lesen, die wir eben deßwegen auch unsern Lesern mittheilen wollen. „Die Gieß-Augen (heißt es) besitzen „viel Namen- und Zahlen-Wort- und Sprachgedächtniß, das „bey den Augenliedern seinen Sitz hat. Das Ort-Gedächt„niß liegt gerade über der Nase. Das Sach-Gedächtniß „an der Nasen-Wurzel. Das Ton-Gedächtniß in den ge„wölbten Schläfen. Der Kunst-Sinn oben drüber. Der „Ordnungsgeist im Zirkelbogen der Augenbraunen. Geiz „bedeutet die überm Auge eingebogene Stirne; Freygebig„keit und Gutmüthigkeit die sanftgewölbte. Die Lanne sitzt „eingemauert zwischen den Augen an der Nase. Die runde, „volle Stirne besitzt Beobachtungsgeist und philosophische „Denkkraft. Erfinderisch und genialisch sind hohe, flache „Stirnen, denen ein Gedanke leicht zufliegt und abschnellt, „ohne sich in Falten und Höhlungen zu verweben. Die ge„rade hinansteigenden sind Dichterstirnen. Die hoch und ge„wölbt aufsteigenden, metaphysische; die thurmartigen Köpfe „sind Theosophen *). Witz, Scharfsinn und Beobachtungs„geist sind zu beyden Seiten der Stirnhügel. Die Urtheils„kraft

*) Das Schattenbild von Dr. Salters Kopf, soll Gall, wie der Verfasser auch in einer Anmerkung sagt, ohne ihn zu kennen, in diese Klasse gesetzt haben.

„kraft wohnt in der Mitte der Stirne, die Einbildungskraft „oben drüber. Das Darstellungsvermögen im hochgewölbten Scheitel. Das Hauptorgan des Lebens gehe von der Mitte des Gehirns zum Rückenmark. Muth, Standhaftigkeit, Ruhmsucht und Ehrgeiz stecken zu beyden Seiten des „Hinterkopfs. Die Organe der Treue, Freundschaft und „Liebe, der Empfindlichkeit, Eifersucht und Sehnsucht sind „in der Mitte desselben. Ganz hinten über dem Nacken zieht „der Begattungstrieb hin. Die Geistheit dehnt sich bis gegen das Ohr. Bedächtigkeit und Gewandtheit sitzen auf „beyden Seiten, in Ausbuchtungen überm Ohr; hinter dem „Ohre sitzt die Schlauheit, u. s. w.“

Gall fordert freundlich auf, ihm die Schädel berühmter Männer von allen Seiten zu schicken; denn er scheut keine Kosten, sein Studium belebt und gemeinnützig zu machen. Aitzingers ihm im Scherze vermachter, und nach seinem Tode ausgegrabener Kopf, zeigte dem Beobachter eine pudelartige Zirbeldrüse, zum Beweise von des Verewigten Zuchtunlichkeit und Scherzhaftigkeit. Nun ist kein merkwürdiger Kopf, auch in der Todten-Ruhe, vor dem Ausgraben mehr sicher, und für manchen Lebende muß sich abformen lassen, um dieß Museum jetzt schon vorzurüsten, zu helfen.

Professor Meißner in Prag, hat bey psychologischen Nachforschungen über Kriminal-Verbrechen gefunden, daß noch kein Dichter sich deren schuldig machte.

Was die Fabriken und die Industrie aller Art anlange: so fehlt es im Oesterreichischen daran gar nicht. Die Stahl-Manufakturen thun es den englischen nach. Die Porcellainfabrik liefert vortreffliche Arbeiten; in Mähren werden feine Tücher verfertiget, und die Steyrischen Eisen-Fabriken sind weit bekannt.

Kein Staat von Europa ist reicher an mancherley Produkten, als Oesterreich, wenn es auch hier und da noch mancher Verbesserung bedürfte. Die Bergwerke von Ungarn bringen jährlich 160,000 Mark Silber ein, die von Istrien und Friaul werfen alle Jahre 5000 Centner Queckſilber ab, und die Kupferbergwerke überhaupt 60,000 Centner. Die Salinen sieden jährlich 3,600,000 Centner Salz.

Mit Steyermark nimmt der österreichische schöne Menschenschlag ab, und derbere, kröpfige Gestalten beginnen, die vorzüglich dem armen Kärnthen eigen sind.

Daß der Verfasser bey seiner Ankunft in Ancona sich an Horazens Abschiedsode an Virgil erinnert, als dieser von Brundusium nach Griechenland schiffte, mag gehen; aber daß er diese Ode in einer deutschen Uebersetzung hersetzte, war ganz überflüssig. Noch weniger kann er es bey seinen Lesern verantworten, daß er nun bald darauf einen Hymnus an Neptun folgen läßt, und nach wenigen Seiten wieder Horazens neunte Ode des ersten Buchs an Thallarch. Ganz verdrießlich wurde endlich Recensent, als er auf dem neunten und zehnten Bogen immer ein Gedicht nach dem andern eingeschaltet fand; und er würde diese Reise ganz bey Seite gelegt haben, wenn er nicht, nach einem flüchtigen Durchblättern, gefunden hätte, daß dieses Unwesen etwas nachließe.

Bey Rom wird hier nur wenig gesagt; aber desto mehr gesungen; denn man findet hier fast nichts als Oden und andere Gedichte; vielleicht waren die französischen Regimenter, welche damals dort lagen, Schuld, daß unser Verf. sich diesesmal nur wenig in dieser merkwürdigen Stadt umsah. Desto ausführlicher beschrieb er sie auf seiner Rückreise im dritten Theile.

In 20 bis 24 Stunden (womit der Vetturino 4 Tage zubringt,) kann man mit der Post von Rom nach Neapel kommen, und die Beschreibung dieser Reise gewinnt hier durch Rückerinnerungen an das Alterthum; doch läßt es der Verf. immer noch an eingestreuten Versehen nicht fehlen.

Eine neue Welt beginnt mit Großgriechenland, Latium verschwindet, und Denkmahle, die Rom nicht kennt, stellen sich dem entzückten Auge dar. Die amphitheatralischen Wasserleitungen von Minturnä, die Sümpfe, wo sich Marius vor dem Sylla verbarg, die Formianischen Hügel voll Ruinen römischer Landhäuser, das alte Capua, Roms Nebenbuhlerinn, und andere Merkwürdigkeiten wechseln hier mit einander ab, und unterhalten den gebildeten und geistvollen Reisenden auf eine äußerst angenehme Art. Eben so interessant und in einem sehr hohen Grade entzückend ist hier auch die

die üppig fruchtbare Natur, die einen gefühlvollen Mann leicht zur Bewunderung und zum Erstaunen, und einen Dichter zur Begeisterung hinreißen kann. Man kann also unserm Verfasser hier seine dichterischen Aeußerungen am ersten verzeihen; die aber freylich mehrentheils nur entlehnt und übersetzt, aber doch fast durchgängig aus alten Klassikern genommen sind.

Ferner, daß der Verfasser überall auf das aufmerksam macht, was hier und da in den alten Zeiten vorgieng, giebt seiner Beschreibung Interesse, und macht sie für den Leser anziehend; aber daß er auch eigentliche alte Geographie mit anbringt, und sogar z. B. bey Neapel bis auf die erste Entstehung zurückgeht, macht das ganze Werk ohne Noth groß, das ohnedem, wenn alles Ueberflüssige darinnen weggelassen worden wäre, sehr bequem auf ein mäßiges Bändchen hätte reducirt werden können.

Die Beschreibung der neuern Stadt Neapel ist gut; aber die beyden darauf folgenden Abschnitte: Blick in die Welt- und Menschengeschichte, und die Uebersicht der Geschichte von Neapel und Sicilien hätten füglich wegbleiben können und sollen. So gut übrigens die ganze Beschreibung von Neapel ist: so ist sie doch für eine Reisebeschreibung zu detaillirt. — Der Anhang zum ersten Theile enthält Auszüge von (aus) des Königs Gesetzen für seine Kolonie zu Santa Leucio 1788.

Der zweyte Theil enthält auf den ersten 25 Seiten kurze Biographien von Filangieri, Galanti und Goriani. — Hierauf folgen Bemerkungen über Literatur und Literatoren, bis Seite 38, die wegen ihrer gedrängten Kürze keines Auszugs fähig sind. Aus den weitern Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften, die bis S. 52 gehen, wollen wir bloß die wichtigsten Werke angeben, welche hier in den letztern Jahren erschienen sind. Von der königl. Buchdruckerey: der zweyte Band zu den griechischen Rollen, mit topographischen Charten der alten und neuen Herkulanischen Küste und andern Belegen. Von Carcani's Antologia greca, ossia Raccolta di Epigrammi tradotti in versi italiani, sind bis jetzt 6 Bände in klein Folio fertig. Die Uebersetzung ist wohl gelungen, und der italiänischen Sprache

chische Münzen und Kultur. S. 140 Berühmte Neapolitaner. S. 145 Berühmte Groß-Griechen. S. 157 Grabstätte des Virgil und Sannazar. S. 178 Der Paustlipp (ein Berg mit einer Grotte). S. 175 Fuor di Grotta. S. 180 Pozzuoli. Cumä. Baiä. S. 211 Museum von Portici. Dieses besteht aus 6 Zimmern mit ohngefähr 1600 alten Mauergemälden, 2 Zimmern mit kolossalischen Bronze-Statuen, und 76 Zimmern von Mosaik-Fußböden und voll von Büsten, kleinern und größern Statuen, griechischen Manuskripten und allerhand Geräthschaften. S. 224 Pompeji. S. 237 Der Vesuv. S. 252 Caserta. Ein Gedicht an die Schwalben; einige Schlußbemerkungen und ein Anhang, welcher italiänische Gedichte mit deutschen Uebersetzungen enthält, machen das Ende des zweyten Theils aus.

Im dritten Theile kommt der Verfasser nach Rom zurück, und beschäfftigt sich bis S. 15 mit dem Aufenthalte der Franzosen daselbst und mit Revolutionsgeschichten. Hierauf folgt ein Kapitel vom alten Rom, und eines von Obelisken, Kolonnen und Brunnen. Bey der speciellern Beschreibung des neuen Roms (S. 62) geht der Verf. nach einem Rückblicke in die Geschichte in folgender Ordnung. S. 73 Roms Merkwürdigkeiten, das Pantheon, das Kapitol, Museum Borgheſe, Vatikan, der farnesische Palast, Bildergallerien, Villa's, französische Kunst-Beuten, deutsche Künstler und Gelehrte in Rom. Dann folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über Rom bis S. 151. Nun beschreibt er Frascati, Tivoli, Horazens Sabinum, und von S. 222 bis 236 die Merkwürdigkeiten von Florenz; dann Bologna, Parma, wo er von dem berühmten Buchdrucker Bodoni und den in seiner Officin gedruckten Werken spricht, Mantua und Verona. Nach einem Rückblicke auf Italien überhaupt verläßt er dieses Land und kommt nach Inspruck, München, Augsburg, Geißlingen, Stuttgard, Rastatt, Heidelberg und Frankfurt am Main. Daß auch diesen Band eine Menge schöner Gedichte beschließen, versteht sich von selbst.

Nun noch ein Rückblick auf dieses ganze Werk. Die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der hier angezeigten Materien, verbunden mit dem angenehmen Vortrage des

Ver-

Verfassers, versprechen dem Leser eine angenehme Unterhaltung, wenn man auch eben nicht sogar viel Neues darinnen finden sollte, welches, bey der Menge von Reisebeschreibungen, die von Jahr zu Jahr auch über diese Länder erscheinen, freylich immer schwerer wird.

Uebrigens bleibt noch zu wünschen übrig, daß der Verfasser, wenn er wieder einmal als Schriftsteller auftreten sollte, sich die Reinheit und Richtigkeit der Sprache mehr angelegen seyn lassen möchte, welches Beydes hier sehr vermißt wird; z. B. gleich im ersten Theile kommt der Ausdruck: Gastlichkeit mehrmals vor. S. 43 die gebildete Ständigkeit, statt; die gebildeten Stände. S. 56 wodurch er sogleich zum Generalmajor geworden, statt: Generalmajor wurde. S. 59 Er wohnte Winters in Mannheim, und Sommers an der Bergstraße, ꝛc. S. 68 Ihr größter Werth besteht in der Erlesenheit der Stücke. Und wie undeutsch sagt er nicht S. 58: Drohend bedeutete Graf Lehrbach die Tiroler Landesgesetze zur Selbstbewaffnung, den Franzosen, als sie die Gefangenen unmilitärisch behandeln, und, wie anderwärts geschehen, erschießen wollten. Doch, vielleicht liegt etwa hier ein Druckfehler zum Grunde.

Ha.

Ehstland, und die Ehsten; oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland. Von Johann Christoph Petri, Doktor und Professor zu Erfurt. Gotha, bey Ettinger. 1802. Dritter Theil. 455 Seiten 8. Mit einem Titelkupfer. 1 Rl. 8 Gr.

Die zwey ersten Theile dieses Werkes sind im 75sten Bande 2. St. unserer Bibliothek mit dem verdienten Lobe angezeigt. In diesem dritten Theile setzt der achtungswerthe Verfasser seine interessanten Nachrichten fort, und handelt zuerst von der kirchlichen Verfassung, und dann von der Erziehung in Ehstland. Diese beyden Hauptgegenstände werden auf das

den Erbgütern war 527,921 Gulden, die Ausgabe 617,512, folglich übertraf die Ausgabe die Einnahme jährlich um 89,590 Gulden. Der Ertrag seiner hohen Posten aber war 339,867 Gulden. d) Literatur.

Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern, aus ächten Quellen geschöpft. Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von Joseph Hazzi, kurpfalzbaierschem General-Landesdirektionsrath in München. Zweyter Band. Erste Abtheilung 536 Seiten gr. 8. Zweyte Abtheilung XXXII und 184 Seiten, nebst vielen Beylagen. Nürnberg, bey Stein. 1802. 4 Rt. 20 K.

Bey den großen und wohlthätigen Reformen, welche unter der jetzigen Regierung in Baiern vorgenommen werden, ist eine genauere Kenntniß des Zustandes dieses Landes besonders erwünscht, und in dieser Rücksicht wird dem Verfasser, welcher aus ächten Quellen zu schöpfen die beste Gelegenheit hatte, und dem Ausländer dieses Landes nach seinem physischen und politischen Zustande kennen lehrt, auch der Dank jedes Freundes der Länderkunde nicht entstehen. Aber beynahe ist der Ueberfluß an detaillirten Nachrichten und an Tabellen dem auswärtigen Leser, auch dem gründlichsten Statistiker, wenn er gleich unter ihnen mehrere topographische und statistische Tabellen ganz nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, zu lästig, und selbst den Einheimischen muß eine Menge Tabellen unnütz dünken. Wozu bedurfte es z. B. bey Beschreibung fast eines jeden Gerichtes, eine ausführliche Gerichts-Kassen-Umgeld-Materialgetraide-Rechnung, oder die genau specificirten Gotteshäuser- und Kloster-, oder bey allen Städten die Stadtkammer-Rechnung. Für den Ausländer waren einige detaillirte Rechnungen hinreichend, um die verschiedenen Zweige der Einnahme und Ausgabe kennen zu lernen. Zwar vertheidigt der Verf. den Nutzen dieser Detailrechnungen für den Inländer und Geschäftsmann; allein auch für diesen wären einige hinreichend gewesen; denn wer

selbst

selbst in solchen Geschäften arbeitet, kann sich aus den Akten, welche ihm die Rechnungen von mehreren Jahren aufgehoben haben, gründlicher belehren. Eben so möchten in der zweyten Abtheilung, die nur aus Beylagen besteht, diese nicht alle von gleichem Werthe gefunden werden. So z. B. hat die erste Beylage, welche einen Vergleich zwischen Oesterreich und Baiern wegen gegenseitig zu überlassenden und zu benutzenden Waldungen enthält, einen sehr geringen Werth, und schreckt überdieß durch den — ich drücke mich wahrlich nicht zu hart aus — barbarischen Styl — und doch wurde er am 11. Nov. 1795 geschlossen — jeden Leser sogleich ab. Dagegen wird jeder Statistiker die letzte Beylage — landschaftliche Finanzen betreffend — mit Nutzen und Vergnügen lesen. Mit Freymüthigkeit hat der Verfasser die Geschichte der allmähligen Einführung von Abgaben und Steuern vorgetragen. Nicht unbemerkt kann Rec. lassen, daß nach S. 156 alle Schulden der baierschen Regierung im Monat März 1802 — 17,424,400 Gulden betrugen.

Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg, von G. Hassel und K. Bege. Erster Band, welcher die Statistik der beyden Fürstenthümer, und die Topographie des Wolfenbüttelschen Bezirks enthält. Braunschweig, bey Culemann. 1802. XXVIII und 532 Seiten 8. 1 Rg. 10 Gr.

Bey dem bisherigen Mangel einer vollständigen geographisch-statistischen Beschreibung dieser Fürstenthümer haben sich die Verfasser ein großes Verdienst um die Geographie und Statistik sowohl dieser Länder, als auch Deutschlands überhaupt durch die glückliche Bearbeitung dieses Werks erworben. Alle Hülfsmittel, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten, haben sie benutzt; schon der Vater des einen Verfassers, der verstorbene Konsistorialrath Hassel, hatte seit vielen Jahren zu einem ähnlichen Behufe eine Menge Materialien zusammengebracht, und ihnen einigermaaßen vorgearbeitet. Aber auch andere Männer wirkten thätig dabey durch Lieferung der Materialien und Thatsachen; besonders

aber

meiner für Geschichte und Verfassung des Vaterlandes interessirt, als es in den meisten andern deutschen Ländern von gleichem Umfange der Fall seyn dürfte. Der Verfasser hat bey dem vorliegenden Werke, so wie bey der Literatur der Geschichte, wieder großen Fleiß im Sammeln gezeigt; aber sich bey der Eintheilung und Anlage des Ganzen ebenfalls eine gewisse Flüchtigkeit zu Schulden kommen lassen, welche seiner Arbeit viel von ihrer Brauchbarkeit benimmt. Der erste Theil enthält — nach Angabe des Titels — die Literatur des Staatsrechts, der zweyte die der Statistik. Gegen diese Absonderung im Ganzen wäre nun gerade nicht viel einzuwenden, da die Kenntniß des Staatsrechts allerdings einen einzelnen Zweig der Staatskunde ausmacht, und die Literatur des erstern fast noch mehr in die Literatur der Geschichte, als in die der Statistik eingreift, und daher von der letztern immer abgesondert behandelt werden muß. Wenn man aber sieht, was der Verf. hier unter der Literatur des Staatsrechts begreift: so muß man sich billig über seine durchaus mit keiner Definition desselben passende Abtheilung wundern. Man findet nämlich in diesem ersten Theile fast nichts als die Literatur der Verhältnisse des sächsischen Fürstenhauses, sowohl in sich selbst nach seinen verschiedenen Linien, als gegen Kaiser und Reich, und gegen Benachbarte und Auswärtige, — der Vorzüge, Würden, Erbfolgs-Rechte und Ansprüche dieser Fürsten-Familie; hingegen von eigentlich staatsrechtlichen Verhältnissen fast nichts, als was einige nach und nach zu den sächsischen Landen geschlagene Distrikte und Vasallen, dann die Appellations-Privilegien, und die Verfassung der Landschaft betrifft. Dieser letztere so überaus wichtige Theil eines jeden Territorial-Staatsrechts ist überdieß unter den Miscellaneen, gleichsam nur nebenher abgehandelt, und man kann es für nichts anders, als für eine bloße Flüchtigkeit in der Bearbeitung ansehen, wenn die Literatur der landschaftlichen Verfassung in den herzoglich sächsischen Landen mit unter den vermischten Angelegenheiten des Kurhauses vorkömmt. Der Verfasser hat ferner keinen Unterschied zwischen Angelegenheiten des Landes und der Regentenfamilie, keinen Unterschied zwischen den innern und auswärtigen Verhältnissen, keine Absonderung der verschiedenen Zweige der Verfassung gemacht; sondern Alles in einer durchaus unlogischen Reihe — denn kaum kann man sie eine Eintheilung nennen — hintereinander gesetzt, und man

ist,

ist, beym Nachschlagen, fast immer genöthiget, den ganzen Inhalt durchzulesen, um zu erfahren, wohin der Verf. eine und die andere aus ihrer natürlichen Ordnung gerissene Materie geworfen hat. Einigermaaßen scheine er der in Kreysigs historischer Bibliothek von Obersachsen beobachteten Ordnung gefolgt zu seyn, aus welcher einzelne Ueberschriften, ja ganze Kapitel entlehnt, oder gar nur extrahirt sind; denn wirklich ist Kreysig in manchen Theilen vollständiger als Weimar. Hier nur einige Belege dieses Tadels. In dem Artikel: Vermischte Angelegenheiten des Kurhauses, findet man unter andern folgende Rubriken: 10. Wegen der Weimarischen Vormundschaft. 11. Ueber die Verbindung Sachsens mit dem Hause Oesterreich. 12. Ueber die Verfassung der Landtäge, und das Sitz- und Stimmrecht auf denselben. 13. Ueber die sächsisch. Ritterorden. 14. Ueber die sächsische Hofverfassung. 15. Vermischten Inhalts. 16. Antrag der polnischen Krone. 17. Staatsschriften wegen Erfurt. Ferner, unter den vermischten Angelegenheiten der Ernestinischen Linie. 3. Ueber das Abzugsgeldes oder der Nachsteuer-Freyheit zwischen Sachsen-Koburg und Nürnberg. 4. Ueber die Differentien zwischen Sachsen-Hildburghausen und dem deutschen Orden. 5. Ueber das Witthum der fürstlichen Wittwe von Sachsen-Eisenach mit dem Hause Wirtemberg. 6. Schriften in der Gleichischen Diffamationssache zwischen Sachsen-Gotha und dem Herzoge Anton Ulrich (von Sachsen-Meiningen). 7. Ueber die Meiningische Vormundschaft entgegen den Herzog Anton Ulrich zu Meiningen. Einige dieser Rubriken gehören gar nicht hieher; sondern lediglich in die Literatur der Geschichte, da sie nicht bleibende staatsrechtliche Bestimmungen; sondern nur vorübergehende Begebenheiten und Vorfälle betreffen. Der Artikel von der Hofverfassung ist zerrissen; denn einmal findet man ihn im ersten Theile S. 216, dann kömmt er wieder im zweyten S. 114 vor. Der zweyte Theil ist zwar ungefähr nach der bisherbey Abhandlung der Staatskunde angenommenen Eintheilung geordnet; aber dagegen ist darin gar keine Absonderung der verschiedenen Theile und Herrschaften gemacht; sondern die Literatur der herzoglichen Lande ist mit der der Kurlande vermischt, und ohne Ordnung abgehandelt. Die Unzera-

theilungen sind bisweilen sehr sonderbar gemacht und gestellt: z. B. unter dem Artikel Produkte des Thierreichs findet man Nr. 4 Bienenzucht, und Nr. 7 Insekten. Die Literatur der Staats- und Regierungs-Verfassung macht in diesem Theile wieder einen eigenen Abschnitt aus, der als von der Literatur des Staatsrechtes gänzlich getrennt ist, ob es gleich sehr Vieles enthält, was zu der letztern gehört. Eine gehörige Absonderung der Verfassung von der Geschichte ist auch nicht immer beobachtet; wir hätte sonst der Verf. den Artikel von der Kirchenverfassung in zwey Unterabtheilungen: 1) Vom ehemaligen Götzendienst, 2) von der jetzigen Kirchenverfassung, zerlegen können? Warum ist er in der Literatur des Staatsrechts nicht einer richtigen Eintheilung gefolgt, in welcher gute Lehrbücher dieser Wissenschaft abgefaßt werden? Warum ist er in der Literatur des kursächsischen Staatsrechts nicht der Eintheilung des bekannten und geschätzten Römerschen Werks gefolgt, wenn es ihm zu lästig fiel, selbst eine zweckmäßige Eintheilung zu erfinden? Aber ohne Zweifel hatte er seit langer Zeit nach einem Plan, der nicht der beste war (vielleicht nach dem in der angeführten Kreysigschen Bibliothek angenommenen) gesammelt, und nachher Zeit und Mühe gescheut, solchen gänzlich umzuschmelzen, und seine übrigens schätzbaren Kollektanen darnach zu ordnen. Da nun das Buch auch weder ein Sach- noch ein Autoren-Register hat: so ist der Gebrauch davon sehr beschwerlich. Die Magazine und gedruckten Sammlungen zur sächsischen Statistik und Geschichte, in denen Vieles von literarischem Werthe aufbehalten ist, sind zwar ausgezogen, und die einzelnen Abhandlungen unter den Rubriken, in welche sich nach dem Plane des Verfassers gehören, aufgeführt; aber dieses ist doch nicht durchgängig mit erforderlicher Vollständigkeit und Genauigkeit geschehen; auch scheint der Verf. von solchen Sammlungen, welche den sächsischen Landen nicht ausschließlich gewidmet sind, einige übersehen zu haben. Wir vermissen z. B. in dem Kapitel von der Succession, Senckenbergs Abhandlung: de futura in lineae Saxonicae Albertinae terras successione, in R. C. de Senckenberg Medit. Wezlar. 1789. 8. Die Abhandlung über die kursächsisch. Leinewand-Manufakturen zu Anfange dieses Jahrhunderts, in Weissens Museum II. 2., aus welchem sonst fast Alles ausgezogen ist, fehlt am gehörigen Orte auch. Von ganzen Werken vermissen wir Röss-

Röſſigs kurſächſiſche Staatskunde. Leipzig 1787. 8. Wie kömmt dagegen: Th. II. S. 1. die Beſchreibung der Lage der Stadt Dresden, u. ſ. w. Dresden 1723. unter die allgemeinen Schriften über ſächſiſche Statiſtik? Uebrigens bemerken wir nochmals, daß von Seiten der Vollſtändigkeit dieſes Werk ſehr ſchätzbar ſeyn würde, wenn die Ordnung deſſelben weniger fehlerhaft wäre. Ein Anhang liefert ein Verzeichniß der auf der kurfürſtlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Manuſkripte.

Aa.

Klaſſiſche, griech. u. lat. Philologie, nebſt den dahin gehörigen Alterthümern.

Vorleſungen über die klaſſiſchen Dichter der Römer, fortgeſetzt von Johann Friedrich Haberfeldt, Pfarrern zu Neukirch im Metßniſchen. Vierter Band, welcher das zweyte Buch der Epiſteln des Horaz, und den Brief an die Piſonen enthält. Nebſt van Ommerens Vorleſungen über Horaz, und einem kritiſchen Anhange von Herrn Hofrath Eichſtädt. Leipzig, bey Junius. 1802. 535 Seiten gr. 8. LII. Seiten Titel, Dedikation und vorgeſetzte Abhandlung, und 244 Seiten Anhänge von Ommeren und Eichſtädt. 2 Rg. 20 gr.

Unſer Urtheil über dieſe Arbeit haben wir bereits bey der Anzeige des dritten Bandes, im Anhange zum 29—68. Bande dieſer N. A. D. Bibl. 1. Abtheil. S. 457 mitgetheilt; worauf wir uns hier um ſo mehr beziehen können, da der Plan auch in dieſem Bande der nämliche geblieben iſt. Indeß haben wir in der Ausführung in dieſem Bande eine noch genauere Sorgfalt, ein noch feſteres Urtheil, und ſeltener fehlende

fende Kritik, mit Vergnügen bemerkt. Wir dürfen uns daher bey der Anzeige dieses vierten Bandes auf das beschränken, was ihm als eigenthümliche Mitgift zugegeben ist. Die vorausgeschickte Abhandlung, welche einen Versuch über die Horazische Epistel enthält, ist im Ganzen, wie Hr. H. selbst gesteht, nach den Grundsätzen eines Engel, Home, Sulzer und Dusch verfaßt. Es wird darin von Stoff, Form, Vortrag und Versifikation der poetischen Epistel, und in Ansehung des Vortrags wieder vom Haupttone, Plan und Anordnung, und der Behandlung einzelner Ideen gesprochen, jedoch dieß Alles nur in möglichster und hier zweckmäßiger Kürze. In Hinsicht auf die Form unterscheidet der Verf. drey Klassen, die Konversations-Epistel, (welche Hurd in seiner Einleitung zum Briefe an die Pisonen die Elegische nannte,) die didaktische und die scherzhaft-satyrische. Beyfall verdient besonders auch der Schluß dieser Abhandlung über den Horazischen Hexameter, welcher gegen Home's (Grundsätze der Kritik Bd. 2. S. 392. 93.) und Anderer harte Beschuldigungen, als dem Geiste der Dichtungsart, für welche er bestimmt ist, angemessen, nach Voss ens Vorgang (Vorrede zu Virgils Landbau S. 19) vertheidigt wird. Da Hr. H. über den Unterschied der Horazischen Satyre und Epistel, und des in beyden herrschenden satyrischen Tons nur Eichstädt's epistola ad Astium vor dieses letzten Schrift de Platonis Phaedro p. 168 anführt: so scheint er Morgenstern's neueste Schrift desselben Inhalts nicht gekannt zu haben, ungeachtet sie doch ein Jahr früher, als sein Buch erschienen ist. In dem Kommentar hat der Verf., der Aufforderung eines Recensenten zufolge, auf die griechischen Muster, welche dem Horaz vor Augen schwebten, mehr Rücksicht genommen, als vorhin. Es sind zu dem Ende auch die Parallelstellen aus der griechischen Anthologie in Nachträgen zum dritten Theile geliefert. Rec. will jetzt über das mehr oder minder wahrscheinliche Kopieren griechischer Dichterstellen bey den Römern mit dem Verfasser nicht rechten; obwohl er glaubt, daß diese Sache noch erst auf bestimmtere und festere Begriffe zurückzuführen sey; aber viele Stellen, die nichts weiter griechisch oder lateinisch sagen, als was der Kommentar bereits mit deutschen Worten erinnert hat, brauchten doch nicht in extenso angeführt zu werden. — Außer den Varianten der Altdorfischen Handschrift; welche aber nur das zweyte Buch der Episteln, und nicht den Brief

an

an die Piſonen umfaßt, hat ſich der Verf. der Varianten einer Helmſtädter Handſchrift bedient, welche Rud. Friedr. Schmidt in einer akademiſchen Schrift (Helmſtädt 1777) bekannt gemacht hat; ſo wie er auch auf die Varianten des Kodex in der Stiftsbibliothek zu Melk, aus dem zehnten Jahrhundert, nach welchem Regelsberger den Text ſeiner Ausgabe der ars poëtica abdrucken ließ, Rückſicht genommen hat. Als neues Hülfsmittel zur Erklärung zu den vorhin ſchon bey Ausarbeitung des dritten Theils gebrauchten iſt hinzugekommen die Benutzung der ſplendiden engliſchen Ausgabe von Combe, (London, bey Vapel und Edwards. 1793) welche jedoch gar wenig Vorzügliches hat. — Sehr willkommen müſſen jedem Freunde des Horaz die Anhänge ſeyn. Denn außer den beyden auf dem Titel genannten findet ſich auch hinter dem Kommentar zur ars poëtica, die vortreffliche Voſſiſche hexametriſche Ueberſetzung derſelben, welche vorhin in dem Göttingiſchen Muſenalmanach für 1802 erſchienen war. Richeus van Gimmerens, (Rektors des Gymnaſiums zu Amſterdam) zwey Vorleſungen, welche den Horaz als Menſch und Bürger von Rom darſtellen, und ihn beſonders gegen den Vorwurf niedriger Schmeicheley retten, hat Herr Ludwig Walch, ein Freund und Schüler des Hrn. Eichſtädt, aus dem Holländiſchen überſetzt. Sie ſind in einer ſehr populären Manier abgefaßt, und daher hin und wieder etwas weitſchweifig; aber ſie ſind doch immer ſehr unterrichtend, und beſonders enthalten die vom Verf. ſelbſt beyden Abhandlungen angehängten Anmerkungen, wie auch Eichſtädt bemerkt hat, viele ſcharfſinnige Winke und treffende Erklärungen einzelner Horaziſcher Stellen. Dieſe beyden Anhänge nebſt Eichſtädt's kritiſchem Nachtrage machen eine Hauptzierde dieſes Werks aus. Denn dieſer Nachtrag verzeichnet nicht nur alle Eigenheiten und Muthmaaßungen der unter uns ſeltenen Wakefieldiſchen Ausgabe (London 1794 in 2 kleinen ſehr elegant auf Velinpapier gedruckten Oktavbänden,) und macht dieſe uns dadurch entbehrlich; ſondern er beurtheilet ſie auch, beſonders in den Satyren und Epiſteln. Zugleich nimmt er auch auf die in andern Schriften Wakefields vorkommenden Bemerkungen und Emendationen Rückſicht. Daß die meiſten als unnöthig, und dem Gebrauche des Horaz oder den Regeln des guten Geſchmacks zuwiderlaufend verworfen worden, werden Kenner leicht von ſelbſt erwarten; aber es iſt hier mit Gründen geſchehen, welche

che von den richtigen Einsichten und dem durch die nöthige Gelehrsamkeit unterstützten feinen Geschmacke des Verfassers aufs neue zeugen.

Sb.

Euripidis Tragoediae. Ad fidem Manuscriptorum emendatae et brevibus notis emendationum potissimum rationes reddentibus instructae. Edidit *Ricardus Porson*, A. M. graecarum literarum apud Cantabrigienses Professor. Editio altera correctior indicibusque locupletissimis aucta. *Tomus I.* Hecuba, Orestes, Phoenissae, Medea. Lipsiae, apud Fleischer jun. 1802. 508 Seiten gr. 8. mit den Registern, und XVI Seiten Vorrede. 2 Rg.

Der Verleger verdient allen Dank, daß er diese vorhin einzeln erschienenen Stücke des Euripides, für deutsche Gelehrte zusammen herausgegeben hat. Vorgedruckt ist Porsons gelehrte Vorrede zur Hekuba, in welcher er von der Partikel *αἰ* in den tragischen Dichtern, von der Endigung der zweyten Person des indikativischen Singulars im Präsens, (welche eben so wohl als die zweyte Person des passivischen Futurs auf *ει* ende;) sodann von dem Augment, welches von den Tragikern nie weggeworfen, aber wohl elidirt sey; endlich von der Unzulässigkeit des Anapästs an der zweyten, dritten, vierten und fünften Stelle der tragischen Senarien gehandelt ist. Zu verwundern ist, daß der Leipziger Gelehrte, welcher, den übrigens akkuraten Abdruck besorgte, nicht auf die Berichtigung aufmerksam gemacht hat, welche Herr Gottfried Hermann in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Hekuba jenen vier Punkten hat wiederfahren lassen, ohne deßhalb genöthigt zu seyn, sich selbst in den Streit zu mischen. Noch mehr? Porson widerruft oder bestimmt zuweilen Etwas in den später geschriebenen Noten, was er in den vorhergehenden behauptet hatte. Hier war es doch wohl Pflicht des Herausgebers, an den gehörigen Stellen den Leser, der nicht gerade

getrübe alle vier Stücke, oder die Noten zu denſelben, hinter einander weg zu leſen Zeit oder Neigung hat, auf die nachfolgenden Retractationen zu verweiſen. So nimmt Porſon z. B. über Medea v. 634 zurück, was er p. X. der Vorrede zur Hekuba behauptet hatte. Eine gleiche Nachläſſigkeit iſt es, daß die addenda und corrigenda zur Medea, welche ganzer zwey Blätter ausmachen, nicht gehörigen Orts eingeſchaltet ſind. Dagegen hat ſich der Herausgeber durch den index auctorum laudatorum et emendatorum, und durch das griechiſche Wortregiſter über die Noten, verdient gemacht. Könnte der Verleger noch die Verbeſſerungen und Zuſätze, welche Porſon ſeinen Freunden geſchrieben zugeſchickt hat, auf einem Wege erhalten: ſo würde er ſie leicht als einen kleinen Nachtrag zu dieſer Ausgabe nachliefern können. Porſons Anmerkungen ſind zwar bloß kritiſcher Art, und berühren die Interpretation nur in ſolchen Stellen, wo des Kritikers Pflicht mit der Pflicht des Interpreten ſich vereinbart; aber, jetzt zu geſchweigen, daß der ſo häufig zwiſchen Kritik und Interpretation gemachte Unterſchied, genau genommen, nur ſcheinbar iſt, und zu falſchen Begriffen von beyden verleitet: ſo ſind ſie doch dabey ſo reichhaltig, führen in die kleinen Geheimniſſe griechiſcher Sprachkunde ſo tief hinein, bringen ſo treffliche Berichtigungen anderer Schriftſteller bey, und ſegen überall ein ſo tüchtiges Zeugniß von der ausgebreitetſten Beleſenheit und dem geübteſten Scharfſinne des gelehrteſten Kenners der Griechen, den England beſitzt, ab, daß kein Jüngling und Mann, welcher das Griechiſche gründlich erlernen will, ſie unbenutzt laſſen darf. Wir achten es für Pflicht, einige wenige derſelben kürzlich anzuzeigen. Bey der Ausführung über die Beſtrafung des Tantalus, zu Oreſtes v. 5, macht er auf die nicht vom Homer, obwohl von einem ſehr alten Dichter herrührende Stelle Odyſſ. λ. 567—626 aufmerkſam, und verbeſſert mehrere andere Stellen alter Autoren. Zu v. 64, und in den addendis p. 462, über das in metriſcher Rückſicht nicht auszulaſſende ν ἐφελκυστικον. Zu v. 141 über die Barbarismen τιθεῖς und ξυνιεῖς, welche Brunk dem Sophokles und Ariſtophanes gelaſſen oder gegeben habe, ſtatt τιθῇς und ξυνιῇς. Ferner, die Ausführung zu v. 652, daß χρῆ mit dem Genitiv bey attiſchen Dichtern nie; ſondern δεῖ vorkomme, und bey Homer dagegen der Fall umgekehrt ſey. — Die Erinnerung gegen Hrn. Jacobs v. 1080, — die Rettung und Erklärung des χρῆ nach τις,

πως, ποι, που, ποιός über die Phöniss. v. 1373; — die feine Bemerkung, daß zwischen ἀλλα μην, καὶ μην, οὐδε μην, und dem γε, wenn es mit jenen Partikeln in demselben Satze vorkomme, immer ein anderes Wort noch stehe, über Hecuba 403 und Phön. 1638; — der treffliche Erweis des Sprachgebrauchs παραδιδοναι ἐν τινι und deditum esse in re aliqua, oder in aliqua femina (Lucret. 3, 647. Catull. 60, 111.) über v. 629 der Medea. Vorzüglich aber machen wir auf die Anmerkung über v. 139 der Medea aufmerksam, wo Porson bey Gelegenheit jener Stelle des Euripides, welche im Scholiasten über Aeschyl. Choëphor. 870 unbemerkt blieb, auf eine Menge Dichterstellen hinzeigt, welche in den griechischen Prosaikern im Laufe des Kontextes vorkommen, und bisher von den Herausgebern und Erklärern nicht wahrgenommen, und folglich von der Prosa nicht geschieden worden sind; auch selbst mehrere Dichterstellen im Plutarch, welche Wyttenbachs Scharfblick entgangen sind. Diese Erörterung, wobey zugleich viele Stellen emendirt werden, nimmt allein sechs Blätter ein. Uebrigens bemerken wir noch, daß der oft etwas zu rasch absprechende Brunk sehr häufig widerlegt und zurechtgewiesen wird. Eben dieß widerfährt auch einmal Hrn. Gottfr. Hermann (über Medea 675) zwar auf eine etwas empfindliche Weise, aber doch immer nur taliter, qualiter; wozu der Umstand Gelegenheit giebt, daß Herr Hermann einen Daktylus in die vierte Region des Senarius hinein emendirt hat. Porson sagt daselbst: Haec loca (nämlich 2 Stellen des Aristophanes, wo γε nach τοι steht, da sonst bey den Attikern ein Wort zwischen beyde Partikeln gestellt ist,) Gothofredo Hermanno curanda libenter mandarem, si eum crederem eadem facilitate ex corruptis sana facere posse, qua ex sanis corrupta facit.

Kb.

Q. Horatii Flacci opera. Recensuit et illustravit *Frid. Guil Doering. Tomus I.* Leipzig bey Fritsch. 1803. XXXVI und 469 Seiten gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Da

Da sich die vortreffliche Mitscherlichsche Bearbeitung des Horaz, ihrem Umfang und ihrer übrigen Einrichtung und gelehrten Ausstattung nach, nicht zu einer Handausgabe eignet: so wird die Döringsche Ausgabe, die in zwey mäßigen Bänden, die sämmtlichen Gedichte des Horaz umfassen soll (der erste enthält die Oden und Epoden,) schon darum sehr willkommen seyn. Der Verleger hat den gelehrten Herausgeber nur, eine Revision der Gesnerschen ehemals so beliebten Schulausgabe für seinen Verlag zu besorgen; aber dieser zog mit Recht eine ganz neue Bearbeitung vor, welche, mit Voraussetzung des Gebrauchs größerer Ausgaben, wie der Mitscherlichschen, zum gelehrtern Studium, und zum Nachschlagen, das unmittelbar zur Erklärung des Dichters Gehörige darbietet. Der Her. hat die Quintessenz aus den besten Kommentaren ausgezogen; er hat ein richtiges Gefühl und Urtheil bey der Auswahl der verschiedenen Erklärungen bewiesen, und ist oft, theils bey Erklärung einzelner Stellen, theils in der Zergliederung des Plans und des Ganges der Oden, seinem eignen Wege gefolgt. Der größte Theil der Anmerkungen ist erklärend; nur bey Stellen, bey welchen ein kritischer Anstoß war, oder wo zwischen mehreren Lesarten gewählt werden mußte, sind kritische Bemerkungen eingestreut, und der Her. hat, wo er es für nöthig erachtete, auch Konjekturen ex ingenio, sowohl von andern Gelehrten, als von ihm selbst, in den Text erhoben, so daß sein Text weiter von dem gemeinen abweicht, als der Mitscherlichsche. Beyspiele werden nachher vorkommen. Uebrigens giebt er mehrentheils die Erklärung, welche er für die richtige hält; ohne andere zu bestreiten; wovon jedoch in bedeutendern Fällen Ausnahmen gemacht werden, in welchen Einwendungen gegen Erklärungen oder Verbesserungen von Mitscherlich, Wakefield, Wetzel, u. a. m. vorgetragen werden. Es ist diß die Bearbeitung des zweyten Dichters, die wir dem Her. verdanken; und so schätzbar seine Ausgabe des Catullus ist: so lehrt doch der Augenschein bey der Bearbeitung des Horaz, wie weit er seitdem in der Kunst zu interpretiren fortgeschritten ist. Auch war Horaz einer seiner Lieblingsdichter, mit dem er längst die vertrauteste Bekanntschaft unterhielt, den er als Direktor des Gothaischen Gymnasiums so oft seinen Schülern erklärte, und auch jetzt für das größere Publikum mit wahrer Liebe bearbeitete.

Wir stellen hier eine flüchtige Musterung einzelner Stellen an, die uns unter vielen andern der Bemerkung und Auszeichnung werth scheinen. Zu 1, 2, 1 flg. Jam satis terris nivis atque dirae Grandinis, u. s. w. hat der Her. eine sehr gute Erläuterung, auch aus der griech. Archäologie, gegeben, daß Schnee, Hagel, Donner und Blitz in manchen Gegenden, und zu manchen Zeiten, sich beysammen finden; aber von den Alten für ein Prodigium gehalten worden, wie auch Hyne zu Il. 10, 5 flg. bemerkt, welche Stelle so ganz hierher gehört:

Wie wenn der Donnerer blitzt, der Gemahl der lockigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel,
Oder ein Schneegestöber, das weiß die Gefilde bedecket,
Oder des Kriegs weit offenen Schlund. (Nach Voß.)

Vgl. Tomp und Böttiger zu Horaz Epodon 2, 29 flg.

In der schönen Scene einer Frühlingsnacht 1, 4 läßt der Dichter das Lokale weislich unbestimmt, und verstattet der Einbildungskraft des Lesers dadurch freyen Spielraum, es sich in die Gegenden zu setzen, die Jedem vorschweben. Nur eine Esse des Vulkan (Feuer speyender Berg) muß darin vorkommen, ob der Aetna, ob irgend ein anderer Berg auf einer der äolischen Inseln, thut nichts zur Sache. Nur möchten wir nicht sagen, daß im Dichter Alles in Arbeit vorgestellt wäre: Vulkanus schmiedend, Venus die Erde durch ihre Kraft befruchtend. Die letztere giebt sich hier bloß dem Vergnügen und dem Tanz hin, und der Dichter bildete einen schönen Kontrast, indem er dieser in Lust aufgelöseten Gruppe der tanzenden Gottheiten die ernsten Anstrengungen des Vulkans entgegensetzte. 1, 1ρ, 17 flg. sind wir einerley Meinung mit dem Her., daß Unde nil majus generatur ipso heiße: „Der nichts Größeres hervorbringt, als er selbst ist.“ Nur würde der Ausdruck noch gewählter und edler seyn, wenn wir so verbänden: Unde—Ipso, für: ex quo Ipso, ungefähr wie in Pindarus Nem. 2, 1—3 Ὅθεν — ἐκ Διός steht. Dann stünde majus allein, und müßte freylich quam Jupiter hinzugedacht werden. Jupiter wird hier als Vater der Götter und Menschen aufgestellt, deren Keiner ihm gleich kommt. Auf die Pallas, den Bacchus, Phöbus, Herkules, die Dioskuren, folgen die Könige

und

und Helden; denn auch sie sind Jupiters Werk (διοτρεφεῖς). Sehr gründlich und scharfsinnig zeigt der Her. in derselben Ode, daß V. 34 superbi Tarquini fasces nicht, wie Mitscherlich wollte, auf den Tarquinius Priskus; sondern auf den Superbus gehen. Der Ausdruck superbi fasces, mit dem Tarquinius verbunden, ruft dem Leser Tarquinius den Stolzen ins Gedächtniß zurück, und der Dichter hätte daher das Prädikat superbus hier sehr unpassend gebraucht, wenn er es von dem andern Tarquinius hätte verstanden wissen wollen. Auch darf es nicht befremden, daß Tarquinius Superbus in die Reihe der großen Männer gesetzt wird, da ihn ja auch Maro (Aen. 6, 819) den illustribus animis in Elysium zugesellt. Aber es scheint auch nicht allein im Horaz vom Tarquinius als solchen; sondern zugleich von der großen Staatsumwälzung, wodurch Brutus seiner Regierung ein Ende machte, die Rede zu seyn, so wie unmittelbar darnach mit den Worten: Catonis nobile letum, eine andere Staatsumwälzung angedeutet wird. Bey dem animae magnae prodigus Paulus V. 37 flg. hätte die Quelle des Sprachgebrauchs in Sophokles Elektra 980 ψυχῆς ὀφειδήσαντε nachgewiesen werden können. Sehr gut wird bey V. 45 flg. auseinander gesetzt, daß Fama Marcelli, das ruhmreiche Andenken an den alten M. Claudius Marcellus, der im zweyten punischen Kriege den Hannibal bey Nola schlug, ist, welches von neuem durch einen jüngern Sprößling seines Stammes, Julium Iidus, den von Augusten adoptirten Marcellus, Sohn der Oktavia, der Schwester Augusts, aufblühte. In der Erklärung der süßen Stelle 1, 13, 14—16 dulcia oscula, quae Venus quinta parte sui nectaris imbuit, thut uns die Anm. nicht volle Genüge. — Kann wohl quinta pars nectaris, wie es der Her. nimmt, so viel als „vieler, reichlicher Nektar" seyn, oder wird vielmehr einer der Bestandtheile des Nektar darunter verstanden, worauf die von Mitscherlich angeführte Stelle des Ibycus und eines Scholiasten zum Pindar hinführen? Ueber Nektar und Ambrosia finden sich in Heyne's neuntem Exkurs zum ersten Buch der Ilias Materialien, die zu weitern Erörterungen führen können. Unter beyden ursprünglich gleichbedeutenden Worten verstand man die allgemeine Götterkost und Götterlabe. Man dachte sie vermuthlich in den ältesten Zeiten ätherisch, flüssig, duftend; denn die geistigern Götter bedürfen einer feinern Nahrung, als die feste und derbe Kost

der

der Sterblichen iſt, οἱ καρπὸν ἀρούρης ἔδουσι. Beyde Wörter bedeuten, ihrer wahrſcheinlichſten Ableitung nach, Unſterblichkeit, theils, weil es die Nahrung der Unſterblichen war, theils wegen der unſterblich machenden Kraft derſelben. So wird Ganymedes beym Lucian in den Götter-Geſprächen 4, p. 13 der Zweybr. Ausg. zum Olympiſchen Mundſchenken dadurch eingeweiht, daß er vorher Unſterblichkeit, d. h. Nektar trinkt, πίονται τῆς ἀθανασίας, und in einem unſtreitig aus ältern Dichtern genommenen Scholium zum Pindarus Pyth. 9, 116 heißt das Honig der zehnte Theil der ἀθανασίας, welches durch die Stelle des Idycus beym Athenäus 2, 2 Erläuterung bekommt, der das Honig den neunten Theil der Ambroſia nennt. Mit dieſer unſterblich machenden Kraft iſt denn der Begriff verbunden, daß Nektar und Ambroſia, wie die ähnliche mythiſche Panacee, als Arzneymittel, zur Belebung der Todten, oder zur Sicherſtellung der Leichname gegen Fäulniß gebraucht wurde. Ferner iſt Nektar und Ambroſia eine köſtliche, duftende Salbe, womit die Götter theils ihre Kleider beſprengen, theils der Haut ihrer Körper einen höhern Glanz verleihen, ſo daß es alſo als Schönheitsmittel oder Schminke gebraucht wird, daher es ſelbſt beym Homer Il. 9, 592 Od. 23, 156 κάλλος, die Schönheit, genannt wird, mit welchem Sprachgebrauch übereinkommt, daß Pſyche in Apuleius Mährchen von der Venus beauftragt wird, eine Büchſe voll Schönheit (formoſitas) oder Schönheitsſalbe von der Proſerpina zu holen. Die Bezeichnung einer feſtern Götterſpeiſe durch das Wort Ambroſia, und eines eigentlichen Göttertranks durch das Wort Nektar ſcheint erſt ſpäterhin feſtgeſetzt, und nach menſchlicher Lebensweiſe geformt zu ſeyn, denen beydes, Eſſen und Trinken unentbehrliches Bedürfniß iſt. Dachten ſich nun die Alten etwas Beſtimmtes über die Beſtandtheile, aus denen ihr Nektar und Ambroſia zuſammengeſetzt war? Das ſcheint wirklich ſo aus den Stellen, die wir angeführt haben, daß Honig der neunte oder zehnte Theil des Nektar oder der Ambroſia ſey. Muthmaaßlich kamen in frühern Dichtern Recepte dazu, und Angaben über die einzelnen Ingredienzen, mögen ihrer neun oder zehn geweſen ſeyn, vor. Nach einer Angabe beym Athenäus 2, 2, p. 38 F. machte man beym Lydiſchen Olympus Nektar aus Wein, Wachskuchen und wohlriechenden Blumen. Auf einige Beſtandtheile dieſer himmliſchen Koſt möchten wir wohl rathen: 1) ätheriſcher Thau

über-

überhaupt, wie denn die Tettix, welche nur Thau genießt, vom Anakreon, „ohne Blut, ohne Fleisch, und faſt den Göttern ähnlich“ genannt wird; 2) der Honigthau, oder der Honig, der als ein ätheriſcher Thau vom Himmel fallen ſollte, vorzüglich beym Aufgang gröſſerer Geſtirne, und wenn der Regenbogen ſich neigt. (ſ. Voß zu Virgil's Landbau 4, 1.) 3) Wir wiſſen nicht, welche himmliſche Wohlgerüche, oder wohlriechende Theilchen, die im Aether verbreitet waren, welche die Wohlgerüche des Himmels und der Sterne genannt wurden, und die ſich auch auf der Erde ausbreiteten, wenn ſich der Regenbogen herabneigte. (ſ. Schneider zu Theophraſtus Charakteren 27 (14) S. 291 flg.) Um nun auf den Horaz zurückzukommen: ſo ſcheint er uns einen honigſüſſen Mund durch die Worte: quae quinta parte nectaris, u. ſ. w. bezeichnen zu wollen, da der Honig einen der Beſtandtheile des Nektar oder der Ambroſia ausmachte. Auf ähnliche Weiſe wird ein köſtlicher Wein in der Odyſſee 9, 359 ein ἀπορρώξ von Ambroſia und Nektar genannt.

Der Stelle 1, 16, 13 flg. Fertur Prometheus addere principi Limo coactus, u. ſ. w. hat der Her. durch den leichten Weg einer veränderten Interpunktion ſehr aufgeholfen:

Fertur Prometheus, addere principi
Limo coactus particulam undique
Deſectam, et inſani leonis
Vim ſtomacho appoſuiſſe noſtro.

Wie natürlich und einfach wird dadurch Alles! Der Dichter will nicht erzählen, daß Prometheus zu ſeinem Menſchengebilde Partikeln von allen Thieren genommen habe; ſondern die Hauptſache iſt ihm, daß er, bey jener Entlehnung der Thier Theilchen, auch den Zorn, oder vielmehr die Galle, — denn der Erſte, der dieß erzählte, brauchte vermuthlich das Wort χολή, Galle, als den Sitz des Zornes — des Löwen dem Magen des Menſchen beygemiſcht habe. Die Fabel von der ſonderbaren Zuſammenſetzung und Miſchung der Theile des Menſchenthiers, wurde bekanntlich auf mannichfaltige Weiſe behandelt und ausgeſchmückt; auch in den Aeſopiſchen Fabeln ward ſie berührt Fab. 190. 275. und beym Joh. v. Stobi ſ. 1. p. 11. wird aus dem Aeſopus bedeutend genug angeführt, Prometheus habe die Menſchenmaſſe nicht mit Waſſer, ſondern mit Thränen vermiſcht. Sollte

nicht

nicht der princeps lutus beym Horaz mehr seyn, als der Stoff, aus welchem Prometheus zuerst seine Menschen bildete? Es ist ja wohl der edlere, bessere Urstoff, aus welchem das Menschengeschlecht geformt werden sollte; dem aber andere Zuthat beygesetzt ward, weil er nicht hinreichte. Huschke vergleicht in seiner Abhandlung über Archilochus Fabeln (in Matthiä Miscell. philol. Vol. 1 p. 4) damit ein Bruchstück aus Sophokles Pandora: καὶ πρῶτον ἀρχὸν (so lieset er für ἄρχον) πηλὸν ὀργάζειν χαροῖν, welches uns besser auf den Prometheus, als auf den Bildner der Pandora, Vulkan, bezogen werden zu können scheint. — Sollte in der nämlichen Ode V. 26 flg. mihi fas recantatis Anica opprobriis nicht eine Anspielung auf das Rückwärtssingen der Zaubersprüche, wodurch die Kraft des vorigen Gesangs aufgehoben wurde, statt finden? Letztere erläutert der Her. zu Epod. 17, 7 aus Valer. Flacc. 1, 781, welche Stelle Jacobs in Miscell. philol. 1. p. 72 flg. erklärt und verbessert. — Bey dem Prädikat des Hydaspes, fabulosus 1, 22, 8, soll der Dichter an die uns unbekannten Fabeln von Ungeheuern dieses Flusses und ganz Indiens gedacht haben. In den Schriften des Dercyllus und Archelaus kamen die Wundersagen von diesem Flusse vor, und aus ihnen theilt der Pseudo-Plutarchus über die Flüsse T. 2. p. 1147 flg. und Joh. Laurentius von den Monaten S. 89 Einiges mit; was sich aber auf andere merkwürdige Erscheinungen, als auf Wunderthiere bezieht. — 1, 23, 5 flg. hat der Her. die scharfsinnige Bentley'sche Verbesserung: seu mobilibus vepris (f. veris) inhorruit Ad ventum (f. adventus) foliis in den Text gesetzt, theils weil die Bäume, bey der Ankunft des Frühlings, noch nicht belaubt sind, theils, welches noch mehr beweist, weil die jungen Reben, nicht zu Anfange des Frühlings; sondern erst gegen das Ende desselben, im Junius, geworfen werden, folglich im Frühling noch nicht ihre Mütter suchen können, welches nach der gemeinen Lesart der Fall seyn würde. Auch 2, 11, 23 flg. folgt er Bentley's Verbesserung: incomtam Lacaenae more comam religata nodo, statt: in comtum. —

Zu der nachdrucksvollen Stelle 3, 2, 25: Elt et fideli tuta silentio merces, hätte wohl vom Her. das von Meischerlich nicht übergangene Apophthegma des Augustus, welches dem Dichter vorschwebte, angezogen werden sollen: Ἀλλ' ἔστι

ἐστι καὶ σιγῆς ἀκίνδυνον γέρας. Vgl. Wyttenbach zu Julianus Or. 1 p. 136 Spz. Ausg. Das Vorbild der folgenden Zeilen: vetabo, qui Cereris sacrum Volgarit arcanae, sub isdem sit trabibus fragilemve mecum Solvat phaselon, haben die Ausleger des Horaz beym Callimachus nachgewiesen; nur scheinen sie unnöthiger Weise an die Mysterien der Ceres zu Eleusis zu denken. Auch Italien hatte ja seine sacra Cereris arcana, die durch griechische Kolonien hereingekommen waren, wie Neapel beym Statius Wälder 4, 8, 50 flg. Tuque, Actaea Ceres, cursu cui semper anhelo Votivam *taciti* quassamus lampada *mystae*. — Warum soll 3, 20, 13 leni recreare vento gerade vom Fächer die Rede seyn, wie Mitscherlich und der Her. wollen? Er läßt sein Haar im den Wind flattern, und sich dadurch Kühlung zuwehen, wie der Priester der Cybele, Atys, beym Dichter Dioscorides 11, 2—4. T. 1. p. 495 μαινομένην δονὺς ἀνέμοισι κόμην· Εὐχή. — Daß das Votiv-Epigramm an die Diana, die Göttinn der Geburten, 3, 22 irgend einem griechischen Epigramm nachgebildet sey, ist von den Herausgebern bemerkt worden; am nächsten kommt das Gedicht des Nicias 3 T. 1 p. 248, wo Damareta ihre Votiv-Geschenke der Ilithyia darbringt, ἥ σε μετ' εὐχωλὰς ἐκαλέσσατο (ter vocata audis Horaz), λευγαλέας νί Κύρας ἀπ' ὠδίνων τῆλε βαλεῖν λοχίων (laborantes utero puellas adimis leto Horaz). Wir berühren zugleich eine andere Stelle des Horaz von der Ilithyia im Sekular-Gesange V. 12 flg. Rite maturos aperire partus Lenis Ilithyia, wo die sanfte, leichte Geburten gebende Göttinn (πρᾶος, ἠπιόνη) gemeint ist. C. Böttiger Ilithyia S. 27. Ihr Charakter ist in dem Votiv-Epigramm des Phädimus 3, 3 flg. T. 1. p. 261 ausgedrückt: οἱ πρηεῖα λεχοῖ δισσὰς ὑπερέσχες χείρας, ἄτερ τόκου, πότνια, νισσομένη. Das im Horaz unmittelbar folgende: Diva, producas subolem, möchten wir am liebsten mit Mitscherlich auf das Wachsthum und Gedeihen der Kinder beziehen, worin uns das nämliche Epigramm des Phädimus in den Worten, welche gleich nach den angezogenen folgen, bestärkt: Ἄρτεμι, νηπιάχου δὲ καὶ εἰσέτι παῖδα Λέοντος Νεῦσον ἰδεῖν καύρου υἷα ἀεξόμενον. — In der majestätischen Strophe 3, 24, 5 flg. Si figit adamantinos Summis verticibus dira Necessitas Clavos, non animum metu, Non Mortis laqueis expedies caput, erklärt der Her. kurz und einfach das unvermeidliche Schicksal

sal oder die Nothwendigkeit zu sterben, welche durch den in den Kopf geschlagenen Nagel symbolisch bezeichnet wird. Auf ähnliche Weise wird die am Prometheus ausgeübte Uebermacht des Schicksals beym Aeschylus bezeichnet, wo die Kratos zum Vulkan V. 64 flg. (nach Jacobs Uebersetzung) sagt:

Jetzt treib' ihm des demantnen Keiles Zahn
Recht mitten durch die Brust, mit voller Kraft.

Die von Jani als unecht verworfenen Verse 4, 4, 18 flg., in welchen eine antiquarische Frage über den Ursprung der Sitte der Vindelici, im Kriege eine Axt zu tragen, eingeschaltet wird, nimmt der Her. mit mehreren Gründen in Schutz, die für ihre Aechtheit sprechen. Eine emendatio palmaria des Her. in 4, 8, 17 ist billig in den Text versetzt worden. Die hier vorkommenden incendia Carthaginis impiae haben auch große incendia criticorum et interpretum erregt. Von dem Brande und der Verheerung Karthago's konnte bey der Aufzählung der Großthaten Scipio Afrikanus des Aeltern nicht die Rede seyn; also mußte man zu bildlichen Deutungen seine Zuflucht nehmen; oder an die in Brand gesteckten Flotten denken, oder den ganzen Vers, wie Bentley, verwerfen. Der Her. liest: stipendia Carthaginis, d. h. vectigalia, und nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß ein Grammatiker den Ausdruck nicht recht verstanden, und ihn daher mit incendia vertauscht habe, die Thaten des ältern und des jüngern Scipio verwechselnd. Nach dieser Verbesserung rundet sich Alles vortrefflich. Hannibals Drohungen fallen auf seinen eigenen Kopf zurück; er muß nach Afrika zurückfliehen, wird dort geschlagen, und Scipio legt Karthago große Tribute auf. — Für den exquisiten Sprachgebrauch, nach welchem 4, 13, 9 flg. aridae quercus gleichbedeutend mit rugae et capitis nives V. 11 flg. stehen, hätte wenigstens eine der von Mitscherlich angeführten griechischen Stellen mitgetheilt zu werden verdient. Beydes, die Runzeln und der dürre Baum, werden, wie im Horaz, in Callimachus Bruchstück n. 49 Bentl. p. 433 neben einander gestellt, wo wahrscheinlich die alte Hekale ausruft:

Ναὶ μὰ τὸ ῥικνὸν σύφαρ ἐμόν, ναὶ τοῦτο τὸ δένδρον
Αὖον ἐόν περ.

Bey

Bey der [illegible] Haut, bey diesem vertrockneten Baume,
Schwör' ich.

Die satyrische Tendenz des Gedichtes zum Lobe des Landlebens Epode 2. hat der Her. sehr gut auseinander gesetzt. Nicht das Landleben zu besingen ist die Hauptabsicht; sondern die Macht der Geldsucht, die bey einem R. Geldwechsler so groß ist, daß er, fest entschlossen, sich zur Ruhe zu setzen und ein Gütchen zu kaufen, um die Glückseligkeit des Landlebens in vollem Maaße dort zu genießen, nachdem er schon seine Gelder einkassirt hat, sie sofort wieder austhut, und in der Stadt bey den Geschäfften bleibt, deren Mühseligkeit er kurz zuvor beseufzt hat. V. 27 in dieser Ode hat der Her. die schöne Marklandsche Konjektur: Frondosque (s. Fontesque) lymphis obstrepunt manantibus, zu welcher sich auch Eichstädt hinneigt, in den Text aufgenommen. Wir glauben allerdings, daß Horaz durch sie gewinnt; hätten sie aber doch nur in der Anm. angegeben, da sie nicht nothwendig ist. Fontes lymphis manantibus ist gelehrt gesagt für lymphae manantes fontium. Aehnlich Ovid Met. 4, 391 tympana raucis obstrepuere sonis. In der Beschreibung des Vogelheerdes V. 33 flg. Aut amite levi rara tendit retia, Turdis edacibus dolos versteht der Her. dolus von der Lockspeise, wodurch die gefräßigen Krammets-Vögel ins Garn gelockt werden. Aber dann müßte es doch wohl heißen: et turdis — dolos, auch könnte nur nach der Figur Zeugma tendit auf dolus in der vom Her. angenommenen Bedeutung des letzten Wortes bezogen werden. Dolos ist unstreitig die Apposition von retia, und erhält seine Erklärung durch den Martialis: Tendit avidis *rete subdolum* turdis. Ueber die V. 35 angedeutete Art, den Kranich zu fangen: advenam inquam gruem — captat hätte wohl von dem Herausgeber um so mehr eine Anmerkung erwartet werden können, da nach den Angaben anderer Schriftsteller die Kraniche mit Schleudern zu Boden geworfen zu werden pflegten. S. Jacobs z. griech. Anthologie Animadv. V. 2. P. 1. p. 100. In der schwierigen Stelle V. 37 flg. Quis non malarum, quas amor curas habet, Haec inter obliviscitur? bleibt der Her. dabey stehen, daß amor in weiter Bedeutung für die Begierde nach Geld und Wucher gesetzt sey, da dieß die Liebe und Leidenschaft des Geldwechslers Alphius war,

der hier redet, und der gleich zu Anfang den glücklich prieß, der sich von diesen sorgenvollen Geschäfften losmachen könne. Freylich drückt diese Auslegung der Umstand, daß amor ohne näher bestimmenden Zusatz in dieser Bedeutung ohne Beyspiel ist. Wie, wenn amor nicht das ächte Wort wäre, das Horaz geschrieben hätte? Man weiß, wie oft Versetzungen einzelner Buchstaben und ganzer Wörter in Handschriften vorkommen. Es würde ganz im Geiste des Alphius, der, des rastlosen Treibens und Geldmachens in der Stadt müde, (Vgl. V. 1 und 7) auf dem Lande Rom zu vergessen wünscht, seyn, wenn der Dichter geschrieben hätte:

Quis non malarum, Roma quas curas habet,
Haec inter obliviscitur?

Oder, da hier von den Winter-Vergnügungen der Jagd zunächst die Rede ist, würde auch: malarum, bruma quas curas habet, nicht am unrechten Orte stehen. Man denke nur an die Beschreibung des traurigen Winters in Hesiodus Tagen und Werken, 494 flg. Μή σε κακοῦ χειμῶνος ἀμηχανίη καταμάρψῃ, Σύν πενίῃ u. s. w.

Wir bemerken noch, daß zur Erleichterung der Einsicht in die Horazischen Sylbenmaaße von Hrn. Inspektor des Gymnasiums Spade in Gotha eine leichte und deutliche Anleitung für junge Leute vorausgeschickt worden ist.

Qw.

C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum Libri decem. Recensuit notisque illustrauit *Gottlieb Erdmann Gierig. Tomus posterior.* Lipsiae, sumtu Schwickerti. MDCCCII. gr. 8. Mit dem Register 611 Seiten und IV Seiten Titel und Vorrede. 2 Rthl.

Bey der Anzeige dieses zweyten Bandes dieser Ausgabe des Plinius Sekundus können wir uns, da die Bearbeitungsart dieselbe geblieben ist, füglich auf unsere Angabe der Gierigschen Behandlungsart bey der Anzeigung des ersten Theils

beziehen, welche im Anfange zum 29sten bis 63sten Bande dieser neuen Bibliothek, 1ste Abtheilung, S. 446 befindlich ist. Dieser Band begreift die zweyte Hälfte der Plinianischen Briefe, mit Ausschluß des Panegyricus, welchen der Herausgeber schon vorhin, besonders bearbeitet, ans Licht gestellt hatte. Ueberall herrscht durch das ganze Werk eine nachahmungswürdige Genauigkeit und gründliche Gelehrsamkeit in Erläuterung der Sprache, der Sachen und Gedanken, so wie in den Nachrichten über die Personen, an welche Plinius seine Briefe gerichtet, oder deren er in denselben gedacht hat. Wir verweisen z. B. auf den allgemein bekannten Brief (10, 96), worin Plinius dem Kaiser Trajanus seinen Bericht über die mit den Christianern in Bithynien angestellten Untersuchungen abstattet. Hier werden Semlers Einwendungen gegen die Aechtheit dieses Briefes (in dessen neuen Versuchen, die Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte mehr aufzuklären, Bd. 1 S. 119—240) in ihrer ganzen Unstatthaftigkeit dargestellt, und in dem vorgesetzten Argument sowohl, als in den Anmerkungen mit Sachkunde Schritt vor Schritt zurückgewiesen. Daß übrigens die Anmerkungen im ganzen Werke, und besonders auch die jedem Briefe vorgesetzten Einleitungen öfters weit kürzer hätten gefaßt werden können, wird Hr. Gierig selbst nicht in Abrede seyn. Denn mehrere der Einleitungen sind unnöthiger Weise weit länger, als die Briefe selbst gerathen. Doch dieses in anderen Hinsichten doch immer nützliche und lehrreiche Zuviel darf dem Beyfall, den man dieser wackern Ausgabe eines alten Klassikers schuldig ist, keineswegs nachtheilig werden. Equidem omnes, sagt Plinius (6, 17) selbst, qui in studiis aliquid laturunt, venerari etiam mirarique soleo. Est enim res difficilis, ardua, fastidiosa. Dieß Letztere gilt aber besonders von der Herausgabe alter Klassiker. Daher gebührt auch den Herausgebern derselben, denen ihr Werk im Ganzen sowohl, als Hrn. G. gelang, vorzüglich Achtung und dankbarer Beyfall. — Herr G. gedachte Anfangs einen ganz vollständigen Wort- und Sachindex anzuhängen; aber er vermochte das Mühselige dieser Arbeit nicht zu überstehen. Er legte daher wenigstens ein Register an, das belehrender als das Cortische, und auch etwas vollständiger, als das Gesnerische ist; aber auch dieß vermochte er in dieser Anlage nur bis zum Buchstaben M fortzuführen. Vom Buchstaben N also bis ans Ende ist der Gesnerische Index unverändert

abgedruckt. Dieſer Ungleichheit hätte ja doch leicht durch eine fremde Hülfe abgeholfen werden können. Noch müſſen wir der beyden angehängten Exkurſe gedenken, wovon der erſte de recitationibus Romanorum, der andere de contuberniis Romanorum, oder von dem mannichfaltigen Gebrauche des Worts contubernium handelt. In Anſehung des erſten Gegenſtandes hat ſich der Verf. hauptſächlich nur an die Angabe des Plinius gehalten, aber die Sache mit einem alle dahin gehörigen Stellen der Alten umfaſſenden Blicke zu behandeln. Sonſt würde er ſowohl des Voſſius Abhandlung de recitationibus veterum, als auch Purmanns Programm de incremento elegantiorum literarum apud Romanos et recitationibus ornatae. Francof. ad Moenum 1770, für ſeinen Zweck benutzt haben. Auch behandelt, wo wir nicht irren, denſelben Gegenſtand ein Aufſatz in Wiedeburgs humaniſtiſchen Magazin.

Kp.

Arrians Unterredungen Epiktets mit ſeinen Schülern. Ueberſetzt und mit hiſtoriſch-philoſophiſchen Anmerkungen und einer kurzen Darſtellung der Epiktetiſchen Philoſophie begleitet von J. M. Schultz. Zweyter Theil. Altona, bey Hammerich. 1803. XLIV und 226 S. gr. 8. 1 Rth.

Der erſte Theil dieſer Ueberſetzung iſt bereits in dieſer Bibl. Bd. LXXV. S. 527. gehörig gewürdiget worden. Der zweyte iſt dem erſten völlig gleich. Als Einleitung aber in das ganze Werk iſt in dieſem Theile hinzugekommen: „Verſuch, Epiktets philoſophiſche Grundſätze im Zuſammenhange darzuſtellen.“ Dieſe Abhandlung giebt zuerſt Nachricht von den Lebensumſtänden des Epiktets; wozu aber freylich wenige Urkunden da ſind. Hierauf werden folgende Materien abgehandelt: „Von der Epiktetiſchen Philoſophie überhaupt; „über die Logik und damit verwandten Gegenſtände; über „Epiktets Phyſik; über deſſelben moraliſche Grundſätze; über „die ſittliche Freyheit, und endlich, angewandte Sittenlehre.“ Daß alle dieſe Abhandlungen aus Epiktets Werke ſelbſt entlehnt

lehnt sind, versteht sich von selbst. Der Verf. verdient aber dafür Dank, daß er alles dieses zu leichterer Uebersicht so gut geordnet hat. Es wird daher auch dienlich seyn, diese Abhandlung zuerst zu lesen.

Of.

Lexicon Xenophonteum. *Volumen tertium.* Lipsiae, in libraria Gleditschia. 1803. 770 Seiten gr. 8. 2 Rt. 16 Gr.

Enthält die Buchstaben von Λ bis Ende Π. Die Einrichtung ist die nämliche, wie in den beyden ersten Theilen, welche in dieser Bibliothek vorher sind angezeigt worden. Sonst ist bey diesem Theile kein Anhang von neu bemerkten Varianten, oder dergleichen. Vermuthlich wird aber der letzte Theil dergleichen Zusätze liefern.

Vg.

Homers Werke, von *Johann Heinrich Voss. In vier Bänden.* Ilias I—XII. Gesang. 320 Seiten. XIII — XXIV. Gesang. 340 Seiten. Odyssee I — XII. 279 Seiten. XIII — XXIV. 262 Seiten gr. 8. Zweyte verbesserte Auflage. Königsberg, bey Nicolovius. 1802. Engl. Papier 5 Rt. 12 Gr. Druckpapier 4 Rt. 12 Gr.

Von der zweyten Hälfte dieses Werkes könnte man gegenwärtige Ausgabe schon die dritte nennen, wenn man nämlich diejenige mitzählt, welche im Jahr 1781 mit eben der poetischen Zueignungsschrift an Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, erschienen ist. Hr. V. aber konnte auch füglich die in der ersten Ausgabe beyder Homerischen Werke vom J. 1793 gelieferte Uebersetzung der Odyssee als ein ganz neues Werk betrachten; indem er sich nach jener früheren Arbeit das Ziel noch weiter gesteckt, und sich diejenige Manier der Ueberset-

tens eigen gemacht hat, welche man nun im Gegensatze der Wielandischen, die Vossische zu nennen anfängt.

Man hat bisweilen gesagt, daß die Geistesprodukte der Alten, vornehmlich der Dichter, sich gar nicht übersetzen ließen. Das Wahre in dieser Behauptung ist unstreitig das, daß eine vollkommene Uebertragung eines Gedichtes aus einer Sprache in die andere ein Ideal ist, dem der größte Meister am nächsten kommt, ohne es zu erreichen. Denn auch abgesehen davon, daß jede die eine Sprache auch in Prosa manche Gedanken und Empfindungen nicht ganz so ausdrücken kann, wie eine andere, so entsteht, wenn Verse in Verse, und noch dazu — wie Hr. Voß, und die ihm folgen, sich zum Gesetz gemacht haben — in eben so viele Verse derselben Art übersetzt werden sollen, noch diese Schwierigkeit, daß viele Ausdrücke oder Wendungen des Originals sich in der Uebersetzung schlechterdings nicht in eben das Sylbenmaaß fügen; sondern mit andern vertauscht werden müssen. Nun giebt es aber in Wendungen, so wie in einzelnen Ausdrücken, nichts vollkommen Gleichbedeutendes; es kann also nicht fehlen, daß der treueste Uebersetzer, so wie er sich auf der einen Seite dem Originale nähert, sich auf der andern desto weiter davon entfernt. Um so kurz zu seyn, als das Original, wird er dunkler als dasselbe, oder sagt etwas Anderes, oder nimmt zu ungewöhnlichen, oft auch wohl neugeschaffenen Worten seine Zuflucht, die dann seinem Ausdrucke bald einen andern Charakter geben, als der des Originals ist. Eine Stellung der Worte, die in dem Original als die natürliche gefällt ist, oft, wenn sie unverändert beybehalten wird, in der Uebersetzung befremdend, verwirrt den Leser, und macht einen ganz andern Eindruck. Und so muß der auf diese Weise durch Sylbenmaaß und Verszahl eingeengte Uebersetzer es großentheils von dem Glücke erwarten, wenn es das Original erreichen kann, aber nicht; und wo mehrere Vollkommenheiten nicht zugleich erhalten werden können, ist es dann eine Aufgabe für den Meister, in einzelnen Fällen zu bestimmen, welche er als die geringere aufzuopfern habe. Im Allgemeinen aber kann doch als ausgemacht angenommen werden, daß es ein größerer Vorzug einer Uebersetzung ist, wenn sie in dem Leser eben dieselben Vorstellungen und Empfindungen erweckt, als wenn sie eben dieselbe Anzahl von Zeilen, oder eben die Stellung der Worte enthält, wie das Original.

Da

Dagegen beyde Vorzüge nicht nur in keiner nothwendigen Verbindung mit einander ſtehen, vielmehr aus den angegebenen Urſachen bisweilen gar nicht zu vereinigen ſind: ſo iſt wirklich die Frage, ob ein Ueberſetzen wohl ohne ſich die Erreichung des letztern, die genaue Uebereinſtimmung der Worte und Zeilen, zum höchſten, keiner Ausnahme unterworfenen Geſetze zu machen. Die jene, dieſen Hauptzweck der Voſſiſchen Ueberſetzungsmethode, gewinnt zwar dadurch von der einen Seite, ſie verliert aber wieder von der andern Seite in eben dem Maaße, als die Schönheit des Originals verändert. Denn man muß ja bey Werken der Dichtkunſt ganz vorzüglich wiſſen, wie der Verfaſſer das Original geſchrieben hat, um daher den Homer in einer Ueberſetzung ganz zu genießen, muß man in derſelben auch den leichten, natürlichen Ausdruck finden, der einen großen Theil von der Schönheit des Originals ausmacht. So meiſterhaft nun auch Hr. V. in unzähligen Stellen ſeiner Ueberſetzung den Geiſt des Dichters nicht bloß beynahe Wort für Wort, und ſogar die äußere Form, ſondern auch wirklich mit der edlen Einfalt und Kraft des Griechiſchen wieder giebt: ſo ſehr vermißt man doch auch wieder in ſehr vielen andern Stellen jenen klaren, natürlichen Ausdruck des Alten, und merkt den Zwang, den Feſſeln, welche ſich der Ueberſetzer angelegt hat. Aus Unvollkommenheiten dieſer Art nun, welche ein ſolcher Meiſter in ſeiner Kunſt nicht vermeidet, iſt man geneigt zu ſchließen, daß ſie bey einer ſolchen Methode zu überſetzen vielleicht unvermeidlich ſind. Ein Umſtand aber ſteht doch dieſem Schluſſe wieder entgegen: dieſer iſt eben die hier anzuzeigende verbeſſerte Ausgabe des Voſſiſchen Homer. Dieſe iſt nämlich ein neuer Beweis, wie ſehr die Arbeiten des Hrn. V. ſich in jeder neuen Ausgabe der Vollkommenheit nähern, und wie wenig man daher mit Sicherheit vorher beſtimmen kann, was ſeine Kunſt noch zu leiſten vermag. Es gewährt ein lehrreiches Vergnügen, zu bemerken, wie er in dieſer wahrhaft verbeſſerten Ausgabe bald eine Stelle genauer mit dem Originale in Uebereinſtimmung gebracht, bald eine Unrichtigkeit, Härte oder Dunkelheit des Ausdrucks hinweggeſchaffet, oder den Hexameter, vornehmlich durch richtigere Spondäen reiner und wohlklingender gemacht hat. Rec. hat dieß vorzüglich an der Ilias wahrgenommen, die Dichter, die ſchon vor zehn Jahren zum zweytenmal in die Welt getreten iſt, bedurfte auch wohl jener väterlichen Zucht und

Pflege empfiehlt. Indem wir dasher dem Verf. für dasjenige danken, was er in dieser neuen Ausgabe geleistet hat, sehen wir doch auch verlangend und hoffend aufwärts, wegen desjenigen, was er noch, wenn er die Hand von seinem Kinde nicht abzieht, in einer dritten verbesserten Auflage der Homerischen Werke leisten könnte.

Mit deutscher Freundlichkeit wünscht ihm der Rec. vor allen Dingen bittern unsere Sprache, vornehmlich in Absicht der Wortstellung, wie er schon angefangen hat, immer mehr wieder in diejenigen Rechte einzusetzen, welche er auch noch in vielen Stellen dieser verbesserten Ausgabe, selbst da, wo ihn keine Noth dazu drang, verletzt hat. Was bewog ihn doch z. B. Ilias I, 460 ἐπεὶ κατὰ μοῖραν ἔειπεν, und in ähnlichen Stellen, so zu setzen, dass der Vers, den Hr. V. selbst übersetzt:

„Als sie die Schenkel verbrannt und die Eingeweide gekostet;“ der Vers folgt:

μίσυλλόν τ᾽ ἄρα τἄλλα, περὶ σπλάγχνοισιν ἔπειραν, diesen nicht, wie Jeder erwartet, zu übersetzen:

„Schnitten sie jetzt auch das Uebrige klein und steckten es an Spieße,“ sondern:

„Jetzt auch das Uebrige schnitten sie klein, und steckten es an Spieße.“

Wenn kostet es nicht Mühe, sich an Verse zu gewöhnen, wie Il. V, 139:

„Ihnem erregt er die Kraft, und hindert nicht wagen es Abwehr;“ und wäre es wohl gut, sich in Gedichten an eine solche Stellung der Worte zu gewöhnen, da kein Deutscher im Reden die Worte so stellt? IV, 492 wird sogar der Leser, dadurch, daß die Worte Priamus Sohn nicht zu Anfange, sondern in der Mitte stehen, auf einen falschen Sinn geleitet. Eben so hart, doch nicht bloß der Stellung wegen, sind gewiß die Zeilen IV, v. 232. 33:

„Wo er nunmehr streitfertig erfand Gaukämmler Achajos;
„Nahe trat er hinzu, und sprach die ermunternden Worte.“

Könnten diese Verse nicht eben so treffend, und doch leichter und verständlicher so übersetzt werden:

„Wo

„Wo er nun sah, daß Achäer mit muthigen Rossen, zum Kampfe
„Eilten; da trat er hinzu, und sprach die ermunternden Worte."

oder noch genauer nach dem Griechischen:

„Wo er nun sah schnellrossige Danaer eilend sich rüsten,
„Trat er hinzu und ermunterte sie durch kräftige Worte."

Andern Stellen schaden einzelne Ausdrücke, die Hr. V. gewiß selbst bey einer nochmaligen Durchsicht, wenn auch nicht durchaus unrichtig, doch gewiß unbequem finden wird.

So Iliad. III, 576 und VIII, 465 verschwinden für vergehen, hinschwinden, aufgerieben werden. IV, 339. „Reichlich geschmückt mit Bethörungen," für „Meister in schädlicher List," oder dgl. Die Worte des 421sten Verses: „Ihm hätt' auch ein männlicher unten gezittert," wird der Verf. gewiß, auch wenn sich eine solche Uebersetzung durch II, XIV, 506 und XX, 44 erklären und rechtfertigen läßt, in einer künftigen Ausgabe nicht dulden: so wenig als den unverständlichen 206ten Vers: „Welcher Mann vom Geschirr hinkommt auf des andern Wagen." Hr. V. braucht hier, so wie an vielen andern Stellen, Geschirr völlig als gleichbedeutend mit Wagen. Aber das Geschirr befestigt ja nur die Pferde an dem Wagen. VII, 50 thun die Anfangsworte selbst dann, so genau sie auch dem Griechischen entsprechen, dennoch im Deutschen, wo man geneigt ist, hier selbst für auch oder sogar zu nehmen, einen andern Effekt. Die Worte des 238 und 39sten Verses: „Zu wenden den Stierschild dürrer Last" bedürfen gewiß auch einer Verbesserung. Genauer und zugleich verständlicher würde hier Rec. lieber sagen: „Der Stiere trockene Häute." Und im 335. Verse wäre das Wort Gebeine, welches im Griechischen steht, nicht nur verständlicher; sondern auch passender gewesen, als Staub. IX, 70 wird man schwerlich die Worte verstehen: „Dir gleich ich solches, nicht ungleich." Der Grieche dachte sich gewiß dabey, was wir bey den Worten denken: „Dir geziemet es, und es ist billig." Oder v. 605 die Worte: „Nicht mehr gleich wird Ehre dir seyn," für: „Bist du dann nicht mehr gleich an Ehre." Hieße es ferner X, 280 für „gieb mir Lieb'" nicht besser: „sey mir hold," und XIII, 17 oder XV, 620. für: „noch vorahndend der

Wind' im Gesaus' anstürzenden Wandel," besser: „noch verahndend den stürmenden Gang laut brausender Winde?"

XV, 203 sollte es anstatt: „Wendest du noch?" entweder (nach dem Griechischen) heißen: „Wendest du noch Etwas?" oder (dem Nachfolgenden gemäß) „Wendest du dich noch?" Griechisch-Deutsch bliebe es aber dann freylich immer. Eben so kann man wohl nicht, wie v. 567 steht, sagen: „Zeus stürmte die Troer," für erregte, befeuerte. Die Uebersetzung von v. 352. 53. könnte leicht so verstanden werden, als wenn Hektor (auf gut Persisch) die Krieger durch Schläge angetrieben hätte. Kurz vorher v. 347 sind die Worte: „Verlaßt die blutige Rüstung," ebenfalls nicht recht passend, weil nicht von einer bestimmten Rüstung; sondern von den Waffen der Erschlagenen überhaupt die Rede ist. „Weilt nicht beym blutigen Raube," würde vielleicht die Sache besser ausdrücken. v. 284 würde Rec. περὶ μύθων lieber noch „um das Wort," als: „um ihr Wort," übersetzen.

Der Anfang von XXIII, v. 193 thut ebenfalls eine andere Wirkung, als der Zusammenhang erfordert. Man erwartet nach diesem Anfange nicht, daß Achill Etwas thun werde, um das Brennen des Scheiterhaufens zu befördern; sondern glaubt, daß er, vor der Hand wenigstens, ganz davon abstehe. Was die Stelle XXIV, 162 seq. betrifft: so ist zwar hier der Ort nicht, mit dem V. über die Interpretation, welcher er in der Uebersetzung folgt, weitläuftig zu rechten; eben seine Uebersetzung aber: „Er selbst in der Mitte der Greis war straf, daß die Bildung erschien, in den Mantel gehüllt; und umher lag viel Unraths auf Nacken und Haupt des herrschenden Greises, den er vor Leid sich wälzend, mit eigenen Händen emporwarf;" diese treue Uebersetzung, sage ich, zeigt wohl recht auffallend, wie sehr der Zusammenhang die Meinung derer begünstiget, welche hier das Wort ἐντυπὰς durch hingestreckt erklären. Denn nur nachdem schon gesagt worden ist, daß Einer auf der Erde liegt, hört man ohne Befremden, daß ihm Staub und Unrath auf dem Nacken liege.

In der Odyssee fiel dem Rec. vorzüglich auf, daß Hr. V. mehrmals φάρμακον durch Würze übersetzt. II, 330 oder wo sonst von Speise oder Getränk die Rede ist, scheint dieser

Aus-

Ausdruck noch ziemlich passend: aber wer auch I, 262 zu ertragen? in folgender Verbindung:

„Dorthin steurte Odysseus, Würge des Männermords zu erkundigen, daß er mit solcher sich die ehernen Pfeile vergiftete.“

Eben so könnte man zweifeln, ob Hr. V. an so vielen Stellen das Beywort des Neptun γαιήοχος richtig durch Umuferer übersetzt. Neptun bekommt doch diesen Beynamen als Repräsentant des Meeres. Das Meer aber bekommt ja sein Ufer durch das Land; Neptun wird also umufert, er umufert nicht. Φάλαγξ übersetzt er gewöhnlich durch Geschwader; allein dieß Wort paßt ja wohl nur auf Reiter oder Kriegsschiffe. Χεῖρες ἄατοι übersetzt Hr. V. unnahbare Hände; ἄτλητος hingegen Il. IX, 3 und XIX, 367 durch unduldsam, unausduldsam. Allein denkt man nicht bey unnahbar vielmehr an dasjenige, welches nicht nahe gebracht werden kann, als an dasjenige, welchem man sich nicht nahen darf? Und hat dagegen unduldsam nicht, wie alle sich so endigenden Adjektiva, vielmehr eine aktive als eine passive Bedeutung? Das einzige lenksam wird etwa auch passive gebraucht. Die Richtigkeit dieses Gebrauchs aber scheint eben darum verdächtig. Bey Gelegenheit des Wortes unaltend, welches Il. V, 724, XIV, 238 u. a. a. O. vorkommt, will Rec. doch die Frage in Anregung bringen, ob es die Natur aktiver Participien verträgt, daß sie mit un zusammengesetzt werden? Es scheint, daß man bey denselben, so lange sie noch an das Verbum, dem sie angehören, erinnern, und an dessen Natur Theil haben, auch das den Verbis zukommende nicht setzen müsse. Darum sagt man zwar unschädlich, unwirksam, nicht aber unschadend oder unwirkend; darum könnte man sagen unvergänglich; aber vielleicht nicht unaltend.

Einige deutsche Substantiva, die Hr. V. mehrmals und beharrlich für gewisse griechische Ausdrücke gebraucht hat, unstreitig weil sie ihm nach dem Sprachgebrauch seiner Provinz, oder nach der Kunstsprache, die richtigsten Benennungen schienen, werden einem großen Theile seiner Leser unverständlich seyn. Hätte er dieß doch verhüten können! Z. B. Vese, Borde, und zwar dieses in einer zweyfachen Bedeutung: Il. XXI, v. 26 und 275 in anderer als IX, 215. Wei-

Weidichte XXI, 350. Schultersbucht V, 41, und an vielen a. O. Brau und Brauen XIV, 493 und XVI, 738 werden durch die wenig übliche Weglassung des N., da zumal Augen nicht dabey steht, fast unkenntlich. Für Rebhain XVIII, v. 865 sagt man auch wohl besser Rebenhain.

Der Kürze wegen will Rec. nur noch einige Stellen bloß citiren, welche ihm als vorzüglich hart oder unverständlich aufgefallen sind. Ein sonderbarer Vers, an welchem derjenige ein Prämium verdient, der ihn das Erstemal ohne Anstoß auch nur zu lesen weiß, ist Il. V, v. 831. Erst mit v. 889 geht dem Leser einiges Licht auf. So war es doch wohl nicht bey den Lesern oder Hörern des Originals? Il. VI, 487. VIII, 558. IX, 19. 49. fällt besonders die Abwesenheit des Artikels auf, der hingegen XI, 147 vor Mörser unrichtig gesetzt ist. Als hart oder schwer, (theils deßhalb, weil unsere Sprache nicht mit eben der Kürze den Casus oder Modus bezeichnen kann, wie die griechische; theils der Wortstellung wegen,) und aus andern Ursachen, welche wir keinem gebildeten Leser, und am wenigsten dem Hrn. V. erst näher angeben dürfen, empfehlen wir der so unermüdet nachbessernden Hand des Verf. vorzüglich Iliad. II, 127. 28. V, 509. 666. 718. VI, 226. 528. VII, 27. 118. 226. VIII, 268. IX, 101. 155. 56. 422. 617. X, 500. XI, 30. 334. (trug) 714. (gerannt) XII, 368 (wandern) XIV, 28. XVI, 317. XVII, 24. 25. XVIII, 535. XXI, 150. Rec. weiß übrigens recht gut, daß tadeln leichter ist, als besser machen, und daß es auch noch eben keine Heldenthat wäre, eine oder die andere Stelle des Homer besser, als irgend ein berühmter Meister zu übersetzen. Er ist aber auch überzeugt, daß eben diesem Meister, um der guten Sache willen, eine freymüthige Prüfung angenehmer ist, als Lobsprüche, deren er gewohnt ist, und die ebenfalls leichter gewesen wären.

Mit dem Aeußern dieser Ausgabe kann man, bis auf das nicht recht weiße Druckpapier, zufrieden seyn. Zu den Kupfern der ersten Ausgabe ist noch eine Tafel hinzugekommen, welche einen, nach den Angaben der Odyssee entworfenen, Grundriß von dem Hause des Ulysses enthält.

Wst.

Phae-

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopicae, ad optimas editiones collatae juvenumque instructioni accommodatae, quibus appendix tripartitus fabularum Aviani et anonymorum veterum addita est. Studio et cura *Jo. Joach. Bellermanni*, Th. et Phil. P. P. O. et Gymnas. Erford. Direct. Erfordiae, sumtibus Mülleri. 1803. 6 Bogen 8. 3 gr.

Es ist der bloße, so weit wir ihn gelesen haben, korrekt abgedruckte Text. Die Zweybrücker Ausgabe ist auch hier zum Grunde gelegt, doch so, daß der Herausgeber aus Burmanns, Heusingers und Schwabens Ausgaben, Lesearten und Interpunktionen, die ihm besser schienen, aufgenommen hat. Er giebt Beyspiele davon in der Vorrede an; aber bey einigen scheinen die Zahlen der Fabeln und Verse falsch angegeben zu seyn; die übrigen haben wir Alle schon in Tanay. Fabers Ausgabe, die vor der Burmannschen vorher geht, gefunden. Die Fabeln I, 18. 29. III, 5. IV, 14. 17. hat er, ihres für die Jugend unschicklichen Inhalts wegen, nicht mit Unrecht, weggelassen; dagegen hat er, außer dem Leben des Dichters, und einer kurzen Nachricht von dem von ihm gebrauchten jambischen Sylbenmaaß, einen dreyfachen Anhang hinzugefügt, der die fünf vom Marquard Gud zuerst bekannt gemachten Fabeln, sechszehn andere des Rimicius und Anderer, beyde von Burmannen, in jambische Verse gebracht, und sechs Fabeln des Avianus in elegischem Sylbenmaaß, enthält. Da Phädrus bloß mit den ersten Anfängern der lateinischen Sprache gelesen zu werden pflegt: so zweifeln wir beynahe, ob ein Lehrer Zeit übrig haben werde, nach Vollendung aller fünf Bücher der Phädrusischen Fabeln, auch noch diesen Anhang zu erklären, und glauben daher, daß dieser Raum nützlicher zu ganz kurzen Anmerkungen bey schweren Worten, oder zur Hinweisung auf neuere Bearbeitung dieser Fabeln von deutschen Dichtern hätte können angewendet werden.

Pd.

Des

Des P. Ovidius Naso sämmtliche Werke, oder Ovidius Klaggesänge in fünf Büchern, übersetzt von N. G. Eichhoff, des Gymnasiums zu Weilburg Prorektor. Frankfurt am Main, bey Herrmann. 1803. 15 Bogen 8. 20 gr.

Von Hrn. Eichhoffs verdeutschten Ovid ist bereits in unserer Bibliothek Bd. 58. S. 234. die Rede gewesen. Was wir dort von den deutschen Heroiden urtheilten, gilt auch, und noch viel mehr, von diesen Klaggesängen. Die Uebersetzung ist richtig und lesbar; aber, wie das bey jeder unrhythmischen Uebertragung der Werke Ovids der Fall seyn muß, ohne allen poetischen Werth. Gewiß würde sich der Herausgeber ein ungleich größeres Verdienst um seinen Autor erworben haben, wenn er ihn in einem zweckmäßigen Kommentar für die Jugend erläutert, und das Geschäfft, ihn in unserer Sprache wieder zu geben, einem Dichter überlassen hätte.

Bb.

Jo. Henr. Mart. Ernesti, Phil. D. et Prof. P. O. Coburg. — Clauis Horatiana, siue Indices rerum et verborum philologico-critici in Opera Horatii, praemissis ad lectionem usumque poetae necessariis. *Volumen II.* Berolini, sumtibus librariae reg. academicae. MDCCCIII. Mit fortlaufenden Seitenzahlen. Seite 373 bis 668. 8. 1 Rthl.

Der erste Band enthielt außer dem index nominum und symecticus (den wir für den wichtigsten und mühsamsten halten,) die zwey ersten Buchstaben des index nominum; der gegenwärtige zweyte liefert die beyden Buchstaben C und D. Damit man sich keinen falschen Begriff von diesem index verborum mache, und etwan glaube, er enthielte, in Gegensatz des index nominum, bloß die Zeitwörter: so müssen wir erwähnen, daß sie diesem bloß die nomina propria; in

jenem

jenem aber alle übrigen Wörter des Horazischen Textes aufgestellt werden. Freylich wird man sich wundern, wie ein Index Horazischer Wörter, bloß aus C und D 17 ganze Bögen ausfüllen könne, und wegen der Weitläuftigkeit und daraus erwachsenden Kostbarkeit eines für Interpretation des Dichters überaus nützlichen Werkes besorgt seyn. Dieß kommt aber daher, weil sich der Verf. nicht gemäßigt hat, bey den meisten angezogenen Stellen des Dichters, nicht nur die Uebersetzung, sondern auch die Erklärung der neuesten deutschen Uebersetzer oder Herausgeber ebenfalls einzuschalten. Dieß wäre zwar gut, wer etwas aufschlägt, vielmals nicht unwillkommen seyn; nur ist es zu bedauern, daß das Buch, durch diesen Zuschuß, zu mehreren Bänden anschwellen wird. Am allerwenigsten sollten auf Mitscherlichs Noten, sich die Erklärung auch die, vielmals nicht einmal nöthigen, Parallelstellen griechischer Dichter abgeschrieben werden, die gar nicht in einen Clavis gehören. Der fleißige Verf. verrückt aber dadurch seinen Plan, und schadet dem Absatz seines Werks, dadurch daß es zu voluminös wird. Das Buch ist in gespaltnen Kolumnen, und jeder Artikel des Index, ohne weitere Absätze, in einem fort abgedruckt; dadurch werden nun zwar einige Zeilen Raum gewonnen; aber bequemer zum Gebrauch würde es doch gewesen seyn, wenn die verschiedenen Bedeutungen eines im Horaz vorkommenden Wortes numerirt und abgesetzt worden wären. Daß Verfasser lateinische und deutsche Erklärungen, deutsche Uebersetzungen derselben und nicht einmal die Namen ihrer Urheber, nicht durch Verschiedenheit der Lettern bemerklich gemacht worden, ist ein Uebelstand für das Auge, wie wir schon bey dem ersten Bande bemerkt zu haben glauben. Der Zusatz auf dem Titel: praegnantia ad loc. quos usus poetae necessarios, hat für diesen Theil gar keine Bedeutung; sondern bezieht sich auf das dem ersten Bande vorgesetzte Leben des Dichters mit Mitscherlichs Noten; aber dieses Leben nach den Jahren geordnet, die der Verf. mit Recht Wezeln zuschreibt, und gesammelte Zeugnisse der Alten über den Horaz, hätten allenfalls zusammen nur einen Clavis Horatianus ausmachen können. Jedoch darüber, so wie über die übrige Einrichtung desselben, bitten wir die Recension des ersten Bandes, N. A. D. Bibl. Bd. 78. S. 462. nachzusehen.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Nouveau Dictionnaire manuel françois - allemand et allemand - françois, destiné à l'usage des écoles des deux nations. Oder: Neues und vollständiges französisch - deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch, ꝛc. von Johann Gottfried Haas. Partie Ire. Francois - Allemand. Erster, oder französisch - deutscher Theil. 34 Bogen gr. 8. — Partie IIde. Allemand-Francois. Zweyter, oder deutsch - französischer Theil. 26 Bogen 12 Seiten. Leipzig, bey Schumann. 1802. 1 Rthlr. 12 Gr.

Das hier gelieferte Wörterbuch ist zwar nicht im Format; aber in Ansehung der übrigen Einrichtung dem ähnlich, das bey Rabenhorst zu Leipzig vor einig. Jahren in Duodez herausgekommen ist. Der Verf. erklärt selbst, daß er dieses Taschen-Wörterbuch bey seiner Arbeit zum Grunde gelegt; ihm aber eine noch größere Vollständigkeit zu geben gesucht habe, und sagt in der deutschen Vorrede hinzu, es sey ihm durch Benutzung anderer Werke, vorzüglich des Nemnichschen, gelungen, seinem Handwörterbuche zum wenigsten 200 (dreyhundert) Wörter mehr zu geben, als in dem erwähnten Dictionnaire de poche enthalten seyen. In der französischen Vorrede aber wird die Anzahl der hinzugekommenen Wörter auf wenigstens dreytausend angegeben. Wenn der Verf. versichert, er habe gesucht, die Bedeutung jedes Worts so genau, als möglich, zu bestimmen, und Anfängern in der Wahl derselben schädliche Mißgriffe zu ersparen: so muß Rec. erinnern, daß diese Absicht nur dann ganz würde haben erreicht werden können, wenn der richtige Begriff der Wörter durch hinzugefügte Redensarten; die aber gänzlich fehlen, und freylich, wenn das Werk nicht verthuert werden sollte, fehlen müssen, dargestellt worden wäre.

So

So wollen wir z. B. einmal die Zeitwörter paroître und apparoître nehmen. Beyde sind durch *erscheinen* übersetzt. Nun wird aber der deutsche Ausdruck in verschiedenem Sinne, unter andern auch von Büchern gebraucht, wenn man sagen will, daß sie herauskommen. Darf man denn nun wohl beyde französische Zeitwörter zur Uebersetzung dieses Begriffs brauchen? Der Verf. scheint dieses zu glauben; denn er fängt seinen Avant-propos so an: Le nombre des Dictionnaires François, que l'on a vu *apparoître* — da doch, so viel Rec. weiß, hier nur das einfache Zeitwort paroître gebraucht werden darf. — Die Konjugationen der unregelmäßigen Zeitwörter sind am Ende jedes Theils in einer Tabelle beygefügt worden.

Wm.

Ueber die Tagalische Sprache; von Franz Karl Alter, Dr. der Philosophie und Kustos der K. K. Universitäts-Bibliothek. Wien, gedruckt bey Edlen v. Trattner. 1803. X und 80 Seiten 8. (Mit lateinischen Lettern.)

Herr Universitätsbibliothekar Alter hat allerdings durch Herausgabe dieser Schrift, die das Pallas'ische vergleichende Wörterbuch um vieles ergänzt, eine verdienstliche Arbeit gethan. Er fand in Wien ein handschriftliches Dictionarium Tagalico-Hispanicum und Hispano-Tagalicum, das der gräflich Wrbn'schen Bibliothek zugehört, und ihm von einem Hofmeister dieser Familie, Hrn. Fabera, zur Durchsicht mitgetheilt wurde. (Hr. A. hat uns dieß bereits wörtlich im Rochlischen Allgem. Liter. Anzeiger vom Jahr 1800. Nr. 81. S. 807. erzählt.) Diesem war der Name der Tagalischen Sprache eben so fremd, als er vielen andern Gelehrten seyn wird; und selbst Hr. A. konnte ihm darüber nicht gleich Auskunft geben. Er hätte jedoch am geschwindesten aus J. C. C. Rüdigers Grundriß einer Geschichte der menschlichen Sprache. — Leipzig, bey Kummer. 1782. 8. S. 212. sich Raths erholen können. Ein kleines Buch, das eine kurze charakteristische Skizze aller bekannten

Sprachen enthält, in welcherne sie damals, und bey den Hülfsmitteln des Verf., zu entwerfen möglich war. Dort wird zugleich angeführt: J. de Noceda y P. de San Lucar vocabulario de la lengua tagala. Manila, 1754. Fol. Vielleicht ist dieses Werk auf der k. k. Bibliothek in Wien, und kann Hrn. A. in den Stand setzen, die Lücken von Pallas noch weiter zu ergänzen. — Manche Wörter aus dem benutzten Manuskript möchten doch wohl einer kritischen Beleuchtung bedürfen, besonders die gar zu langen, bey welchem erst das Haupt- oder Wurzelwort auszumachen wäre, und manche scheinen bloß Umschreibungen zu seyn; z. B. Nr. 125 die Dolmetschung von Wunder und die von Stadt, Nr. 171.

In Nr. 40. Fuß möchte das Tagalische Paa aus dem Manuskript weniger echt seyn, als das bey Pallas kalis. Paa ist rein Persisch, und gehört zum indisch-persischen Sprach-Stamme. Samskrd. pada, altpers. padé, balas band- und singal. pae, pers. paa und pai, kurd. (auch ein mit dem Pers. verwandter Dialekt,) pa. Das Tagallische scheint zu einem andern indischen Zweige zu gehören. — Man vergleiche nämlich mit Pallas kalis das kanarische und warugische kalu, tamulisch kal, mogol. kiul, u. s. w. (S. Hrn. A. Schrift über die samskrd. Sprache, S. 24.) Uebrigens hätte der gelehrte Verf. durch Andeutung des Fehlenden bey Pallas durch einen bloßen — statt der unzähligmal wiederholten Worte: bey Pallas gehts ab (die man leicht in dem Sinne: weichts ab, abludit, verstehen kann,) und durch Weglassung des Apostrophs (') , der bloß die Stelle des russischen Jer, welchen stummen Buchstaben der Russe sprachgemäß jedem Endkonsonans anhängen muß, vertritt, sich manchen Federzug ersparen können. Der Anhang enthält dessen fortgesetztes Schriftenverzeichniß von Nr. 166. bis 224. dem auch ein kroatischer Festkalender aus dem kroatischen Gebetbuche eines Jesuiten, Georg Mulih, einverleibt, und als Beytrag zu Hrn. A. slavischer Diplomatik anzusehen ist.

Wa.

Voll-

Vollständiger theoretisch-praktischer Unterricht in der italiänischen Sprache, von J. G. Cunradi. Nürnberg, bey dem Verfasser, und in Leipzig, bey Fleischer. 1802. XII und 324 Seiten 8.

Der Verfasser hat bey der Ausarbeitung dieses Werkchens Daulnoy's grammatikalische Schriften zum Muster genommen. Was dieser für den Unterricht in der französischen Sprache geleistet hat, will er für die italiänische leisten, und daher außer der gegenwärtigen kleinen Sprachlehre eine ausführliche, so wie auch ein praktisches, auf diese sich beziehendes, nach Daulnoy's vollständigem Kursus eingerichtetes Werk liefern. Dieses berühmten Sprachlehrers Methode ist bekanntlich zweckmäßig, und verdient daher in andern Sprachen nachgeahmt zu werden. Cunradi hat dieses auf eine beyfallswürdige Weise gethan, und wird den Anfängern in der italiänischen Sprache einen guten Dienst leisten, wenn er die beyden übrigen versprochenen Abtheilungen seines Werkes mit der nämlichen Sorgfalt, wie die vorliegende, ausarbeitet. Diese erste Abtheilung des Ganzen enthält die nothwendigsten Regeln der italiänischen Sprachlehre kurz und bestimmt vorgetragen, nebst praktischen Uebungen darüber, und im Anhange leichte italiänische Aufsätze zum Lesen und Uebersetzen, so wie auch mit einer deutschen Uebersetzung begleitete Gespräche.

In der Vorrede heißt es: „Man stoße sich nicht an das „häufig gebrauchte Wort italisch. Es ist noch nicht sehr ge„wöhnlich; aber ich versichere, analogisch richtiger, als ita„lienisch, oder gar italiänisch; denn Niemand sagt ja „auch Spanienisch, Sardinienisch und Helvetienisch; „das Adjektiv Korsisch, ist so gut üblich, als Korsika„nisch. Diese kleine Neuerung wird mir also wohl zu ver„zeihen seyn.“ — Hier Folgendes zur Antwort: Italisch wird gewöhnlich nur im höhern Styl gebraucht; italienisch ist nicht aus dem Grunde verwerflich, den der Verf. anführet; denn usus est tyrannus. Uebrigens schreibt man gewöhnlich lieber italiänisch, als italienisch, weil dieses Adjektiv nicht vom Worte Italien; sondern von italiano abgeleitet

leitet wird, dessen zweytes a sich im Deutschen in ein ä verwandelt.

Wm.

1) Johann August Eberhards, ordentl. Prof. der Philosophie zu Halle und Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache, für Alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauche desselben. (Mit lateinischen Lettern.) Halle, bey Schimmelpfennig und Komp. 1802. XVI und 459 Seiten 8. Brochirt 1 Rt. 20 gr.

2) Handbuch der allgemeinen deutschen Synonymik. Bearbeitet nach dem größern Werke des Herrn Professors Johann August Eberhard. Halle, bey Ruff. 1802. Ohne die Vorrede 392 Seiten 8. 1 Rt.

Das klassische Werk des Hrn. Prof. Eberhards in Halle: „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart," von welchem der sechste und letzte Theil zu Halle, bey Ruff, 1802. erschien, ist unsern Lesern bekannt genug; aber auch für viele, die sich in der Kenntniß ihrer Muttersprache zu orientiren wünschen, zu weitläufig und kostbar. Ein Auszug, der das Wichtigste und Nothwendigste aus jenem in gedrängter Kürze, aber doch vollständig, deutlich und faßlich enthält, ist gewiß wünschenswerth. Hier erscheinen denn zu gleicher Zeit zwey solche Auszüge, deren Plan wir hier anzeigen wollen; denn von dem eigentlichen Inhalte kann wohl weiter nicht die Rede seyn, und genauere Prüfungen und Berichtigungen einzelner Abschnitte würden einen Platz einnehmen, den eine recensirende Zeitschrift nicht gestattet.

Hr.

Hr. Prof. Eberhard liefert in Nr. 1 die Resultate seines erwähnten größern Werks, mit Weglassung der genauer eindringenden etymologischen Untersuchungen, und der Stellen unserer Klassiker, mit welchen die Bedeutungen der Wörter belegt werden. Doch sind die Abstammung der Wörter, da, wo sie nöthig waren, und ohne Weitläuftigkeit bemerkt werden konnte, und die Stellen unserer besten Schriftsteller, die sich durch Kürze auszeichnen, aufgenommen; Manches ist ergänzt und berichtiget worden, was der Verf. in seinem größern Werke vermißte, oder falsch fand. Das Buch ist nicht für Sprachforscher, auch nicht zunächst für Gelehrte; sondern für Ungelehrte bestimmt, die ihren Verstand bilden, und sich eine größere Fertigkeit im Ausdruck zu verschaffen wünschen; und wir sind überzeugt, daß dieser Zweck hier sehr gut erreicht werden könne. Voraus geht S. V bis XVI. eine Anweisung zu dem Gebrauche des vorliegenden Wörterbuchs, in welcher der Verf. in 9 Paragraphen ganz kurz zeigt, daß der Verstand durch die Sprache gebildet werde; daß das Studium der Synonymik die Richtigkeit im Denken befördere, den Scharfsinn übe und Vergnügen gewähre, und in wiefern die Synonymik einer der nützlichsten Theile des Elementarunterrichtes sey, zur Bildung des Verstandes, und zur Beförderung eines guten mündlichen und schriftlichen Vortrags. Zuletzt wird noch bemerkt, wie sie auch im vertrauten Kreise einer gemischten Gesellschaft zu einem geistreichen Spiele dienen könne, und wie nützlich und nothwendig einem Fremden, bey dem Unterrichte in der deutschen Sprache, ein solches synonymisches Handwörterbuch sey.

Der ungenannte Verfasser von Nr. 2 sagt, er wolle denen, die sich das größere Eberhardsche Werk nicht anschaffen können, ein Hülfsmittel zur Beförderung des Studiums der Synonymik in die Hände geben, und sey zwar in den meisten Fällen der Eberhardschen Wortbestimmungen aus Ueberzeugung gefolgt; habe aber keinesweges einen bloßen Auszug aus gedachtem Werke geliefert; sondern eine freye Bearbeitung der darin vorkommenden Materialien. In der Vorrede theilt er folgende zwey Zusätze zur Theorie der Synonymik, die sich vor Eberhards Werke befindet, mit. 1) Die Begriffe sinnverwandter Wörter können nicht bloß koordinirt und subordinirt; sondern auch reciprokabel seyn (z. B. sich ausbreiten und sich verbreiten). 2) Die sinnverwandten

wandten Wörter können auch kontraire Begriffe bezeichnen (z. B. Winkel und Ecke). Folglich, schließt er, sind von dem Gebiete der Synonymik nur solche Wörter gänzlich ausgeschlossen, welche kontradiktorische Begriffe anzeigen; obgleich Synonymen, welche kontraire Bedeutungen haben, nur selten sind, und diejenigen, deren Bedeutungen koordinirt sind, am häufigsten vorkommen. — Was das Buch selbst anbelangt: so ist es für den beabsichtigten Zweck ebenfalls nicht unbrauchbar, und unterscheidet sich von dem erstern sowohl durch die Art des Auszugs, als auch durch einige hinzugekommene Bemerkungen. Eine Vergleichung beyder Bücher in einigen Artikeln wird den Leser am besten in den Stand setzen, ihren Gehalt zu beurtheilen. Vorerst erinnern wir, daß der Druck des Eberhardischen hinter einander fortgeht, und daß die Wörter numerirt (zusammen 1233); in Nr. 2 hingegen die Kolumnen gespalten sind. Der Buchstabe A nimmt in Nr. 1 75¼, B 60, C eine, D 20 Seiten ein ꝛc.; hingegen in Nr. 2 füllt A 48½, B ohngefähr 30, C eine halbe, und D 13 Seiten. Der Druck ist in Nr. 1 noch ökonomischer eingerichtet, als in Nr. 2. — Im Buchstaben A fehlt in Nr. 2 das einzige, in Nr. 1 aufgenommene Wort: Aar, Adler; dagegen ist unter Abgott, Götze, noch aufgenommen Abgötterey, Götzendienst. Von Ahnen, Ahnden, divinare, ist weder in Nr. 1 noch in Nr. 2 Etwas bemerkt worden; der Leser dürfte nur auf Vermuthen verwiesen werden. Der Unterschied zwischen Aussprache und Mundart ist S. 48 in Nr. 2 nicht auseinander gesetzt, und die Worte ausstehen, ausbalten, sind weggelassen worden. — Im Buchstaben Z fehlt im größern Werke der Art. Hecke, Zaun. Im H. W. B. Nr. 1 ist er aufgenommen, und in Nr. 2 wenigstens unter den Nachträgen nachgeholt worden. Der Art. zerlegen steht im größern Eberhard, Werke am unrechten Orte, und eben so auch in Nr. 2. — Was nun die Bearbeitung der Wörter selbst anbelangt: so ist Eberhard ausführlicher, als Nr. 2, wie man schon aus den oben angegebenen Seitenzahlen abnehmen kann. Der Verf. von Nr. 2 hat sich zwar oft kürzer gefaßt, ohne Nachtheil der Deutlichkeit; allein öfters wird man doch auch mehr Deutlichkeit wünschen, die man in Nr. 1 wahrnimmt. Die Zusätze in Nr. 2 sind nicht ebenbedeutend oder nothwendig. So wird z. B. in dem W. Bach gesagt, bey den alten Deutschen habe Bak auch eine

Quelle

Quelle geheißen, und habe daher jedes kleine fließende Waſſer anzeigen können, weil ein Waſſer an der Quelle nur klein ſey. Beſſer noch iſt das Beyſpiel, das zur Erläuterung des Unterſchieds der Worte zerſtreut und in Gedanken angeführt wird. Bisweilen hat der Verf. von Nr. 2 Beyſpiele angeführt, wo Eberhard keine erwähnt; öfters aber hat er ſie da weggelaſſen, wo E. ſie beybringt; oft hat er auch die von E. gebrauchten beybehalten (man ſehe z. B. den Artikel ausfündig machen). In dem Art. Wurm wird ſtatt des minder bekannten Beyſpiels aus Peregrine Pickel, das bekanntere von Rouſſeau gebraucht. „Rouſſeau hatte einen Wurm; aber keinen Nagel, als er ſich einbildete, daß ſich die ganze Welt wider ihn verſchworen habe.“ Um die Vergleichung zwiſchen Nr. 1 und 2 zu erleichtern, ſetzen wir den erſten, beſten Artikel her, der uns in die Hände fällt.

Zerſtören. Verheeren. Verwüſten. Veröden.

Nr. 1.

„Man zerſtöret das, was man zu Grunde richtet, in„dem man es zerbricht, und den Zuſammenhang ſeiner Theile „trennt; man verheeret aber eine Gegend, ein Land, in„dem man Alles, was auf der Oberfläche der Erde iſt, zu „Grunde richtet und unbrauchbar macht. Die Barbaren, „welche im fünften Jahrhundert das abendländiſche Reich „überſchwemmten, verheerten überall, wo ſie hinkamen, das „Land, und zerſtörten viele Kunſtwerke. Verwüſten und „Veröden zeigt das Verheeren und Zerſtören von Seiten ihrer Folgen. Nämlich was verheeret wird, das wird „wüſte, weil es nicht mehr zum Aufenthalte von Menſchen „tauglich iſt, und es wird öde, ſo fern man darin keine „Spur von der Gegenwart und dem Kunſtfleiße der Menſchen wahrnimmt.“

Nr. 2.

„Ue(berhaupt) Etwas verderben. Ue(berſchiedenheit) „Zerſtört wird das, was man durch Zerbrechen und durch „Trennung ſeiner Theile zu Grunde richtet; z. B. ein Schiff, „das mit Kanonen in den Grund geſchoſſen wird. — Ver„heert wird ein Ort, eine Gegend, ein Land, wenn alles „darauf Befindliche zu Grunde gerichtet wird. Man ver„heert eine Stadt, indem man alle Häuſer zerſtört. Ver-

„wüsten und veröden bezeichnen das Zerstören und Verheeren hauptsächlich von Seiten ihrer Wirkungen. Denn „das Verheeren oder Zerstören heißt verwüsten, so fern „es dadurch in einen solchen Zustand versetzt ist, daß es kei„nem Menschen mehr zum Aufenthalte dienen kann. Verö„den heißt es, so fern darin keine Spur von der Gegen„wart eines Menschen mehr angetroffen wird. — Ein ver„heertes Land ist verödet, wenn alle Menschen daraus ent„flohen sind; und ein zerstörtes Schloß ist verwüstet, „wenn es so zu Grunde gerichtet ist, daß es nicht mehr be„wohnt werden kann.“

Vergleicht man Nr. 1 mit dem größern Werke von Eberhard: so wird man finden, daß Alles, was wesentlich zur Erklärung eines Worts und Begriffs gehört, beybehalten; dagegen Manches, selbst in Kleinigkeiten, berichtiget oder genauer bestimmt worden ist. Man lese z. B. den Artikel Zergliedern, wo nur die Erklärung des Ausdrucks wesentliche Bestandtheile und ein paar andere, nicht nothwendige Erläuterungen weggelassen; dagegen der Ausdruck: menschlicher Körper, mit Recht in organischer Körper verwandelt worden ist. Denn der Naturforscher zergliedert ja nicht gerade einen Menschen; sondern auch einen Frosch, eine Pflanze, u. s. w. Die Zergliederung wird von E. eine intellektuelle Theilung; in Nr. 2 aber eine der anatomischen ähnliche genannt. Der erste Ausdruck ist nicht erschöpfend, und der letztere tautologisch. Sonach wäre die Zergliederung eine der zergliedernden oder zertheilenden ähnliche Theilung.

Auffallend ist es übrigens, daß zwey Auszüge aus Eberhard's Werke zu gleicher Zeit an einem und demselben Orte, wo der Verfasser und Verleger lebt, erscheinen, woraus denn folgt, daß der Verf. von Nr. 1 sich nicht vorher mit dem Verfasser und Verleger des größern Werks deßhalb besprochen habe. Denn wenn gleich, wie schon bemerkt worden, in Nr. 2 Manches abgeändert oder zugesetzt worden ist: so bleibt es doch immer nur ein Auszug, und bey weitem der größte Theil gehört Hrn. P. E., der kleinste dem ungenannten Verfasser, der doch Hrn. E. nothwendig erst wegen dieser Arbeit hätte angehen sollen. Hat er es nicht gethan: so ist es höchst unbillig und ungerecht. Dem Käufer wird nun

die

die Wahl nicht schwer werden; denn er kann mit Recht vermuthen, daß ein Auszug, den Hr. P. L. aus seinem Werke selbst macht, und bey welchem er die in dem letztern bemerkten Mängel verbessert, wie diß denn wirklich der Fall hier ist, dem Auszuge von der Hand eines fremden und unbekannten Mannes vorzuziehen sey.

Itz.

Erziehungsschriften.

1) Sechzig kleine Geschichten und unterhaltende Gespräche für Kinder, die lesen können, und nun auch denken lernen wollen. Von G. K. Claudius. Mit vier Kupfern. Hamburg, bey Hoffmann. 1803. 18 Bogen 8. 1 Rt. 8 gr.

Oder:

Der sechzig kleinen Geschichten für Kinder, die gern lesen lernen und sich selbst üben wollen, zweyter Theil.

2) Neue Kinderbibliothek, von G. K. Claudius. Heilbronn und Leipzig, bey Claß. 1803. 13 Bogen 8. 16 gr.

Den größten Theil der ersten Schrift nehmen Kindergespräche ein. Eduard, ein schon ziemlich gebildeter Knabe von eilf Jahren, unternimmt es, seinen siebenjährigen, aber unachtsamen und leichtsinnigen Freund, Albert, zum Nachdenken zu gewöhnen, und veranlaßt ihn, in ziemlich Sokratischen Unterredungen, an einer Reihe alltäglicher Gegenstände die Merkmale aufzusuchen, wodurch sie andern gegebenen Dingen ähnlich, und von ihnen unterschieden sind. Nur hätten, glauben wir, darzu nicht immer solche Beyspiele gewählt werden sollen, wo die Aufmerksamkeit bloß hinreicht, die

Gegenstände selbst zu unterscheiden, oder wie man sonst zu sagen pflegte, eine bloß klare Idee zu bewirken; nicht aber die unterscheidenden Merkmale mit Worten anzugeben, oder einen deutlichen Begriff zu bilden, wie dieß gleich bey der ersten Aufgabe, einen Apfel- und Birnbaum zu unterscheiden, schwerlich der Fall seyn dürfte. Wenn S. 91 Eduard spricht: wenn zwey Dinge in allen Merkmalen einander ähnlich sind: so sind sie einander gleich: so wird hier der wissenschaftliche Begriff der Gleichheit ganz verlassen. In der Folge wird gesagt, daß Alles, was wir sehen, hören, fühlen, ꝛc. ein Körper sey, und dem zu Folge werden auch Blitz, Donner und Schall Körper genannt. Freylich sind dieß Effekte körperlicher Dinge, und die Luft, die den Schall an unsere Ohren bringt, ein Körper; aber die Erschütterung unserer Gesichts- und Gehörnerven kann doch gewiß nicht ein Körper genennt werden, so wenig als die Farbe, in der wir einen Körper erblicken. Etwas zu weit gedehnt, und zu sehr mit Nebendingen überladen, sind nun wohl diese Knabengespräche. Von S. 247 an folgt nun eine kleine, mit lateinischen Buchstaben gedruckte Reisebeschreibung, die Eduards Erzieher mit Alberten und andern Knaben auf 8 Tage vornimmt; sie enthält aber nichts, als die Reiseanstalten, und bricht gleich bey dem ersten Nachtquartier ab, ohne noch viel Belehrendes geliefert zu haben, — vermuthlich um Erwartung des folgenden Bändchens zu erwecken. Die Kupfer sind sehr gut.

Die Kinderbibliothek des nämlichen Verfassers möchte für junge Leser unterhaltender seyn. Die erste Abtheilung, dem reifern Kindesalter bestimmt, enthält die Flucht aus dem väterlichen Hause, oder die Gefahren des jugendlichen Leichtsinnes, eine wahre Geschichte zur Belehrung und Warnung. Sie ist die umgearbeitete Geschichte: Joseph Freeland, die der Verf. 1788 als ein Seitenstück zu Campe's Robinson herausgab, und hier etwas verändert hat, und hat die Absicht, durch die Geschichte eines, durch den Robinson Crusoe verstimmten, und in Absicht, sein Glück in Amerika zu suchen, seinem Vater entlaufenen jungen Menschen, der durch Seelenverkäufer zum Dienst der W. J. Kompagnie nach Surinam verkauft wurde, und seiner daselbst überstandenen namenlosen Leiden, die mit der Verführungs- und Unglücks-Geschichte zweyer anderer daselbst gefundener jungen Leute verbunden werden, die Ungebundenheit unserer Jugend

zurück-

zurückzuschrecken. Die Schrift hatte bey ihrer ersten Erscheinung ein Interesse, das sie vielleicht jetzt nicht mehr hat; doch verdient sie noch immer, von jungen Leuten gelesen zu werden. Der Verf. besitzt die Gabe, leicht, angenehm und lehrreich zu erzählen, ist nur allzu weitläufig, verläßt auch zuweilen die Gränzlinien der Wahrscheinlichkeit, und schwächt dadurch den guten Eindruck, den sie machen könnte. Sie ist überdem noch nicht einmal geendigt. Auf diese folgen drey andere kurze, aber schöne moralische Erzählungen, und endlich die ersten Abschnitte einer wohlangelegten Geschichte: die Familie Wilmann, die der Verf., wie er in der Vorerinnerung versichert, ohne seine Schuld, und vermuthlich auf den Befehl des Verlegers, damit das Buch zur Messe kommen möchte, gleich am Anfange abbrechen mußte.

Gi.

1) Erster Unterricht für die Jugend, über Gegenstände der Natur und Kunst. Quedlinburg, bey Ernst. 1803. 316 Seiten 8. 18 gr.

2) Lehr- und Lesebuch für Volksschulen. Magdeburg, bey Hessenland. 1803. XII. 206 und 32 Seiten 8. 6 gr.

Nach Gegenständen der Kunst, wie der Titel von Nr. 1 angiebt, sieht man sich im Buche selbst, über dessen Einrichtung und Quellen keine Vorrede Aufschluß giebt, vergeblich um. Wer einige Werke über die Naturlehre und Naturgeschichte besitzt, dem würde es nicht viel Mühe kosten, ein ähnliches Produkt zusammen zu schreiben. Inzwischen kann es von jungen Leuten doch als ein belehrendes Lesebuch gebraucht werden. Zuerst findet man Bruchstücke aus der physikalischen Erdbeschreibung und aus der Naturlehre; dann eine kurzgefaßte Naturgeschichte, die Beschreibungen von merkwürdigen Gegenständen aus den drey Naturreichen liefert.

Der Verfasser von Nr. 2 hatte dabey die Absicht, ein Buch zu liefern, worin Alles, was in Volksschulen ein Gegen-

genstand des Unterrichtes zu seyn verdient, in einer natürlichen Verbindung, und mit möglichster Deutlichkeit und Kürze vorgetragen sey, und in welchem Kinder auch in spätern Jahren ihres Lebens dasjenige finden, was zur Veredlung ihrer Gesinnungen und ihres Verhaltens dienen könne. Der Verfasser und mit ihm Recensent glaubt, daß durch den Gebrauch eines solchen Buches der ganze Schulunterricht um Vieles vereinfacht, erleichtert und verbessert werden würde. Nun hat man freylich schon ähnliche Werke; allein durch diese wird das gegenwärtige nicht überflüssig gemacht. Es ist in vier Hauptabschnitte getheilt. Der erste macht das Kind mit seinen jetzigen Verhältnissen und Obliegenheiten, so wie auch gelegentlich mit dem Nutzen des Lesens, Schreibens und Rechnens bekannt; giebt dem Lehrer Veranlassung, das Nachdenken der Kinder zu üben, und diejenigen Begriffe zu erläutern, die bey unserm Denken meistens zum Grunde liegen; lehrt das Nöthigste vom menschlichen Leibe und seiner Erhaltung; liefert Etwas aus der Erdbeschreibung, und einige vorläufige Kenntnisse aus der Naturgeschichte und Naturlehre, und schließt mit der Lehre von den Vorzügen des Menschen, welche im zweyten Hauptabschnitte weiter auseinander gesetzt wird. Der dritte Hauptabschnitt begreift die Pflichtenlehre. Der vierte enthält eine Vorbereitung auf die Lehren von Gott, in sofern eine nicht ungeübte Vernunft solche zu erkennen fähig ist. — Im Anhange ist das Allernothwendigste aus der Sprachlehre, so wie auch die unentbehrlichsten Regeln des Lesens, Schön- und Rechtschreibens, nebst einer kurzen Anweisung zur Verfertigung der gewöhnlichsten Aufsätze, zu finden.

Die Erziehung des Menschen zum Staatsbürger. Vorrede und Ideen zu jeder Pädagogik für unser Zeitalter. Von Karl August von Rade. Hof, bey Grau. 1803. 21 Bogen 8. 1 Rl.

Der Verfasser zeigt sich als einen denkenden Kopf, und behandelt seinen Gegenstand mit Wärme. Seine Ideen, die freylich nicht alle neu sind, verdienen geprüft, und was davon als zweckmäßig und ausführbar von kompetenten Richtern

ren erkannt wird, wirklich angewendet zu werden. Freylich wird man auf manche nicht überzeugende Behauptung, auf manche nicht Jedem einleuchtende Darstellung, auf manche Vorschläge stoßen, deren Ausführbarkeit unwahrscheinlich ist; allein diese Flecken thun der Brauchbarkeit des Ganzen wenig Eintrag.

Das Werk ist in zwölf Kapitel eingetheilt. In diesen liefert der Verfasser zuerst eine Geschichte der Erziehung in den ältern und neuern Zeiten, die freylich manches Hypothetische enthält; zeigt, wie verschieden die Richtungen waren, welche bey den ältern Völkern der Gang der Erziehung nahm; stellt die mannichfaltigen Veränderungen dar, welche dieselbe seit Einführung des Christenthums bis auf die neuern Zeiten, hauptsächlich in Europa, erlitt; und sagt dann eine Kritik der neuern Reform hinzu, welche seit Rousseaus Zeiten in der Erziehung bewirkt wurde. — Von Rousseaus Charakter und pädagogischen Grundsätzen scheint unser Vers. eine etwas zu hohe Meinung zu haben. Hätte jener selbst Kinder erzogen, und die Anwendbarkeit seiner Theorie durch eigene Versuche geprüft: so würde sein Emil wohl in mancher Rücksicht ganz anders ausgefallen seyn. Der gute Rousseau lebte aber bloß in einer Ideenwelt, und was ihm in dieser anwendbar schien, ist es nicht in der wirklichen. Zu sehen, ob seine Grundsätze sich durch die Erfahrung bewähren, lag ihm so wenig am Herzen, daß er nicht einmal mit der Erziehung seiner eigenen Kinder etwas zu thun haben mochte. Bekanntlich ließ er diese in ein Findlshaus bringen, und traf dabey — gewiß nicht zu seiner Ehre! — eine Einrichtung, die ihm die dereinstige Wiedererkennung derselben unmöglich machte. Ueberhaupt war Rousseau an seinem Schicksal, das unser Verfasser seinen Zeitgenossen, von denen doch mancher umsonst ihm seine hülfreiche Hand bot, allein zur Last legt, großentheils selbst Schuld. — Nun wirft der Vers. die Frage auf, ob es zu wünschen, daß man überall bey der Erziehung einerley Grundsätzen folge, oder im Gegentheil Pflicht sey, die Jugend für die Verfassung und Regierungsform ihres Vaterlandes zu erziehen? Beydes wird ohnerachtet des scheinbaren Widerspruchs bejaht; der Begriff des Worts Staatsbürger zergliedert, gelehrt, wie man Jemand zum Staatsbürger erziehen könne, und gezeigt, wie sehr diese Art von Erziehung bisher noch immer vernach-

lä-

fässiget werde. Hierauf wird die Nothwendigkeit einer solchen Erziehung noch deutlicher ins Licht gesetzt; dann werden die Fehler angegeben, vor denen man sich dabey zu hüten habe, und Vorschläge zur Beförderung dieser Erziehung gethan. Endlich sucht der Verf. darzuthun, welche große Vortheile die von ihm geschilderte Erziehung jeder Regierungsform gewähre, und wie nur durch sie echtes Regenten- und Volksglück erzeugt werden könne.

Li.

Le Livre du second age, ou instructions amusantes sur l'histoire naturelle des Animeaux. Ouvrage orné de soixante - douze Figures, représentant: Quadrupèdes, Oiseaux et Insectes.

Auch mit dem deutschen Titel:

Das Buch für's zweyte Kindesalter, oder angenehme Unterhaltung über die Naturgeschichte der Thiere. Mit 72 Kupfern, welche vierfüßige Thiere, Vögel und Insekten vorstellen, und einem Titelkupfer. Aus dem Französischen übersetzt von S. Cerille, Sprachlehrer in Breslau. Daselbst, bey Korn. 1802. VIII und 260 Seiten, ohne das alphabetische Register. Illumin. 2 Rt. Schwarz 1 Rt. 12 gr.

In der Vorrede wird die Naturgeschichte für eine Wissenschaft erklärt, weil man sie methodisch eintheilen und studiren könne; dieses methodische Studium aber, sagt der Verfasser, sey nichts, als eine Reihe von Vergnügungen, und die Jugend müsse bey dem Worte Wissenschaft nicht erschrecken; man habe ihm, als er jung gewesen sey, naturgeschichtliche Bücher zur Erholung gegeben, und er habe wirklich seine Erholungsstunden mit solchen Lesen zugebracht. — Man sollte nun erwarten, der Verf. wollte die zarte Jugend mit einer

streng

streng systematischen Naturbeschreibung unterhalten, allein das thut er nicht; sondern, nachdem er die Naturgeschichte durch die Beschreibung der Wesen, die auf der Erde oder in ihrem Schooße da sind, definirt hat, sagt er: „wir wollen uns mit den nützlichsten und unterhaltendsten (Wesen) beschäfftigen, und 28 Thiere, die vier Füße haben, und welche man deßwegen vierfüßige nennt, 28 Vögel und 16 Insekten zum Gegenstand unseres Studiums wählen. Die Wahl ist so gemacht, daß die jungen Leute, welche dieses Buch lesen, und das Bild des Gegenstandes sehen werden, sich den Anblick des lebendigen oder ausgestopften Thieres, welches darin beschrieben wird, leicht werden verschaffen können. (?) Wenn sie die in unserem Klima seltenen Thiere zu sehen wünschen: so dürfen sie nur mit ihrem Buche in ein Naturalienkabinet gehen; dort werden sie diese Wesen, welchen man ihre Züge beybehalten hat, (?) anerkennen." Weiterhin wird die Zoologie diejenige Wissenschaft genannt, welche von den Thieren überhaupt handelt. Diese Vorrede dürfte wohl kein günstiges Vorurtheil für den Verfasser und sein Buch erwecken. Indessen ist das letztere im Ganzen immer noch zweckmäßiger, als man vermuthen sollte. Der Verfasser hat mehrentheils das Interessanteste von den hier aufgeführten Thieren erzählt, ihre merkwürdigen Eigenheiten, ihre Kunsttriebe und den Nutzen, den sie uns gewähren, ziemlich faßlich erörtert; nur ist die Beschreibung ihrer Gestalt so mangelhaft, daß sich die jungen Leser schwerlich einen Begriff von diesen Thieren werden machen können, und die Bilderchen werden ihnen noch weniger aushelfen. Man vergleiche nur den Zeisig, den Adler, das Kaninchen, die Lerche, u. s. w. Das Verhältniß ist selten richtig getroffen. Sodann hätten wohl mit gleichem Rechte auch einige Amphibien und Würmer aufgeführt werden sollen; vor allen Dingen aber mußte das Buch in vielen Stellen für die deutsche Jugend abgeändert werden. Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten kommen auch vor, und manche Bemerkungen sind übergangen worden, die hier am rechten Orte gestanden haben würden. Die Uebersetzung endlich ist in vielen Stellen steif und unkorrekt, in manchen auch unrichtig. Hier sind einige wenige Beyspiele zum Beleg für unser Urtheil. Unter den Eigenschaften des Esels konnte auf seine vortrefflichen Sinnenwerkzeuge, sein gutes Gedächtniß, seine Reinlichkeit und die Zärtlichkeit der Eselinn gegen ihr Füllen aufmerk-

merksam gemacht, und angedeutet werden, daß die Ursache, warum sich die Esel in wärmern Gegenden vor den Eseln in unsern Gegenden auszeichnen, zum Theil in der bessern Behandlung zu suchen seh, die sie genießen; bey der Eselinnenmilch konnte erinnert werden, daß sie der Menschenmilch am nächsten komme, ja diese in gewisser Hinsicht noch übertreffe, die Säfte verbessere, und in der Heilung der Schwindsucht und anderer Krankheiten mit vielem Nutzen gebraucht worden sey. Vom Gebrauche der Haare ist nichts gesagt worden. S. 8 heißt es: Wenn das Fell (des Esels) mit einer gewissen Vermischung überzogen ist, braucht man es zu Schreibtafeln. Warum nicht bestimmter: man macht Pergament aus dem Felle? — S. 18 werden die Biber einnehmende Geschöpfe genannt (intéressans); aber das sind sie wohl schwerlich. Aber durch ihre Kunsttriebe erregen sie Bewunderung. Eine Beschreibung der Gestalt des Bibers sucht der junge Leser vergeblich. Nur das erfährt er S. 22, daß der Schwanz breit und mit Schuppen und Haaren bedeckt, und nicht länger ist (im Texte steht ja: qui n'est pas beaucoup plus long, que etc.) als sein Arm!! — Den Grund, warum man die Hüte, welche von den Haaren des Biber (der Verf. hätte hinzusetzen sollen, der trockenen Felle, oder der Biber, die im Sommer gefangen werden) verfertiget werden, Kastorhüte nennt, wird der Leser nun errathen, wenn er im französischen Originale den Namen des Bibers bemerkt. Allein in der lateinischen Kunstsprache heißt er auch Castor fiber. Vom Bibergeil ist nichts erinnert worden. — S. 36 heißt es: „Die wilden Katzen unterscheiden sich von „den zahmen nur durch die Farbe, welche immer dieselbe ist.“ Was ist es denn aber für eine? Uebrigens hätte die Jugend hier vor dem allzu vertraulichen Umgange mit den Katzen oder den muthwilligen Neckereyen, die sie sich oft erlaubt, gewarnt, auch bemerkt werden sollen, daß die Haare, wenn sie verschluckt werden, so wie die Ausdünstung der Katzen, nachtheilig sind; und unter den Eigenheiten der Katze sollte es nicht übergangen werden, daß sie Reinlichkeit liebt, ein vorzüglich zähes Leben hat, im Finstern besser sieht, als im Hellen, u. s. w. — Eine Warnung vor dem oft gefährlichen Bisse des Eichhörnchens (S. 48), so wie vor Hornissen und Wespen (S. 232) hätte hier am rechten Orte gestanden. — S. 220 sagt der Verfasser: „Diese Insekten (die spanischen Fliegen), zu einer gewissen Dosis innerlich genom-

„genommen, wirken als ein starkes Gift. Man zerstößt sie „zu Pulver, und gebraucht sie, um die Haut zu entzünden. „Sie beißen dergestalt, daß sie Blasen ziehen, welche man „wegschneidet.“ Auf diese Art wird der junge Leser ganz irrigt Begriffe erhalten. Der Verf. sollte lieber sagen: die spanischen Fliegen wirken, wenn man sie verschluckt, als Gift. Das Gift der zerstoßenen Insekten, durch andre Zusätze gemildert, und in einer Salbe bereitet, zieht Blasen, wenn man sie auf die Haut legt ꝛc. Aber diese Blasen müssen nur behutsam aufgeschnitten, nicht weggeschnitten werden; sonst verursacht man dem Kranken unnöthige Schmerzen, und die Wunde heilt schwer. Ueberhaupt darf man spanische Fliegen auch nicht auf der Haut zerdrücken. — Wie sollen junge Leute bey den Hirschkäfern die Form ihrer fliegenden Drachen suchen? (S. 222) Uebrigens mögen jene alle deutsche naturhistorische Schriften nachschlagen: so werden sie schwerlich ein Thier finden, das Cigala im Deutschen heißt, und S. 222 aufgeführt wird. — Ebendaselbst sagt der Verf. „man solle nach dem Tode dieses Thieres den nämlichen Klang (den sie lebend von sich „geben) aus den (an den Seiten des Unterbauchs gelegenen) Blasen ausziehen können,“ (im Originale faire produire.) — Wozu im deutschen Texte die Bemerkung (S. 8), daß ein aus der Paarung eines Pferdes und einer Eselinn entstandenes Thier bardeau: oder daß diejenigen Biber, so man in einer sehr kleinen Anzahl in Frankreich findet, bièvres heißen? Nach S. 234 nennen die Gärtner die Larven der Maikäfer weiße Würmer (Vers blancs;) doch nur die französischen! Denn bey uns Deutschen heißen sie Engerlinge. S. 250 ist le ver luisant zwar richtig durch Johanniswürmchen übersetzt worden; allein hier entsteht, so wie in dem Art. le Castor der Biber, für den jungen Leser eine Dunkelheit, und es hätte ihr daher leicht durch einen Beysatz abgeholfen werden können. Der Verf. sagt nämlich: „diesem Scheine haben sie ihren „französischen Namen zu verdanken.“ Hier sollte also dabey stehn, le ver luisant, der leuchtende Wurm. — Nun noch ein paar Beyspiele von Sprachunrichtigkeiten. S. 204 steht angenehme Notionen bekommen (Avoir des notions amusantes.) Ebendas. Die meisten werden der andern Thieren Nahrung. Warum denn nicht ganz treu: sie dienen andern Thieren zur Nahrung (servent à la nourriture

des autres Animeaux?) S. 224 sollte es heißen: „aus „diesem Lande“ (de ce pays,) nämlich Italien. — Man sagt nicht „die Meinung wird befördert,“ (ce qui favorise l'opinion,) sondern begünstigt, bestätigt. — S. 216 heißt es: der Eckel (Ekel) welchen dieses Insekt (die Spinne) macht, kommt — von seiner Form. S. 218 wird von spinnen das Perfektum gespannt formirt. Da müßte ja der Infinitiv spannen heißen! Rückweise (renvois) ist ungewöhnlich. Die Maikäfer (S. 236) fliegen bequem nur bey der herannahenden Nacht (ne volent bien, qu'a l'approche de la nuit.) Die Vögel sind (S. 114) keiner so großen Gewöhnung an den Menschen fähig; aber (S. 116) sie sind insgemein einer starken beyderseitigen Anhänglichkeit fähig. — S. 246 steht im Deutschen durchgängig Tarentel statt Tarantel (von Taranto.) Zipernkatze statt Cypernkatze, ist wohl ein Druckfehler. — Auf jedem der 12 Oktavblätter stehn 6 kleine Abbildungen der hier erwähnten Thiere; welche aber, wie gesagt, ganz gewiß keine anschauliche Vorstellung von den letztern in dem Gemüthe der Jugend bewirken können. Druck und Papier sind schön, der erstere ist auch korrekt.

Itz.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Dr. und Physikus Stoll in Alsfeld, in dem Oberfürstenthum Hessen, Verfasser der medicinischen Beobachtungskunst, und anderer Schriften, hat einen Antrag als Dekan der Medicinal-Deputation in Ansbach von sich abgelehnt, und ist, bey der neuen Organisation der Fürstl. Hessischen Lande, als Medicinalrath zum Mitglied des Regierungs-Kollegiums in dem Herzogthume Westphalen ernannt.

Der Konrektor bey dem Gymnasium zu Frankfurt am Main, Herr M. Rambach, ist mit Beybehaltung seines Gehalts in den Ruhestand gesetzt worden. Der Herr Mag. Mosche ist mit 1500 Gulden Gehalt in seine Stelle gerückt. Auch das Gehalt des Rektors, Herrn Mag. Parrmann, ist auf 1500 Gulden erhöht worden.

Der Senator Herr J. Schmidt in Bremen, Herausgeber des hanseatischen Magazins, hat das zweyte Scholarchat der reformirten und lutherischen Stadtschule zu Bremen erhalten. Erster Scholarch ist der Bürgermeister Herr Dr. H. Lampe geworden.

Der Privatdocent zu Göttingen, Herr Dr. J. F. Reuß, Sohn des Professors der Medicin zu Tübingen, geht als Professor der Chemie nach Moskwa.

Auch Herr Ide aus Braunschweig, durch seine mathematischen Lehrbücher und die Uebersetzung des La Place bekannt, geht nach Moskwa als Professor der Mathematik, mit einem Gehalt von 1500 Rubeln.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Es schicken mir sehr oft, genannte und ungenannte Personen, theils Recensionen von Büchern, theils Anzeigen fürs Intelligenzblatt, welche keinen, oder einen sehr geringen Nutzen für die Literatur haben; aber gewöhnlich zum Nachtheile dieses oder jenes Gelehrten, zuweilen auch in der gelehrten Welt ziemlich unbekannter Personen, gereichen. Ich sehe mich daher genöthigt, nochmals wiederholt zu erklären: daß bloß Recensionen derer Verfasser, die ordentliche Mitarbeiter der A. D. Bibl. sind, darin können aufgenommen werden, und daß von Ungenannten eingesendete Nachrichten oder Aufsätze fürs Intelligenzblatt nicht können abgedruckt werden, am wenigsten, wenn sie zu Jemandes Nachtheile gereichen. Berlin, den 19ten Oktober 1803.

Fr. Nicolai.

Verbesserungen.

Im LXXXIII. Bd. 2. St. S. 545. Z. 14. st. über ihn l. über ihn, hingehen,